

Concordia Seminary - Saint Louis

## Scholarly Resources from Concordia Seminary

---

Lehre und Wehre

Print Publications

---

1-1-1895

### Lehre und Wehre Volume 41

Concordia Seminary Faculty

*Concordia Seminary, St. Louis, ir\_csf@csl.edu*

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

---

#### Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 41" (1895). *Lehre und Wehre*. 41. <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/41>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact [seitzw@csl.edu](mailto:seitzw@csl.edu).

# Lehre und Wehre.

---

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

## Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigirt vom

Lehrer-Collegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweisse, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrthum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man heut viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie vertribet, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich setze einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen.“

---

Einundvierzigster Band.

---

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1895.



# Inhalt.

| <b>Januar.</b>  |  | Seite |
|---|--|-------|
| Borwort .....   |  | 1     |
| Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie..... |  | 10    |
| Die Milde Roms.....                                     |  | 17    |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....                     |  | 23    |

| <b>Februar.</b>   |  |    |
|---|--|----|
| Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi..... |  | 33 |
| Ein Nachstück aus dem ersten Viertel unsers Jahrhunderts.....     |  | 42 |
| Die Milde Roms.....   |  | 51 |
| Bermischtes.....  |  | 57 |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....                                |  | 58 |

| <b>März.</b>  |  |    |
|---|--|----|
| Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi..... |  | 65 |
| Die Actenstücke des Herrn von Schwarz .....                       |  | 72 |
| Ueber Luthers Vermögensverhältnisse.....                          |  | 76 |
| Die Milde Roms.....   |  | 79 |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....                                |  | 87 |

| <b>April.</b>   |  |     |
|---|--|-----|
| Nitzschs Theologie.....   |  | 97  |
| Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi..... |  | 104 |
| Die Milde Roms.....   |  | 114 |
| Bermischtes.....  |  | 120 |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....                                |  | 121 |

| <b>Mai.</b>  |  |     |
|--|--|-----|
| Ein Bericht der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ über die Lehrstellung der<br>Missourisynode..... |  | 129 |
| Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.....  |  | 135 |
| Nitzschs Theologie.....  |  | 141 |
| Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi.....                                |  | 147 |
| Literatur.....   |  | 152 |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....   |  | 153 |

| <b>Juni.</b>  |  |     |
|---|--|-----|
| Nitzschs Theologie.....   |  | 161 |
| Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.....           |  | 167 |
| Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi..... |  | 171 |
| Replik und Gegenreplik.....                                       |  | 177 |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....                                |  | 187 |



## **Juli und August.**

|   | Seite |
|---|-------|
| Zwei kirchenhistorische Irrlehren.....  | 198   |
| Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.....   | 209   |
| Vom Privatstudium des Pastors.....  | 222   |
| Gehört die dem Gesetz bei der Gesetzgebung hinzugefügte Verheißung, daß Gott denen, die ihn lieben, das Halten seiner Gebote aus Barmherzigkeit belohnen wolle bis in das tausendste Glied, in das Gesetz oder in das Evangelium? ..... | 237   |
| Bermischtes.....  | 244   |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....  | 250   |

## **September und October.**

|   |     |
|---|-----|
| Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.....   | 257 |
| „Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments“.....   | 264 |
| Vom Privatstudium des Pastors.....  | 272 |
| Gehört die dem Gesetz bei der Gesetzgebung hinzugefügte Verheißung, daß Gott denen, die ihn lieben, das Halten seiner Gebote aus Barmherzigkeit belohnen wolle bis in das tausendste Glied, in das Gesetz oder in das Evangelium? ..... | 286 |
| Kurze Zusammenstellung der Haupteinwürfe gegen die Lehre von der Eingebung der heiligen Schrift.....  | 290 |
| Ist Luther mitschuldig an der, schon bei seinen Lebzeiten sich vorbereitenden und nach seinem Tode sofort eintretenden, unheilvollen Vermischung der Kirche mit dem Staat?.....   | 299 |
| Bermischtes.....  | 304 |
| Literatur.....  | 306 |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....  | 308 |

## **November.**

|   |     |
|---|-----|
| „Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments“.....   | 321 |
| Vom Privatstudium des Pastors.....  | 328 |
| Die Antwort der Concordienformel auf die Frage, über welche göttlichen Eigenschaften die communicatio idiomatum in Christo sich erstrecke.... | 336 |
| Bermischtes.....  | 340 |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....  | 345 |

## **December.**

|   |     |
|---|-----|
| „Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments“..... | 353 |
| Vom Privatstudium des Pastors.....                        | 364 |
| Woher nimmt die Kirche theologische Professoren?.....     | 370 |
| Bermischtes.....  | 374 |
| Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....                        | 376 |

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 41.

Januar 1895.

No. 1.

## V o r w o r t .

Zwei Dogmen sind es insonderheit, um welche sich seit geraumer Zeit und auch gegenwärtig noch der Kampf der Geister bewegt, das Dogma von der Schrift und das von der Gnade. Die neueren Theologen zerarbeiten sich und zerbrechen sich die Köpfe, um neue Formeln aufzufinden, welche einerseits die Autorität des göttlichen Worts und das Sola Gratia nicht ganz verleugnen, andererseits die Mitwirkung der Menschen bei der Entstehung der heiligen Schrift, sowie die Mitwirkung des menschlichen Willens im Handel von der Seligkeit zum Ausdruck bringen sollen. Wir unsererseits halten unentwegt an dem Glauben der Väter fest und bekennen mit der ganzen Christenheit, daß die Schrift, und zwar Alles, was geschrieben steht, Gottes Wort ist, und daß der Mensch allein aus Gnaden selig wird, daß es allein die Gnade Gottes ist; welche die Sünder rechtfertigt, befehrt und erneuert, daß unsere Seligkeit und auch der Glaube, der da selig macht, ganz und gar in der allmächtigen Hand Gottes ruht. Und wir sammeln uns Waffen, alte und neue Waffen, aus der Rüstkammer des göttlichen Worts, um die mannigfaltigen listigen Angriffe derer zurückzuweisen, welche von der Rechten und von der Linken gegen jene doppelte Grundfeste der Wahrheit Sturm laufen. Will's Gott, soll unsere Theologie auch fernerhin bleiben, was sie bisher war, pure Schrifttheologie und Ruhm der freien Gnade, der Gnade Gottes in Christo. Wenn die zwei genannten Centraldogmen des christlich-lutherischen Glaubens unter uns intact erhalten werden, so ist überhaupt der Fortbestand der reinen Lehre garantirt.

Was wir von der Schrift lehren, was wir von der Gnade lehren, ist Gott Lob! kein bloßes Bekenntniß der Lippen, kein bloßer Wissensschatz, sondern ist uns allgemach in *sucum et sanguinem* übergegangen. Die Neueren berufen sich für ihre Neuerungen vornehmlich auf die Erfahrung. Wir haben auch etwas von dem, was wir lehren, durch Gottes Gnade erfahren. Die Neueren geben vor, die Betrachtung der Schrift, wie sie vorliegt, die Beschaffenheit der Schrift nöthige sie, es anzuerkennen, daß sich in

der Schrift neben Gotteswort auch Menschenwort finde, oder daß eigentlich Alles, was geschrieben steht, Product der Menschen sei, menschliche Reproduction göttlicher Offenbarung. Sie täuschen sich selbst. Ihr eigener Dünkel hat ihnen ihre Theorien über Schrift und Inspiration eingegeben, und mit dieser ihrer gefärbten Brille beschauen sie dann die Schrift und sehen darum Alles, was sie darin lesen, schief und verkehrt an. Wir kennen doch auch die Schrift. Wir gehen täglich mit der Schrift um und schöpfen alle Lehre, alle Predigt, allen Unterricht aus der Schrift. Unsere Schriftbetrachtung hat uns aber bisher zu dem entgegengesetzten Resultat geführt, hat uns immer von Neuem überzeugt, daß alle Schrift von Gott eingegeben ist, und uns dessen froh und gewiß gemacht, daß wir ein festes, prophetisches Wort haben. Die Neueren fordern in psychologischem Interesse Selbstentscheidung des Menschen für sein ewiges Heil. Aber ihr sogenanntes christliches „Ich“, aus welchem sie ihre Heilsordnung herausspinnen, ist im Grund nur das alte von Gott emancipirte Ich des Menschen, das nicht Gott allein die Ehre geben mag. Unsere Erfahrung stimmt mit dem „Allein aus Gnaden!“ „Nicht aus den Werken!“ Wir spüren noch täglich an uns die sündige, verderbte Art, wie untüchtig und unfähig menschlich Natur und Wesen zu geistlichen, göttlichen Dingen ist, wir würden uns schlechterdings verloren geben, wenn Gott nicht selbst die Rettung unserer Seele ganz in seine Hand genommen hätte, wenn wir zu unserm ewigen Heil auch nur das Geringsste beitragen müßten. Kurz, wir haben schon etwas von der Kraft des göttlichen Worts, von der Kraft der alleinseligmachenden Gnade an uns erfahren und suchen diese göttlichen Wahrheiten auch in den Herzen und Gewissen unserer Christen zu befestigen.

Die wahre Theologie ist eminent practisch, keine müßige Speculation. Sie macht das Herz fest und gewiß. Aber sie setzt sich auch, wenn man sie recht übt und anwendet, in That und Leben um. In dem Wandel und Gebahren der Christen, in der kirchlichen Praxis reflectirt sich die Lehre, welche in der Kirche, unter den Christen im Schwange geht. Das ist eine Probe, ob es uns mit der reinen Lehre voller Ernst ist, daß wir auch leben, was wir lehren. Die Frucht eines rechtschaffenen Christenlebens ist Beweis dafür, daß die rechte Lehre in den Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hat. Wo man hingegen rechtschaffene Christenwerke vermißt, da schließt man mit Recht, daß man zur Lehre nicht recht steht. Und wo in eine rechtgläubige Kirche ein leichtes Leben, lose, laze Praxis einreißen will, da steht eine solche Kirche in Gefahr, ihr Kleinod, den rechten Glauben, die reine Lehre zu verlieren. Wer will's leugnen, daß auch uns, auch unserer Synode von dieser Seite her Gefahr droht? So wollen wir uns jetzt, indem wir unser Banner mit der doppelten Inschrift „Es steht geschrieben“ und „Allein aus Gnaden“ von Neuem entfalten, insonderheit dazu ermuntern, daß wir als Christen, als Theologen, als Diener am Wort diese unsere doppelte Loosung auch im Leben und in der Praxis bethätigen, und wohl bedenken, wie folgen-

schwer es ist, wenn Lehre und Leben, Lehre und Praxis mit einander in Conflict gerathen.

Wir halten fest an dem „Es stehet geschrieben“. Alles, was geschrieben steht, das gilt, das ist wahrhaftig und gewiß. Und eben deshalb hat es Kraft und Gültigkeit, weil es geschrieben steht. Denn was geschrieben steht, das ist Gottes Wort. Das „Es stehet geschrieben“ soll auch Leitstern der Kirche sein für ihren Wandel durch die Welt. „Nach dem Gesetz und Zeugniß“, das sei und bleibe auch die Loosung unsers Wandels. Wir Christen leben hier in einer argen, bösen Welt. Gottes Recht und Ordnung ist allenthalben verderbt und verkehrt. Handel, Gewerbe, Geschäfte, Handwerk ist mit grober und feiner Ungerechtigkeit versetzt. Die Selbstsucht ist das Grundgesetz für den Verkehr der Menschen unter einander. Was in der Welt ist, woran die Welt sich labt und ergötzt, das ist Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben. Die Ehe, das Familienleben, die Kinderzucht sind in schiefe Bahnen gerathen. Es ist Alles faul und die Welt wird immer mehr zum Aas, über welches sich die Adler des Gerichts sammeln. Und da ist es denn Sache der Christen, die in diese Welt hineingesetzt sind, die noch in und mit der Welt hantiren müssen, daß sie auf Schritt und Tritt sich vorsehen und bei allen Dingen, die sie in die Hände nehmen, wohl zusehen, ob das Ding auch sauber, lauter, ehrbar ist, daß sie allewege den Blick nach Oben richten und recht prüfen, welches der gute, vollkommene, wohlgefällige Gotteswille sei, daß sie in allen Verhältnissen, unter allen Umständen die Frage im Herzen bewegen: Was will mein Gott von mir? Oder mit andern Worten: Was sagt mir mein Gott? Was stehet geschrieben? Ein Christ, welcher ängstlich darauf bedacht ist, daß er nichts thue, was dem Namen Christi zuwider ist, findet in allen Fällen Licht und Rathes genug in der Schrift. Und sobald er erkannt hat, was die Schrift sagt, ist für ihn die Sache entschieden. Es ist das Wahrzeichen einer rechtschaffen christlichen Gemeinde, daß sie alle Fragen, die sich ihr bei ihrem Gang durch die Welt aufdrängen, in das Licht des göttlichen Wortes, in das Licht der Schrift stellt, daß sie sich nicht vom großen Strom fortreißen läßt, sondern stets forschet und erwägt, welche Dinge Lob und Tugend, welche Dinge Mittel Dinge sind, und an welchen Dingen Schmutz und Unrath klebt, und daß sie sich in all ihrem Thun und Lassen, in dem, was sie ihren Gliedern gebietet, erlaubt, verbietet, durch das Wort der Schrift bestimmen läßt. Gottes Wort führt billig in einer Christengemeinde das Regiment, und die Herrschaft des göttlichen Wortes erweist sich gerade auch darin, daß Gott in seinem Worte seinem Volk sagt und zeigt: das ist der Weg, weicht nicht zur Rechten noch zur Linken, und daß Gottes Volk die Stimme seines Gottes hört und vernimmt und sich in allen Stücken durch Gottes Wort und Willen leiten und gängeln läßt. Und es ist heilige Pflicht eines christlichen Predigers, daß er seiner Gemeinde das Bewußtsein lebendig erhalte, daß das Wort der Schrift, welches er ihr predigt und auslegt, auch der

oberste Richter des Lebens und der Sitten ist, daß er ja nicht das Wort, das geschrieben steht, nach den conträren Verhältnissen ummoble, sondern die Verhältnisse dem Wort der Schrift anpasse und unterthänig mache, daß er das Gemeindeleben in die Bahn einweise, welche das Wort vorzeichnet, daß er die Frage, was seiner Gemeinde und einzelnen Gliedern derselben fromme und nütze, nicht nach eigenem Gutdünken, sondern nach dem Worte Gottes beurtheile und a priori gewiß sei, daß, was Gottes Wort fordert, auch der *salus populi* dienlich ist, was Gottes Wort verwehrt, den Seelen verderblich ist.

Eine Gemeinde, eine Kirche fährt nur wohl dabei, wenn Gottes Wort in der pastoralen Praxis, im Gemeindeleben, im Wandel der Christen zu seinem Recht und zu Ehren kommt. Es ist dies ein handgreiflicher Beweis der göttlichen Autorität des geschriebenen Wortes, es dient dies nur zur Befestigung des Ansehens der Schrift in der Kirche. Wenn eine ganze Gemeinde, eine ganze Kirche sich unter das Wort der Schrift beugt und alle Belehrungen und Weisungen hinnimmt, die ihr die Diener der Kirche aus der Schrift ertheilen, auch dann, wenn solcher Gehorsam dem Fleisch und Blut gar schwer fällt und Spott und Schaden einbringt, so wird es Jedermann recht bewußt, daß das Wort, das da geschrieben steht, eine Macht außer und über dem Menschen ist, daß der lebendige Gott hier selbst zu den Menschen redet, und wer Gott fürchtet, höret eben auf Gottes Stimme. Und so werden dann die Christen auch um so williger, alle dem zu glauben, was Mose und die Propheten und die Apostel geschrieben haben. Die Hauptsache in der Schrift ist ja freilich nicht das, was die Schrift von des Menschen Thun und Lassen sagt, sondern was sie uns von Gottes Thun und Rath zum Heil der Welt offenbart, was sie unserm Glauben vorlegt. Der Christenglaube geht gleichermaßen, wie das Christenleben, dem Lauf der Welt zumider. Aber wenn nun Teufel, Welt, Fleisch den Glauben erschüttern wollen, so sind Christen, deren Glaube im Gehorsam des Wortes, im Gehorsam des Lebens erprobt ist, wohl im Stande, mit einem Wörtlein, das geschrieben steht, die Feinde ihres Glaubens niederzuschlagen. Das Wort der Schrift hat eben in ihrem Herzen und Leben einen festen Halt gewonnen, das gilt ihnen Alles, das beherrscht sie, das setzt sich durch, das behält den Sieg im Kampf des Glaubens, wie im Kampf des Lebens.

Es kann aber nun leicht geschehen, daß eine Gemeinde in diesem oder jenem Stück von der rechten Bahn abirrt. Die Weise der Welt, zu welcher sich auch das Fleisch der Christen noch hingezogen fühlt, und der Weg, dem das Wort weist, sind eben stracks wider einander. Wir denken hier nicht an die täglichen Sünden und Schwachheiten, welche auch Christen nicht vermeiden können, so lange sie noch im Fleisch wandeln. Das Leben wird immer hinter der Lehre drein hinten. Erst zuletzt, wenn sie vollendet ist, wird die Gemeinde des Herrn ganz rein und schön, ohne Flecken oder Runzel vor dem Bräutigam erscheinen. Die Gebrechlichkeit der Christen im Leben

und Wandel begründet indeß noch keinen Gegensatz zu Gottes Wort. Wahre Christen, welche in der täglichen Reue und Buße leben, kehren doch immer wieder von allen Irrgängen und Fehlritten in das richtige Geleise zurück und corrigiren fort und fort ihr Handeln und Wandeln nach dem unverbrüchlichen Recht des göttlichen Wortes. Es kann aber leicht auch geschehen, daß solche Correctur unterbleibt, daß Widerspruch gegen Gottes Wort, allerlei ungöttliches Wesen in einer Christengemeinde sich Hausrecht verschaffen will. Da erfordert es dann die Treue gegen Gottes Wort, daß der Prediger und alle ernstern Gemeindeglieder ob dem Wort kämpfen, dem Bösen widerstehen und nicht eher ruhen und rasten, als bis der alte Sauerteig ausgefegt ist. Und wehe, wenn Prediger und Gemeinde hier gleich im Beginn des Kampfes die Waffen strecken oder nur mattherzig Widerstand leisten und in die Lüste streichen, eingerissene Schäden und Mißstände sitzen lassen und sich damit entschuldigen und beruhigen, daß die Macht der Verhältnisse hier die Durchführung schriftgemäßer Praxis nicht gestatte.

Was ist die unvermeidliche Folge derartiger Nachgibigkeit gegen das Böse? Es entsteht auf diese Weise ein offenkundiger Zwiespalt zwischen Lehre und Leben, zwischen Grundsatz und Praxis, und durch die abnorme, schriftwidrige Praxis wird das oberste Princip: Alles, was geschrieben steht, das hat Gott gesagt, und was Gott sagt, das gilt, gefährdet und erschüttert. Da finden sich klare, unmißverständliche Worte der Schrift, die zeigen den rechten Weg und strafen den Irrweg, die lehren, was der Wahrheit und der Liebe gemäß ist, was alles zu dem rechtschaffenen Wesen in Christo gehört, und strafen die Ungerechtigkeit, Unlauterkeit, Uneinigkeit, alle Verstöße gegen die Liebe, und diese Worte sind der Gemeinde wohl bekannt und werden ihr fort und fort durch die öffentliche Predigt in Erinnerung gebracht und ins Gewissen eingeschärft. Was aber in der Gemeinde geschieht, was die Einen thun und die Andern dulden und geschehen lassen, das widerspricht solchen klaren Worten der Schrift, und der Widerspruch setzt sich fest, wird chronisch und wird durch alle Belehrung, Mahnung, Strafe, Drohung nicht gedämpft und beseitigt. Leute, welche offenkundig und anhaltend dem deutlichen Zeugniß der Schrift widerstreben, werden in infinitum noch als Christen angesehen und behandelt. Was hat das für Wirkung? Welche Gedanken müssen da nothwendig in den Herzen aufsteigen und Raum gewinnen? Solche Gedanken, wie die: Ja, sollte Gott gesagt haben? Sollte das, was geschrieben steht, so ernst gemeint sein? Wer weiß, ob Gott das so gesagt und gemeint hat? Wenn das, was der Prediger aus der Schrift darlegt, alles unverbrüchliches Gotteswort und hochheilige Wahrheit wäre, so müßte es doch auch in der Anwendung und Praxis heißen: Entweder — Oder! Entweder du beugst dich unter dieses Wort und kommst dem nach, oder du hast keinen Theil an Gott und an der Wahrheit! Wenn Christen in der Kirche Sonntag für Sonntag das Rechte hören und dann in ihren Kreisen in vielen Stücken

das Widerspiel davon sehen, und etwa auch gewahren, wie der Prediger in seiner Praxis mit dem Widerspiel zurechtzukommen sucht, so werden ihre Gewissen nach und nach gegen das, was sie hören, gegen Gottes Wort abgestumpft. Die Scheu und Furcht vor Gottes Wort verliert sich mehr und mehr. Ja, der Glaube an Gottes Wort geht, wenn auf diesem Wege kein Einhalt geschieht, in die Brüche. Der Glaubenssatz: Was die Bibel sagt, das ist Gottes Wort, das gilt, das soll und muß gelten, wird schließlich bloße Theorie. Und Alles, was die Bibel sagt, auch was sie von den himmlischen, göttlichen Geheimnissen sagt, und Alles, was der Prediger aus der Schrift vorlegt, auch was er vom Rath der Seligkeit verkündigt, wird Theorie. Das Wort fähet nicht mehr, wenn man sich, auch zunächst nur in Einem Punkt, an den Widerspruch gegen das Wort gewöhnt und mit dem Widerspruch vertragen gelernt hat. Die Herzen und Gewissen sind nicht mehr an das Wort gebunden und im Wort gefangen. Das Band, welches das Wort mit den Menschenherzen verknüpft, ist gelöst. Und wenn man dann in der Stunde der Angst und der Anfechtung das „Es steht geschrieben“ als Schutz- und Trutzwaffe gebrauchen will, dann wird man zu seinem Schrecken inne, daß diese Waffe ihren Dienst versagt, daß man unfähig ist, damit zu kämpfen und zu siegen. Der erste beste Widerspruch des bösen Feindes nimmt Sinnen und Gedanken, Herz und Gewissen gefangen. Denn das Herz ist einmal dem Widerspruch geöffnet. Gott bewahre uns in Gnaden davor, daß uns das Schriftprincip eine bloße Theorie werde!

Der Hauptinhalt der Schrift ist der Rath Gottes von unserer Seligkeit oder die Gnade Gottes in Christo. Gott Lob! durch all' unser Lehren, Predigen, Schreiben klingt der Grundton hindurch: „Ich will rühmen Gottes Wort“, und: „Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich.“ Daß es uns aber auch mit dem, was wir von der Gnade des Herrn sagen und rühmen, ganzer Ernst ist, beweisen wir damit, daß wir auch diese Lehre in die Praxis umsetzen. Die Gnade regulirt unser Verhältniß zu Gott. Aus Gnaden, um Christi willen, ohne alle Rücksicht auf unser eigenes Thun und Verhalten hält Gott uns für fromm und gerecht. Wir wissen es und hören es immer von Neuem, daß wir in Christo einen gnädigen Gott haben. Dieser vornehme Glaubensartikel kommt zur Geltung, wenn wir mit Gott handeln, vor Gott treten und beten. Da nahen wir uns im Glauben, in getroster Zuversicht dem Gnadenthron. Aber die heilsame Gnade erzeigt ihre Kraft auch im Thun und Wandel der begnadigten Sünder. Gott, unser Heiland, der uns erlöst hat von aller Ungerechtigkeit, reinigt sich selbst auch ein Volk des Eigenthums, das da fleißig ist zu guten Werken. Gerade dann, wenn wir bedenken und fest glauben, daß vor all' unserm Thun unsere Sache mit Gott richtig gestellt ist, daß wir mit unsern Werken nicht erst Gott zu versöhnen brauchen, daß durch Christi Werk und Verdienst uns längst Gottes Herz und Wohlgefallen und der Himmel erschlossen ist, erkennen wir auch recht, daß unser ganzes Erdenleben nur dem Dienst am

Nächsten, dem Dienst der Liebe zur Verfügung steht, und werden willig, unserm Nächsten in der Liebe zu dienen. Und so gehört es zum Amt eines evangelischen Predigers, daß er die Christen mit der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu allen guten Werken reize und ansporne, und, wenn er nicht den erwünschten Erfolg vor Augen sieht, soll er doch der Macht der Gnade vertrauen und dessen gewiß sein, daß die Gnade Gottes auch sicher Früchte bringt, wenn sie einmal in den Herzen Wurzel gefaßt hat. Die Gnade Gottes bessert auch. Die Gnade allein ist es, welche die Sünder bekehrt und die bekehrten Sünder heiligt und von den noch übrigen Sünden und Untugenden reinigt. Das ist eine Wahrheit von practischer Bedeutung. Darum soll ein Prediger und jeder gläubige Christ mit allem Fleiß an der Besserung seiner Brüder arbeiten und sonderlich an denen, die noch vor andern der Besserung bedürfen, soll, was zu strafen ist, mit Gottes heiligem Wort und Gebot strafen, dann aber mit der Liebe Christi in sie eindringen, und sie herzlich und ernstlich vermehren, daß sie von dem abstehe, was Christo mißfällt und was sich mit dem Christenglauben nicht verträgt. Ein wahrhaft lutherischer Prediger ist felsenfest davon überzeugt, daß der Gnade des Herrn kein Ding unmöglich ist, daß die Gnade des Herrn auch steinharte Herzen erweichen, aus Unwilligen Willige, aus Widerspenstigen solche Leute machen kann, die in den Geboten des Herrn wandeln. Diese seine Ueberzeugung würde er Lügen strafen und derselben zuwider handeln, wollte er von vornherein gewisse Schäden und Mißstände in der Gemeinde als unheilbar ansehen und sich daher gar nicht die Mühe geben, an dieselben Hand anzulegen, wollte er von vornherein daran verzweifeln, unartige, spröde Menschen andern Sinnes zu machen.

Wenn die heilsame Gnade in der Praxis des Pastors und der Gemeinde recht zur Anwendung kommt und im Leben der Christen ihre Wirkungen zeigt, dann tritt sie nur um so lebendiger den Einzelnen in das Bewußtsein. Das Gnadenwerk Gottes in der Gemeinde ist eine Thatpredigt von der rettenden Gnade. Wenn man sieht, welche Macht die Gnade, das Wort der Gnade, welches in der Gemeinde im Schwange geht, über die Herzen und Gemüther hat, wie dadurch die wahre Gottseligkeit gemehrt wird, alle rechtschaffenen Christenwerke gefördert, böse, schädliche Einflüsse überwunden, wie dadurch Irrende zurechtgebracht, verlorne Seelen wiedergewonnen werden, so werden die Christen nur in der Ueberzeugung gestärkt, daß es eine wahrhaftige, gewisse, zuverlässige Gnade ist, welche Sonntag für Sonntag den armen Sündern zu Trost verkündigt wird, daß die Gnade gewißlich auch ihre Seelen rettet und selig macht. In dem Maße, als die Christen in guten Werken sich üben, erkennen sie auch: „Es ist doch unser Thun umsonst auch bei dem besten Leben.“ „Ist etwas Guts am Leben mein, so ist es wahrlich lauter dein!“ Die da lässig und träge sind, sehen und fühlen gar nicht, wie viel ihnen gebricht, und schlafen und träumen, wenn ihnen auch die Gnade mit den lieblichsten Worten ange-



priesen wird. Die dagegen fleißig sind in guten Werken, werden es immer besser gewahr, wie viel ihnen noch fehlt, wie viel Unlust, Verdruß, Trägheit, Selbstsucht, Hoffart auch ihren besten Werken noch anklebt, wie ihre alte böse Natur fort und fort dem entgegenstrebt, was der Geist Gottes in ihnen und durch sie Gutes wirkt, und daß sie darum auch mit den besten Werken bei Gott nichts verdienen, auch bei dem besten Leben mit ihrer Würdigkeit vor Gott nicht bestehen können, und werden darum immer begieriger nach der vernünftigen lautern Milch des Evangeliums, nach dem Trost der Vergebung der Sünden, und jauchzen und jubeln in ihrem Herzen, so oft sie die alte bekannte Weise vernehmen: „Aus Gnaden, hier gilt kein Verdienen!“ Gewiß, die alleinseligmachende Gnade gewinnt desto festeren Halt in einer Christengemeinde, in den Herzen und Gewissen der Christen, je reichlicher Pastor und Gemeinde die Kraft der Gnade in der Praxis, im Leben und Wandel erproben.

Umgekehrt verliert die Gnade Gottes ihren Halt in einer Christengemeinde, wenn man ihrem heiligenden, läuternden Einfluß den Weg verstellt. Die heilsame Gnade züchtigt uns, daß wir verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt. In dem Maß, als ein Christ diese züchtigende Wirkung der Gnade hindert, hemmt er auch die heilsame Wirkung derselben. In dem Maß, als eine Gemeinde der Zucht der Gnade und des Geistes sich entzieht, verkümmert sie sich den Trost der Gnade. Wenn man es mit der Sünde leicht zu nehmen beginnt, zunächst diese oder jene Sünde und Abweichung von Gottes Wort für ungefährlich ansieht, so verliert sich allgemach das Bedürfniß und Verlangen nach der Vergebung der Sünden, und die Predigt von der Vergebung der Sünden rauscht über die Herzen und Gewissen hinweg. Gleichgültigkeit gegen Sünde und Gnade ist der beginnende Abfall von der Gnade. Und das Ende dieses schlimmen Abweges ist, daß Gott schließlich die Sichern und Satten leer läßt und sich mit seinem Geist und seiner Gnade von den Undankbaren zurückzieht.

Die Gnade erreicht nicht bei Allen, denen sie angeboten wird, ihren Zweck. Die Gnade zwingt Niemanden. Der Mensch kann der Gnade widerstehen. Auch in der Christenheit fehlt es nicht an Solchen, welche die Gnade Gottes vergeblich empfangen. Es gibt Heuchler in der Kirche, todtte Glieder, in denen der Geist Gottes nichts wirkt, weil sie eben seine Wirkung hindern. Die sind Gott, dem Herzenskündiger, allein bekannt, sie täuschen mit ihren christlichen Geberden die Andern, die Gemeinde kann ihnen darum nichts anhaben, aber sie halten auch das Werk Gottes in der Gemeinde nicht auf. Aber es finden sich unter den Christen auch Andere, welche auf Gnade hin sündigen und deren Sünden offenbar sind und welche alle Güte, Geduld und Langmuth Gottes, welche die Sünderliebe Christi, die in den Bußvermahnungen der Gemeinde ihnen nahetritt und sich an ihrem Herzen und Gewissen bezeugt, schnöde verachten. Diese Verächter der Gnade

erregen Gottes Unwillen und wandeln sich selbst die Gnade in Zorn und Ungnade. Gott zürnt jetzt nicht mehr den Sündern, wohl aber denen, welche die Vergebung ihrer Sünden mißachten und zum Dienst der Sünde mißbrauchen, er läßt seiner Gnade nicht spotten und beweist damit, daß seine Gnade ein wichtig, großes und ernstes Ding ist. Und so ist es sein heiligster Wille, daß seine Gemeinde den offenbaren Verächtern der Gnade das Urtheil spreche, daß sie nicht mehr unter der Gnade, sondern unter dem Zorn sind, und sie den Heiden und Höllnern gleich achte. Wenn dies aber nun nicht geschieht, wenn eine Gemeinde lose, leichtfertige Gesellen, welche Christum zum Sündendiener und die Freiheit, die Christus ihnen erworben, zum Schanddeckel der Bosheit machen, in ihrer Mitte duldet und frei gewähren läßt, so treibt sie an ihrem Theil mit der Gnade ihr Gespötte und macht Andern Muth, lieber auf Gnade hin zu sündigen, statt sich mit der Gnade wider die Sünde zu trösten und mit der Gnade die Sünde zu überwinden. Und wenn ein Prediger solche Sündendiener, die sich auf Gnade berufen, mit der Gnade Gottes tröstet und von ihrem Sündendienst absolvirt, so hilft er nicht nur diesen selbst zum Verderben, sondern bringt überhaupt bei seinen Zuhörern die Gnade Jesu Christi in Mißcredit und Verachtung, bringt, so viel an ihm ist, die beiden Hauptstücke aller Lehre in Vergessenheit, daß die Sünde der Leute Verderben ist, und daß die Gnade Gottes vom Verderben errettet. Ob er auch sonst von der Gnade richtig lehrt, so läßt doch seine dem widersprechende Praxis die Gnade und Erlösung Jesu Christi nicht sowohl als Balsam verwundeter, erschrockener Gewissen, denn vielmehr als ein Ruhepolster für sichere Sünder erscheinen, nicht sowohl als Trost und Anker für die, welchen die Sünde leid ist, denn vielmehr als Ermuthigung für die, welchen die Sünde lieb ist. Wenn alle Namenschristen, welche die Kraft der Gottseligkeit verleugnen, welche durch die heilsame Gnade sich nicht züchtigen und nicht bestimmen lassen, das un-göttliche Wesen und die weltlichen Lüste zu verleugnen, an den Gnadengütern der Kirche Antheil bekommen, so wird damit die Gnade Gottes als eine gemeine, geringe Waare hingestellt und behandelt, um die schließlich Niemand viel mehr gibt. Kurzum, eine leichte, lose Praxis ist eine durch und durch unevangelische Praxis, drängt das allerheiligste Evangelium von der Gnade und Herrlichkeit Gottes in den Hintergrund, tritt es in den Staub, reißt es aus den Herzen und Gewissen heraus und raubt den armen Sündern den einzigen Trost im Leben und Sterben.

Fürwahr, es steht viel, es steht Alles auf dem Spiel, wenn es dem Feind der Kirche Gottes gelingt, in eine rechtgläubige Kirchengemeinschaft eine Praxis nach seinem Sinn und Willen einzuschmuggeln. Ist die rechte Lehre einmal erst aus dem Leben, dann aus den Herzen und Gewissen herausgenommen, so ist sie in Wahrheit nicht mehr Besitz und Eigenthum derer, die sie im Munde führen. Sie ist dann nur noch ein äußerlicher Zierrath am Kirchengebäude, der lose anklebt und leicht abgebrochen werden kann.

Falsche Stellung zur Lehre kann im Nu in falsche Lehre umschlagen. So lieb uns darum Gottes Wort, so lieb uns das Evangelium ist, so sehr uns das Heil unserer Seelen und das Wohl unserer Kirche am Herzen liegt, so ernstlich wollen wir es uns angelegen sein lassen, das, was wir lehren, insonderheit auch was wir von dem Worte Gottes und von der Gnade Gottes lehren, zu leben und zu practiciren. Wenn wir fernerhin gerade wegen unsers Bekenntnisses zur Schrift und zum freien Erbarmen Gottes angefeindet werden, wenn man uns deshalb des Rigorismus beschuldigt, daß wir die Gegenlehre und das Widerspiel nicht auch gelten und uns gefallen lassen, so helfe Gott, daß solcher Vorwurf allewege wohl begründet sei!

G. St.

## Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.

### V.

Wir haben bisher gesehen, wie Melancthon in der Apologie die gotteslästerliche Lehre von der Gerechtigkeit und Seligkeit des Menschen durch die Werke mit der Schleuder des Wortes und dem Schwerte des Geistes darnieder streckt. Zugleich gibt er nun aber auch mit dem „sola fide“ den glodenreinen Schrift- und Grundton für die Lehre von der Rechtfertigung an und zeigt insonderheit im dritten Abschnitte, „daß der Glaube an Christum gerecht macht“, und im vierten und letzten, „daß wir Vergebung der Sünde allein durch den Glauben an Christum erlangen“. 98; 100.

Es liegt nun auf der Hand, daß für das rechte Verständniß der biblischen, lutherischen Rechtfertigungslehre alles davon abhängt, welchen Begriff man mit dem Worte „Glaube“ verbindet. Wer zwar die fides rühmt, wohl gar von der sola fides viel Redens macht, mit dem Ausbrude Pauli aber nicht den paulinischen Sinn verbindet, treibt ein unwürdiges Spiel mit Worten, macht sich selber und andern ein X für ein U, treibt in der Theologie das Werk eines Falschmünzers und lügt und trägt bei Gottes Namen. Die Apologie richtet darum im zweiten Abschnitte ihres Artikels von der Rechtfertigung vorerst ihre Aufmerksamkeit auf das Wesen des seligmachenden Glaubens und zeigt: „Was der Glaube sei, der für Gott fromm und gerecht macht.“ 95. Sie beschreibt die Art und Beschaffenheit der fides salvifica, des „rechten christlichen Glaubens, davon Paulus an allen Orten so oft redet, daß wir durch den Glauben für Gott fromm werden“. 95, 48. Was die Lutherischen unter dem Glauben verstehen, welchen sie in all ihren Worten und Schriften so hoch mit Paulus rühmen, soll jedem klar werden. Allem Mißverstand will Melancthon, so viel an ihm ist, vorbeugen und denselben, wo er sich schon eingenistet hat, beseitigen. „Dieses — spricht er 99, 68 — habe ich bisher gesagt, daß ich anzeige, wie es zugehet, wie wir neu geboren werden, und daß man ver-

stehen möchte, was der Glaub ist oder nicht ist, davon wir reden.“

Eine genaue Beschreibung des Glaubens nach seinem Wesen war nöthig, weil die Lutherischen in der Lehre von der Rechtfertigung ja nicht in genere von Glauben, sondern von einem bestimmten Glauben, von der *fides salvifica et justificans*, dem Glauben im paulinischen Sinne redeten und von dem also biblisch bestimmten Begriffe aus ihre Aussagen machten; die Römischen aber eine von der lutherischen ganz verschiedene, verkehrte, schriftwidrige und geradegu verächtliche Vorstellung vom Glauben hatten und auch in ihrem Kampfe gegen die lutherische Rechtfertigungslehre nicht von dem Begriff ausgingen, welchen ihre evangelischen Gegner mit dem Worte „Glaube“ verbanden, sondern denselben, allen Protesten zum Trotz, ihre eigene Vorstellung unterschoben und von dem also willkürlich gewonnenen Begriffe aus die lutherischen Aussagen beurtheilten, resp. verurtheilten.

„So kalt, so verächtlich“ — klagt die Apologie — lehren und reden die Widersacher vom Glauben. In all ihren Büchern sei nicht ein Titel, nicht eine Sylabe vom Glauben und Erkenntniß Christi, daß jedermann sich wahrlich hoch verwundern sollte, warum die Widersacher so wenig oder gar nichts vom Glauben lehren. 95, 47. 97, 60. Die Römischen, welche mit Gott, der hohen Majestät, „durch ihr elend, bettelisch Werk und Verdienst handeln“, seien in ihrer äußerlichen Frömmigkeit und Wertgerechtigkeit so ersoffen, daß sie „nimmer erfahren, wie ein groß kräftig Ding der Glaube ist, quid sit fides et quam sit effoax“. 97, 60. 91, 21. Ihnen sei der Glaube nichts als *notitia historiae*, schlecht Erkenntniß der Historien, bloß Wissen der Historien, *otiosa cognitio*, ein müßiger, fauler Gedanke, der auch neben Todsünden bestehen könne. Melancthon schreibt: „Die Widersacher, damit sie des Namens Christi nicht gar als die gottlosen rohen Heiden schweigen, reden also vom Glauben, daß sie sagen, es sei ein Erkenntniß der Historien von Christo.“ 89, 17. „*Fidem intelligunt tantum notitiam historiae seu dogmatum.*“ 150, 262. „Die Widersacher, wenn sie vom Glauben reden, sagen sie, der Glaube müsse für der Buß hergehen, und verstehen nicht den Glauben, welcher für Gott gerecht macht, sondern den Glauben, durch welchen *in genere*, das ist, ingemein gegläubet wird, daß ein Gott sei, daß eine Hölle sei“ zc. 177, 60. „Die Widersacher wollen wähnen, der Glaub sei dieses, daß ich wisse oder gehört habe die Historien von Christo; darum lehren sie; ich könne wohl gläuben, ob ich gleich in Todsünden sei.“ 95, 48. „Sie sagen, der Glaube könne neben einer Todsünde sein.“ 107, 110. Nach römischer Lehre könne Jemand gar wohl ein Mörder, Ehebrecher, Dieb, Trunkenbold und zugleich auch ein Gläubiger sein, denn — wie der römische Theologe Caspar Schatzgeier in seinem 1527 geschriebenen *scrutinium* bei Blitt, Augustana II, 33. sagt — „*fidei non repugnat peccatum quodlibet mortale, sed infidelitas, estque a charitate*

separabilis.“ Und Joh. Dietenberger sagt in seiner Schrift „Der Laye“ vom Jahre 1523 l. c. : „Geschmückt macht er (der Glaube) den Menschen ein Kind der Genaden, ein Erben des Himmelreichs und gerechtfertigt. Bloß aber scheidet er den Menschen nit ab von den Teufeln, hilft nichts zu dem Himmelreich, bringt zu keiner Gerechtigkeit.“

Der Glaube ist sonach den Römischen nur Sache des intellectus und nicht des affectus und des Willens. Die Definition des Glaubens als fiducia wurde von römischen Theologen ausdrücklich verworfen. So erklärt z. B. die Pariser Sorbonne in ihrer Instructio vom Jahre 1534 bei Lämmer Vortrid. Kath. Theol. S. 139: „Errant illi, qui fidem et fiduciam confundunt, dicentes fidem esse fiduciam et non aliud quam fiduciam, quum fides ad intellectum spectet, fiducia vero ad affectum.“ Von der fides salvifica, welche wesentlich fiducia ist, wußten und wollten die Römischen nichts wissen. Et schrieb zwar: „False imponit Ludder catholicis, quod negent fidem esse necessariam“, aber Luther hatte recht, denn gerade den Glauben, welchen die Schrift als fiducia rühmt, bekämpfte Et mit seinen Genossen in Luther. Die Römischen kannten nur einen todtten Glauben, fides informis, das Wissen der Lehren. Die fides formata, von welcher sie viel rühmten, ist nicht etwa ein anderer Glaube, sondern derselbe, zu dem aber die Liebe hinzugetreten ist. Es ist dieselbe fides, welche die Teufel, die Ehebrecher und Mörder und Diebe haben, nur daß dieselbe als formata nicht mehr bloß, allein, nackt, sondern geziert, geschmückt, bekleidet ist, nicht dadurch, daß der Glaube selber innerlich, wesentlich ein anderer geworden, sondern dadurch, daß zum Glauben die Liebe hinzu gekommen ist.

Diese römische Lehre nun, nach welcher der Glaube nichts ist, als ein verächtlich Ding, ein bloßes, nacktes, kaltes, kraft- und fruchtloses Wissen, das auch Gottlose und selbst die Teufel mit Christen gemein haben, weist die Apologie mit Entrüstung zurück und zeigt, daß der Glaube ein solch Vertrauen sei, das in der heiligen Schrift und sonderlich in den Propheten und Psalmen als der „allerhöchste, edelste, heiligste, größte, angenehmste, beste Gottesdienst“ gepriesen werde. 97, 59. „Mirum est — ruft darum Melancthon 97, 59. 60. aus — adversarios adeo extenuare fidem, quum videant ubique pro praecipuo cultu laudari, ut (Ps. 50, 15.): Invocame in die tribulationis et eripiam te. Ita vult innotescere Deus, ita vult se coli, ut ab ipso accipiamus beneficia, et quidem accipiamus propter ipsius misericordiam, non propter merita nostra.“

Wenn ein Herz und Gewissen, das in Ansehung des Todes oder des Teufels ist, in großen Aengsten seine Sünden und seinen Jammer und Gottes Zorn recht fühlt, sich nicht stillen und zufrieden stellen läßt, gerne Grund fühlen und auf etwas fußen und ruhen möchte, meint, Gott wolle es in ewiger Ungnade in den ewigen Tod von sich stoßen, den Muth verliert und je vor großem Zorn erzittert vor Gott, der so greulich schreckt und straft,

die große Last der Sünde und Qual des Jornes Gottes empfindet, im Kampf mit Satan und in rechten Aengsten erfahren hat, was Sünde und Gottes Jorn ist, im Zweifel steht, ungewiß schwebt und bangt und nicht weiß, ob es Vergebung der Sünden erlangen wird oder nicht und erschrocken vor Gottes Gesetz und Jorn und Urtheil fleucht, — wenn ein solch Herz und Gewissen ausgerichtet, getröstet, erquicket, erkühlet wird, Frieden, Licht und Leben empfängt, Trost empfindet, Lust bekommt, aus dem Zweifel, ob Gott gnädig sei und Sünde vergebe, heraus gerissen wird, gegen Gottes Jorn, die Schrecken des Gewissens und des Gesetzes obliegt durch Christum: dann ist nach der Apologie der seligmachende Glaube vorhanden. 101, 79; 107, 106; 87, 4; 109, 121; 98, 63; 95, 46. 47; 90, 20; 93, 37. „Als David das Wort gläubet, empfähet sein Herz wieder Trost, Licht und Leben“, heißt es 176, 56. „Denn Sünde recht fühlen und Gottes Jorn ist nicht so ein schlecht, schläfrig Ding. Wiederum Vergebung der Sünde ergreifen ist nicht so ein schwacher Trost.“ 101, 79.

Der Glaube, von welchem die Apologie redet, ist nicht bloße Erkenntniß, müßige Spiegelung im menschlichen Verstande, sondern felsenfeste Gewißheit, starkes Vertrauen des Herzens, *fiducia in voluntate*, ein *velle et accipere*, ein sich ganz auf etwas verlassen und sich einer Sache von ganzem Herzen annehmen und getrösten. „Der Glaube, welcher für Gott fromm und gerecht macht, ist nicht allein dieses, daß ich wisse die Historien, wie Christus geboren, gelitten zc. (das wissen die Teufel auch), sondern ist die Gewißheit oder das gewisse, starke Vertrauen im Herzen, da ich mit ganzem Herzen die Zusag Gottes für gewiß und wahr halte, durch welche mir angeboten wird ohne mein Verdienst Vergebung der Sünde, Gnade und alles Heil durch den Mittler Christum. Und damit niemand's wähne, es sei allein ein bloß Wissen der Historien, so setze ich das dazu, der Glaub ist, daß sich mein ganz Herz desselbigen Schazes annimmt, und ist nicht mein Thun, nicht mein Schenken noch Geben, nicht mein Werk oder Bereiten, sondern daß ein Herz sich des tröstet und ganz darauf verläßet, daß Gott uns schenkt, uns gibt, und wir ihm nicht, daß er uns mit allem Schaz der Gnaden in Christo überschüttet.“ 95, 48. „Erfahrene Christen reden viel anders vom Glauben, denn die Sophisten, wie wir droben angezeigt, daß gläuben heißt vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, daß er gnädig sein wolle um Christus willen ohn unsern Verdienst, und das heißt gläuben den Artikel, Vergebung der Sünde. Dieser Glaub ist nicht allein die Historia wissen, die auch die Teufel wissen. Darum ist das Schulargument leicht aufzulösen, daß sie sprechen, die Teufel gläuben auch, darum mache der Glaube nicht gerecht. Ja, die Teufel wissen die Historia, gläuben aber nicht Vergebung der Sünde.“ 140. „*Praeterea si quis sophista cavillatur justitiam in voluntate esse, quare non possit tribui fidei, quae in intellectu est, facilis est responsio, quia isti in sholis etiam fatentur voluntatem im-*

perare intellectui, ut assentiatur verbo Dei. Ac nos clarius dicimus: *Sicut terrores peccati et mortis non sunt tantum cogitationes intellectus, sed etiam horribiles motus voluntatis fugientis iudicium Dei: ita fides est non tantum notitia in intellectu, sed etiam fiducia in voluntate, hoc est, est velle et accipere hoc, quod in promissione offertur, videlicet reconciliationem et remissionem peccatorum. Sic utitur nomine fidei scriptura, ut testatur haec sententia Pauli (Rom. 5, 1.): Justificati ex fide, pacem habemus erga Deum.*“

Der Glaube ist kein leicht, schlecht Ding, kein müßiger Gedanke, welchen der Mensch sich selber machen kann, sondern ein stark, kräftig Werk des Heiligen Geistes, dadurch das Herz verändert wird, göttliche Kraft im Herzen, ein neu Licht, Leben und Kraft des Heiligen Geistes, dadurch wir neu geboren, andere Menschen, neue Creaturen werden und die Schrecken und Gewalt der Sünden, des Todes und der Hölle überwinden. „Nu haben wir oft gesagt — heißt es sehr schön in der Apologie 130, 129. 130. — was wir Glauben nennen. Denn wir nennen das nicht Glauben, daß man die schlechte Historien wisse von Christo, welches auch in Teufeln ist, sondern das neue Licht und die Kraft, welche der Heilig Geist in dem Herzen wirkt, durch welche wir das Schrecken des Todes, der Sünde 2c. überwinden. Das heißen wir glauben. Ein solch recht christlicher Glaube ist nicht so ein leicht, schlecht Ding, als die Widersacher wähnen wollen. Wie sie denn sagen: Glaub, Glaub, wie bald kann ich gläuben 2c. Es ist auch nicht ein Menschengedanke, den ich mir selbst machen könne, sondern ist ein göttlich Kraft im Herzen, dadurch wir neu geboren werden, dadurch wir den großen Gewalt des Teufels und des Todes überwinden, wie Paulus sagt, zun Coloffern: In welchem ihr auch seid auferstanden durch den Glauben, den Gott wirkt 2c. Derselbige Glaube, dieweil er ein neu göttlich Licht und Leben im Herzen ist, dadurch wir andern Sinn und Muth kriegen, ist lebendig, schäftig und reich von guten Werken.“ Und abermals 98, 64. 65.: „So wir aber von einem solchen Glauben reden, welcher nicht ein müßiger Gedank ist, sondern ein solch neu Licht, Leben und Kraft im Herzen, welche Herz, Sinn und Muth verneuert, ein andern Menschen und neu Creatur aus uns macht, nämlich ein neu Licht und Werk des Heiligen Geistes, so verstehet ja männiglich, daß wir nicht von solchem Glauben reden, dabei Todsünde ist, wie die Widersacher vom Glauben reden. Denn wie will Licht und Finsterniß bei einander sein? Dann der Glaub, wo er ist und dieweil er da ist, gebiert er gute Frucht.“ So ist „der Glaub, da die Apostel von reden, nich ein schlecht Erkenntniß der Historien, sondern ein stark kräftig Werk des Heiligen Geistes, das die Herzen verändert“. 105, 99. Ferner 139, 182.: „Quod adversarii cavillantur multos impios ac diabolos etiam credere, saepe jam diximus nos de fide in Christum, hoc est,

de fide remissionis peccatorum, de fide, quae vere et ex corde assentitur promissioni gratiae loqui. Haec non fit sine magno agone in cordibus humanis. Et homines sani facile judicare possunt, illam fidem, quae credit nos a Deo respici, nobis ignosci, nos exaudiri, *rem esse supra naturam; nam humanus animus per sese nihil tale de Deo statuit.* Itaque neque in impiis neque in diabolicis haec fides est, de qua loquimur.“

Der Glaube ist nova et spiritualis vita, eine neue Geburt, welche ohne große Schrecken im Gewissen, ohne die Sünde zu fühlen, sine magno agone in cordibus humanis, nicht zu Stande kommt. Und in solchen Schrecken den Trost der Vergebung der Sünden empfangen und empfinden, das heißt glauben. Melancthon sagt 98, 61—63: „Daß niemand's gedanke, wir reden von einem schlechten Wissen oder Erkenntniß der Historien von Christo, so müssen wir erstlich sagen, wie es zugehet, wie ein Herz anfähet zu glauben, wie es zum Glauben kömmt. . . Christus befiehet Luca am letzten, zu predigen Buß und Vergebung der Sünde. Das Evangelium auch strafet alle Menschen, daß sie in Sünden geboren seien und daß sie alle schuldig des ewigen Zorns und Todes seien, beutet ihnen an Vergebung der Sünde und Gerechtigkeit durch Christum. Und dieselbige Vergebung, Versöhnung und Gerechtigkeit wird durch den Glauben empfangen. Denn die Predigt von der Buß oder diese Stimme des Evangelii: Bessert euch, thut Buß, wenn sie recht in die Herzen gehet, erschreckt sie die Gewissen und ist nicht ein Scherz, sondern ein groß Schrecken, da das Gewissen sein Jammer und Sünde und Gottes Zorn fühlet. In dem Erschrecken sollen die Herzen wieder Trost suchen. Das geschieht, wenn sie gläuben an die Verheißung von Christo, daß wir durch ihn Vergebung der Sünden haben. Der Glaub, welcher in solchem Zagen und Schrecken die Herzen wieder aufrichtet und tröstet, empfähet und empfinget Vergebung der Sünde, macht gerecht und bringt Leben; denn derselbige starke Trost ist ein neu Geburt und ein neu Leben. Dieses ist je einfältig und klar geredt; so wissen fromme Herzen, daß es also ist, so sind die Exempel, daß es mit allen Heiligen so gangen von Anbeginn, in der Kirchen vorhanden, wie an der Bekehrung Pauli und Augustini zu sehen ist. Die Widersacher haben nichts Gewisses, können nirgend recht sagen oder verständlich davon reden, wie der Heilige Geist gegeben wird. Sie erdichten ihnen eigene Träume, daß durch schlecht leiblich Empfangen und Brauchen der Sacrament ex opere operato die Leut Gnad erlangen und den Heiligen Geist empfangen, wenn schon das Herz gar nicht dabei ist; gleich als sei das Licht des Heiligen Geistes so ein schlecht, schwach, nichtig Ding.“

Es ist unmöglich, daß der Glaube zugleich neben einer Todsünde sei und sich in fleischlich sicheren Menschen, welche nach des Fleisches Lust und Willen dahin leben, finden sollte, denn der Glaube ist nur in solchen Herzen



und Gewissen, denen ihre Sünden herzlich leid sind, da rechte Buße ist, und nur unter vielen Anfechtungen und Kämpfen erstarbt und wächst derselbe. „Dieser Glaube — heißt es 112, 23 — ist in denen, da rechte Buße ist, das ist, da ein erschrocken Gewissen Gottes Zorn und Sünde fühlet, Vergebung der Sünde und Gnade suchet. Und in solchem Schrecken, in solchen Aengsten und Nöthen beweiset sich erst der Glaub, und muß auch also bewahrt werden und zunehmen. Darum kann der Glaub nicht sein in fleischlichen sichern Leuten, welche nach des Fleisches Lust und Willen dahin leben. Denn also sagt Paulus Röm. 8, 1.: So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist. Item, R. 12. 13.: So sind wir nu Schuldner, nicht dem Fleisch, daß wir nach dem Fleisch leben. Denn wo ihr nach dem Fleisch lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödtet, so werdet ihr leben. Derhalben kann der Glaube, welcher allein in den Herzen und Gewissen ist, denen ihr Sünden herzlich leid sind, nicht zugleich neben einer Todsünde sein, wie die Widersacher lehren. So kann er auch nicht in denjenigen sein, die nach der Welt fleischlich, nach des Satans und des Fleisches Willen leben. *Haec fides, de qua loquimur, existit in poenitentia, et inter bona opera, inter tentationes et pericula confirmari et crescere debet, ut subinde certius apud nos statuamus, quod Deus propter Christum respiciat nos, ignoscat nobis, exaudiat nos. Haec non discuntur sine magnis et multis certaminibus. Quoties recurrit conscientia, quoties sollicitat ad desperationem, quum ostendit aut vetera peccata aut nova aut immunditiam naturae? Hoc chirographum non deletur sine magno agone, ubi testatur experientia, quam difficilis res sit fides. Et dum inter terrores erigimur et consolationem concipimus, simul crescunt alii motus spirituales, notitia Dei, timor Dei, spes, dilectio Dei, et regeneramur, ut ait Paulus (Col. 3, 10. et 2 Cor. 3, 18.), ad agnitionem Dei, et intuentes gloriam Domini transformamur in eandem imaginem, id est, concipimus veram notitiam Dei, ut vere timeamus eum, vere confidamus nos respici, nos exaudiri.“ 146, 228—230. „Welche vor Gott heilig und gerecht geachtet werden, die sind ja nicht in Todsünden“, gläubige Lasterknechte kann es nicht geben, „denn, wie oben gesagt, der Glaube ist, wo Buße ist, und ist nicht in denen, die nach dem Fleisch wandeln. Derselbige Glaub soll auch durch allerlei Anfechtungen das ganze Leben durch wachsen und zunehmen. Und welche den Glauben erlangen, die werden neu geboren, daß sie auch ein neu Leben führen und gute Werk thun.“ 144, 95. 48.*

Dieser Glaube, welcher den Heiligen Geist mit sich bringt, aus dem alten Menschen eine neue Creatur gebiert, Herz, Sinn und Muth desselben ändert, macht endlich auch den Menschen willig, in den Wegen einher zu gehen, welche Gottes Gesetz ihm vorschreibt, bringt gute Früchte, bewirkt,

daß der Mensch wieder anfängt, Gott zu fürchten, zu lieben und zu loben, von ihm Hülfe zu erbitten, in Trübsal geduldig zu sein, auch den Nächsten zu lieben, und ist lebendig, schäftig und reich von guten Werken. „Derselbe Glaube nu — sagt hievon die Apologie 95, 46 — da ein jeder für sich gläubet, daß Christus für ihn gegeben ist, der erlanget allein Vergebung der Sünde um Christus willen und macht uns für Gott fromm und gerecht. Und dieweil derselbige in rechtschaffener Buße ist, unsere Herzen auch im Schrecken der Sünde und des Todes wieder aufrichtet, so werden wir durch denselbigen neu geboren und kommt durch den Glauben der Heilig Geist in unser Herz, welcher unser Herzen verneuert, daß wir Gottes Gesetz halten können, Gott recht lieben, gewißlich fürchten, nicht wanken noch zweifeln, Christus sei uns gegeben, er erhöere unser Rufen und Bitten, und daß wir in Gottes Willen uns fröhlich geben können auch mitten im Tode.“ Ferner 109, 4: „Dieweil nu der Glaub mit sich bringet den Heiligen Geist und ein neu Licht und Leben im Herzen wirkt, so ist es gewiß und folget von Noth, daß der Glaub das Herz verneuert und ändert. Und was das für ein Neuerung der Herzen sei, zeigt der Prophet an, da er sagt: Ich will mein Gesetz in ihre Herzen geben. Wenn wir nu durch den Glauben neu geboren sein und erkennen haben, daß uns Gott will gnädig sein, will unser Vater und Helfer sein, so heben wir an Gott zu fürchten, zu lieben, ihm zu danken, ihn zu preisen, von ihm alle Hülfe zu bitten und gewarten, ihm auch nach seinem Willen in Trübsalen gehorsam zu sein. Wir heben alsdann auch an, den Nächsten zu lieben; da ist nu inwendig durch den Geist Christi ein neu Herz, Sinn und Muth.“ 109, 4. „Und wir setzen noch dazu, daß es unmöglich sei, daß rechter Glaub, der das Herz tröstet und Vergebung der Sünden empfähet, ohn die Liebe Gottes sei.“ 112, 20.

(Fortsetzung zu V. folgt.)

(Eingesandt.)

## Die Milde Roms.

In seiner ersten Encyclica Inscrutabili Dei Consilio rühmte der gegenwärtige Pabst Leo XIII. die herrliche Zeit, „da die Kirche wie eine Mutter von den Völkern verehrt wurde“, und in seinem Schreiben an Rampolla weist er auch hin auf die „Milde, mit der die päpstliche Gewalt ausgeübt werde“. Wo hat nun, so fragen wir, das Pabstthum, wenn es die Macht hatte, jemals Milde geübt? Alle die schrecklichen Todesarten, entsetzlichen Martern, Folttern zc. erscheinen in der Christenheit erst, seit das Pabstthum mit seinen geistlichen und weltlichen Rechten in ihr zur Geltung und Gewalt kam (das heißt, seit dem 12. und 13. Jahrhundert, der sogenannten „Glanzperiode“ des Pabstthums). Mit dem eigentlichen Pabstthum entwickelten

sich zugleich Ketzerverfolgungen, Hexengerichte zc. durch geistliche Richter, die mit einer solch raffinierten Grausamkeit wütheten, die selbst im Heidenthume ohne Beispiel dasteht. Hier werden nun die römischen Geschichtsverdreher sofort ins Wort fallen: alle diese Grausamkeiten seien ja vom Staate ausgegangen. Auch wenn diese Behauptung richtig wäre, wie sie es nicht ist, weil die staatlichen Organe diese Todesurtheile bei Strafe der Excommunication und des Interdicts vollziehen mußten, von wem und unter welchem Einfluß wurden dann diese Gesetze gemacht? Doch nur allein vom Papstthum und seinen Organen, den Schulen des canonischen Rechts, welche ja die ganze Rechtsordnung leiteten.<sup>1)</sup> Oder haben die Juden etwa Christum darum nicht gekreuzigt, weil ihn ein römischer Richter zum Tode verurtheilte? Wo im Mittelalter ein Bischof oder ein staatlicher Richter aus Menschlichkeit sich der Inquisition widersetzen wollte, da schrien diese Bluthunde mit den Juden: „Wir haben ein Gesetz und nach diesem muß er (der Keger) sterben!“

Die päpstlichen Zeitungen versteigen sich zur Erläuterung der päpstlichen Civilisation und Milde zu folgender Expectoration: „Man ruft die Civilisation gegen den Papst an! Aber gerade die Päpste sind doch deren Begründer. Sie haben die Barbaren gelehrt, Menschen, Christen zu werden. Sie haben die Wiederkehr des Absolutismus verhindert, indem sie die Wahrheit als Befreierin der Menschheit verkündeten. Sie haben die Gleichberechtigung aller Menschen gepredigt und dadurch die Abschaffung der Sklaverei herbeigeführt“ zc. — Jedes Wort hierin ist eine freche Lüge. Wo haben denn dies die Päpste gethan? oder wo sind die päpstlichen Acte, welche dies Resultat herbeigeführt hätten? Das gerade Gegentheil ist der Fall. Deutschland (ebenso wie England zc.) war zum Theil schon christlich, bevor das Papstthum eingeführt wurde. Als aber der „heilige“ Karl der Große mit seinen römischen Sendlingen kam und das päpstliche Christenthum mit Feuer und Schwert einführte — in den unterworfenen Gebieten mußte sich jeder bei Todesstrafe taufen lassen —, da wurden unsere freien Vorfahren zu Leibeigenen gemacht.<sup>2)</sup> Wann hat das Papstthum je einen Schritt zur Aufhebung der Leibeigenschaft gethan? Ihre endliche Aufhebung ist wahrlich nicht das Verdienst des Papstthums. — Und

1) Der von der römischen Civilisation vergötterte Thomas von Aquin war auch hier der erste, welcher diese „Milde“ der Kegerverbrennungen wissenschaftlich begründete.

2) Ein Historiker des päpstlichen „Westfälischen Merkur“ gesteht in einem Artikel (in No. 263, 1887) den Einfluß der päpstlichen Kirche auf die Einführung der Leibeigenschaft selbst zu: „Unter dessen (Karls des Großen) schwachen Nachfolgern trat als wichtigste Veränderung die Abnahme der freien Hofbesitzer ein, da viele derselben für ihr und der Ihrigen Seelenheil ... ihr Eigenthum an einen benachbarten geistlichen Herrn ... übertrugen.“ Nach diesem Artikel war gerade diese Einführung der Leibeigenschaft die Entstehungsurfache der weltlichen Macht der Bischöfe.

als Spanien, „welches — um mit den Worten des Pabstes zu reden — durch seinen unerschütterlichen Glauben sich den glorreichen Titel einer katholischen Nation verdient hat“, mit päpstlichen Mönchen nach America zog, um dort Länder zu erobern und das päpstliche Christenthum einzuführen, da wurden die freien Americaner zu Slaven gemacht und unter die „spanischen Katholiken“ vertheilt — von demselben Columbus, den das Pabstthum jetzt heilig sprechen will. Wo waren da die Päbste, welche „die Gleichberechtigung aller Menschen gepredigt“ hätten? oder wann hat das Pabstthum auch nur je ein Wort zu Gunsten der Aufhebung der Sklaverei bei seiner „katholischen Nation“ gesprochen? Ja, wann hat „der oberste Wächter über die sittliche Ordnung“, der „Beförderer jeder wahren Civilisation und Cultur“ auch nur einen Protest erhoben gegen die unmenschlichen, entsetzlichen Grausamkeiten, welche die katholische Nation im Namen des Christenthums verübte? Einst ließ der „katholische“ Cortez sechzig Rajizen (kleine Fürsten) und vierhundert andere vornehme Mexikaner vor den Augen ihrer Kinder lebendig verbrennen; außerdem wurden die Einwohner gleichfalls als Slaven unter die spanischen Christen vertheilt. Die Qualen und Foltern, welche die Spanier in Peru (Südamerica) verübten, spotten jeder Beschreibung. Fürsten wurden, wenn sie sich taufen ließen, anstatt lebendig verbrannt, aus besonderer „Milde“ an einem Pfahl erdroffelt! „In einer unerhört grausamen Weise — schreibt ein römisch-katholischer Geschichtschreiber — wurde Fürst und Volk der unglücklichen Peruaner von den Spaniern mißhandelt, und den armen Heiden ein gräßliches Herrbild der christlichen Bildung vorgehalten.“ Unter dem Pabstthum war es möglich, daß man die Frage aufwarf, ob die Negersklaven überhaupt zu den Menschen gerechnet werden könnten. — Gehen wir nun auf den „milden“ Einfluß über, den die päpstliche Gewalt auf seine „allerchristlichsten“ Söhne, die französischen Könige gehabt hat. Abgesehen von den schändlichen Vertragsbrüchen, den Betrügereien, den vielen Raubkriegen, die unter Leitung eines päpstlichen Cardinals stattfanden, wer denkt nicht mit Schaudern an die Verheerung von Ländern, die der „allerchristlichste“ König mit seinem Cardinal in Scene setzte bloß in der ausgesprochenen Absicht, diese Länder zu einer Wüste zu machen? Ist das „der mächtige Anstoß, den sie“ (die päpstliche Gewalt) „jederzeit jeder Art von bürgerlicher Cultur gegeben hat“? Oder wann hat „der oberste Richter der moralischen Ordnung und deshalb der Gerechtigkeit“ jemals diese Vergießung von Strömen Blutes von Millionen durch seine „allerchristlichsten Söhne“ verdammt, mißbilligt und seinen allerchristlichsten Söhnen unter sagt, und sie nicht vielmehr stillschweigend gebilligt? Ja, als die Pariser Bluthochzeit ganz Europa mit Schauer und Entsetzen erfüllte, war es da nicht der Pabst, der vor Freude über diese Ausrottung „der Negers“ ein Te Deum feierte? Wahrlich, die „Milde“, welche die Päbste geübt und durch ihren Einfluß groß gezogen haben, schreit zum Himmel.

Der directe Beweis der päpstlichen „Milde“ aber bleibt doch die kirchliche Inquisition. In Spanien gab es freilich außer dieser noch eine staatliche; aber auch diese stand unter der Leitung päpstlicher Mönche, welche tausende und aber tausende auf den Scheiterhaufen brachten. Von der geistlichen Inquisition aber, welche in allen Ländern bestand, schweigen die heutigen römischen Theologen; sie haben kein Wort des Tadelß für sie und billigen sie damit vollständig. Wir wollen nun im Folgenden als einen Beitrag zu dieser Art Milde das Inquisitions-Verfahren darstellen, wie es von den päpstlichen Beamten und Hoftheologen für Ketzer- und Hexenprozesse vorgeschrieben war. Und zwar wählen wir aus den verschiedenen Anweisungen für Inquisitionsrichter die des Silvester Brierias, des vom Papste bestellten Richters über Luther; um zu sehen, nach welchem Verfahren Luther gerichtet worden wäre, wenn er nach Rom gekommen wäre. Diese Anweisung ist in dem Buche des Brierias über die Hexen enthalten, dessen dritten Theil sie bildet. (Da man die Hexerei für eine Ketzerei erklärte, so fand bei beiden Prozessen das ganz gleiche Verfahren statt.) Sie führt den Titel:

**„Genaueste Praxis und Weise, den Hexen den Prozeß zu machen.“<sup>1)</sup>**

„1. Cap. Wider die Hexen ist ebenso wie wider die ketzerische Art zu verfahren.“

Hierin beweist Brierias, daß Hexerei mit Ketzerei verbunden sei und daß daher die Hexenprozesse zur Competenz der geistlichen Inquisitionsrichter gehören. Der 3. Punkt lautet z. B.:

„Fortsetzung der Beweise, daß nach gemeinem Rechte der Prozeß wider die Hexen und alle, die in irgend einer Weise die bösen Geister anrufen mit dem Geruch der Ketzerei, vor die Inquisitoren gehört.

„2. Cap. Der Prozeß wider die Hexen ist praktisch und summarisch zu beginnen.

„1. Punkt. Der Inquisitor verfährt summarisch, geradezu und ohne weiteres, ohne allen Sumß und Kram von Advocaten und Gerichten, wie es (im canonischen Recht) de verb. signif., Cap. Saepe heißt: „Durch diese Constitution bestimmen Wir (Papst) für ewige Zeiten, daß der Richter, dem Wir in solcher Weise eine Prozeßsache überweisen, eine Anklageschrift nicht nöthig haben und eine Beglaubigung des Streitpunktes nicht fordern soll, auch ermächtigt sein soll, zur Zeit der gerichtlichen Ferien vorzugehen und jede Verschiebung abzuschneiden, indem er alle Ausnahmen und Appellationen abweist“ 2c.

„2. Punkt. Das erste Prozeßverfahren geschieht auf dem Anklagewege. Dies lasse jedoch der Richter nicht leicht zu, einmal, weil es

1) Der Einsender hatte neben der deutschen Uebersetzung auch den lateinischen Text wiedergegeben; doch haben wir auf den Abdruck des letzteren des Raumes wegen verzichten müssen.

in Glaubens- und Hegeusachen gar nicht gebräuchlich ist, und zwar mit Recht; sodann weil es für den Ankläger wegen der Blutrache sehr gefährlich ist; und endlich, weil es zu sehr mit Streit verbunden ist. Das zweite Verfahren geschieht auf dem Denunciationswege, bei dem nothwendig die brüderliche Vermahnung vorausgeht; wenn z. B. jemand einen über ein solches Verbrechen denunciirt, ohne daß er sich jedoch verpflichten will, es zu beweisen oder Partei zu sein, sondern nur um es aus Eifer für den Glauben zu melden, oder auf daß jener dem Richter sich unterwerfe. Das dritte Verfahren geschieht auf dem Inquisitionswege, bei dem nothwendig ein allgemeines Gerücht vorausgeht, wenn nämlich weder ein Kläger noch ein Denunciant da ist, aber der Betreffende durch ein Gerücht in der betreffenden Stadt oder Dorf eines solchen Verbrechens bezichtigt wird; in welchem Falle der Richter nicht auf Vertreiben einer Partei, sondern von Amtswegen vorgeht.

„Und dieser beiden letzteren Verfahren bediene er sich, indem er jedoch beide mit einander verbindet, so daß also der Richter seinen Beschluß veröffentlichte, in welchem er verordnet, daß ihm von denen, die um ein Verbrechen wissen, dasselbe denunciirt werde, und er alsdann die Aussagen der Denuncianten niederschreibe.

#### Formular der betreffenden Verordnung:

„Wir, Inquisitor etc., befehlen kraft der Autorität, die wir in dieser Hinsicht bekleiden, allen und jeden, weß Standes, Stellung oder Würde sie seien, die innerhalb der Grenzen dieses Ortes N. N. sich befinden und zu deren Kenntniß diese Verordnung kommt, in Kraft des heiligen Gehorsams und unter der Strafe der Excommunication, verordnen und fordern befehlend auf, innerhalb zwölf von jetzt an zu zählenden Tagen, deren vier erste wir für den ersten, deren vier unmittelbar darauf folgende für den zweiten und deren letzte vier Tage Wir peremptorisch für den dritten Termin mit dieser dreifachen canonischen Ermahnung bezeichnen, Uns zu offenbaren, wenn einer weiß, gesehen oder gehört hat, daß irgend eine Person als ketzerisch oder Hege verurtheilt oder verdächtig sei. . . Sollte aber jemand Unsern vorgethanen Ermahnungen und Unsern Befehlen nicht wirksam gehorchen, indem er die genannten Verbrechen innerhalb der angegebenen Frist nicht offenbart, so soll er wissen, daß er mit dem Schwerte der Excommunication erschlagen sei. Und diese Excommunication verhängen Wir über alle und jeden, die nach Verstreichung Unserer vorgenannten canonischen Ermahnung sich ungehorsam zeigen, jetzt und dann, und dann und jetzt mit diesem Schreiben, und behalten die Absolution von diesen Censuren Uns allein vor. Gegeben“ etc.<sup>1)</sup>

1) Noch Pius IX. hat in der von ihm erlassenen Constitution Apostolicae Sedis und in der hierzu gehörigen Instruction der heiligen Inquisition vom 1. Februar 1871 die Denunciation für eine Pflicht erklärt und bestimmt, daß alle Gläubigen,

„6. Punkt. Schon zwei Zeugen genügen, um einen wegen Hexerei verbrochens als schuldig zu verdammen.

„8. Punkt. Excommunicirte, Theilnehmer am Verbrechen, Ehrlose, Verbrecher, Knechte gegen ihre Herren werden in Glaubenssachen (Reherprozessen) zur Zeugnißablegung zugelassen. Desgleichen ein Bösewicht gegen den andern, auch die Frau gegen den Mann, die Kinder gegen die Eltern, und die Hausgenossen gegen den Hausherrn werden zum Zeugniß zugelassen, aber allezeit nur gegen den Angeklagten, nie zu seinen Gunsten.“ (!)

Das 3. Capitel führt die Ueberschrift: „Die Fortsetzung des Prozesses wider die Hexen hat praktisch und summarisch zu geschehen.“

1. und 3. Punkt enthält die Art und Weise der Zeugenvernehmung.

„3. Punkt. Er (der Inquisitor) lasse Hausfuchung halten und alle Schränke, Ecken und Behälter durchsuchen, auch alle Instrumente und Schriften in Beschlag nehmen.

„4. Punkt. Vernehmung des Angeschuldigten. Man lege ihm die Fragen vor:

„Sind seine Eltern eines natürlichen Todes gestorben oder lebendig verbrannt?

„Merke wohl, daß dies darum geschieht, weil gemeinlich die ganze Nachkommenschaft der Hexen inficirt ist.

„Ob er glaube, daß es Hexen gebe, und daß sie dies oder das vermöchten oder thäten?

„Und wenn er leugnet, wie sie es in der ersten Frechheit gewöhnlich thun, so lastet schon darum ein Verdacht auf ihnen; daher frage man plötzlich: Ob er glaube, daß sie unschuldig verdammt würden?“

Also schon der Umstand, daß seine Eltern als Hexen verbrannt worden sind, konnte jemanden vor den Inquisitionsrichter bringen; und wehe dem Unglücklichen, der die Existenz der Hexen geleugnet hätte, oder gar seine Eltern für unschuldig verbrannt gehalten hätte! Die Folter hätte alles übrige besorgt, wie wir im Folgenden sehen werden.

„Sodann aber frage der Richter mehr im Speciellen: Warum ihn die Leute so fürchten? Warum er jener Person gedroht habe: ‚Das soll dir nicht ungestraft hingehen!‘ Desgleichen 2c. 2c.

„Weiter frage man: Wie es komme, daß auf seine Drohung so schnell hätte der Erfolg eintreten können?

welche die Namen von geheimen Anhängern einer Secte der kirchlichen Behörde nicht denunciren, so lange excommunicirt bleiben, bis sie denunciren. Der Erklärer dieser Constitution, Dr. Petrus Avanzini, gibt als Grund an: „Denn dem Bischöfe und der kirchlichen Autorität wird es für das Wohl der ihm anvertrauten Heerde immer von Nutzen sein, die geheimen Keher oder Sectirer oder andere, welche denuncirt werden müssen, zu kennen. Wenn gleich daher das kirchliche Gebot der Denunciation aufgehört hätte, so würde dennoch diese Pflicht auf Grund des Naturrechts bleiben.“

„Warum er den Ausdruck gebraucht habe: ‚Und so geschah es‘?  
 „Wenn er aber alles leugnet, so frage man ihn über andere Hegereien;  
 „Desgleichen: Man habe gesehen, wie er im Feld oder Stall das Vieh  
 berührt habe?  
 „Warum die eine Kuh mehr Milch gäbe, als bei einem andern zwei oder  
 drei?  
 „Und über all dies frage er wiederholt, auf daß der Inquisitor wisse,  
 ob er in seinen Aussagen schwante oder nicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Daß es mit Missouri rückwärts gehe, hat man unserer Synode schon nach-  
 gesagt, ehe sie zehn Jahre alt war. Da schrieb man in America und druckte man in  
 Deutschland: „Die Missouri-Synode, welche mir bisher ein Ideal von einer wahren  
 Kirche war, . . . verlor bei mir allen Credit und ich konnte kein Vertrauen mehr zu  
 ihr finden, seitdem ich mit ihrer Lehre von Kirche und Amt bekannt wurde, sowie  
 mit ihrer kirchenzerstörenden Praxis, Gegenaltäre zu bauen und Rottenprediger zu  
 senden. Insoferne sie sich für die allein wahre lutherische Kirche in America hält,  
 so glaubt sie auch, alle Gemeinden und Synoden müßten zu ihr fallen oder von ihr  
 verschlungen werden, wozu ihr auch oft alle Mittel zu Gebote stehen müssen. . . .  
 Dazu scheint es, um ihren Zweck zu erreichen, daß sie immer mehr und mehr in ihrer  
 Praxis oberflächlich wird, so daß sie bald mit der Ohio-Synode auf gleichem Grund  
 und Boden stehen wird.“ Dabei ist merkwürdig, daß, wie obiger Auszug erkennen  
 läßt, man zu Anfang 1857 schon dem Inhalt und der Melodie nach daselbe Lied  
 über Missouri sang, welches in neuester Zeit erklingt, wenn man schreibt: „Ueber  
 die Missourier scheint eine Zeit des Rückgangs gekommen zu sein, weshalb auch die  
 Achtung, welche man gegen sie in andern Kirchengemeinschaften bisher hegte, einer  
 Reihe von Anklagen zu weichen beginnt. Vor Allem klagt man über ihr sectenhaftes  
 Eindringen in andere Gemeinden mit dem Ausspruch, daß sie allein das wahre  
 Evangelium verkündigten, während alle anderen lutherischen Prediger als Irrlehrer  
 zu verurtheilen seien“; und wenn man uns zunehmende Lagheit in der Praxis vor-  
 wirft. Sonach wäre also Missouri schon von seinen jungen Jahren her, und zwar  
 in denselben Richtungen und mit derselben Wirkung im Rückgang begriffen! Da ist  
 es doch in hohem Maße auffallend, daß es Anno 1895 immer noch in ganz America  
 keine lutherische Synode gibt, die in Lehre und Praxis einen festeren Standpunkt  
 einnahme und entschiedener vorginge als die Missouri-Synode. Und das ist um so  
 auffallender, wenn man bedenkt, daß die älteren Synoden das Zeugniß Missouris  
 ein halb Jahrhundert lang vernommen haben und dies Zeugniß auch nicht ohne  
 Wirkung geblieben ist.

„Aber“, könnte jemand einwerfen, „sind denn nicht auch innerhalb der Missouri-  
 Synode selber schon Klagen laut geworden darüber, daß bei ihr dies und jenes  
 in betrübender Weise anders geworden sei?“ Wir antworten: Gewiß. So hat  
 z. B. Dr. Walther in seiner Synodalrede von 1878 gesagt: „So kurz der Zeitraum



ist, innerhalb dessen unsere Synode besteht, so können wir es uns doch erstlich nicht verhehlen: die Zeit der ersten Aube unserer Synode, welche wir älteren Glieder derselben einst gesehen haben, ist dahin. Schon seit einer Reihe von Jahren ist unsere Synode, während sie sich nach außen immer schneller und weiter ausgebreitet hat, hingegen nach innen nicht vorwärts, sondern rückwärts gegangen. Wir sind nicht mehr, die wir waren.“ Aber er fuhr fort: „Zwar haben unsere Feinde, sowohl in den Landes-, als in den Freikirchen, keine Ursache, deswegen zu gloriiren; würden doch die meisten derselben in einem paradiesischen Zustande sich zu befinden meinen, wenn keine schlimmeren, als unsere von uns selbst tiefbeklagnen kirchlichen Zustände die ihrigen wären. Noch ist das ‚Zu-Recht-bestehen‘ der theuren Bekenntnisse unserer rechthgläubigen Kirche unter uns nicht zu einem bloßen, falsche Lehre und Lehrer bedeckenden Lügenschilde geworden; sondern noch stehen wir durch Gottes Gnade in Einigkeit reiner Lehre und klarer Erkenntniß und demgemäßer kirchlicher Praxis.“ Und das können wir, Gott Lob! von unserer Synode auch heute noch sagen. Im Jahre 1880 hat ein Mann in Deutschland, der an Missouri viel zu tabeln fand, geschrieben: „Die Missourier sind Lutheraner im vollsten Sinne des Worts.“ Das sind wir durch Gottes Gnade geblieben; mehr wollen wir auch nicht sein und nimmermehr werden, so lange wir auf Erden sind. Dazu gehört aber auch, daß wir fortfahren zu kämpfen nicht nur gegen alle falsche Lehre, sondern auch gegen alles ungöttliche Leben, nicht nur an Andern, sondern auch und vornehmlich bei uns selbst, insgemein und sonderlich, und Gott bitten, daß er auch in solchem Kampfe mit uns sei, wie er gewesen ist mit unsern Vätern. Wer dann keine Achtung gegen Missouri hegen will, der lasse es unferthalten bleiben.

A. G.

## II. Ausland.

Die beiden sichern Ergebnisse der modernen Theologie. Dr. W. Kölling schreibt in einer Auseinandersetzung mit Prof. Kamphausen zu Bonn: „Es sei mir zunächst die Frage gestattet, welches denn die sichern Ergebnisse der modernen Theologie sind? Ich kenne nur zwei. 1) Die moderne Theologie hat mit dem evangelischen Formalprincip gebrochen, denn Gottes Wort ist ihr eben nicht mehr Gottes Wort. Nur von Professors Gnaden werden einzelne Paritikel desselben anerkannt. 2) Die moderne Theologie hat mit dem evangelischen Materialprincip gebrochen, denn der meritorische Grund der justificatio, Christi Blut, ist ihr nicht mehr das Blut des Sohnes Gottes im metaphysischen Sinne. . . . Andere ‚sichere Ergebnisse‘ kenne ich nicht. Ich kenne zwar eine große Menge von Hypothesen, von denen aber selten eine ihren Erfinder überlebt, und die meisten sich gegenseitig verzehren, nachdem sie das freudlose Dasein einer Eintagsfliege gelebt. Ich kenne zwar ein ganzes Heer großer Unbekannter, welche die Verfasser der neutestamentlichen Schriften sein sollen, ich kenne die wunderlichen Constructionen zur Geschichte des alten Bundesvolkes, aber ich kenne kein wirkliches Ergebnis der negativen Kritik. Die Genesis wird noch — um mit Luther zu reden — die Rede des Heiligen Geistes, durch Rosen gethan, sein, wenn das *πρώτου ψεύδος* der alttestamentlichen Kritik, die berühmte Erfindung vom Elohisten und Jehovisten, längst der verdienten Vergessenheit wird anheimgefallen sein. Der sogenannte Deutero-Jesaja wird noch echt jesajanisch sein, wenn die Namen der Vertreter seiner Deuterosität nur noch dem theologischen Antiquitäten-Kabinet angehören werden.“

F. P.

Unterschied zwischen der modernen Theologie und dem alten Rationalismus. Darüber schreibt derselbe Theolog (W. Kölling) ganz richtig: „Die moderne Theologie kann sich nicht einmal auf diejenige Reihe von Theologen berufen, welche mit Joh. Salomo Semler beginnt und mit Johann Friedrich Rühr schließt; denn der

alte Rationalismus unterschied sich zu seinen Gunsten von der modernen Theologie dadurch, daß er seine totale Verarmung offen bekannte und diejenigen Worte überhaupt gar nicht in den Mund nahm, die die alten Mysterien bezeichneten. Die moderne Theologie dagegen redet von: Wort Gottes, Sohn Gottes, von Kindern Gottes, von Wiedergeburt, von Rechtfertigung und Heiligung, prägt aber alle diese königlichen Begriffe total um, entkleidet sie ihres wesentlichen metaphysischen Gehaltes, ohne der Christenheit offen zu sagen: Liebe Christen, wenn wir diese Worte in den Mund nehmen, so meinen wir immer das gerade Gegentheil von dem, was eure Väter über sie geglaubt, erkannt und bekannt haben. Die moderne Theologie hat noch keine Geschichte. Sie ist sehr jung, sehr unerzogen und oft recht ungezogen. Es leben ihr das vorlaute Wesen und der Mangel an jeglicher Bescheidenheit, diese Charakteristica unerzogener Kinder, noch sehr an. Anders vermögen wir wenigstens die dreiste Behauptung, daß die ganze alte und altewangelische Theologie eine falsche, ungeschichtliche Schriftauffassung gehabt, nicht anzusehen. Wir wissen keinen parlamentarischeren Ausdruck für sie, als wenn wir sie die absolute Negation jeglicher Bescheidenheit nennen.“

F. F.

**Zur Sache der beiden Missionare.** Die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“ hat sich wieder einmal bemüht gesehen, die bekannten Ereignisse des letzten Jahres in ihrer Weise zu beleuchten. Unter der Rubrik: „Aus der Leipziger Mission“ lesen wir da unter Anderem Folgendes: „Die früheren Leipziger Missionare Rätber und Mohr haben durch ihr Verhalten nach ihrer Rückkehr aus Indien den deutlichen Beweis geliefert, daß die Scheidung nicht durch eine Aenderung in der Haltung der Leipziger Mission veranlaßt war. Denn wie deren Missionsgrundsätze überhaupt nach wie vor ganz dieselben sind, und somit ihr Curs — so zu reden — der alte geblieben ist, so gilt das insonderheit auch von ihrer Stellung zur heiligen Schrift und ihrer Inspiration, worüber sie sehr unbegründeter Weise neuerdings mehrfach angefochten und verdächtigt worden. Nicht bloß ist ihr wie nur jemals die heilige Schrift das „geoffenbarte Wort Gottes, der reine, lautere Brunnen Israels“ und die „einige Regel und Richtschnur für alle Lehren und Lehrer“, sondern es liegt auch aus der neueren Zeit die ausdrückliche Erklärung des theologischen Lehrers im Missionshaus, der doch vor allem hierbei in Frage kommt, vor: daß er seinen Schülern die heilige Schrift als das „untrügliche, irrthumslose Gotteswort“ bezeuge, das, „nach Inhalt und Form den heiligen Schriftstellern vom Heiligen Geiste eingegeben“, das Wort Gottes „nicht bloß enthalte“, sondern es auch „sei“. Vielmehr ist jene Scheidung durch die Aenderung in der Stellung jener genannten Missionare selbst veranlaßt. Sie haben der ganzen sächsischen Landeskirche, aus welcher sie hervorgegangen waren, den Rücken gekehrt, und haben in der mit Missouri verbundenen sächsischen Freikirche an verschiedenen Orten amtirt und für dieselbe agitirt. Sie sind dann nach America gegangen und wurden dort am 14. October von der Missouri-Synode wieder nach dem Tamulenlande abgeordnet; Missionar Rätber soll ohne Verzug in diesem eine Stätte suchen, „wo Christi Name noch nicht verkündigt wird“. Der Umstand indessen, daß Rätber nach seiner Entlassung durch gedruckte Pamphlete und durch Briefe in den Tamulen-Gemeinden der Leipziger Mission agitirt, und daß er seine Rückkehr in Aussicht gestellt hat, legt die Befürchtung nahe, daß diese Stätte nicht in Tinevelly oder auf Ceylon, sondern in unmittelbarer Nähe des Leipziger Missionsgebietes gefunden werden wird, etwa an den Sherwaray-Bergen, auf denen der frühere Missionar Kempf eine Kaffeepflanzung bewirthschaftet. Daß eine solche eventuelle Gegenmission nur dazu dienen würde, die Missionsarbeit zu schädigen und den lutherischen Namen vor Engländern, Römern und Heiden zu discreditiren, liegt auf der Hand.“ Diese Apologetik ist, was

zunächst „die Stellung der Leipziger Mission zur heiligen Schrift und ihrer Inspiration“ anlangt, nur darnach angethan, den status quo zu verrücken und zu bemänteln. Nur dann könnte sich die Leipziger Mission mit Recht rühmen, daß sie die richtige Stellung zur heiligen Schrift einnehme, wenn sie mit allen einfältigen Christen aller Zeiten sich rückhaltlos zu dem Satz, daß die ganze heilige Schrift, das heißt, Alles, was geschrieben steht, Worte und Gedanken, vom Heiligen Geist eingegeben ist, bekennen und die Gegenlehre verwerfen würde. Es ist aber offenkundige Thatsache, daß sich sowohl unter den ostindischen Missionaren, als im Missionsdirectorium in Leipzig Vertreter der modernen Inspirationstheorie finden, welche die Verbalinspiration leugnen und Irrthümer in der Schrift anerkennen, sowie daß die Leiter der Mission die Forderung der beiden Missionare, daß die alte kirchliche Inspirationslehre innerhalb der Mission allein berechtigt sein solle, officiell abgewiesen haben. Die „Erklärung des theologischen Lehrers im Missionshaus“ ändert in keiner Weise diesen Stand der Dinge, zumal dieselbe noch ein sehr bedenkliches Anhängsel hat, welches die Kirchenzeitung — wirklich ganz unabsichtlich? — verschweigt, worin auf die „Mängel“, mit denen die Schrift behaftet sei, hingewiesen wird. (Vgl. „Freikirche“ 1894, S. 119.) Auf die in Obigem enthaltenen Beschuldigungen erwidert Missionar Rätber in der Freikirche 1894, S. 206: „Zum zweiten möge die, A. E. L. R.‘ wissen, daß die etwaige Verwirrung, welche aus einer ‚missourischen‘ Mission in Indien erwachsen würde, nicht auf unser Konto kommt, sondern auf das der Leipziger Missionsleitung, welche zum Erstaunen und Aergerniß der Eingebornen treulutherische Missionare ihres Amtes entsetzt hat. Die ‚Missourier‘ schicken uns in das Land zurück, aus dem wir gegen jegliches Recht nur deshalb vertrieben wurden, weil wir — ‚missourisch‘, das ist, lutherisch gesonnen waren. Uebrigens wissen die Leipziger, daß ich kein Proselytenmacher bin. Es ist darum auch der Satz: ‚Der Umstand indessen, daß Rätber nach seiner Entlassung durch gedruckte Pamphlete und durch Briefe in den Tamulens-Gemeinden agitirt‘, unwahr. Wo sind die Beweise für die darin ausgesprochene Behauptung? Wohl haben wir mündigen Gliedern unserer Gemeinden, die uns nach dem Grund unsers Weggangs fragten, zumal im Hinblick auf das bekannte unwahre Schreiben des Seniors Pamperrien an die Negapatam-Gemeinde, Rede und Antwort gestanden und diese Antwort in meiner Abschiedsrede an die Tanjore-Gemeinde zusammengefaßt und dann gedruckt ihnen in die Hand gegeben, dergleichen habe ich an meine Amtsbrüder und die wenigen deutsch redenden Landprediger ein Abschiedscircular gerichtet, auch den zuletzt Genannten die Nr. 14 der, N. L. R. Z.‘ zugehen lassen, da die tamulische Zeitschrift ‚Arundayam‘ einen Bericht über unsere Entlassung brachte, gegen den z. B. auch Missionar Göttsching officiell zu protestiren sich genöthigt fand. Aber dieser Act der Nothwehr ist doch kein ‚Agitiren‘! Wo ist aber sonst der Beweis dafür? Meine Correspondenz nach Ostindien seit meiner Abreise von dort ist gering gewesen. Nur mit wenigen Missionaren habe ich etliche Briefe gewechselt. Und an Eingeborne habe ich, soweit ich mich erinnere, überhaupt nur zwei Karten geschrieben (an P. Bonnappen eine Meldung meiner Ankunft in Deutschland, und an P. Christian eine Condolenzkarte beim Tode seines Schwiegersohnes). Von letzterem erhielt ich nach meiner Rückkehr aus America eine Karte, auf der er schrieb: Troßdem er eine Reise an verschiedene Centralorte der Leipziger Mission gemacht, habe er nirgends erfahren können, wie mir’s gehe, und wo ich mich aufhalte, — ein deutlicher Beweis dafür, wie wenig ich nach Indien correspondirt habe.“ G. St.

**Aus Württemberg.** Die im Herbst v. J. versammelte Landesynode hat die Württembergische Landeskirche in ihrem Abfall von den Grundfesten des Christenthums wieder etliche Schritte weitergeführt. Sie nahm unter Anderen eine Kende-

rung der Taufliturgie vor. Nach dem bisher gebräuchlichen Formular folgte auf Verlesung des Apostolicums die Frage an die Patren: „Wollet ihr, daß dieses Kind auf Grund solchen Glaubens christlich und gottselig erzogen werde?“ Statt dessen soll es in Zukunft heißen: „auf Grund unsers christlichen Glaubens“, so daß die Beziehung auf das apostolische Glaubensbekenntniß wegfällt. Entscheidend hierfür war die Erwägung, daß, wie ein Berichtstatter schreibt, „factisch die bewußte Zustimmung zu jedem einzelnen Glaubensartikel, wie er in der Formulirung des Apostolicums lautet, doch nicht von den Laien . . . verlangt werden könne“. Zustimmung zu den drei Hauptartikeln des christlichen Glaubens ist also selbst nach dem Urtheil der kirchlich Gesinnten eine zu starke Zumuthung für die Glieder einer „evangelisch-lutherischen“ Landeskirche. Es war ferner eine Aenderung der Formel der Amtsverpflichtung der Pastoren beantragt. Dieselbe lautet im Württembergischen dahin, daß letztere verpflichtet seien, „bei ihren Vorträgen und im Religionsunterricht sich an die heilige Schrift zu halten und sich keine Abweichung von dem evangelischen Lehrbegriff, sowie derselbe vorzüglich in der Augsburgerischen Confession enthalten ist, zu erlauben“. Die Synode nahm zwar jenen Antrag nicht an, bekannte sich aber zu einer Erklärung des Consistoriums vom 26. Januar 1898, wonach „es keinem Geistlichen versagt ist, die christliche Wahrheit unmittelbar aus der heiligen Schrift zu entnehmen und darzustellen, wofern nur der sachliche und geschichtliche Zusammenhang mit den Grundzeugnissen, in welchen die evangelische Kirche ihr Schriftverständnis niedergelegt hat, gewahrt bleibt“. Jene weitberzige Verpflichtungsformel und diese noch weitberzigere Erklärung macht offenbar die Lehrwillkür zum Princip. Und so sprach sich denn auch eine Synodalcommission folgendermaßen aus: „Unsere württembergische evangelische Kirche übt seit alten Tagen jederzeit große Rücksicht mit Sondermeinungen, die in unsern Gemeinden sich finden, und sie thut das öffentlich. Sie hat Sectirern und ‚Gemeinschaften‘ Raum genug gelassen und ist nur in den äußersten Fällen zum Ausschluß geschritten. Damit aber erklärt sie nicht, daß sie sectirerische Bestrebungen billigen, solchen Sonderlehren Thür und Thor öffnen und ihnen förmliches Recht zuerkennen wolle. In gleicher Weise duldet die Kirche auch bei ihren Pfarrern abweichende Meinungen, ohne solche Ansichten darum für gleichwerthig mit der kirchlichen Lehre und für berechtigt in der Kirche anzuerkennen.“ Zu diesen, wenn nicht „berechtigten“, so doch officiell geduldeten Sondermeinungen zählen auch die Ansichten der Tübinger Professoren und der großen Anzahl der Gesinnungsgegenossen Schrempfs, welche alle Grundwahrheiten des Christenthums leugnen und verlästern. Wenn das kein Babel ist, so gibt's überhaupt kein Babel. G. St.

**Krafter Unglaube in Baden.** Pfarrer Schwarz hatte sechzig Sätze veröffentlicht, in welchen er das ganze Christenthum direct verwirft. Wir lassen hier die ersten sieben Sätze folgen: „1. Die Kirchen, nicht nur die katholische, sondern auch die evangelische, predigen nicht das Evangelium Jesu Christi, sie halten alte Irrlehren hartnäckig fest und pflegen dadurch die Scheinheiligkeit. 2. Das Evangelium Jesu Christi besteht nicht in der Lehre, daß Christus durch seinen Tod unsere Sünden abgibt und die Gerechtigkeit Christi uns zugerechnet werde, sondern es besteht in der Verheißung einer Entwicklung des Menschen zu göttlicher Größe. 3. Die in der evangelischen wie in der katholischen Kirche gehegten Lehren von der Dreieinigkeit und vom Verdienst Christi, sowie die katholische und zum Theil auch die evangelische Lehre von der Kirche stehen im Widerspruch mit dem Evangelium Jesu Christi und sind verderbliche Irrlehren. 4. Die Lehre von der Dreieinigkeit, das heißt, die Lehre, daß in der Gottheit drei Personen seien, stammt nicht von Jesus, noch auch von seinen Aposteln, sondern ist erst 3 bis 500 Jahre

nach Christus allmählich aufgetommen. 5. Diese Lehre widerspricht allen Worten Jesu und der Apostel und zwingt die Menschen, ihre Vernunft zu ertöden. 6. Die Lehre von dem Verdienste Christi, das heißt, die Lehre, daß Christi Blut Gottesblut sei und daß Christus durch Vergießung dieses Gottesblutes unsere Sünden habe abtügen müssen, stammt nicht von Jesus, noch auch von seinen Aposteln, sondern sie ist erst 1100 Jahre nach Christus in der römischen Kirche aufgetommen. 7. Diese Lehre widerspricht allen Worten Jesu und der Apostel und zwingt die Menschen, ihre Vernunft zu ertöden.“ Schwarz ist nicht sowohl seiner dogmatischen Stellung wegen, sondern weil er diese Sätze gegen den Befehl der kirchlichen Behörde fortgesetzt verbreitete, abgesetzt worden. Eine Berufung auf die Generalsynode hat ihm nichts genützt. Die Generalsynode ging vielmehr über Schwarz' Beschwerde zur Tagesordnung über und bedankte sich noch bei dem Oberkirchenrath für „die Wahrung des Bekenntnißstandes“. Die „Deutsche Evang. Kchztg.“ bemerkt hierzu: „Pfarrer Schwarz ist als ein ländliches Opferlamm auf dem Altar der Halbheit geschlachtet. Längin und Brüdner stehen im Wesentlichen nicht anders, aber sie sind Karlsruhe' Größen, an welche Niemand Hand anlegt.“ Inzwischen hat sich wieder ein neuer „Fall“ in Baden ereignet. Die „Deutsche Evang. Kchztg.“ berichtet: „Die kirchlich-liberale Vereinigung des Oberlandes hat eine Versammlung abgehalten, in welcher ein Vortrag über den ‚Grund unserer Hoffnung auf ein ewiges Leben‘ gehalten wurde. Die Thesen von Pfarrer Wimmer-Weisweil lauten: These 1. Die Hoffnung auf ein ewiges Leben ist ein wesentlicher Bestandtheil der neutestamentlichen Verkündigung, erscheint aber daselbst in unlösbarer Verbindung mit Vorstellungen von der Wiederkunft Christi und dem Ende der Welt, die wir nicht mehr festzuhalten vermögen. These 2. Die christliche Hoffnung verdankt ihre geschichtliche Entstehung den Erlebnissen der Jünger nach dem Tode Jesu, aber die Berichte über dieselben gewähren uns nicht die erforderliche Sicherheit, um unsern Glauben darauf zu gründen. Die leibliche Auferstehung Jesu kann nicht der Grund unserer Hoffnung sein. These 3. Der religiöse Glaube kann seinen ausreichenden Grund nur in den Tiefen der Menschennatur haben. So war auch bei Jesus der Glaube an ein ewiges Leben das Ergebniß der Vollendung seines inneren Lebens, welches in seinem Verhältnisse zu Gott gipfelte. These 4. Auch unsere Hoffnung gründet sich auf unser Kindtschaftsverhältniß zu Gott, welches die bleibende Frucht des Geistes Christi ist. These 5. In diesem Geiste lebt Jesus unter uns fort und ist unsere Versöhnung mit Gott. Das ist die Thatfache, welche in der Vorstellung von seiner leiblichen Auferstehung ihre geschichtliche Form gefunden hat. These 6. Daß Jesus auch persönlich lebt, versteht sich auf diesem Standpunkte von selbst, ist aber nicht das, was wir seine Auferstehung in ihrem einzigartigen Sinne nennen. These 7. Unser christliches Volk ist im Allgemeinen nicht so weit, daß es zwischen dem Wesen unserer Hoffnung auf ein ewiges Leben und ihrer geschichtlichen Form unterscheiden kann, aber es wird die Zeit kommen, wo es diesen Unterschied begreifen lernen muß. These 8. Unsere Aufgabe ist, Christus als den Herrn zu predigen, der der Geist ist, und das Bewußtsein von der Allgenugsamkeit seines Geistes so kräftig zu erwecken, daß die Nothwendigkeit äußerer Stützen des Glaubens von selbst hinfällig wird. Erst nach Erfüllung dieser positiven Aufgabe kann eine vorsichtige Nichtigstellung veralteter irrthümlicher Anschauungen erfolgen.“ Die „Deutsche Evang. Kchztg.“ setzt hinzu: „Der Oberkirchenrath bekommt, wie man sieht, neue Arbeit.“ Es wird aber so schlimm nicht werden, zumal die Herren Pfarrer hier in Aussicht stellen, bei der „Nichtigstellung veralteter irrthümlicher Anschauungen“ sehr „vorsichtig“ sein zu wollen.

F. P.

**Arme Pastoren zu den Füßen von Professoren der modernen Theologie.**  
 Unter vorstehendem Titel berichtet das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“ Folgendes: Mitte October dieses Jahres (1884) wurde von den Bonner Professoren wieder wie schon früher ein sogenannter Ferienkursus abgehalten. Auf ihn weist auch das Consistorium in seinen amtlichen Mittheilungen hin. An sich ist die Sache nun gar nicht übel. Es ist gut, wenn der Pastor mit der Universität in Fühlung bleibt, und umgekehrt der Professor mit dem Pastor. Letzteres, möchten wir sagen, ist noch nöthiger. Denn was hilft alle Professorenweisheit, wenn sie nicht darnach ist, der Kirche rechte Pastoren zu geben. Auch könnte dadurch vielleicht der böse Ruf etwas abgemindert werden, in dem gegenwärtig die moderne Theologie steht, wenn die Pastoren aufgefordert werden, selbst zu hören und zu erfahren: es ist nicht so schlimm damit, wie es manche hinter dem Geiste der Zeit zurückgebliebene Kirchenblätter machen. Allein der Ferienkursus von Bonn war nicht geeignet, solche Hoffnungen zu verwirklichen. Man höre, was aus diesem ohne alle Spionirerei aus völlig zuverlässiger Quelle an die Oeffentlichkeit dringt. Professor Reinhold hielt vor etwa hundert Pastoren einen Vortrag über das Alte Testament. Schöpfung, Sündenfall, Sündfluth zc. sind für die moderne Theologie längst abgethane Sachen, Märchen, Fabeln oder so etwas dergleichen. Das ist bekannt. Aber das war neu, daß der Herr Professor den Muth hatte, den anwesenden Pastoren aus Grund der Wissenschaft zu eröffnen, daß Abraham, Isaak, Jakob lauter sagenhafte Persönlichkeiten seien. Die ganze Patriarchenzeit müsse hinfallen. Der Herr Professor gab selbst zu, daß das außerordentlich niederschlagend sei. Allein man müsse sich darein finden. Die Patriarchen seien gar nicht als heilsgeschichtlich wichtig anzusehen. Die Gottheiten der alten eingewanderten Hebräer seien ihre Stammväter. Der Sitz der Gottheit wären die Thiere oder das Blut der Thiere, Sonne, Mond, Sterne zc. Moses sei zwar selbst eine geschichtliche Persönlichkeit, aber damit sei nicht gesagt, daß man alles in Vausch und Bogen annehmen müsse, am allerwenigsten die Gesetzgebung. Gott habe sich dem Moses nicht geoffenbart als eine absolute Persönlichkeit, sondern Moses habe das alles erkannt aus dem Willen Gottes über dem Einzelnen und dem ganzen Volke. Denn Moses war Jehovah nur ein Nationalgott, der andern nichts anging. Rein geistig sei der Mosaische Gott nicht, oft genug würde er willkürlich handelnd und grausam hingestellt. Die Menschenopfer gehörten wesentlich zur Jehovah-Religion. Die Baal-Religion Canaans sei in die Jehovah-Religion Israels aufgenommen (dieser Unsinn, von dem in den biblischen Urkunden auch nicht eine Spur zu finden und der lediglich im Gehirn des Herrn Professors aufgeblüht ist, ist allerdings eine wenig neue Erfindung, „große Errungenschaft der Wissenschaft“, Reb.). — Das ist nun schon traurig. Aber es sollte noch schlimmer in diesem Ferienkursus kommen. Professor Grafe berichtete über die neuesten Forschungen (Forschungen sind das gar nicht mehr, es sind gelehrte Träumereien, die sich auszusinnen und zu hypothesiren gar nicht viel Gelehrsamkeit erfordert) von Harnack, Zahn, Zülcher, Spitta über die urchristliche Abendmahlsfeier. In der Hauptsache hinsichtlich des Zweckes und der Bedeutung des heiligen Abendmahls stimmt Grafe mit Spitta überein. Die Grundvorstellung sei die eines Mahles im gewöhnlichen Sinne des Wortes! Jesus habe gar keine bleibende Institution stiften wollen, kein Gedächtnißmahl. Den ursprünglichen Bericht finden wir beim Evangelisten Marcus. Paulus, der bei dem Mahle nicht zugegen gewesen sei, habe mit einer Gewaltthätigkeit sondergleichen seine eigene Idee seinen Zeitgenossen aufkotztropft. Ja, er habe sich nicht geschaut, das verhängnißvolle: „das thut zu meinem Gedächtniß“ hinzuzufügen. St. Paulus also ist schließlich nach diesem Professor ein gemeiner Fälscher. Sind das nicht nette Proben der modernen

theologischen Gelehrsamkeit? Nun wissen wir wohl, was man sagen wird. Man sagt darauf: das sind nur Bruchstücke, herausgerissene Gedanken, ihr müßt die ganzen Vorträge hören, die ganzen gelehrten Schriften der modernen Theologen lesen und euch in ihren Geist vertiefen, eine Rede, die jetzt häufig erklingt. Allein, so unklar auch die modernen Theologen meist schreiben und so wenig sie geneigt sind, die Consequenz ihrer Weisheit zu ziehen, die zuletzt die sein muß: „steht es so: dann werft das ganze Christenthum als alten Plunder weg“, und so oft sie auch ihre so verschiedenartigen Ansichten wechseln (man hätte in der That viel zu thun, diese im Grunde völlig werthlosen, von einander immer abweichenden Theologien und Theorien zu studiren, es hieße das *operam et oleum perdere*), so viel ist doch gewiß zulässig, da beide Herren Professoren Logik haben und Consequenzen ziehen müssen, daß man aus diesen obigen Proben schließen kann. Und da kommt man dazu: *ex hisce unguibus leones ecclesiam devastantes*. Arme Pastoren, die diesen Feriengenuß sich haben bieten lassen, ohne entrüstet aufzuspringen! Arme theologische Jugend, die drei Jahre lang so auf dürre Weide geführt und von solchen Geistern zu Dienern der Kirche vorbereitet wird! Kom aber wird über diese Katheder der Weisheit am Rhein sich freuen. Jesuiten brauchen da nicht hingeschickt zu werden. Die evangelische Kirche hat doch ein zähes Leben, daß sie das verträgt. Allein hohe Zeit wird es, daß die berufenen Wächter nicht mehr schlafen.

**Arme Gemeinden unter den Ranzeln der neu-lutherischen Pastoren.** Auf der im November v. J. abgehaltenen Zwickauer Ephoralconferenz referirte Archidiaconus Lindner aus Zwickau über „die Bedeutung des Alten Testaments für den Christen“. Das „Sächsisches Kirchen- und Schulblatt“ gibt die Grundgedanken des Vortrags in folgenden Worten wieder: „Ist dem Alten Testament im Lauf der Kirchengeschichte zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Bedeutung beigegeben worden, so muß angesichts der Ergebnisse der neuesten Forschungen die im Allgemeinen noch geltende Werthung des Alten Testaments in der Gemeinde eine andere werden. Keineswegs sollen damit die weitgehenden Consequenzen, wie sie in dem Buche: ‚Das Judenthum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus‘ gezogen worden sind, gebilligt werden; von einer ‚Entbehrlichkeit und Unbrauchbarkeit‘ desselben für die religiöse Erziehung des Christen kann schlechterdings nicht die Rede sein. Die Kenntniß des Alten Testaments zum Verständniß des Neuen Testaments ist unentbehrlich, nicht bloß für den Theologen, und auf seinen Blättern steht Gottes Wort, nütze zur Lehre, Strafe, Besserung und Erbauung. Diese Werthung will auch die moderne Kritik nicht antasten; das Alte Testament verliert nichts an Offenbarungsgehalt durch eine kritische Zergliederung seiner Bestandtheile. Wohl aber drängt die heutige Forschung zu dem Bekenntniß: das Alte Testament steht nicht neben, sondern unter dem Neuen Testament, sowohl quantitativ: denn der Strom der göttlichen Offenbarung fließt im Neuen Testament breiter, als qualitativ: denn er fließt im Neuen Testament reiner als im Alten Testament. Einerseits ist der menschliche Rahmen um das heilige Bild im Alten Testament viel breiter. Darum muß um der Gewissensbedrängniß vieler schlichter Gemüther, um der Verheerung durch überspannten Inspirationsbegriff, um der Wahrheit willen mehr Ernst damit gemacht werden, Gott zu geben, was in der Schrift Gottes ist, und dem Menschen, was des Menschen ist. Andererseits birgt das Alte Testament die religiöse Wahrheit noch nicht in absoluter Fülle, sondern in einer durch Gottes Heilspädagogik bedingten Relativität. Immerhin mag der Christ im Alten Testament die Klänge des Neuen Testaments hören; aber er muß sich bewußt werden, daß das Alte Testament sich so nur spiegelt in seinem christlichen Herzen. Mit seinem Tact und mit Ehrfurcht vor dem Alten Testament, ohne

Uebereilung und ohne Vermischung von Hypothesen und Resultaten muß diese neue Werthung in die Gemeinde übertragen werden. Wie? das bedarf einer besonderen Behandlung. Das Alte Testament wird dadurch an Geltung in der christlichen Gemeinde nur gewinnen können. Moderne Bibelforschung zerstört den Glauben nicht, sondern hilft auf ihm die Gemeinde erbauen. Darum ist die Berechtigung des Epithetons: negativ, mit welchem die Gegner sie belegen möchten, zu bestreiten. Nur wenige Heißsporne mögen von unlauteren Motiven getrieben sein. Die Forschung im Ganzen hat nicht Lust am Zerstören.“

**Der neue Reichskanzler und die römische Kirche in Deutschland.** Fürst Hohenlohe, der neue Reichskanzler, war seinerzeit „Staatskatholik“, Gegner der Unfehlbarkeitserklärung zc. Um nun das Centrum zu beruhigen, äußerte er sich zum Schluß seiner Programmrede folgendermaßen: „In der Tagespresse ist auf meine Bethätigung in den Bewegungen der Sechziger und Siebziger Jahre hingewiesen worden; man hat daran Befürchtungen geknüpft. Ich brauche nicht zu versichern, daß die Besorgniß, die bezüglich dieses Punktes gehegt wird, jeder Begründung entbehrt. (Beifall im Centrum.) Wenn ich auch meine damalige Haltung nach Maßgabe der Verhältnisse als eine berechtigte ansehe, so liegt doch meine Theilnahme an jenen Bewegungen fast dreißig Jahre hinter uns. Unsere Zeit weist mehr als jede andere darauf hin, daß es nothwendig ist, ein freundliches, verständnißvolles Zusammenwirken der staatlichen und kirchlichen Autoritäten herbeizuführen. (Beifall.) Meine Amtsführung in den Reichslanden gibt Zeugniß dafür, daß ich diese Grundsätze auch practisch zu bethätigen weiß; auch in meiner neuen Stellung werde ich mich bemühen, ein freundliches Verhältniß zwischen Staat und Kirche aufrecht zu erhalten. (Lebhafter Beifall rechts und im Centrum.)“ Wenn hier von einem Verhältniß zwischen Staat und Kirche die Rede ist, so ist unter „Kirche“ nur die römische zu verstehen. Was die „evangelische“ Kirche anlangt, so ist das Verhältniß zwischen Staat und Kirche ein sehr einseitiges. J. P.

**Rheinprovinz.** Die Einweihung der protestantischen Christuskirche in Köln fand am 2. December statt. Einen sonderbaren Bericht gibt darüber die „Köln. Ztg.“ Sie erzählt von dem Festabend und seinem „fröhlichen, echt kölnischen Treiben“, zu dem, wie auch Oberbürgermeister Becker bemerkte, nicht wenig „das von dem Restaurateur Riemann gelieferte Essen und Trinken beitrug“. Unter den Reden wird besonders die des Directors Jäger hervorgehoben, welcher von der Freiheit der Wissenschaft redete, mit Hinblick auf Luther, der ja auch in Worms ein Zeugniß seines von der Kirche unabhängigen Denkens abgelegt habe. Die evangelische Kirche habe sich vor der freien Wissenschaft nicht zu fürchten; wohl gingen die Wasser hoch, die Wellen thürmten sich wild gegen einander, aber der Geist Gottes schwebte doch über den Wassern. Hier sei der Ort, den Bonner Professoren ein Wort der Ermutigung zuzurufen: für einen wissenschaftlichen Mann gebe es ein Worms wie für Luther, wo man ihn gewähren lassen müsse, das gebiete der Geist der evangelischen Kirche. Darauf sprach Prof. Sell, indem er zugleich den Glückwunsch der Bonner Facultät zu dem Feste darbrachte, seinen innigsten Dank für die soeben gehörten Worte aus; die Herzen der Bonner Theologen hätten eine solche Stärkung in dieser schweren Zeit sehr wohl nöthig zc. Auch soll Excellenz Barthausen in der sich daran anknüpfenden lebhaften Unterhaltung geäußert haben, daß die Regierung in Berlin durchaus nicht mit den Angriffen auf die Bonner Professoren einverstanden sei. Im „Reichsanz.“ wird letzteres dementirt: Barthausen habe nur sein Verdauern über den gegenwärtigen Zwist ausgesprochen. Aber die „Köln. Ztg.“ hält ihren Bericht aufrecht. (A. C. L. R.)



**Merkwürdige Ansprache eines ehrlichen Africareisenden.** Nach der „Deutschen Ev. Rztg.“ hat sich der Africareisende Dr. Zintgraff in der „Deutschen Warte“ kürzlich so ausgesprochen: „Schließlich möchte ich hier noch eines Umstandes erwähnen, durch den dies christliche Missionswerk — ohne Rücksicht auf die Concessionen — wenigstens nach meinem persönlichen Dafürhalten sehr erschwert ist; nämlich die Ungläubigkeit oder, um mich milder auszudrücken, das höchst laze Christenthum der in Africa thätigen Europäer und Namenschristen, wobei ich natürlich meine eigne Persönlichkeit nicht ausnehme. Die meisten Europäer in Africa — Beamte, Kaufleute, Reisende, Capitäne, kurz, niemand ausgenommen — sind nämlich nichts weniger als christliche Vorbilder, sondern eher (siehe Leist!) abschreckende Beispiele, und der Missionar muß sie entweder dem Schwarzen gegenüber als solche hinstellen, oder aber sich auf den nicht ganz unberechtigten Einwurf gefaßt machen: wenn ihr befehlen wollt, so fangt doch zuerst bei euren Landsleuten an und gewöhnt diesen den sittenlosen Umgang, das Fluchen und Saufen ab — wir Wilden sind doch bessere Menschen —, oder aber den andern: wenn eure Landsleute wirklich Christen sind, wofür sie sich ausgeben und was ihr bestätigt, warum soll uns nicht daselbe gestattet sein wie ihnen, weshalb sollen wir denn stets beten und zur Kirche und zum Abendmahl gehen, während sie dies noch niemals oder höchstens Weihnachten oder an Kaisers Geburtstag thun? Aus dieser Klemme pflegen sich die Missionare der beiden Concessionen in sehr verschiedener Weise zu ziehen; die einen, die protestantischen, dadurch, daß sie überhaupt den Verkehr mit ihren Landsleuten möglichst beschränken und aus ihrer Ansicht über das Christenthum kein Hehl machen, die katholischen dadurch, daß sie eine Art Compromiß eingehen, in der Art, daß sie sich mit dem Europäer auf möglichst guten Fuß stellen und auch ein Auge zudrücken, sofern er nur seinerseits auch wieder eine Gegenleistung bietet — mag diese nun im Besuche der Kirche und Messe oder sonst einem kleinen Dienste bestehen, wie ihn ja jeder mehr oder minder einmal der Sache leisten kann, wäre es auch nur in einem Zeitungsartikel oder Vortrage. — Die französischen Missionare in ihrer Liebeshwürdigkeit sind darin vollends Meister und haben vorher schon mehr als einmal gewiß über den dummen deutschen Michel ins Fäustchen gelacht. Auch ich ziehe, offen gestanden, den Umgang mit katholischen Missionaren, zumal mit französischen, bei weitem vor, sie drücken bei meinen schwachen Seiten ein Auge zu, lassen auch einmal fünf grade sein, kurz, sind fröhlich mit den Fröhlichen, und ich scheide von ihnen nicht mit dem Bewußtsein, daß ich ein großer Sünder bin, sondern mit dem, daß sie ganz famose und liebenswürdige Kerle sind; — ob sie deshalb nun auch die besseren Missionäre sind, das ist ein Urtheil, das ich ruhig dem Leser überlasse, da ich es als vorsichtiger Mann mit niemand verderben möchte.“ Wir möchten nur noch hinzufügen: auch „daheim“ führen sich nicht nur römische Priester, sondern auch manche „protestantische“ Pastoren in der Gesellschaft der „gebildeten“ Weltleute gern als die liebenswürdigen, „die Sache nicht so genau nehmenden“ Gesellschafter auf. Natürlich mit demselben Resultat. Man rühmt sie gelegentlich als „famose“ Gesellschafter, verachtet sie aber dabei.

J. P.

† am 17. September v. J. der separ. ev.-luth. Pfarrer A. Hörger in Remmingen, der ja den Lesern dieses Blattes wohl bekannt ist und dessen Schrift vom „Absttthum der bairischen Landeskirche“ uns unvergessen bleiben soll; ferner Ende v. J. der letzte positive Theolog der Tübinger Facultät Prof. Dr. Rüböl und der Senior des Hamburger Ministeriums P. Dr. Kreuzler, ein begabter Prediger, welcher ehemals als Pastor in Pyrmont im Waldeckischen für das lutherische Bekenntniß in die Schranken getreten ist, in Hamburg aber mit seinen ungläubigen Kollegen sich ganz gut hat vertragen lernen.

G. St.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 41.

Februar 1895.

No. 2.

(Eingesandt.)

## Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesus Christi.

Es ist ohne Zweifel zu allen Zeiten für einen jeden Christen, und besonders für einen Prediger des Evangeliums, sehr wichtig, daß er immer wieder aufs neue die großen Heilthaten betrachte, die Gott zum Heil und zur Erlösung des sündigen Menschengeschlechtes gethan hat, jene großen Heilthaten im Leben unsers Heilandes, wie sie das Apostolicum aufzählt: „empfangen von dem Heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahnen gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten“. Gerade auf diesen geschichtlichen Thaten ruht unsere Erlösung, Heil, Leben und Seligkeit. Die geschichtlichen Thaten der Person und des Werkes Jesu Christi bilden den Mittelpunkt unsers christlichen Glaubens. Das Christenthum ist eine Religion der Thaten, der großen Heilthaten Gottes, für uns sündige Menschen geschehen. Diese Thaten dürfen wir uns nie nehmen oder verflüchtigen lassen als minder wichtig oder gar unwesentlich, sondern müssen uns immer wieder vergegenwärtigen, wie fest und gewiß diese Thaten stehen, und welche eine eminente Bedeutung sie für unsern Glauben und für unsern Christenleben haben.

Ist dieses aber schon zu allen Zeiten wichtig, so ist es in unserer Zeit doppelt wichtig. Es hat sich ja bekanntlich in den deutschen Kirchen ein bitterer Streit erhoben um das apostolische Symbolum. Man möchte in liberalen Kreisen gern dieses älteste Bekenntniß der ganzen Christenheit entweder gänzlich beseitigen, oder es, wie man sagt, „zeitgemäß umgestalten“, um auch die Gebildeten bei der Kirche zu erhalten, oder doch wenigstens den Gebrauch desselben bei den kirchlichen Handlungen dem freien Belieben eines jeden überlassen. Und es sind insonderheit die großen Heilthaten Gottes, welche der zweite Artikel bekennet, welche diesen Gegnern des Apo-

stolicums anstößig und ärgerlich sind, Christi wunderbare Empfängniß und Geburt, seine Höllenfahrt, Auferstehung und Himmelfahrt, sein Sitzen zur Rechten Gottes und seine Wiederkunft zum Gericht. Diese wunderbaren Vorgänge im Leben unsers Heilandes, so sagt man wohl auf jener Seite, ließen sich mit dem heutigen Stand der menschlichen Erkenntniß und Wissenschaft nicht mehr vereinigen, sie seien auch eigentlich nicht wesentliche Stücke des christlichen Glaubens, man müsse sie daher fallen lassen, wenn man nicht alle Gebildeten aus der Kirche hinaustreiben wolle. Wohl ist nun zwar ein jeder gläubige Christ dieser Thatfachen auf Grund des göttlichen Wortes ganz gewiß und läßt sich durch solches Verede in seinem Glauben nicht irre machen, aber dennoch ist es in einer solchen Zeit sehr wichtig, daß wir es uns wieder klar vor die Augen stellen, welcher einen guten, sicheren Grund wir für unsern Glauben haben, wie leer und nichtig dagegen alle Einwürfe der Gegner sind, wie sie über ihrem Unglauben zu Narren und Thoren werden müssen, daß wir uns wieder vorhalten, von welcher hoher Bedeutung diese Thatfachen für unsern Glauben sind, damit wir sie um so treuer festhalten.

Im Folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, das Erstere insbesondere für die Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi nachzuweisen, um dann D. v. in einem späteren Artikel die Bedeutung derselben für unsern Glauben und unser Leben darzulegen.

Es gibt ohne Zweifel keine Thatfache in der ganzen Geschichte der Welt, welche besser und sicherer bezeugt wäre, als die Auferstehung Jesu Christi. Wer diese Thatfache leugnen will, daß Jesus von Nazareth wahrhaftig am Kreuz gestorben und am dritten Tage nach seinem Tode wieder auferstanden ist, der muß allen Gesetzen historischer Evidenz ins Angesicht schlagen und schließlich an Allem zweifeln.

Die Auferstehung Christi ruht auf mannigfachem Zeugniß. Zuerst und hauptsächlich bezeugen sie uns die Jünger des Herrn, die Apostel, und zwar als Augen- und Ohrenzeugen, dann wird sie bezeugt durch das Dasein der Kirche, ferner müssen selbst die Feinde des Herrn wider ihren Willen Zeugniß für diese große Heilthat Gottes ablegen und endlich bestätigt es uns unsere eigene Glaubenserfahrung, daß Jesus, unser Heiland, nicht todt ist, sondern lebt. Sehen wir uns nun diese verschiedenen Zeugnisse an.

1. Die Auferstehung Jesu Christi ist uns bezeugt durch die Apostel. Die Jünger des Herrn bezeugen uns in den Evangelien sowohl, als auch in ihren Briefen, wie aus Einem Munde, nicht etwa, daß sie von der Auferstehung ihres Herrn und Meisters nur gehört, oder durch sonstige triftige Gründe davon überzeugt seien, sondern daß sie zwar nicht den Act der Auferstehung selbst, aber daß sie den Auferstandenen selbst gesehen und mit ihm gesprochen haben. Als Augen- und Ohrenzeugen stellen sie sich uns dar. Ist nun ihr Zeugniß ein glaubwürdiges? Wir sehen zunächst ganz davon ab, daß die Apostel vom Heiligen Geist inspirirt waren, daß also

ihr Wort und Zeugniß Gottes Wort und Zeugniß, göttliche Wahrheit ist. Wir stellen uns zunächst auf den Standpunkt der Gegner, wir betrachten das Zeugniß der Apostel als ein menschliches und sehen, wie auch dann alle Einwürfe der Gegner an diesem Zeugniß zerschellen müssen.

Das Zeugniß der Apostel, so können wir getrost sagen, trägt alle Zeichen der Glaubwürdigkeit an sich. Die Ungläubigen, die Feinde des HErrn und seiner Kirche, die alles daransetzen, die Auferstehung Christi umzustößen, haben allerdings alles versucht, dieses Zeugniß seiner Jünger für dieselbe zu entkräften. Sie haben tausenderlei Einwürfe dagegen aufgebracht. Man hat behauptet, daß wir überhaupt gar keinen Bericht der Apostel von der Auferstehung Christi haben. Man hat den ganzen Bericht der Jünger für eine spätere Sage, für eine Mythe erklärt. Die Persönlichkeit Jesu, so sagt man, hätte einen zu gewaltigen Eindruck auf seine Jünger gemacht, als daß sie sich mit seinem Tode hätten beruhigen können, sie hätten erst erwarten müssen, daß der HErr wiederkommen und seine Sache zum Siege hinausführen werde, wie ja eine solche Erwartung bei großen Männern schon öfter in der Geschichte vorgekommen sei. Diese feste Erwartung der Jünger, daß der HErr wiederkommen werde, habe allmählich im Laufe der Zeiten sich zu der Sage, und diese Sage sich zu bestimmten Erzählungen verdichtet, daß der HErr wirklich nach seinem Tode wiederauferstanden sei. Dem stehe auch nicht entgegen, daß in den vier Evangelien die Jünger sich selbst als Augen- und Ohrenzeugen der Auferstehung Christi angeben, denn die Evangelien seien eben nicht authentisch, nicht von den Aposteln selbst verfaßt, sondern Producte einer späteren Zeit, oder doch wenigstens später vielfach überarbeitet und verändert worden.

Wir können hier natürlich nicht darauf eingehen, nachzuweisen, daß unsere Evangelien wirklich authentisch sind, wirklich von den Verfassern herühren, deren Namen sie tragen. Es ist das aber auch gar nicht nöthig, denn die Gegner sind bis heute den Beweis schuldig geblieben, daß unsere Evangelien nicht authentisch sind. Und außerdem haben wir ja auch noch das Zeugniß des Apostels Paulus für Christi Auferstehung, besonders in seinem ersten Briefe an die Corinthher im 15. Capitel. Und das ist besonders wichtig, weil auch die negative Kritik es nicht gewagt hat, die Echtheit dieses Briefes anzuzweifeln. An dieser Stelle bezeugt uns Paulus nicht nur, daß die älteren Jünger den auferstandenen HErrn gesehen, sondern daß er auch selbst ihn gesehen habe und also ein Apostel Jesu Christi geworden sei. Und noch mehr. Ganz abgesehen davon, ob unsere Evangelien echt sind oder nicht, das steht ohne Zweifel fest, das muß jeder zugeben, der nicht muthwillig seine Augen gegen die Wahrheit verschließen will, daß gar bald, einige Wochen nach Christi Tode, die Jünger diese Thatsache, dieses Wunder, die Auferstehung Christi, öffentlich in Jerusalem verkündigt, ja diese Thatsache zum Mittelpunkt ihrer ganzen Predigt gemacht haben, daß auf dieser Thatsache die ganze apostolische Verkün-

digung ruht. Das sind geschichtliche Wahrheiten, die kein Mensch umstoßen kann. Wie kann da der Bericht, die Geschichte der Auferstehung Sage und Mythe sein, die allmählich im Laufe langer Zeit sich wie ein Heiligenschein um den geschichtlichen Jesus gebildet habe. Eine solche Annahme widerspricht geschichtlich gegebenen Thatsachen. Das steht fest, daß die Jünger Jesu, seine Apostel, bald nach dessen Tode öffentlich in Jerusalem die Auferstehung Christi verkündigt haben, daran kann nicht gerüttelt werden, daß wir wirklich das Zeugniß der Jünger des Herrn für seine Auferstehung besitzen.

Auch gar manche Ungläubige geben es zu, daß wir das Zeugniß der Apostel für die Auferstehung Christi haben, daß die Apostel allerdings längere oder kürzere Zeit nach Christi Tode seine Auferstehung verkündigt haben. Aber, sagen sie, damit geben wir die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte, die Thatsache der Auferstehung noch nicht zu. Die Jünger können gar wohl die Auferstehung Christi verkündigt haben, ohne daß dieser Jesus von Nazareth wirklich auferstanden ist. Wie sollen aber in diesem Falle die Jünger dazu gekommen sein, Christi Auferstehung zu verkündigen? Zwei Annahmen sind da möglich. Entweder sind die Jünger Betrüger gewesen und haben die Auferstehung ihres Herrn und Meisters nur sich erdacht und erlogen, oder aber sie sind in diesem Stücke getäuscht worden, oder haben sich selber getäuscht; sie waren wohl für ihre eigene Person überzeugt, daß Jesus auferstanden sei, aber diese ihre Ueberzeugung beruhte auf Täuschung. Entweder also sie wollten, oder sie konnten in dieser Sache nicht die Wahrheit sagen.

Beide Wege hat man eingeschlagen, das Zeugniß der Jünger von Christi Auferstehung zu erklären, ohne diese Thatsache selbst zugeben zu müssen. Es hat nicht an Leuten gefehlt, die sich nicht geschämt haben, die Apostel als Lügner und Betrüger hinzustellen, als solche, welche die Auferstehung Christi sich selbst ausgedacht und mit diesem Märchen die allzugläubige Welt betrogen hätten Jahrhunderte lang, bis endlich sie, die erleuchteten Köpfe, gekommen seien, die betrogene Welt aufzuklären. Man denkt sich die Sache etwa so: Die Jünger hätten erkannt, daß mit dem Tode Jesu ihre Sache verloren sei, aber sie hätten gern ihre Stellung, als Lehrer des Volkes, behalten wollen, es sei ihnen zu gering gewesen, zu ihrem Fischerberuf zurückzukehren. Sie hätten also auf ein Mittel gesonnen, dennoch ihre Sache zum Siege hinauszuführen. Heimlich hätten sie den Leichnam Jesu bei Seite geschafft und dann vorgegeben, der Herr sei auferstanden und von ihnen gesehen worden, damit sie auch fernerhin mit ihrer Lehre, daß Jesus von Nazareth der rechte Messias sei, Eingang bei den Leuten finden möchten. Schon sehr alt ist diese schändliche Lüge. Schon unmittelbar nach Christi Auferstehung verbreitete sich dieses Gerücht. Das Grab, in welches Jesus vor wenig Tagen gelegt war, war leer, das ließ sich nicht leugnen, Jesu Leichnam war nicht mehr vorhanden, aber diese

Thatsache wurde, wie wir aus Matth. 28, 15. sehen, ganz allgemein damit erklärt, daß die Jünger Jesu des Nachts gekommen seien und den Leichnam gestohlen hätten. Wir kennen Grund und Ursache dieser Gerüchte. Sie waren entstanden durch die römischen Kriegsknechte, welche bei dem Grabe Jesu die Wache gehabt hatten, und, durch die Hohenpriester bestochen, solches ausfragten: „Seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, dieweil wir schliefen“ (Matth. 28, 13.). Es war eine grobe, leicht zu durchschauende Lüge. Wie sollten die Jünger, diese eingeschüchterten, furchtsamen Jünger, es gewagt haben, den Leichnam Jesu zu stehlen, ja nur in solcher Absicht dem Grabe nahezu kommen, welches sie von römischen Kriegsknechten bewacht wußten! Und in dieser Aussage selbst lag ja auch ein Widerspruch. Wenn die Kriegsknechte geschlafen hatten, wie konnten sie es wissen und bezeugen, daß es die Jünger waren, welche Jesu Leichnam gestohlen hatten? Doch diese Lüge hatte den gewünschten Erfolg. Sie wurde allgemein von den Juden geglaubt und das leere Grab damit erklärt. Mit dieser elenden Lüge beschwichtigte die große Masse des Volkes ihr Gewissen, ohne der Sache weiter nachzuforschen. Diese Lüge hat sich bei den Juden erhalten. Es ist diese Lüge hauptsächlich, hinter welcher sich die Juden noch heutiges Tages gegen Christi Auferstehung verschanzen. Auch die Ungläubigen haben natürlich diese Lüge aufgegriffen und besonders ausgeführt ist sie von dem Verfasser der „Wolfenbüttler Fragmente“, Heint. Sam. Reimarus.

In einen ganz gemeinen, schlau angelegten Betrug der Jünger verwandelt sich bei ihm die herrliche Auferstehung Christi. Diese Lüge war zu plump und zu schändlich, als daß sie bei auch nur einigermaßen anständigen und wahrheitsliebenden Leuten hätte Anklang finden können. Selbst vulgäre Rationalisten waren empört über ein solches Verfahren, die Apostel zu eigennütigen Lügern und Betrügern zu machen. Ein solcher Betrug von Seiten der Jünger wäre ja auch geschichtlich und psychologisch ganz unerklärlich.

Sehen wir uns doch nur die Berichte der Jünger von der Auferstehung Christi an. Sie machen ganz entschieden den Eindruck der wahrheitsgetreuen Schilderung eines großen Ereignisses, und zwar einer Schilderung von Augen- und Ohrenzeugen. Wenn wirklich die Apostel zusammengekommen wären und einen solchen Betrug verabredet hätten, wie wäre wohl ihre Erzählung, ihr Bericht von der Auferstehung Christi und den Erscheinungen des Auferstandenen ausgefallen? Sie hätten ohne Zweifel vorher ganz genau unter sich ausgemacht, wem und wie sie dieses Wunder verkündigen sollten. Wir würden einen Bericht haben, der bis in die kleinsten Einzelheiten ganz übereinstimmend lauten würde. Aber was für einen Bericht geben uns die Jünger von der Auferstehung Christi? Wir haben vier verschiedene Berichte in den Evangelien und dazu kommt noch als fünfter die Erzählung des Apostels Paulus von den Erscheinungen des Herrn in

dem 15. Capitel seines ersten Briefes an die Corinthher. Finden wir nun in diesen Berichten das Bestreben, ganz genau dasselbe zu sagen mit denselben Worten, einen vorher ausgedachten Betrug mit dem möglichsten Schein von Wahrheit vorzutragen? Nichts von alledem. Diese Berichte sind alle verschieden, so verschieden in den Einzelheiten, daß es uns oft schwer wird, eine vollständige Harmonie dieser Berichte herzustellen. Man hat gar häufig diese Verschiedenheiten in den evangelischen Berichten, die man dann Widersprüche nennt, gegen die Wahrheit der Auferstehungsgeschichte ins Feld führen wollen. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Gerade diese verschiedenen Berichte mit den vielen Einzelheiten und kleinen Umständen, die sie erzählen, zeigen klar und deutlich, daß wir es hier nicht mit einem schlaun geplanten Betrug zu thun haben, sondern mit dem wahrheitsgetreuen Bericht von Thatsachen, bei welchen die Jünger Augen- und Ohrenzeugen waren.

Und auch psychologisch ließe sich ein solches Verhalten der Jünger nicht erklären. Was sollte sie bewogen haben, diesen Betrug zu erdenken und festzuhalten ihr ganzes Leben hindurch? Etwa ihre verlorene Sache aufrechtzuerhalten und Anhänger für ihre Meinung zu sammeln? Wie konnten die Jünger annehmen, daß viele ihrem Betrage Glauben schenken würden zu einer Zeit, da es noch so leicht war, ihren Betrug aufzudecken? Und wenn sie wirklich im Anfang diesen Beweggrund gehabt hätten, hätte nicht bald die Erfahrung sie belehren müssen, daß sie anstatt der gehofften Vortheile nur Schimpf und Hohn, Leiden und Trübsale, Anfechtung und Verfolgung von ihrem Betrug einernteten? Und doch hätten sie ihren Betrug festgehalten, hätten Leiden, Trübsale und Verfolgungen erduldet, hätten endlich selbst den Tod erlitten, um eines Betrages willen, den sie jeden Augenblick hätten fallen lassen können! Das ist ganz undenkbar. „Will man den Aposteln nicht glauben“, so schreibt daher der französische Denker Pascal in seinen Pensées, S. 243, „so muß man annehmen, daß sie entweder betrogen oder Betrüger sind. Das eine ist so schwierig, wie das andere. Denn was das erste betrifft, so ist unmöglich, sich so sehr zu täuschen, daß man einen Menschen als auferstanden ansieht, und was das zweite angeht, so ist die Annahme, daß sie Betrüger gewesen, eine sonderbare Absurdität. Man verfolge sie doch einmal in ihrer ganzen Tragweite. Man denke sich diese zwölf Menschen nach Christi Tode vereinigt und sich verschwörend, zu behaupten, er sei auferstanden. Und von hier aus bekämpften sie alle Gewalten. Das menschliche Herz liebt ungemein Leichtfinn, Wechsel, Versprechung, Glücksgüter. So wie nur Einer von ihnen durch solche Verlockungen, und was noch mehr sagen will, durch Gefängniß, Torturen und Tod bewogen, sich verleugnet hätte, so waren sie verloren. Das verfolge man.“

Die Apostel waren keine Betrüger. Sie mußten von dem, was sie so todesmuthig den Feinden ins Angesicht bezeugten, selbst felsenfest überzeugt sein. Nur diese feste, gewisse Ueberzeugung von Christi Auferstehung

konnte ihnen eine solche Todesfreudigkeit geben. Die Apostel sind keine Betrüger gewesen, sie wollten die Wahrheit schreiben, sie haben geschrieben, was sie für Wahrheit hielten. Die Apostel waren von der Auferstehung ihres Herrn und Heilandes felsenfest überzeugt. Jede andere Annahme führt auf Absurditäten.

Doch antworten uns andere Gegner der Auferstehung: Wir geben gerne zu, daß die Apostel keine Betrüger waren, sie machen den Eindruck schlichter, ehrlicher Leute. Sie glaubten wohl für ihre Person, der Auferstehung Christi gewiß zu sein. Aber wie, wenn sie sich getäuscht hätten! Waren die Apostel damals wirklich in der Lage und in der Stimmung, eine so wichtige Sache vorurtheilslos prüfen und untersuchen zu können? Haben sie sich nicht vielleicht täuschen lassen durch allerlei Erscheinungen ihrer erregten Phantasie? Man behauptet also, daß die Apostel in dieser Sache nicht die Wahrheit sagen konnten, weil sie sich selbst täuschten. Es gehört hierher sowohl die Annahme von einem Scheintod Jesu, als auch die neuere, sogenannte Visionshypothese.

Den meisten Rationalisten war es doch zu stark, den Jüngern Jesu einen solchen schändlichen Betrug anzudichten, daß sie Christi Auferstehung selbst sich ausgedacht hätten, ihnen erschienen die Jünger des Herrn in einem besseren Lichte. Die Rückkehr Jesu, des Gekreuzigten, in dieses Leben stand ihnen, diesen Rationalisten, fest, nur sollte Jesus nicht aus dem wirklichen, sondern aus dem Scheintode wieder erwacht sein. Es sind Fälle bekannt, so sagte man, daß Gekreuzigte, die man für todt hielt, später wieder zum Leben erwachten. Besonders bei Jesu liegt diese Annahme nahe, daß er noch nicht gestorben, sondern nur Scheintodt war, als er vom Kreuze herabgenommen wurde. Jesus stand in dem kräftigsten Alter, sein Leib war durch keine Sünden und Leidenschaften geschwächt, er hatte nur wenige Stunden am Kreuz gehangen und noch kurz vor seinen angeblichen Tode laut geschrien, die Beine wurden ihm nicht zerbrochen, der Landpfleger selbst verwunderte sich über den schnellen Tod Jesu. Liegt nicht da der Gedanke nahe, daß Jesus wirklich nur Scheintodt war und dann im kühlen Felsengrab durch den starken Geruch der Salben und Specereien unter einer gütigen Vorsehung Gottes wieder zum Leben erwachte?

Es ist nicht nöthig, über diese merkwürdige Theorie, das Wunder der Auferstehung Jesu natürlich zu erklären, viele Worte zu machen. Sie ist mit dem vulgären Rationalismus längst aufgegeben und findet wohl kaum noch einen Vertheidiger. Uebereinstimmend berichten uns alle Evangelisten und Apostel, daß Jesus wirklich todt war. Für diese Thatsache bürgen uns auch die Feinde des Herrn, nicht nur die römischen Kriegsknechte — haben sie doch auf Anordnung des Pilatus den Herrn ganz genau untersucht, als er abgenommen werden sollte —, sondern auch hauptsächlich die Hohenpriester und Phariseer. So finden wir auch im ganzen christlichen Alterthum keine Spur von Zweifel an der Realität des Todes Jesu weder bei



Freunden, noch bei Feinden. Der Herr war wirklich todt und ist auch wahrhaftig auferstanden zu neuem, ewigem Leben. „Ein halbtodt aus dem Grabe hervorgetragen“, so sagt selbst ein Strauß, „sieh Umherstreichender, der ärztlichen Pflege, des Verbandes, der Stärkung und Schonung Bedürftiger und am Ende doch dem Leidenden Erliegenden konnte auf die Jünger unmöglich den Eindruck des Siegers über Tod und Grab, des Lebensfürsten machen, der ihrem späteren Auftreten zu Grunde lag.“<sup>1)</sup>

Von größerer Wichtigkeit ist die Visionshypothese, wie sie jetzt von den modernen Ungläubigen so vielfach verfolgt wird. Alle die Erscheinungen, welche die Apostel von dem auferstandenen Heilande gehabt haben, sollen nach dieser Hypothese nur Einbildungen ihrer Phantasie, ihres aufgeregten Nervensystems gewesen sein, nur Gesichte und Hallucinationen, denen keine Wirklichkeit zugeschrieben werden könne. Alles dieses, daß die Jünger den Herrn sahen, ihn sprechen hörten, ihn betasteten, mit ihm verkehrten, so sagen jene Gegner, das geschah alles nicht wirklich, sondern nur in der Phantasie, in der Einbildung der Jünger, das bestand nur in ihrem Geiste. Unsere modernen Ungläubigen haben mit dieser Theorie eigentlich keinen neuen Einwand gegen die Auferstehung Christi vorgebracht. Schon bei dem alten Feind der Christen, bei Celsus, finden sich Anklänge davon. So läßt er, wie Origenes berichtet (contra Celsum 2, 55), seinen Juden einwerfen: „Wer hat es gesehen? Ein halbverrücktes Weib, wie ihr sagt, und etwa noch der eine oder andere von den Anhängern derselben Gaukelei, der entweder in einem krankhaften Zustande geträumt, oder mit Willen sich von einem falschen Schein hat verblenden lassen, wie ja bei unzähligen vorgekommen ist, oder was noch wahrscheinlicher ist, der mit diesem Wunder die andern in Erstaunen setzen und durch solchen Betrug ihrer Gaukelei auf die Sprünge helfen wollte.“<sup>2)</sup> Wir finden diese Theorie besonders ausgebildet bei Dav. Fr. Strauß, Renan, Baur u. a.

Ein Gesicht, eine Einbildung der Jünger soll die Auferstehung Christi sein. Das, was wirklich geschehen ist, soll nach der Meinung dieser Leute nichts anderes sein als ein subjectiver Vorgang in der Seele der Jünger, und aus solchen Einbildungen, welche die Jünger in einem erregten Zustand sich selbst vorspiegelten, soll es sich erklären, wie sie dazu gekommen sind, die Auferstehung Christi zu glauben und zu verkündigen. Da erhebt sich gleich diese Frage: Wie sind doch die Jünger zu solchen merkwürdigen Visionen und Einbildungen gekommen? In der Beantwortung dieser Frage gehen die Vertreter dieser Theorie natürlich weit auseinander. Der eine erklärt sich die Sache so, der andere wieder anders. Alle diese Erklärungsversuche der wunderbaren Auferstehung Christi sind eben nichts anderes als Einbildungen und Phantasiegebilde dieser Ungläubigen. Sie wollen dieses Wunder nicht zugeben, sie wollen ihre stolze Vernunft nicht

1) Citiert in Greiner, Auferstehung Jesu Christi, S. 114.

2) Citiert bei Gebhart, Auferstehung Jesu Christi, S. 1.

beugen unter dem Gehorsam Christi. Sie fühlen es, daß, wenn die Auferstehung Christi feststeht, der Herr damit bewiesen ist als der Sohn Gottes, der wahre Gott, und sie in ihrem Unglauben gerichtet sind. Und so ist ihnen alles recht, so nehmen sie leichtgläubig alles an, um nur dieses Wunder der Auferstehung Christi aus dem Wege zu schaffen. Doch lassen sich bei ihnen mehrere Klassen unterscheiden.

Die einen denken sich die Sache etwa so: Als Jesus am Kreuz gestorben war und die Jünger in ihrer Trübsal dasaßen, da fingen sie an, in den Weissagungen der Propheten von dem Messias zu forschen und zu studiren und kamen zu der Ueberzeugung, daß der Messias allerdings nach der Schrift leiden und sterben müsse, aber aus diesem Leiden und Sterben wieder in Herrlichkeit hervorgehen werde. Es entstand bei ihnen allmählich der feste Glaube, daß Jesus nicht seinen Feinden unterliegen könne, sondern über sie herrschen und sie besiegen müsse. Dieser Glaube hat sich endlich bei ihrem erregten Zustand zu Gesichten, zu Hallucinationen gesteigert. Sie sahen den auferstandenen Herrn leibhaftig vor sich, sie betasteten ihn und redeten mit ihm. So kam es bei ihnen zu der festen Ueberzeugung, daß der Herr auferstanden sei und lebe.

Dieser Erklärungsversuch der Auferstehung Christi scheidet an dem gewissen Zeugniß der Apostel, daß Christus am dritten Tage auferstanden ist. Das bezeugt uns auch der Apostel Paulus 1 Cor. 15, 4. Das war also, um uns einmal der Ausdrucksweise der Gegner zu bedienen, uralte christliche Tradition, die schon Paulus kannte, daß der Herr am dritten Tage auferstanden sei. Am dritten Tage nach dem Kreuzestode Christi, da mußten also schon nach dieser Theorie bei den Jüngern die Visionen begonnen haben. In jener kurzen Zeit hätten also die Apostel die Weissagungen der Propheten durchforschen müssen, in jener kurzen Zeit hätten sie alle ihre Vorurtheile von einer äußeren Herrlichkeit des Messias unterdrückt, in jener kurzen Zeit hätte ihr Glaube sich zu solcher Aufregung gesteigert, daß sie Visionen ihres auferstandenen Heilandes hatten. Das ist alles unbegreiflich und undenkbar. „Der Apostel Petrus, welcher von den Vertretern dieser Hypothese zu dem primus motor gemacht wird, hatte seinen bitteren Bußschmerz dann damit niedergekämpft, daß er sich mit einer gründlichen Durchforschung der Propheten an dem stillen Sonnabend, wohl am Ende schon am Charfreitag, vorahnenden Geistes beschäftigte. Wer kann das glauben? . . . Und selbst den Fall gesetzt, daß Petrus jenen kühnen Sprung von dem: Der Messias muß leben, zu dem: Der Messias lebt wahrhaftig, ich sehe ihn, in dieser kurzen Zeit gemacht habe: wie konnte es ihm in einem Tage gelungen sein, seine Ueberzeugung fast allen andern beizubringen? Der langsame Weg der Reflexion führt hier nicht zum Ziele.“<sup>1)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

1) Rebe, Auferstehungsgeschichte, S. 154.

## Ein Nachtstück aus dem ersten Viertel unsers Jahrhunderts.

Daß über Deutschland, das in den Tagen der Reformation so reich gesegnete Deutschland wieder eine Zeit schrecklicher Finsterniß, eine Zeit des Irrglaubens und Unglaubens kommen werde, hat Luther, der die Zeichen der Zeit wohl zu unterscheiden mußte, schon vorhergesagt. Insonderheit traute er der „Philosophie“, die sich schon unter seinen Augen innerhalb der evangelischen Kirche anzubauen suchte, der rationalisirenden Theologie, welche in der reformirten Kirche von Anfang an Hausrecht genoß, nichts Gutes zu, und der Rationalismus war es auch, der unter dem Namen der Aufklärung eine furchtbare Nacht der geistlichen Unwissenheit und des Unglaubens über das deutsche Land hereingeführt hat. Wir wollen hier nicht davon reden, wie auf den theologischen Lehrstühlen, auf den Kanzeln, in Büchern und Zeitschriften und im Jugendunterricht anstatt der seligmachenden Wahrheit allerlei unseligmachende Menschenlehre in die Köpfe und Herzen der Hörer und Leser docirt und gepredigt, und so die, welche hätten mündig sein sollen, zu einer geistlichen Unwissenheit erzogen wurden, wie sie in der traurigen Zeit der Herrschaft des Papstthums die Alten und die Jungen umnachtete. Selbst auf die Kinder in der Wiege, die unter dem Papstthum Luther mit Dank und Freuden als lebendige Glieder der christlichen Kirche, der Gemeinde der Heiligen, preisen konnte, lagerte sich die Nacht des Rationalismus. Während nämlich im Papstthum doch noch die Taufe, obgleich sie ja der selbsterwählten Heiligkeit der Klöster und Stifte gegenüber verachtet war und gering geschätzt wurde, im Wesen noch geliebt und nach Christi Einsetzung als das Bad der Wiedergeburt in kirchlichem Brauch gehalten war, kam es in der Zeit des Rationalismus dahin, daß man in weiten Kreisen an die Stelle der christlichen Taufe eine Ceremonie setzte, durch welche angeblich die Kinder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werden sollten, die aber des Wesens der Taufe ledig war.

So erschien im Jahre 1808 unter dem Titel: „Agende; oder Anleitung, wie die Prediger ihren kirchlichen Amtshandlungen eine würdige Form geben mögen, Von C. F. Sintenis, Consistorialrath und Pastor zu Zerbst“, ein Buch, dessen Vorrede mit folgenden Sätzen anhub:

„Siehe darauf, Pfarrerherr, unser Amt ist nun ein ander Ding worden, als es unter dem Papste war!“ — so schrieb einst Luther, und, liest man diese Stelle in ihrem ganzen Zusammenhange, oder macht man sich mit seinen Schriften überhaupt bekannter, so findet man, daß er unter dem Amte protestantischer Pfarrer vorzüglich das Lehramt verstehe, weshalb er sie auch Prediger nennt. Bei jeder Gelegenheit klagt er über den Mangel des Wortes Gottes in der Kirche, über fehlenden Unterricht in der christlichen Lehre, über daher entstandene gänzliche Religionsunwissenheit des Volks, und ermahnt seine Amtsbrüder, ihren Haupt-

beruf darin zu suchen, dieser Unwissenheit abzuhelpen, und, statt bisheriges Meßpaffenthum zu treiben, Gottes Wort, den Katechismus und den christlichen Glauben in die Leute zu bringen.

„Hier nun gleich einige Stellen aus seiner kleinen Piece — ‚von Ordnung Gottesdienst in der Gemeine‘ — als Belege dazu. ‚Daß man Gottes Wort geschwiegen hat, und allein gelesen und gesungen in der Kirchen, das ist der ärgste Mißbrauch im Gottesdienst gewesen. — Aufs erste ist zu wissen, daß die christliche Gemeine nimmer soll zusammen kommen, es werde denn daselbst Gottes Wort gepredigt, es sei auch aufs kürzeste. — Paulus spricht, daß in der Gemeine soll geweiffagt, das heißt, gelehret, werden; darum, wo nicht Gottes Wort gepredigt wird, ist's besser, daß man weder singe, noch lese, noch zusammen komme. — Die täglichen Messen sollen ab sein schlechterdings; denn es am Wort, und nicht an den Messen, liegt. — Die Summe sei die, daß ia Alles geschehe, daß das Wort im Schwang gehe, und nicht wiederum ein Lören und Drohnen daraus werde, wie bisher gewesen ist.“

Nach diesem Eingang zu schließen, konnte man hier ein Werk erwarten, das sich von vielen gleichzeitigen Erscheinungen vortheilhaft unterschieden hätte, wie denn auch im weiteren Verlauf der Vorrede Luther noch wiederholt zu Worte kommt. Sieht man aber näher zu, so ist die Lehre, welche der Verfasser aus Luthers Worten schöpft, die, daß man sich nicht an die hergebrachten Formeln binden solle. „Es ist“, sagt er unter anderm, „Zeit, daß a l l e r Agendenzwang aufhöre, damit endlich einmal, nachdem die evangelische Kirche nun bald ihr drittes Jubelfest feiern wird, der Protestantismus wenigstens auf dieser Seite als vollendet erscheine.“ Er rühmt die Gesinnung eines protestantischen Consistorialraths, der im Jahre 1797 „bei Edirung einer Agende, in welcher in Ansehung der Riten sowohl, als in Ansehung der Ideen, nichts anzutreffen ist, was noch alten Aberglauben athmete“, bemerkt habe: „Die entworfenen Formulare werden den Predigern zum künftigen Gebrauche . . . empfohlen; doch sollen sie nicht klavisch an dieselben gebunden sein.“ Und so ist denn auch in dieser Sintenis'schen Agende mit allem, „was noch alten Aberglauben athmete“, oder, in unserer Sprache, mit allem Christenthum gründlich ausgeräumt.

Der erste Abschnitt des Buches, welcher „Weisen, die Taufhandlung zu verrichten“, darbietet, wird eingeleitet durch eine Abhandlung, welche den Titel trägt: „Etwas über die Taufe selbst.“ Da war denn gesagt:

„Die Taufe war in den ersten Zeiten allerdings der feierliche Ritus, durch welchen gewesene Juden und Heiden in die Christenheit, oder in die Gemeine Jesu, aufgenommen wurden. Es geschah dis auf ihr eigenes Begehren, und nachdem sie sich für Verehrer Jesu erklärt hatten. Seitdem die Kindertaufe Statt findet . . . hat sich die Sache ganz verändert. Die Taufe geschieht ia auf solche Weise an den Täuflingen auf fremdes Begehren, und kann also auch nur als Vorweihe zum Christenthum

angesehen werden, welche Andere veranstalten, und durch die diese sich dafür erklären, daß sie noch immer Verehrer Jesu sind. . . . Mus denn jedoch auch schlechterdings allemal mit den Worten getauft werden — ‚ich taufe dich im Nahmen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes‘ —? Aus dem Taufbefehle selbst folgt dir wenigstens nicht.“ Nach einem Versuch, diese Behauptung zu begründen, fährt Sintenis fort: „Aus diesem Allem leuchtet wenigstens so viel ein, daß der Prediger bei der Taufung selbst an keine bestimmte Formel gebunden sein könne; wenn er die Hauptsache nur ausdrückt, daß er zum Christenthum taufe; die Ausdrücke mögen immerhin verschieden sein. Spricht er aber — ‚ich taufe dich auf den Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes‘ — so mus er den Anwesenden diese Formel dahin verständigen, daß er durch sie auf den Glauben taufe, Gott, der Allvater habe Jesum gesendet, um durch seine Lehre die Welt mit heiligem Geiste, mit Weisheit und Tugend, zu erfüllen. . . . Daß jede Frage an das Kind selbst der Taufe ihre Ehrwürdigkeit benehme, bedarf doch wohl keines Beweises. . . . Da die Kindertaufe bloß als Vorweihe zum Christenthum betrachtet werden darf, so müssen schon aus diesem Grunde die sogenannten Nothtaufen wegfallen; wozu soll denn ein Kind die fremde Vorweihe erhalten, wenn an keine künftige wirkliche Selbstweihe desselben zu denken ist, sondern sein baldigster Tod erwartet werden mus? Das ganze Nothtaufenwesen beruhet überhaupt auf den allerverschraubtesten Begriffen von dem Zweck und Nutzen der Taufe, die eine Mißgeburt des finstersten Zeitalters der christlichen Kirche sind. Man sollte sich doch endlich zur Ehre Jesu eines solchen Aberglaubens schämen.“ Die Abhandlung schließt mit der höchst vorsorglichen Bemerkung: „Daß der überall gebrauchte allgemeine Ausdruck ‚Kind‘ nach Beschaffenheit des Geschlechts des Kindes auch in die Ausdrücke ‚Sohn, Tochter, Neugeborner, Neugeborne u. s. w.‘ sich verwandeln lasse, bedarf kaum noch bemerkt zu werden.“

Von den fünfzehn nun folgenden Taufformularen theilen wir das erste in seiner ganzen Abgeschmacktheit und rationalistischen Debe mit:

### I.

„Es erfülle uns in diesen Augenblicken iene Andacht, welche allen Handlungen der Religion erst wahre Würde gibt!

„O meine geliebten Anwesende, was wäre der Mensch ohne alle Religion? Was wäre er, wenn er überall weder an etwas Höheres über sich, noch an etwas Höheres für sich, glaubte?! Gott und Unsterblichkeit — man nehme diese beiden Vorstellungen weg, so ist ihm im Grunde Alles genommen. Was wäre aber auch der Mensch bei einer irrigen Religion?! Was wäre er bei unrichtigen, kleinlichen Begriffen von der Gottheit und von seiner ewigen Bestimmung?! Mit seiner eigentlichen Ausbildung, mit der Ausbildung seines Geistes und seines Herzens, würde er dabei nicht

weit kommen. Ein irriger Glaube ſchadet ſo gar wohl oft noch weit mehr, als Mangel an allem Glauben.

„Gewiß, meine Theuerſten, ſchlägt uns Allen das Herz hoch, indem ich ſpreche. Wir, wir waren ſo glücklich, zu der vollkommenſten Religion zu gelangen, welche bis jetzt die Erde aufzuweiſen hat. Was geht über die erhabenen, heiligenden und beruhigenden reinchriſtlichen Vorſtellungen von Gott? Wie würdig, wie edel iſt die reinchriſtliche Anweiſung, dieſen unſichtbaren groſſen Einzigen zu verehren! Welche Antriebe gibt uns Jeſu Religion zum Guten! Welche Tröſtungen reicht ſie uns für Leiden und Tod! Beſtimmung zur Gottähnlichkeit ſchwebt an ihrer Hand unſern Gemüthern vor. Beſtimmung zu einer Gottähnlichkeit, die ins Unenbliche hin ſich vermehren und erheben ſoll, und bei der uns ſo wenig ein Ziel geſetzt iſt, wie bei unſerer Fortbauer ſelbſt. Erwerben, ſelbſt erwerben ſollen wir unſer wahres, gegenwärtiges und künftiges Heil, und, ſo wir recht darnach trachten, ſoll uns alles Böſe, das uns widerfährt, auch das an ſich Allerböſeſte, das einem lebendigen Weſen widerfahren kann, das Sterben, zum Gewinn, zum unberechnendſten Gewinn, gereichen.

„O Dank doch dir, oberſter Geiſt, daß du eine Religion, die ſolche Belehrungen reicht, durch Jeſum der Erde gabſt, und ihn dadurch zum Chriſtus, zum Weltheilande, machteſt! Wie unglaublich gröſſer iſt aber immer noch der Theil der Menſchheit, welcher ſie nicht hat, als derienige, der ſie hat! Und — wodurch ſind wir im Beſitze derſelben? Durch den einzigen Umſtand, daß wir da, wo ſie herrſcht, daß wir in einem chriſtlichen Lande geboren, von chriſtlichen Eltern daſelbſt geboren wurden. Blicken Sie, Anweſende inſgeſamt, in dieſem Augenblick mit mir gen Himmel, die göttliche Vorſehung dafür preiſend, daß uns ſo ein glückliches Loos fiel! In einem heidniſchen Lande geboren, würden wir jetzt Heiden ſein; ſelbſt in unſerm chriſtlichen Vaterlande von jüdiſchen Eltern geboren, würden wir jetzt Juden ſein.

„Nun, und durch eben den erwähnten glücklichen Umſtand, verherrlichte ſich die göttliche Vorſehung auch an dieſem Kinde, welches hier vor mir in menſchenfreundlichen Armen gehalten wird. Ja, auch dieſes liebe Kind, chriſtlich ſchon geboren, kann ſich, wenn es die Jahre dazu erreicht, im Schoſſe der preiswürdigſten Religion einſt ſo ſelig fühlen, wie wir. Sollten wir uns nicht inſgeſamt hierüber freuen — wir, die wir wünſchen müſten, daß allen in Zukunft noch geborenwerdenden Menſchen ſo ein ſeliges Schickſal zu Theile werden möchte? Sollten wir dieſem Kinde nicht unter den religiöſeſten Gefühlen zu ſeiner Geburt von chriſtlichen Eltern Glück wünſchen?

„Dazu, ja, dazu diene dann auch zuſörderſt unſer ieziges Beiſammenſein hier! Stimmen doch alle, die hier zugegen ſind, ein, wenn ich ſpreche — Heil dir, heil dir, o Kind! Du wirſt einſt einſehen, was Gott bei deiner Geburt gleich dir that, und ſegnen das herrliche Loos, das dir vor Millionen, die von Müttern zur Welt geboren wurden, fiel.“

„Unser Beisammensein hier soll aber auch dazu dienen, daß dieses Kind nach eingeführtem Kirchenbrauch schon in voraus der schönen Christenreligion geweiht werde, deren Empfangsaussichten das wahre Vorrecht seiner Geburt schon sind. Mit Freuden wird es sich einst auf die Religion confirmiren lassen, auf die es jetzt getauft werden soll. Nicht wahr, Sie, die Sie das Kind hieher brachten, brachten es in der Ansicht hieher, daß es diese Taufe erhalten sollte? (Ja!)

„Auf Ihr ausdrückliches Verlangen also soll es auch geschehen. Lassen Sie das Kind mir reichen!

„Wohlan, N. N., so empfang die heilige Taufe, und werde durch sie vorgeweiht zur Religion Jesu, durch welchen Gott, der Allvater, als durch seinen Sohn, heiligen Geist, wahre Erkenntniß und Verehrung seiner Maiesität, der Menschheit mittheile! (unter Auflegung der Hände). Noch weißest du nicht, was dir jetzt geschah; du wirst aber, wenn du erwächst, hernach erfahren, und dann deine erhaltene Taufe segnen.

„Empfangen Sie, wertheste Taufzeugen, unsern Täufling aus meinen Händen zurück, und lassen Sie uns gemeinschaftlich beten!

„Großer Regirer der Welt! wie wir dir für unsere christliche Geburt danken, so preisen wir dich auch für die christliche Geburt dieses Kindes. Wir haben es in voraus dem Glauben der Christen geheiligt. Warte nun mit deiner Vorsehung ferner gnädigst über dasselbe. Du erlaubst uns, daß wir wünschen und bitten für selbiges; so bitten wir dich also — erhalte es, laß es erwachsen, und seine Eltern so lange haben, bis es völlig erwachsen ist! Eine christliche Erziehung werde ihm zu Theile, und diese segne dann an seinem Herzen! Laß es werden die Freude seiner Familie, und das Wohlgefallen der menschlichen Gesellschaft! Es nütze erst dieser Welt, und gehe dann mit uns ein in das höhere Reich der Wahrheit und Tugend, welches du deiner Menschheit ienseits aller Gräber bereitet hast von Anbeginn!

„Sie aber, besondere Zeugen der geschehenen Taufe, bringen Sie dieses Kind nun wieder in die Arme seiner Eltern zurück, und machen Sie selbigen bei Jesu, auf dessen Nahmen und Lehre sie es haben taufen lassen, zur heiligsten Pflicht, dasselbe auch auf allen Seiten recht christlich zu erziehen. Die Wahl, welche die Eltern an ihnen trafen, das Geschäft, welches sie Ihnen austrugen, berechtigt und verbindet Sie dazu. Und — sollten Sie in Zukunft sehen, daß hierin gefehlt werde, so bedienen Sie sich ferner Ihres erhaltenen Rechts, und lassen mit Ermahnungen nicht ab. Ich wünsche, daß Sie bis nie nöthig haben mögen, und empfehle Sie samt dem Kinde und seinen Erziehern der ferneren Obhut und Huld unseres allseitigen Himmlischen Vaters.“

Aus den übrigen, in demselben Tone gehaltenen Formularen mögen nur die bei der Begießung mit Wasser zu sprechenden Worte wiedergegeben werden. Sie lauten in dem zweiten Formular:

„Soll nun das gegenwärtige Kind auf diesen Glauben getauft werden?  
(Ja!)

„Freudig geben Sie es mir!

„Freudig hab' ichs in Empfang genommen, und taufe es unter Beilegung der bestimmten Vornahmen N. N. hiemit auf diesen Glauben, auf Jesum, auf seine Lehre. — Sie sind die ausdrücklich erbetenen Zeugen hiervon gewesen; so schließen wir nach Luthers Anweisung die Taufhandlung noch mit andächtigem Gebet. Wir wollen im Nahmen dieses Kindes beten, und ich will es dabei in meinen Armen behalten.“

Im dritten Formular:

„Und so braucht die Frage an Sie, meine Lieben, kaum noch zu geschehen, ob die christliche Taufung nun verrichtet werden solle. (Ja!) Ich bitte mir das Kind deshalb aus.

„Du, von deinen Eltern und Rathen zum künftigen Gottesverehrer nach Jesu Weise bestimmt, werde nun auch auf ihr allseitiges Begehren zu einem solchen Gottesverehrer nach Kirchengebrauch getauft! N. N. hiermit taufe ich dich dazu. (Auflegung der Hände.) Werde, werde einst auch in der That ein Verehrer Gottes nach Jesu Weise!“

Im vierten Formular:

„N. N. wir geben dich hiermit an den, der durch seine Lehre die Welt beseligte, und sich selbst dabei aufopferte, schon in deiner zartesten Kindheit hin, und sind der festen Zuversicht, daß du einst gern mit ihm sein, und für die Seligkeit, welche auch du durch ihn erhalten wirst, ihn so innig lieben werdest, wie wir. Der Vater erfülle dich in der Folge deines Lebens durch des Sohnes Lehre mit heiligem Geist!“

In der fünften Weise:

„Es geschehe nun, meine Wertheften, was der Absicht ihres Herkommens gemäß ist!

„Einverleibet werde icht schon in voraus, und in der Hofnung, daß dich Gott erwachsen lasse, der Gemeine unseres Herrn und Heilandes! Ja, N. N., ich taufe dich auf den Nahmen Jesu von Nazaret, der der Christus Gottes ist. Es soll dafür gesorgt werden, daß du dich einst an ihn halten mögest, wie wir, damit du mit uns auch das Heil genießen könntest, welches nur wahre Religion dem Menschen verleiht.“

Nach der sechsten Weise:

„N. N., ich taufe dich auf Jesum. Durch ihn komme zum Vater! durch seine Lehre lerne so an Gott glauben, daß dir dein Gottesglaube einst die höchsten unter allen Herzensfreuden gewähre! — Sprechen Sie, gesammte Gesellschaft, mit mir — dis geschehe! dis geschehe!“

Nach der siebenten Form:

„Getauft, N. N., werde demnach auf die Religion Jesu! Jetzt empfängst du bloß die Bestimmung zu ihr; einst empfangs sie selbst, und durch sie all das Seelenheil, das sie ihren Verehrern gewährt! Werde an ihrer



Hand von den Deinen vorgeliebt, und liebe dann an ihrer Hand die Deinen nach! — Gott und Herr, ſtärke dieſes Kind dazu; ſtärke die Seinen dazu!“

Nach dem achten Formular:

„Auf den, deſſen Nahme Jeſus iſt, taufe ich dich, N. N. Deine Eltern verſichern Dir hierdurch, daß ſie Dich zu rechter Zeit mit ſeinen Belehrungen und Beiſpielen bekannt und vertraut machen wollen, damit Du ganz mit ihm und nach ihm leben und glauben lernen, und, als ein ſittliches Weſen, Deine doppelte Beſtimmung zur Tugend und zu ewiger Fortbauer lebenslang vor Augen haben mögeſt. Gott ver helfe Dir hierzu!“

Nach der neunten Weiſe:

„Nimm hin, N. N., die Chriſtentauſe! Vater, Sohn und Heiligkeitsgeiſt — auf dieſe Benennungen deute ich hiermit hin, wenn ich dich taufe. Gott, der Vater aller Menſchen, taufe dich einſt durch die Lehre Jeſu, ſeines Sohnes, ſo mit heiligem Geiſt, mit den edelſten Erkenntniſſen und Gefinnungen, wie ich dich jetzt mit Waſſer taufte!“

Nach dem elften Formular:

„Ja, ihm werde hiermit geheiligt — ihm, dem Unbekannten, der ſich als Allvater durch Jeſum, ſeinen lieben Sohn, der Welt beſonders bekannt machte, ſeine wahre Verehrung durch denſelben lehrte, und ſo heiligen Geiſt durch ihn verlieh! Wie du jetzt auf Jeſu Lehre getauft wardeſt, ſo ſollſt du einſt mit Jeſu Lehre ſelbſt getauft werden, ſollſt chriſtlichen Glaubens- und Lebensunterricht erhalten, und dadurch fähig werden, alles Heil in Chriſto zu genießen.“

Im zwölften Formular:

„Ich will taufen. Reichen ſie mir den mütterloſen Säugling, der ohne ſeine Schuld der Töchter ſeiner höchſten Wohlthäterin, ſeiner Mutter, ward!

„N. N., glaube einſt, wie deine verklärte Mutter glaubte, wie dein Vater glaubt, und wie wir glauben — ‚Es iſt ein Höherer über uns — ihn verehren wir nur durch Weiſheit und Tugend; es iſt ein Höheres für uns — dazu gelangen wir nur durch Weiſheit und Tugend.‘ So lehrte Jeſus, und auf ihn taufe in dich hiermit.“

Nach Nummer dreizehn:

„(Das Kind wird dem Prediger gegeben.) Ausgeſetzter und Gefundener — ohne Gott nicht Ausgeſetzter, ohne Gott nicht Gefundener — dein Leben iſt nun gerettet, und dein Heil auch. Von Chriſten wardſt du gefunden, und Chriſten ſorgen nun weiter für dich; ſo werde ihrer Gemeinſchaft dadurch förmlich gewidmet, daß ich dich taufe zum künftigen Mitgliede der Kirche, Jeſu Chriſti! — Der Vater beſelige dich, Blutarterner, einſt durch den Sohn mit den heiligſten Geiſtesgaben, die der wahre und ewige menſchliche Reichthum ſind!“

Nach der vierzehnten Weiſe:

„Liebes Kind, das Schickſal hat dich bei deiner Geburt gleich vor vielen andern Kindern begünſtigt; aber alle Güter dieſer Welt können dich nie

ſelig, ſondern bloß glücklich, machen. Jeſu Lehre allein macht dich ſelig. N. N., ſo werde ihr in voraus ſchon geweiht, und auf ſie getauft! Uebergeben ſei hiermit dem allerhöchſten Vater, daß er durch ſeinen Sohn einſt dich zu ſeinem wahren Verehrer bilde, mit heiligem Geiſt dich erfülle, dich erleuchte und führe zum wahren und zum ewigen Leben!“

Nach dem fünfzehnten Formular:

„N. N., ich taufe dich auf Jeſum, den Weltheiland. — Du empfängſt hiemit die Anwartschaft auf die wahren und ewigen Güter, wie ſie nur ein einziges Kind reicher Eltern, und ein Aelterbe vieler eitlen und vergänglichen Erdengüter, empfangen kann. Werde reich in Gott und in Jeſu!“<sup>1)</sup>

Unter allen den biſher angeführten Taufformularen iſt alſo nicht ein einziges, mit deſſen Benutzung eine Chriſtliche Taufe vollzogen wäre. Doch dem Leſer wird nicht entgangen ſein, daß wir oben das zehnte Formular in der Reihe übergangen haben. Daſſelbe hebt an mit den Worten:

„Senken Sie mit mir Blicke voll Mitleids und Bedauerns auf dieſes Kind, meine Lieben, die Sie zu Taufzeugen deſſelben hieher gerufen wurden, und haben Sie Dank in ſeinem Nahmen dafür, daß Sie beſſer, als Andere, dachten, die in ſolchem Fällen wohl aus falſchen Begriffen von Ehre und Scham, oder gar aus erheuchelter Tugend, eine Chriſtliche Dienſtleiſtung verſagen, welche doch einmal nach Kirchengebrauch vor irgend Einigen geſchehen muß!“

Es iſt das Formular für die Taufe eines unehelichen Kindes; und hier lautet der eigentliche Tauffpruch: „Deſhalb taufe ich dich jetzt ſchon auf

1) Bei dieſer Taufe eines Kindes aus einer armen und kinderreichen Familie ſollte nach Anweiſung dieſer Agende im Anſchluß an obige Taufworte folgende Ermahnung an die Pathe gerichtet werden: „Werthe Taufzeugen! indem ich dieſes Kind zurückgebe, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen ſelbiges noch mehr, als ſonſt gewöhnlich iſt, auch auf die Zukunft zu empfehlen. Hier tritt wahrlich der Fall ein, daß die Patheobligationen ſich erweitern. Daß Sie, wenn das Kind erwächſt, beſorgen helfen, daß es auch zu der Religion Jeſu, auf die es getauft ward, wirklich gelange, iſt wohl an ſich gleich klar, weil den Eltern deſſelben, als Eltern ſo vieler Kinder, der Schulunterricht wohl ſchwer fallen dürfte. Laſſen Sie es aber hieran nicht genug ſein; ſondern kommen Sie auch bis dahin den Eltern bei ſeiner Erziehung anderweit zu Hilfe! Verſchaffen Sie ihnen Arbeit, Nahrung und Gewerbe bei wohlhabenden und wohlthuenden Mitbürgern, für deren Bedürfnisse ſie ſich eignen! Gehen Sie die Reichen, welche kinderlos leben, um unentgeltlichen Beiſtand für ſie an! Geben Sie ſelbſt ihnen, was Sie können, und ſchränken Sie ſich lieber in dieſem oder jenem Vergnügungsgenuſſe ein, um ihnen die Befriedigung der erſten Bedürfnisse deſ armgeborenen Täuflings zu erleichtern! Ich habe Ihnen geſagt, daß uns heute hier Zutrauen zu Gott ergreifen müſſe, er werde ſich darüber zu rechtfertigen wiſſen, daß er den großen Kinderreichthum dieſer Eltern noch vermehrte; ſo müſte ich Ihnen auch ſagen, daß Sie zu den Werkzeugen gehören, durch welche Gott ſeine Rechtfertigung deſhalb zu betreiben beliebt. Finden Sie ſich hierdurch eben ſo geehrt von ihm, wie ſich die Eltern dieſes Kindes dadurch geehrt von ihm finden ſollen, daß er ihnen ſo viel Kinder anvertrauet!“

den Rahmen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Es ist, als wenn wir zum Hohn auf die christliche Taufformel dieselbe für eine solche Gelegenheit angefaßt sein soll. Andererseits könnte man sich freuen, daß wenigstens die armen Kinder der hier besagten Art durch die nach diesem Formular verrichtete Handlung zur Vergebung der Sünden und zu Leben und Seligkeit getauft worden wären; aber auch diese Freude fällt dahin, wenn wir uns der Anweisung entsinnen, welche der Verüber dieser Agende in seiner Abhandlung über die Taufe gegeben hat mit den Worten: „Spricht er aber — ‚ich taufe dich auf den Rahmen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes‘ — so muß er den Anwesenden diese Formel dahin verständigen, daß er durch sie auf den Glauben taufe, Gott, der Allvater, habe Jesum gesendet, um durch seine Lehre die Welt mit heiligem Geiste, mit Weisheit und Tugend, zu erfüllen“, durch welche Erklärung also die gebrauchten Taufworte ihres biblischen und christlichen Inhalts entleert und somit ihres Wesens beraubt sind, auch bei dieser Form von einer christlichen Taufe nicht die Rede ist.

Wenn man nun bedenkt, daß nach diesen Formularen nicht allein der „Consistorialrath und Pastor zu Zerbst“ seine sogenannten Taufen verrichtet hat, sondern diese Agende auch andern rationalistischen Täufern als Formularbuch diente, so ist damit satzsam erwiesen, wie wirklich die Macht des Rationalismus zu Anfang unsers Jahrhunderts sich auch über die armen Kinder in der Wiege geseht hat, die bei solchen Taufhandlungen thatsächlich einem von Menschen in ihrem Wahn zurechtgemachten Gözen, „dem Unbekannten“, wie er im ersten Formular genannt ist, und dem ja schon vor alten Tagen in Athen ein Altar errichtet war, feierlich übergeben wurden.

Wir haben dieses Nachtstück aus der Geschichte des ersten Viertels unsers Jahrhunderts, das nicht nur wenig bekannt ist, sondern auch ohne die wörtlich angeführten Proben als kaum glaublich möchte vorgekommen sein, in Erinnerung gebracht, um auch so die Wundergüte unsers Gottes zu preisen und zum Dank Anlaß zu geben für die Gnade, welche Gott uns erwiesen hat, die wir in dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts inmitten eines Kirchenthums leben und wirken dürfen, in welchem man sich nicht nur wie der greuliche Finsterling Sintenis auf Luther beruft, sondern Gottes Wort und Luthers Lehr' lauter und rein gepredigt und gehört und die heiligen Sacramente als Mittel der Gnade Gottes für Alt und Jung nach Christi Einsetzung verwaltet werden, zugleich auch um ein heilsames Grauen zu erwecken vor allem Rationalismus und eine heilige Scheu vor der Sünde der Sathheit und des Ueberdrusses und der Geringschätzung der Wahrheit, die in dem armen Deutschland, das einst von Gott so reich begnadet war, aus dem hellen Licht der Wahrheit in solche grauenvolle Finsterniß geführt hat.

A. G.

(Eingefandt.)

**Die Milde Roms.**

(Fortsetzung.)

„5. Punkt. Indicien (für seine Schuld) sind gegeben, wenn er öffentlich drohte, indem er überhaupt sprach: ‚Du sollst sehen‘ 2c. und eine solche Wirkung erfolgte, die ein Mensch nicht bewirken könnte, wie z. B. Krankheit 2c. Das macht einen als offen in der Häreerei ergriffen, und wenn er nicht bekennt, so ist er als Unbußfertiger der weltlichen Gewalt zu übergeben (natürlich zum Verbrennen).

„6. Punkt. Zum dritten, wenn er in seinem eigenen Hause gefangen genommen wird, so lasse man ihm keine Zeit, noch in seine Kammer zu gehen; denn da nehmen sie gewöhnlich gewisse Häreereien mit, um sich beim Foltern die Schweigsamkeit zu sichern 2c.

„7. Punkt. Wenn der Angezeigte spricht, er wolle die Anzeiger und die Anschulbigung wissen, so ist der Richter hierzu durchaus nicht gehalten. Es wundere sich niemand, wenn in dem genannten Capitel der geistliche und nicht der weltliche Richter als der genannt wird, welcher die Art und Weise, das Bluturtheil zu sprechen, bestimmt und es auch aus den Formularen der Bischöfe, das Urtheil zu sprechen und die Buße aufzuerlegen, nehmen wird.

„Ein Advocat ist unter keiner Bedingung nach Wahl des Denuncirten, sondern nach der des Richters zu geben, welcher einen achtbaren, aber keinen streitsüchtigen oder übelwollenden aufstellen mag. Und der Richter soll ihn sorgfältig warnen, nicht aus einem Advocaten ein Begünstiger zu werden, da er in diesem Falle der Excommunication verfallen wäre. Und es nützt ihm nichts, wenn er sagen würde, er vertheidige ja nur die Person und nicht den Irrthum 2c.

„8. Punkt. Wenn er Feindschaft (als Grund der Denunciation) anführen sollte, so soll der Richter überlegen, ob es Todfeindschaft sei oder nicht. Und wenn es eine solche wäre und Aussagen anderer Denuncianten nicht vorlägen, der Denuncirte auch in keinem bösen Leumunde stände, so wird jene Aussage niedergeschlagen. Der Denuncirte aber bleibt dennoch verdächtig.

„Auf einen heftigen Verdacht hin kann der Denuncirte auf vielfache Weise gestraft werden: 1. mit der Strafe der canonischen Reinigung; 2. mit der der Abschwörung. Und wenn das Bekenntniß des Verbrechens und die Buße hinzuträte, so wird er wegen der Indicien der That nicht dem weltlichen Arm zur Blutstrafe überlassen, sondern durch den kirchlichen Richter zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt; doch kann er trotzdem um der zeitlichen Schäden willen durch den weltlichen Richter dem Feuer übergeben werden.

„Erstlich der Richter glaube dem Advocaten nicht leicht, wenn er Todfeindschaft vorwendet, da die Häreer gewöhnlich bei allen verhaßt sind.

„10. Punkt. Wenn, wie die gemeine Gerechtigkeit erfordert, zur Blutstrafe keiner verurtheilt wird, der nicht in seinem eigenen Bekenntniß ergriffen ist, niemohl einer schon aus Indicien der That oder aus Zeugenaussagen für ergriffen in der kaiserlichen Bosheit gehalten werden muß, so soll ein solcher Denuncirter der Folter ausgefetzt werden, auf daß er die Verbrechen bekenne. Doch sei der Richter zum Foltern der Hegen nicht allzu geneigt; denn in den Schmerzen werden sie manchmal unempfindlich, sodaß man sie eher gliedweise zerreißen könnte, als daß sie etwas geständen.

„Der Bischof und der Inquisitor erlassen folgendes Folter-Urtheil:

„Wir, Richter und Beisitzer, in Anbetracht der Ergebnisse des Prozesses, der durch uns wider dich N. N. aus N. N. in der Diöcese N. N. angestrengt ist, und nach sorgfältiger Prüfung aller Umstände, finden, daß du in deinen Aussagen widersprechend bist, weil du z. B. sagst, du habest zwar jene Drohungen ausgestoßen, aber nicht in der Absicht, zu schaden, und nichtsdestoweniger sind verschiedene Anzeichen (Indicien) da, die genügend sind, dich der Folter auszusetzen. Daher, auf daß man die Wahrheit aus deinem eigenen Munde erhalte und du nicht ferner die Ohren des Richters mit deinen Zwischenreden beleidigst, so erklären, richten und urtheilen wir, daß du an dem gegenwärtigen Tage und zu der und der Stunde der Folter und den Peinigungen unterworfen werdest. Vorstehendes Urtheil wurde erlassen' 2c.

„Im Anfange setze man ihn mäßig der Folter aus, das heißt, ohne Blut zu vergießen.

„Während sich aber die Folterknechte zum Foltern herrichten, werde die Heye, bevor sie in die Marterkammer kommt, entkleidet, damit sie nicht Hegerereien in ihren Kleidern habe, auch ermahne man sie häufig, während sie gefesselt wird; und die Knechte rasseln mit den Folterwerkzeugen, als ob sie wider sie erregt wären. Wenn aber auch so die gesuchte Wahrheit nicht erlangt werden kann, dann peinige man sie in den gebräuchlichen Arten, und unter den Foltern frage man sie über die Artitel, von den leichteren angefangen, und der Gerichtschreiber schreibe alles nieder. Gesteht sie aber nicht, so schrecke man sie durch Vorlegung anderer Folterwerkzeuge; hilft auch das nicht, so wird ein Urtheil erlassen, die Folter an einem andern Tage fortzusetzen.“

Im Folgenden führt nun Brierias außer andern Vorschriften auch noch verschiedene Vorsichtsmaßregeln für die geistlichen Inquisitionsrichter an, von denen wir folgende mittheilen wollen:

„Ob aber, wenn alle andern Mittel nichts nützen, es erlaubt sei, Wahrsagerinnen anzurufen, um die Hegenmittel zu lösen, verneinen einige durchaus; ich aber gebe es für den Fall zu, daß sie sich ihrer eigenen Wissenschaft und Kraft bedienen und nicht der des bösen Geistes, was ich nicht für un-

erlaubt halte — , auch wenn sie es sonst durch den bösen Geist erfahren hätten, und nicht darum, weil sie erst jetzt auf mein Betreiben anrufen.

„Letzter Punkt. An den größeren Feiertagen aber soll man die Hexe um die Zeit, wann die Messen gelesen werden, mit einem Zettel umgürten, der mit heiligen Dingen und Worten beschrieben ist, besonders mit den sieben Kreuzesworten Christi, und der, wie einige schreiben, mit der Leibeslänge Christi, wo man sie haben kann, geweiht ist, dann gebe man ihr Wasser, das mit den Reliquien der Heiligen geweiht ist, zu trinken, und nun gehe der Richter daran, sie nochmals zu foltern, indem er die Denuncirte beständig ermahnt und ihr die Aussagen der Zeugen, doch ohne diese zu nennen, vorliest und zu ihr spricht: Siehe, du bist durch Zeugen überführt“ zc.

Gestand der Gefolterte auch jetzt noch nicht, wo ihm die Aussagen in den Mund gelegt wurden, so waren alle diese Qualen noch nicht genug, den Denuncirten frei zu machen, sondern die „Milde“ und die „Liebe der Kirche zu den Irrenden“ verstieg sich zu den folgenden Procehduren:

„Besteht er aber auch jetzt noch auf der Leugnung, dann frage man ihn, ob er für seine Unschuld das Gericht des glühenden Eisens über sich ergehen lassen wolle. Bejaht er es — wie sie es gerne thun, in der Meinung, der böse Geist helfe ihnen — so ist das ein Zeichen, daß er in Wahrheit ein Hegenmeister ist.“

Wie leicht aber konnte der Angeschuldigte zu der Meinung von der Rechtmäßigkeit eines solchen Gottesurtheils veranlaßt werden, da es nach der Behauptung desselben Prierias (im folgenden Capitel) manchmal von den weltlichen Gerichten angewandt wurde, ohne daß es von der geistlichen Behörde verboten worden wäre! (*Judicium ferri candentis, aquae bullientis et duelli, quidquid sit de saeculari iudice, ecclesiasticus iudex non exercet.*) — In dem Bestreben, den Denuncirten in einem unvorsichtigen Worte zu fangen, griff die Inquisition noch zu folgenden ungläublichen Mitteln:

„Beharrt er aber in der Leugnung, so bediene sich der Richter folgender Vorsichtsmaßregeln:

„1. Man bringe ihn in einem sicheren Kerker in Verwahrung, unter keiner Bedingung aber lasse man ihn unter Bürgschaft auf freiem Fuß, denn sonst würde man die Wahrheit nie erhalten, sondern er würde von Tag zu Tag schlimmer. Aber dafür soll man sorgen, daß er in Speise und Trant menschlich gehalten werde. Sodann lasse er ehrbare Leute, die sicher sind, zu ihm; diese sollen anfangs von fremdartigen Dingen reden, dann aber sich als Vermittler anbieten, indem sie ihm versprechen, daß der Richter Gnade üben werde. Und dasselbe thue hierauf auch der Richter, indem er sich jedoch vorsichtig ausdrücke, und unter dem Gnade üben verstehe: an sich oder dem Gemeinwesen (das heißt, indem er ihn durch den Feuertod unschädlich macht); und der Notar, der vorher von

dem Richter instruirt ist, schreibe alle Reden nieder und in welcher Beziehung sie gesprochen worden sind.

„2. Wenn etwa Mitschuldige des Verhörten zur Sache ausgesagt hätten, oder wenn man Instrumente, Salben oder Büchsen in seinem Hause gefunden hätte, so frage man ihn über jedes einzelne sorgfältig aus, zu welchem Gebrauch 2c.

„3. Der Richter verschaffe sich eine ihm zuverlässige Person, gegen die auch der Verklagte kein Mißtrauen hat. Diese soll mit ihm sprechen und dann unter dem Vorwande, daß es schon zu spät geworden sei, bei ihm über Nacht bleiben, außen aber stelle er Leute an, die horchen, und wenn es nöthig sein wird, niederschreiben, was er redet.

„4. Wenn er einmal anfängt zu gestehen, so soll der Richter unter keiner Bedingung das Bekenntniß unterbrechen, um erst die allgemeinen Fragen aufzunehmen; denn jede Unterbrechung führt häufig zu ebenso oftten Widerruf. Und nachdem er die Documente (Folter?) beigebracht hat, so frage der Richter über den unter- oder aufliegenden Geist und um die Zeit, wann sie den Glauben verleugnet habe und wann sie mit dem aufliegenden Geist zusammengekommen sei. Denn das gestehen sie nur auf anderer Aussagen hin.

„5. Wenn aber all das Vorstehende nichts helfen sollte, so verschließe man ihn in einem Kerker irgend einer Festung, und nach einigen Tagen stelle sich der Castellan, als ob er fernhin verreisen wolle; und ehrbare Männer oder Frauen sollen zu dem Gefangenen kommen und ihm versprechen, ihm zu helfen, nur solle er ihnen über gewisse Experimente Auskunft geben, z. B. um einen Hagel zu erregen, oder auch in Betreff fleischlichen Umganges mit aufliegenden Geistern und dergleichen.“

Das nennt der Großmeister des heiligen apostolischen Palastes „ehrbare“!

„Wie jedoch in dem Falle zu thun sei, wenn alles nichts genützt hat, wollen wir im Folgenden erörtern.

„Cap. 4. Verschiedene Schlußurtheile zur Beendigung des Prozeßes wider die Hexen.“

Wir ziehen hieraus nur dasjenige Urtheil an, welches für den Fall soll erlassen werden, daß alle Folterungen und Peinigungen, alle lügnerischen Vorbehalte, alle heimtückischen Schlingen, den Denuncirten in einem vielleicht ganz unschuldigen Worte zu fangen, nicht vermocht hatten, denselben zu einem Geständniß oder zu einem Ausdruck zu veranlassen, den man vielleicht dafür hätte nehmen können: ein Fall, der geradezu ein Wunder gewesen wäre:

„Er ist beileibe nicht ganz frei zu geben, sondern mindestens ein Jahr lang den Qualen harten Kerkers preiszugeben und unterdeß zum öftesten zu verhören, besonders an den höheren Feiertagen. Würde er aber damit berüchtigt, wenn auch nur durch das, was bei der einfachen

Hexerei gesagt ist, so könnte er dem Feuertode zugesprochen werden, besonders wenn viele Zeugen vorhanden sind und weil er schon öfters in dergleichen oder ähnlichen Hexereien in Untersuchung gewesen war. Will aber der Richter gnädig mit ihm verfahren, so soll er ihn zur canonischen Reinigung verurtheilen, sodaß er 20—30 Mit-Reiniger haben muß, und so nach dem Rechte vorgehen, daß, wenn er mangelhaft befunden wird, er verbrannt werde. Hat er sich aber gereinigt, so soll er alle Hexerei in der oben beschriebenen Weise abschwören und zur Strafe der Wiedergefallenen und zu ewiger Buße verurtheilt werden in der Weise, wie sie im Endurtheil bestimmt werden wird. Der Notar trage jedoch Vorsicht, in die Acten zu schreiben, daß die Abschwörung durch einen heftig Verdächtigen geschehen sei.“

(Folgt das Formular des betreffenden Urtheils: Wir Bischof N. N. und Inquisitor N. N. 2c.)

Zur Bervollständigung des Verfahrens der geistlichen Inquisition in Hexer- und Hexenprozessen wollen wir noch aus dem Buche des Dominicaner-Paters und Groß-Inquisitors Bernhard von Como, betitelt *Lucerna inquisitorum haereticae pravitatis*, das ist, Leuchte für die Hexerrichter der Inquisition (gedruckt zu Venedig 1596), den Artikel über die Folterung bringen. Dies Buch sollte gleichsam eine kleine Real-Encyclopädie, ein Nachschlagebuch für den Inquisitionsrichter sein, um darin sofort die kirchenrechtlichen Bestimmungen zu finden, sein unmensliches Verfahren zu begründen, und um ihm auch Mittel und Wege zu zeigen, wie er die wenigen gesetzlichen Bestimmungen, die zum Schutze solcher unschuldig Angeklagten erlassen waren, umgehen und dieselben dennoch der Folter und dem Scheiterhaufen überliefern könne. Hierin sind diese Bluthunde manchmal mit einer wahrhaft teuflischen Raffinirtheit zu Werke gegangen. Die Citate der kirchlichen Autoritäten haben wir weggelassen, da sie in ihren Abkürzungen heutzutage meist unverständlich sind und ihre Entzifferung ein eigenes Studium erfordern würde.

„1. Der Bischof kann ohne den Inquisitor und der Inquisitor ohne den Bischof oder dessen Stellvertreter Niemanden der Folter aussetzen, und zwar, wenn sie von einander Abschrift erhalten können, innerhalb acht Tagen, nachdem einer den andern aufgefordert hat. So in den Clementinen 1, von den Hexern 2c. 2c. Hier beachte, daß, nach dem Cardinal Zabarella an derselben Stelle, diese achttägige Frist vom Tage der gemachten Aufforderung an zu rechnen ist. (Folgen die Citate der kirchlichen Gesetze und Rechtsautoritäten.)

„2. Beachte jedoch wohl nach demselben Card. Zabarella, daß, wenn der Inquisitor keine Abschrift des Bischofs erhalten kann, weil dieser z. B. verreist ist, oder umgekehrt, wenn der Bischof keine Abschrift des Inquisitors erhalten kann, alsdann der eine für sich allein vorgehen kann gemäß des Buchstabens daselbst: ‚nachdem einer den andern aufgefordert hat‘, wonach



alsdann das Gegentheil erfolgt; was wohl beachte. (Folgen die Citate von Rechtsautoritäten.)

„3. Wenn aber der Bischof oder sein Stellvertreter innerhalb acht Tage, nachdem er aufgefordert ist, nicht dabei sein wollte, oder es vernachlässigte, dann soll der Inquisitor allein zur Folterung schreiten. (Citate.)

„4. Wie aber, wenn der Bischof oder sein Stellvertreter innerhalb der genannten acht Tage käme, aber mit dem Inquisitor in Betreff des Folterns nicht übereinstimmte, weil der eine spricht, es solle gefoltert werden, der andere aber: nein? dann ist nach dem Herrn Card. Zabar. zu sagen: Wenn sie in Bezug auf das verschiedene Verfahren uneinig sind, so daß der Bischof durch sein Verfahren wider eine Person einen Prozeß eingeleitet hat, der verschieden ist von dem, welchen der Inquisitor wider die nämliche Person eingeleitet hat, dann hat es sein Bewenden bei dem, was in dem Cap. In praesentia der Dist. ‚Von den Zeugen‘ bestimmt ist. Sind sie aber uneins wegen einer Rechtsunkenntniß, dann erhole man sich Raths bei Erfahreneren. (Folgen Citate.)

„5. Doch setze den Fall, der Bischof oder sein Stellvertreter will seine Einwilligung zur Folterung nicht geben, bevor er die Prozeßacten oder die Indicienbeweise eingesehen habe, auf Grund deren die Folter soll angewendet werden, ist da der Inquisitor gehalten, ihm das Verfahren und die Indicien mitzutheilen, auf daß auch der Bischof oder sein Stellvertreter auf Grund derselben überlegen könne, ob man zur Folterung schreiten dürfe oder nicht? Hier spricht: Führt der Inquisitor allein den Prozeß, so ist er nicht gehalten, dem Bischofe oder seinem Stellvertreter die Prozeßacten mitzutheilen; dies erhellt aus dem genannten Cap. Per hoc, wo es heißt: ‚sie sollen gemeinsam den Prozeß führen‘; sonst also tritt das Gegentheil ein, das heißt, wenn nur der eine und allein den Prozeß führt; wie klar steht in der Extravagante Benedict's XI. Ex eo 10.

„Weil jedoch heutzutage der eine nicht ohne den andern zur Folterung schreiten kann, noch auch zum Schlußurtheil wider sie, . . . so ist es würdig und recht, daß der Inquisitor dem Bischof oder dessen Stellvertreter auf dessen Verlangen die Prozeßacten und Indicien zeige, auf daß derselbe überlegen könne, ob er zur Folterung seine Einwilligung geben darf. Und wenn Bischof und Inquisitor uneins wären, so spricht, wie in dem unmittelbar vorhergehenden §.

„6. Und merke wohl nach demselben Hrn. Cardinal Zabar., daß dazu, daß der Inquisitor den Bischof oder dessen Stellvertreter auffordere, eine einzige Aufforderung genügt. (Folgen Citate), und es genügt, daß diese Aufforderung mündlich oder schriftlich geschehe. (Citate.)

„7. Der Herr Card. Zabar. sagt außerdem noch, daß es bei einer solchen Aufforderung nicht nöthig ist, den Termin anzugeben. (Folgen Citate.)

„8. Kann der Abgeordnete des Bischofs oder bei einer Vacanz des bischöflichen Stuhles des Domcapitels bei einem Kezereiverbrechen andere

Personen als den Inquisitor, abordnen und ihnen seine Stelle übertragen? Hier ist zu sprechen: Nein. (Folgen Citate.)

„Doch er kann sehr wohl seine Einwilligung geben, daß der Inquisitor den Prozeß führe, wie sehr gut die Glosse zu dem Worte Consensum der genannten Clementine 1, ‚Von den Kezern‘ sagt. Und diese Glosse siehe wohl an und erwäge sie aufmerksam, denn sie thut sehr viel zur Sache.

(Fortsetzung folgt.)

## B e r m i s c h t e s .

**Matheßius.** Ueber diesen treuen Schüler und trefflichen Biographen Luthers und hochverdienten Pfarrer zu Joachimsthal ist vor Kurzem eine Biographie von Dr. Karl Amelung erschienen, welche, so weit wir nach verschiedenen Besprechungen in deutschländischen Blättern und mitgetheilten Auszügen urtheilen können, als eine gute bezeichnet werden muß. Insonderheit hebt der Verfasser auch die rechte, echt lutherische, weil biblische Stellung des Matheßius zur heiligen Schrift hervor, die ihm das vom Heiligen Geiste inspirirte Wort Gottes, das Fundament aller Theologie, der köstlichste Schatz auf Erden ist. Matheßius spricht sich unter anderem folgendermaßen darüber aus: „Gottes Wort ist durch die heiligen Menschen Gottes, das ist durch die Propheten und Apostel, so von dem Heiligen Geist getrieben worden sind, geredet und geschrieben. So muß dies Wort ein himmlisches und göttliches Wort sein, das da wahrhaftig und gewiß vom Himmel herabgekommen ist und übertrifft aller Menschen Wort, alle Lehre und Verstand, so aus menschlicher Vernunft, Wiß und Urtheil entspringet, und dazu alle menschliche Weisheit. — Die göttliche Weisheit ist eine Kraft und Macht, Wahrheit und Gewißheit Gottes. . . Die Weisheit des Wortes Gottes ist nicht von dieser Welt noch von weltlichen Sachen, sondern ist ein solches Geheimniß, das allen Weisen dieser Welt verborgen ist. Die Erforschung und Erkenntniß des Wortes ist das ewige Leben, das ist, es macht uns gerecht, gibt Vergebung der Sünden und den Heiligen Geist und bringet merktlichen und mächtigen Trost und gewisse Arznei wider den Tod. Denn in dieser Betrachtung und Erkenntniß des Wortes Gottes überwinden wir den Tod und die Hölle; es ist also ein Schatz über alle Schätze, die alleredelste und köstlichste Perle, das allerreinste und feinste Gold, das allerhellste Licht und ein Brunn und Quell aller Weisheit, eine Leuchte und Lampe unsers Lebens.“ So legt also auch dieser alte Theologe Zeugniß ab, wie man im Reformationszeitalter die Schrift ansah, und bestätigt an seinem Theile als Luthers Schüler und Tischgenosse, daß die vermeintlichen „freieren Ansichten Luthers von der Schrift“ nur eine Erfindung der neueren ungläubigen Theologen sind. L. F.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Lehre und Praxis der Generalsynode.** Der „Pittsburger Kirchen- und Waisenhote“ berichtet: „In einer englischen politischen Zeitung vom 11. December 1894 fand sich eine öffentliche Erklärung, abgegeben von der Conferenz der Pastoren, welche der sogenannten lutherischen Generalsynode angehören, und Gemeinden in Pittsburg, Allegheny und in der Umgegend bedienen. Diese Erklärung lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Da die lutherische Kirche in der ganzen Welt 52,000,000 Glieder zählt und fast 1,500,000 in den Vereinigten Staaten; und da diese Körperschaft aus vielen Nationalitäten besteht und in fünf große und mehrere kleinere und unabhängige Synoden zerfällt und die Pastoren etlicher derselben sich weigern, mit Pastoren anderer Kirchengemeinschaften Kanzel- und Abendmahls-gemeinschaft zu halten; und da etliche dieser Synoden oder lutherischen Körperschaften sich zu „geschlossener Communion“ bekennen und am heiligen Abendmahl nur Glieder ihrer eigenen Synode theilnehmen lassen, auch sich weigern, Glieder sogenannter geheimer Gesellschaften in ihre Gemeinden aufzunehmen; und ihre Pastoren sich weigern, Kanzel- und Abendmahls-gemeinschaft mit Pastoren anderer kirchlichen Körperschaften zu halten; und da das Publicum in Folge ihrer Erklärungen in dem Irrthum zu stehen scheint, als hätten alle Lutheraner als eine Körperschaft einen und denselben Geist und dieselbe Praxis, wodurch die Generalsynode in ein unwahres und ungerechtes Licht gestellt wird; deswegen sei es bekannt gemacht, daß wir, die lutherische Pastoral-Conferenz der Generalsynode von Pittsburg und Allegheny, hiermit erklären, daß es Lehre und Praxis der Generalsynode der lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten ist, 1. daß wir „offene Communion“ haben, da wir dafür halten, daß es des HErrn Tisch ist; wir laden deswegen alle Kinder des HErrn ein, welche gute und regelrechte Glieder irgend einer evangelisch-protestantischen Kirche sind, an demselben Theil zu nehmen. 2. Daß wir alle diejenigen Personen in unsere Kirchen aufnehmen, welche Buße thun und an den HErrn Jesum Christum glauben, indem wir die Geheimgesellschaftsfrage ihrem eigenen Urtheil überlassen. 3. Daß wir stets bereitwilligst Kirchengemeinschaft üben. 4. Daß wir als lutherische Pastoren der Generalsynode das Kommen des Tages mit Freuden begrüßen, an welchem alle evangelische Christen und besonders Pastoren bereit sein werden, Schulter an Schulter zu stehen, in der Unterdrückung von Lastern und Immoralität und zur Ausbreitung des Reiches Christi in der Welt.“ — Es verräth einen tiefen Grad kirchlicher Verkommenheit, daß die Generalsynode sich ihres Abfalls vom lutherischen Bekenntniß nicht nur nicht schämt, sondern nicht müde wird, sich sogar ihrer Schande und das vor den Secten zu rühmen. Wann will sie lernen die Ehre, welche bei Gott ist, größer achten, als die Ehre vor Menschen? J. B.

**Wie ein Pastor sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte.** Als in der Versammlung der „United Synod of the South“ am 25. Juni 1893 der Antrag, die Synode möge sich gegen Altar- und Kanzelgemeinschaft mit Irrgläubigen erklären, fast einstimmig verworfen worden war, da konnte ein Berichterstatter in freudiger Erregung schreiben: „This practically removes the disputed points without either rejecting or adopting them . . . the whole contention being gotten rid of in a pleasant and friendly manner. This action . . . is a long step forward in making more close the union of the Lutheran church in the south and advancing its general

work." Die von uns unterstrichenen Worte sind nun zwar für einen jeden treuen Lutheraner unverständlich, nicht aber für die Leute, welche den Antrag bekämpft und hintertrieben haben. Denn in ihrer Sprache soll das heißen: Wir sind ein für allemal der lästigen Fesseln los geworden, können nun unbehindert mit den Secten gemeinsame Sache machen und es so zu Ansehen und Einfluß bringen. Daß dies die Meinung, dafür ein Beispiel aus jüngster Zeit. Am 8. Sonntag nach Epiphania feierte Pastor J. R. Häncher, Glied der Holsten Synode, von welcher er lange Zeit Präses war, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum in der Kirche seines Sohnes, D. R. Häncher, gegenwärtiger Präses obiger Synode, zu Knoxville, Tenn. Als ein Theil der Feier, zu welcher alles, was Protestant ist, eingeladen war, wurden schon vorher angekündigt "five minutes talks from city pastors on the order of fraternal greetings." Und dieser Theil wurde dann auch richtig ausgeführt. Da waren gegenwärtig Reverends aller Schattirungen: Episcopalen, Presbyterianer, Congregationalisten, Methodist, Baptisten zc. Zum Theil nahmen sie die Ehrenplätze neben dem Jubilar auf der Altarstufe ein, zum Theil saßen sie unter den Zuhörern. Der Episcopalsprediger verlas die Schriftlection, der Methodist sprach das Eröffnungsgebet. Dann kamen die talks mit den Glückwünschen. Der Presbyterianer gratulirte im Namen der Presbyterianer der Stadt; der Episcopale überbrachte die Wünsche der Episcopalen, der Methodist wünschte Glück im Namen der Methodisten "and as usual made one or two good points of humor out of the affair." Und darüber darf sich auch wohl niemand wundern. Denn daß sich ein lutherischer Prediger durch solche elende Verleugnung seines Glaubens nur lächerlich machen muß in den Augen der Secten, vornehmlich aber der Methodisten, das ist sonnenklar. Der Herr steure diesen Verräthern an unsern treuen lutherischen Zion hier im Süden. Denn mit aller Macht wühlen sie, um auch den letzten Rest des wahren Lutherthums dem armen Volke zu entreißen! Welchem Lutheraner, der die Schmach, welche seiner Kirche angethan wird, hier im Südosten mit ansehen muß, blutet da nicht das Herz! J. A. Friedrich.

**Frauenstimmrecht im Staat Missouri.** Auch im Staat Missouri haben wir Aussicht, daß die gegenwärtig tagende Legislatur ein Gesetz annimmt, welches den Frauen das „allgemeine Stimmrecht“ verleiht. Ein dahin zielender Vorschlag ist vom Ausschuß für Verfassungszusätze gütlich einberichtet worden. Daß Männer, die für die verständigsten des Volkes gehalten werden, so sehr des natürlichen Lichtes beraubt sind, daß sie die klarste Ordnung Gottes in der Natur nicht mehr erkennen, eröffnet sehr wenig günstige Ausichten für die nächste Zukunft. Doch es ist schließlich ein Anderer, der die Welt regiert. Und der hat noch immer dafür gesorgt, daß Seine Ordnung wieder obenauf kam. J. P.

**Ehescheidung im Staat Illinois.** In der Legislatur von Illinois liegt ein Antrag vor, nach welchem Irrsinn nach Verlauf einer gewissen Zeit ein Ehescheidungsgrund sein soll. Hier schreibt eine Chicagoer politische Zeitung (die Abendpost) sehr richtig also: „Der Illinoiser Staats-Legislatur liegt ein Gesetzesentwurf vor, der eine durchaus zu verdamme Abänderung der Ehescheidungs-Gesetze anstrebt. Man will Irrsinn nach Ablauf einer gewissen Zeitdauer zum Scheidungsgrund machen! Wenn einer der Gatten unheilbar irrsinnig ist, soll der andere sich von ihm trennen können. Wer aber kann mit Bestimmtheit sagen, daß ein Irrsinniger unheilbar ist oder es voraussichtlich sein wird? Hunderte, Tausende von Beispielen lassen sich anführen, welche beweisen, daß die Diagnosen der Sachärzte in Bezug auf den geistigen Zustand von Menschen genau so weit auseinandergehen, wie die Urtheile der Laien. Und die Erfahrung lehrt leider, daß durch eine solche Bestimmung dem Verbrechen Thür und Thor geöffnet werden, und in Zukunft manche Frau für un-

heilbar irrsinnig erklärt werden würde, die nur das Unglück hatte, ihrem reichen Gatten gleichgültig gemorden zu sein und ihm im Wege zu stehen. Irrsinn ist eine Krankheit, wenn aber unheilbares Kranksein des Gatten oder der Gattin die Frau oder den Mann zu einer Scheidung berechtigt, warum will man da beim Irrsinn stehen bleiben? Dann kann die Frau des Schwindsüchtigen ebenso gut eine Scheidung verlangen, wie die Frau des Irrsinnigen; auch der Mann der magenleidenden Frau kann ebensowohl verlangen, geschieden zu werden, denn auch ihm kann durch die Krankheit der Frau der Lebensgenuß vergällt werden. Wo kämen wir aber dann hin und wo bliebe das Gelübde, treu zu einander zu halten in Freud und in Leid, in Armuth und in Krankheit? Wenn die Erhaltung der Ehe in ihrem jetzigen Wesen geboten erscheint, dann muß man sich hüten, die Scheidung ungebührlich zu erleichtern, vor allen Dingen aber darf man nicht das Unglück des eines Theiles zum Scheidungsgrund machen.“

F. B.

**Die Unitarier und ihr Ruhm.** Wie die Römischen damit prahlen, daß sie von allen Gemeinschaften die größten und schönsten Kirchen und die meisten Glieder haben, die Secten, daß sie es in ihren Gemeinschaften am weitesten gebracht haben in der Heiligung und im regen Eifer für das Reich Gottes, so machen die Unitarier es zu ihrem spezifischen Ruhm, daß, wenngleich ihre Zahl nicht sehr groß und es mit ihrem Eifer in der Heiligung auch nicht so sehr weit her sei, sich ihnen mit Vorliebe anschließt, was Geld und „Grüße“ hat. Was unter Literaten, Journalisten, Gelehrten, Juristen, Staatsmännern, Ärzten, Universitäts-Professoren von Bedeutung sei, die ganze elite von Besitz und Bildung und Mode fühle sich nur in der unitarischen Kirche heimisch. Joseph Henry Allen führt in seiner Geschichte der Unitarier in den Vereinigten Staaten zum Beweise hierfür folgende Namen auf, mit welchen sich ihre Gemeinschaft vor aller Welt (ob auch wohl vor Gott?) sehen lassen könne: Shakespeare, Spencer, Bacon, Raleigh, William Penn, John Milton, Algernon Sidney, Samuel Clarke, Nathaniel Lardner, John Locke, Watts, Doddridge, Joseph Priestley, Wm. Roscoe, Samuel T. Coleridge, John Spwring, Wm. B. Carpenter, Dr. Martineau, Baron Steuben, Timothy Pickering, Wm. Bentley, Nathaniel Bowditch, Benjamin Pierce, John Quincy Adams, Thomas Jefferson, Drville Dewey, John Pierpont, A. B. Peabody, N. W. Emerson, D. B. Frothingham, Dr. Channing, Thomas Starr King, James Freeman Clarke, Dr. Thomas Hill, Oliver Wendel Holmes, Prescott, Motley, Parkman, George Wm. Curtis &c. — Ob die Unitarier sich wohl je gefragt haben mögen, ob sie auch wohl mit diesem Ruhm vor Gott bestehen mögen! Gal. 5, 6. bezeugt der Apostel Paulus: „In Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.“ Und abermals 1 Cor. 1, 26. : „Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf: nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen. Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden machte; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden machte, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.“ Bei Gott verklägt nichts als der Glaube. Auf den sind seine Augen gerichtet. Die lutherische Kirche — leider gilt das nicht von allen, die sich lutherisch nennen — rühmt sich darum auch nicht ihrer großen Zahl, nicht ihrer vielen Anstalten für Wohlthätigkeit, Bildung und Theologie, nicht der Schönheit, Pracht und Stattlichkeit ihrer Kirchen, nicht eines besonderen Grades der Vollkommenheit, nicht der Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit, nicht ihres wohlklingenden lutherischen Namens, sondern sie rühmt sich des Herrn, daß sie ihn kenne, daß sie sein Wort rein und seine Gnade unge schmälert hat.

F. B.

## II. Ausland.

Im December-Heft der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ findet sich der erste Theil eines ausführlicher angelegten Artikels von Prof. Dr. Volk in Dorpat: „Heilige Schrift und Kritik.“ Volk redet zuerst von dem Wesen der Schrift und spricht wieder seine bekannnten, in dieser Zeitschrift schon öfter berührten Irrlehren aus. „Daß die altprotestantische Lehre von der heiligen Schrift unverträglich ist mit der wirklichen Beschaffenheit des uns vorliegenden Schriftganzen, steht außer Frage. Ihr Grundgebrehen liegt darin, daß sie Schrift und Offenbarung einander gleichsetzt, in letzterer eine unmittelbare Aeußerung Gottes zum Zweck der Belehrung der Menschen, eine Mittheilung höherer, auf natürlichem Wege nicht zu findender Wahrheiten sieht. Sobald man diesen Offenbarungsbegriff und jene Gleichsetzung statuirt, muß man nothwendig völlige Irrthumslosigkeit der Schrift nach allen Seiten hin, auch im Oeringfügigsten und Kleinsten und Aeußerlichsten annehmen — denn Gott kann ja nicht irren —; man muß die biblischen Schriftsteller zu amanuenses spiritus sancti machen. . . . Dieser Gleichsetzung von Schrift und Offenbarung begegnen wir auch in der neueren Zeit. . . . Ebenso hat die mit jener Gleichsetzung gegebene Vorstellung der alten Dogmatik von der Einwirkung des Geistes Gottes auf die heiligen Schriftsteller noch immer unter den neueren Theologen ihre Vertreter.“ (S. 946 f.) Als solche werden genannt der Genfer Theologe Gausson, unter den reformirten Theologen der jüngsten Zeit A. Ruyper, und dann heißt es weiter: „In ähnlicher Weise äußerte sich der vor einigen Jahren verstorbene Wortführer der nordamericanischen Missouri-Synode, W al t h e r.“ Als Beleg dafür wird in einer Note verwiesen auf: „Was lehren die neuen orthodox sein wollenden Theologen von der Inspiration? St. Louis 1871.“ Hierzu eine kurze Bemerkung. Der in „Lehre und Wehre“, XVII, 33 veröffentlichte Artikel: „Was lehren zc., ist nicht von W al t h e r geschrieben, sondern nur irrthümlich auf dem in Deutschland in Pamphletform erschienenen Abdruck des Artikels mit W al t h e r s Namen versehen worden; und nachdem nun wiederholt hierauf aufmerksam gemacht worden ist (vgl. z. B. „Lehre und Wehre“, XXXIV, 198), sollte man aufhören, diesen Artikel, der W al t h e r viel Odium eingetragen hat,<sup>1)</sup> ihm zuzuschreiben. W al t h e r selbst sprach sich bald nach dem Erscheinen der Broschüre unter seinem Namen folgendermaßen darüber aus: „Mit Betrübniß brachte Schreiber dieses in Erfahrung, daß der Aufsatz des . . . in ‚Lehre und Wehre‘: ‚Was lehren die neueren orthodox sein wollenden Theologen von der Inspiration?‘ in Deutschland unter seinem, des Schreibers dieses, Namen in Pamphletform herausgegeben worden sei. Denn obwohl wir uns zu dem Urtheil bekannnten und noch bekennen, welches in jenem Aufsatz über die falsche Lehre neuerer deutscher Theologen gefällt wird, so konnten und können wir uns doch nicht zu dem Geiste bekennen, der sich durch die Art der Behandlung und durch die Urtheile über Personen darin ausspricht.“ („Lutheraner“, XXVIII, 78.) Uebrigens scheint Volk den berührten Artikel gar nicht gelesen, den Abdruck gar nicht in Händen gehabt, sondern die ganze Angabe aus Zöcklers „Handbuch der theologischen Wissenschaften“ (3. Auflage, III, 159) genommen zu haben; er hätte nämlich sonst nicht St. Louis als Druckort einer in Deutschland gedruckten Schrift angeben können.

L. F.

1) Rahnig sagte z. B. (Die lutherische Dogmatik, 2. Ausgabe, 1874, I, 287): „Was wissenschaftliche Robheit unter der Hülle der Redigläubigkeit zu leisten vermag, beweist die Schrift: W al t h e r, ‚Was lehren zc.“ Und vor einigen Jahren noch rühmte ein Einsender im „Sprechsal“ der „Neuen Lutherischen Strömenzeitung“ an Kohner's Schrift über die Inspiration, daß dieser „nicht wie W al t h e r zum Schelten greife“ („Ev.-Luth. Freikirche“, XV, 88).

Einen deutlichen Ton gibt die „Neue Lutherische Kirchenzeitung“ von sich, die von dem landeskirchlichen Pastor J. v. Darm in Seedorf (Kreis Herzogthum Lauenburg) herausgegeben wird. Sie stellt folgendes Programm auf: „Die Kirchenzeitung wird auch im neuen Jahre — so Gott Gnade gibt! — in unentwegtem Festhalten an der göttlichen Eingebung und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift vor allem für die reine schriftgemäße Lehre<sup>1)</sup> der lutherischen Kirche eintreten. Sie wird die Union in allen ihren Gestalten aufs entschiedenste bekämpfen, ob sie nun als Lehr- und Altarunion oder als kirchenregimentliche — als absorptive oder als föderative Union Eingang zu finden sucht.<sup>1)</sup> Denn sie erkennt jede Union als unheilvoll an, weil dieselbe, folgerichtig durchgeführt, zur völligen Gleichgültigkeit gegen die göttliche Lehre und zur Auflösung jedes festen Bekenntnisses führen muß. Die „Neue Lutherische Kirchenzeitung“ stellt sich damit in Gegensatz zu den mächtigsten Zeitströmungen. Sie bekämpft das theologische Professorenthum,<sup>1)</sup> welches die ‚Inspirationslehre‘, das ist, das Bekenntniß zur göttlichen Eingebung und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift, für einen ‚Wahn‘ erklart und durch seine ‚Kritik‘ die Bibel in Fetzen zerreißt, jenes Professorenthum, welches der ungläubigen Socialdemokratie die Waffen liefert zum Kampf wider die heilige Schrift, und die ‚Männer von Besitz und Bildung‘ auffauchzen macht, daß der Tag schon heraufgedämmt sei, wo das kirchliche Christenthum von der letzten Dorfanzel verschwunden sein wird.<sup>2)</sup> Sie stellt sich in Gegensatz zu jenen einflußreichen Kreisen, welche unter der Devise des ‚praktischen Christenthums‘ Christusgläubige und Christusleugner vereinigen wollen. Sie stellt sich aber auch in Gegensatz zu jenen ‚Lutheranern‘, die mit der *σοφία πεδωκυμενος*, der falschberühmten Wissenschaft, pactiren, und jedes freimüthige und entschiedene Bekenntniß zu der verachteten ‚Inspirationslehre‘ als ‚Missouriertum‘ brandmarken und abthun.“ Gott gebe, daß die „Neue Lutherische Kirchenzeitung“ zu voller Klarheit und Entschiedenheit in jedem Stück der Lehre und der Praxis gelangen und dem Bekenntniß des Wortes das der That nachfolgen lassen möge! Erwähnt sei auch, daß sie den hart angegriffenen Missionaren Rätber und Mohr ihre Spalten zur Vertheidigung immer geöffnet, dieselben gegen die bößartigen Unterstellungen der Luthardt’schen „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ in Schutz genommen hat, und anläßlich des Eintritts der beiden Missionare in unsern Missionsdienst sagt: „Wir sind herzlich erfreut, daß die Missionare Rätber und Mohr durch Gottes Gnade in die ihnen liebgewordene Arbeit wieder eintreten dürfen. Der Herr wolle mit ihnen sein und sie allewege recht führen!“

L. F.

Von der heutigen Bibelkritik urtheilt der treffliche verstorbene Professor W. Roscher in den „geistlichen Gedanken eines Rational-Deconomen“. „Die neuere Wissenschaft hat ganz recht, wenn sie auf die vorläufige Kritik der biblischen Bücher dieselben Grundsätze angewendet haben will, die bei Profanschriften erprobt sind. Nur sollte sie das auch wirklich thun, die biblischen Bücher von vornherein nicht günstiger, aber auch nicht ungünstiger beurtheilen, als andere. Leider verfährt die Schule, welche sich heute vorzugsweise die kritische nennt (als wenn die Verneinung an sich kritischer wäre, als die Bejahung), ganz anders. Sie befolgt Grundsätze, deren Anwendung in der Profanliteratur allgemeines Kopfschütteln hervorrufen würde. So kritisiert z. B. der ausgezeichnete Sprachkenner Th. Nöldeke im literarischen Centralblatte (1871, Nr. 23) ein Buch des Zeitungsredaktors Bernstein, welcher in den ‚Sagen‘ von Abraham zc. lauter politische Tendenzschriften aus der Zeit der nachsalomonischen Könige findet. (Ähnlich, als wenn man die Pyramiden

1) Von der „Kirchenzeitung“ unterstrichen.

2) „Rationalgelteug“ in Berlin.

von Kairo mit Ehrenbogen zu Illuminationszwecken verwechseln wollte!) Solche Thorheiten verwirft R. natürlich. Aber das scheint ihm „selbstverständlich“, daß eine Weissagung, z. B. von der Ausdehnung Judäas bis zu einer bestimmten Grenze erst in der Zeit entstanden sein kann, wo diese Grenze wirklich erreicht worden war. Ist das nicht genau derselbe Schluß, als wenn spätere Jahrhunderte die zahllosen burlesken Lieder zc. von 1818 bis 1848, welche die Wiederkehr des deutschen Reiches prophezeien, in die Zeit nach 1871 oder wenigstens 1866 verlegen wollten? Die Unart so vieler „Kritiker“, biblische Schriftsteller vom ersten Range erst in der Zeit gelten zu lassen, wo sie von Schriftstellern dritten, vierten Ranges citirt zu werden anfangen, empfängt ein pikantes Licht aus einer Stelle des Bellejus Vaterkulus (II, 36), worin dieser geistreiche Historiker unter den großen Schriftstellern der Augustinischen Zeit einen Rabirius nennt, den Horaz aber nicht nennt. Hat darum Horaz erst nach Tiberius geschrieben?“ (M. E. L. K.)

**Hessen-Rassau.** Ein beachtenswerther Fall von Ausübung der Kirchenzucht an einer socialdemokratischen Agitatorin ist in Rüdningen bei Hanau vorgekommen. Dem jetzt nach Bornholm berufenen Ortspfarrer Strobel wurde von einem Arbeiter als Pathin seines Kindes eine Dame präsentiert, die vorher als socialdemokratische Agitatorin in Rüdningen geredet und dabei sich öffentlich christenthumsfeindlicher Äußerungen schuldig gemacht haben sollte. Eine Unterredung mit der vorgeschlagenen Pathin bekräftigte dem Pfarrer, daß er dieselbe nicht annehmen dürfe. Daraufhin wandten sich die Eltern des Kindes an den Pfarrer Battenberg in Frankfurt, der sich auch bereit erklärte, die Pathin anzunehmen und die Taufe zu vollziehen, und zu dem Zwecke von dem zuständigen Pfarramt das Dimissoriale erbat. Dasselbe wurde aber unter bestimmter Motivirung verweigert. Auch das königliche Consistorium in Kassel verhielt sich, als Pfarrer Battenberg sich dahin gewandt hatte, ablehnend, nachdem es von Pfarrer Strobel in Rüdningen Bericht eingefordert hatte. Nunmehr legte Pfarrer Battenberg die Sache dem Minister der geistlichen Angelegenheiten vor, der ohne weitere Verhandlungen das königliche Consistorium in Kassel ermächtigte, das Dimissoriale auszustellen, was denn auch geschah. Berichtet wird zu diesem Falle, daß der Kultusminister nach dem Hessischen Kirchenrecht entschieden hat. Nach diesem Rechte hatte Pfarrer Battenberg der Agitatorin das Zeugniß ausgestellt, daß dieselbe sich zu Kirche und Abendmahl gehalten habe und zur Uebnahme der Pathenschaft befähigt sei. Formell habe Pfarrer Strobel nicht das Recht gehabt, angesichts dieses Zeugnisses die Agitatorin als Pathin zurückzuweisen. Und andererseits sei Pfarrer Strobel ebenfalls nach diesem Kirchenrecht nicht berechtigt gewesen, dem Vater des Kindes das Dimissoriale zu anderweiter Vollziehung der Taufe zu verweigern. Deshalb habe der Minister, der an das Kirchenrecht gebunden sei, so entscheiden müssen. Jedenfalls aber muß es der christlichen Gemeinde zum großen Aergerniß gereichen, wenn eine Person, welche in öffentlichen Vorträgen die Kirche bekämpft, zur Taufpathin zugelassen wird, wo sie an Stelle des Täuflings das Glaubensbekenntniß ablegen soll, und somit mußte es für den Pfarrer Strobel Gewissenssache sein, diese Taufpathin zurückzuweisen, und das bestehende Kirchenrecht konnte ihn davon umsoweniger abhalten, als dessen Bestimmungen nur unter der Voraussetzung getroffen sind, daß die Verhältnisse kirchlich correct liegen, was hier nicht der Fall ist. (M. E. L. K.) Wie? So ist also eine Person, die in öffentlichen Vorträgen die Kirche bekämpft, fort und fort zum Abendmahl zugelassen werden? Warum hat der Pfarrer ihrer Parochie nicht an diesem Punkt mit der Kirchenzucht eingesezt? G. St.

**Ein römisches Blatt über die deutschen Landeskirchen.** Ernste Wahrheiten müssen sich die immer mehr vom rechten christlichen Glauben abfallenden prote-



stantischen Landeskirchen Deutschlands von der papistischen Presse sagen lassen. So schreibt z. B. die in katholischen Kreisen tonangebende Berliner „Germania“: „Die preussische Landeskirche hat vor einigen Monaten die unbedingte Geltung des apostolischen Glaubensbekenntnisses aufgegeben und ist damit ausgeschieden aus der Reihe der christlichen Gemeinschaften, denen dies Glaubensbekenntniß gemeinsam ist. Diese Kirche duldet ferner, daß auf ihren Kanzeln ungläubige Prediger das Wort verkündigen, auf ihren Kathedern ungläubige Professoren neue ungläubige Prediger erziehen, zumal letztere bei ihrer Ordination keine Verpflichtung auf das Glaubensbekenntniß mehr zu übernehmen brauchen. Und das ist fast in ganz Deutschland so, wie in Preußen.“ Das Traurige hierbei ist, daß solche Aussprüche der römischen Presse nicht, wie so häufig, Verdrehungen und Lügen enthalten, sondern nur zu wahr sind. L. F.

**Schottland.** Wie sehr auch in diesem Lande unter den theologischen Lehrern der Unglaube an sich greift und die Fähigkeit, zwischen Licht und Finsterniß zu unterscheiden, schwindet, zeigt ein Vorkommniß aus neuester Zeit. Eine englische Zeitschrift brachte eine Reihe von Artikeln, in welchem angesehene Professoren wieder einmal ihr Urtheil abgeben, über die besten und nützlichsten Bücher. Unter den Schreibern befindet sich auch der presbyterianische Dr. Dods, theologischer Professor in der „Free Church of Scotland,“ also berufen, die theologischen Studenten seiner Kirche für das Predigtamt vorzubereiten und auszubilden. Dods nennt nun zwar an erster Stelle die Bibel, aber welche Schriften folgen dann? Die buddhistische Sutta Pitaka, eine Sammlung von Aussprüchen des Buddha, Erzählungen aus seinem früheren Leben und aus seinen früheren Existenzen; sodann, an dritter Stelle, die Schriften des Confucius. Von diesen und dem buddhistischen Werke sagt Dods, „that any one who has read them will inevitably return to them from time to time, not only for the sake of enjoying a fresh attitude towards human life, God, and the world, but also to receive again the quickening of aspiration.“ Nachdem zwei weitere heidnische Schriftwerke genannt sind, folgt der Koran, in welchem, wie Dods sagt, „undoubtedly millions of our fellow-men have found their religious stimulus.“ Weiterhin werden namhaft gemacht Plato, Epictetus, die Meditationen Marz Aurels und von theologischen Büchern die freisinnigen und ungläubigen Werke eines F. W. Robertson, G. W. Beecher, Martineau, Drummond &c. Von welcher Beschaffenheit mag die Theologie sein, die Dods seinen Studenten beibringt! L. F.

**Aus Rußland.** Die Stundisten sind evangelisch gewordene Russen, wie Dr. Vöbdecker in einem Vortrag am 4. Januar im „Christlichen Verein junger Männer“ in Berlin ausführte. Sie halten sich nicht mehr zur griechischen Kirche und darum werden sie verbannt. Es genügt, daß ein Polizeibeamter kein Heiligenbild im Zimmer des Verdächtigen findet, um dessen Verschickung „auf dem Verwaltungswege“ zu bewerkstelligen. Früher hat man diese meist dem Handwerker- oder Bauernstande angehörigen Leute erst vor Gericht gestellt. Dort wurden sie freigesprochen, weil sie aus der heiligen Schrift beweisen konnten, daß der Bilderdienst nicht geboten sei. Deshalb zieht man jetzt die administrative Verschickung vor. Die Verbannten in dem von Tartaren bewohnten Elisabethpol zwischen Eißis und Batu leben in den traurigsten Verhältnissen, weil sie nichts zu essen haben. Sie verstehen die Sprache des Landes nicht, verstehen die Art und die Arbeit, den Geschmack und die Bedürfnisse der Bewohner nicht und leiden Noth. Russische und ausländische Wohlthäter suchen dies Elend zu lindern. Die größten Härten gehen nicht von den höchsten Behörden, sondern nur von den ausführenden Unterbeamten aus. (A. E. L. K.)

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 41.

März 1895.

No. 3.

---

(Eingefandt.)

## Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi.

(Fortsetzung.)

Nein, sagen daher auch die meisten Vertreter der Visionshypothese, die Sache war ganz anders. Die Jünger erwarteten die Auferstehung Christi. Sie konnten es sich nicht denken, daß Jesus todt sei, dazu hatte seine ganze Erscheinung einen zu mächtigen Eindruck auf sie gemacht. Sie befanden sich in einem Zustand fieberhafter Erwartung und Erregung und dann kommt es bei empfänglichen Personen gar leicht zu allerlei Gesichten und Visionen. Es dürfte nicht uninteressant sein, die Vertreter dieser Theorie selbst reden zu hören. So faßt E. Th. Keim alles zusammen: 1) „In Wahrheit war er ihnen auch gar nicht gestorben, den Frauen unter dem Kreuze im Voraus nicht, aber den Aposteln noch weniger, da sie ihn nur als Lebenden, als Starken bis zum letzten Augenblick gesehen, da sie sein Leiden, Schmachten, Sterben, Begrabenwerden gar nicht erlebt hatten, da sie endlich in Galiläa, fern von den Niederlagen und Gräbern Jerusalems wieder so ganz auf seinem, auf ihrem Boden, auf dem Boden seiner Erfolge, Kräfte, Triumphe standen und in der Liebes-, in der Gemeinschaftskette, welche sie unter einander von Neuem schlossen, welche sie sichtlich auch auf die Familie Jesu erweiterten, das Fortleben und Fortregieren des Meisters in seiner Gemeinde deutlich verriethen. Nun denn in solcher Hochfluth grenzenloser Erregung, gesteigert durch den Abbruch der Nahrung und die fiebernden Stimmungen des Abends, zergehen erfahrungsmäßig die Grenzlinien innerer und äußerer Welt und Auge und Ohr sind im Voraus mitzitternde Glieder dieser inneren, wogenden Geisteswelt, während ihr Dienst

---

1) Citirt bei Rebe a. a. D. S. 155 f.

gleichzeitig nach außen läuft und in seltsamer Ausgleichung und Mischung des Doppelberufs als ein Aeußeres dem Menschen zuträgt, was er im Grunde nur innerlich gesehen, gehört hatte. So entstehen bei überreizten Nerven und Congestionzuständen, bei momentan oder chronisch krankhaften Zuständen des Sensoriums in alten und neuen Zeiten Gesichte, so hat, vom Alten Testament und vom Neuen Testament mit der langen Reihe von Beispielen nicht zu reden, Maximilla, die Montanistin, Christus gesehen, die Jungfrau von Orleans den Erzengel Michael, die heilige Katharina und Margaretha empfangen, Franz von Assisi den HErrn als Seraph, Savonarola die dunklen und hellen Bilder der Zukunft durch den Dienst der Engel geschaut. . . . Begreiflich scheint es also, daß allermeist und zuerst Petrus, der Vertraute Jesu, der Ueberschwängliche zugleich und Willenskräftige, der Mann, der den Lebendigen am vollsten in seiner Seele trug, weil er den Messias vor allen Andern erkannt, begehrt, geliebt und als Unwiderstehlichen bis Gethsemane, bis Jerusalem, bis Galiläa, bis gestern und heute im Stachel seiner Verleugnung erfahren hatte, den HErrn leibhaftig unter seinen Augen zu sehen glaubte, der keinen Augenblick aufgehört hatte, in seinem Geiste und Gewissen die beseligende und strafende Herrschermacht zu sein und der jetzt geistig nach Galiläa kam, um nach einem Wort von Lactanz seine Apostel zu suchen. Glaubte Petrus, so stand der Weg des Glaubens und des Schauens weithin offen, auch für die Zwölfe, auch für die Fünfhundert; und der Auftrag Jesu erfüllte sich in leichter Weise: wenn du umkehrst, so befestige die Andern. Die lebhaften Affecte menschlicher Natur haben eine ungemeine Verbreitungsfähigkeit. Lachen und Weinen, Niebergeschlagenheit und Enthusiasmus, selbst Besessenheiten sind durch ihre naturalistische Kraft und durch den Rücktritt der ruhigen Geisteskräfte entschieden contagiös, ansteckend, wie der Schnupfen, sagt Lessing in seiner Art. Religiöse Begeisterung und Entzückung springt zweifach über, weil die Macht der Naturverwandtschaft sich verdoppelt durch den Geistesbund und die sympathische Grundstimmung auch des Unbetheiligten. Schon das Alte und Neue Testament zeigt das Ueberspringen der Prophetie, des Zungenredens auch auf die Neutralen. Die Geschichten der Montanisten, der Flagellanten, der Wiedertäufer, der Quäker, der Samitarden und Appellanten, der Methodisten und Irvingianer wird man nicht leugnen wollen. Von Einem lief's zum Andern, von Einigen in die Massen." Man macht von dieser Seite auch noch besonders darauf aufmerksam, daß Maria Magdalena die erste Erscheinung von dem Auferstandenen gehabt habe. Man gibt zu bedenken, daß der HErr ja aus dieser Magdalena sieben Geister ausgetrieben habe, daß sie also eine besessene Schwärmerin gewesen sei, die alle Geistesanlagen zu Visionen und Gesichten gehabt habe. Allerdings, wenn man so, wie die Vertreter dieser Theorie thun, einfach Geschichte construirt, wenn man einfach nach Gefallen die Thatfachen verdreht und fälscht, oder ausläßt, oder neue erfindet und einschleibt, dann kann man schließlich alles

beweisen und erklären, was man will. Vor den geschichtlichen Thatsachen kann dieses natürlich alles nicht bestehen.

Aus fieberhafter Erregung ihrer Phantasie, aus überspannter, religiöser Begeisterung sollen also die Jünger allerlei Visionen gehabt und sich dann eingebildet haben, der Herr sei wirklich und leibhaftig auferstanden und von ihnen gesehen. Das kann vor der nüchternen menschlichen Vernunft nicht bestehen und ist mit den geschichtlichen Thatsachen unvereinbar. Nur dann wären doch solche Gesichte möglich gewesen, wenn die Jünger wirklich mit gespannter Erwartung auf die Auferstehung ihres Herrn und Meisters gehofft hätten. Aber wir finden bei den Jüngern das gerade Gegentheil. Sie hofften keineswegs auf Christi Auferstehung, ja, obwohl sie der Herr während seines irdischen Lebens zu wiederholten Malen darauf hingewiesen und damit getröstet hatte, daß er am dritten Tage wieder auferstehen werde, so dachten sie in jenen Tagen ihrer Betrübnis kaum noch daran. Der unerwartete Kreuzestod des Herrn, der zu ihren fleischlichen Messiasshoffnungen so ganz und gar nicht paßte, hatte die Jünger so tief erschüttert, so bestürzt und verwirrt gemacht, daß sie die Hoffnung auf Erlösung ganz aufgegeben hatten. Wir lernen die damalige Stimmung der Jünger so recht kennen an jenen beiden, denen der Herr erschien auf dem Wege nach Emmaus. „Wir hofften“, so sprachen sie zu dem ihnen unbekanntem Wandersmann, „er sollte Israel erlösen“ (Luc. 24, 21.). Wir hofften das wohl, so wollen sie sagen, aber nun ist dieser Prophet, „mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk“, von unsern Hohenpriestern und Obersten überantwortet zur Verdammnis des Todes und gekreuzigt. Nun ist es mit ihrer Hoffnung vorbei. „Aber doch (ἀλλὰ γὰρ, bei alledem)“, so fahren sie fort, „ist heute der dritte Tag, daß solches geschehen ist.“ Ein leiser Hoffnungs-schimmer bricht durch ihre Worte hindurch. Zu oft und zu deutlich hatte der Herr seine Jünger auf den dritten Tag hingewiesen. Doch die Ereignisse dieses Tages haben sie nicht befriedigt. Sie sagen weiter: „Auch haben uns erschreckt etliche Weiber der Unsern, die sind frühe bei dem Grabe gewesen, haben seinen Leib nicht gefunden, kommen und sagen, sie haben ein Gesicht der Engel gesehen, welche sagen: er lebe. Und etliche unter uns gingen hin zum Grabe und fanden's also, wie die Weiber gesagt hatten, aber ihn fanden sie nicht.“ Die erste Kunde von dem leeren Grabe und der Erscheinung der Engel belebte nicht etwa die Hoffnung der Jünger, sondern drückte sie ganz und gar darnieder. „Ihn aber fanden sie nicht“, in dieser hoffnungslosen Klage klingt ihre Rede aus. Nun ist auch die letzte leise Hoffnung auf den dritten Tag dahingeschwunden. Und so war es bei allen Jüngern. Nirgends sehen wir eine Spur davon, daß die Jünger auf die Auferstehung warteten. Die Frauen bereiten ruhig die Specereien und Salben zum Begräbnis des Herrn. Die Jünger wagen es nur ganz heimlich bei verschlossenen Thüren zusammenzukommen aus Furcht vor den Juden. Nirgends ein Zeichen von Hoffnung. „Die Apostel“, so sagt

Luther, „lagen da verschlossen nicht allein verzagt und schüchtern, wie eine Heerde ohne Hirten, sondern auch mit bösem Gewissen.“<sup>1)</sup> Wie sollten da mit einem Male Visionen von dem Auferstandenen kommen, da sie gar nicht erwarteten, ihn zu sehen? Wodurch sollte diese Ekstase plötzlich entstanden sein?

Sehen wir uns ferner die Erscheinungen des Auferstandenen an. Machen sie etwa den Eindruck von Visionen und Gesichten einer erregten Phantasie? Durchaus nicht. Nicht verschwommen und undeutlich, wie Gesichte zu sein pflegen, sind diese Erscheinungen des HErrn. Der HErr bleibt längere Zeit bei seinen Jüngern, er unterredet sich mit ihnen, läßt sich von ihnen antasten, ißt und trinkt mit ihnen zc. Das sind keine Phantasiegebilde. Der HErr ist ihnen auch nicht nur des Abends erschienen bei dem trüben Dämmerlicht, sondern zu jeder Tageszeit. Er ist an den verschiedensten Orten von ihnen gesehen worden, in Jerusalem, in Galiläa, im verschlossenen Zimmer, auf einem Berge, am See Genesareth zc. Auch ist der HErr nicht nur einzelnen von ihnen erschienen, sondern auch allen auf einmal. Wie ist es denkbar, daß so viele Jünger, mehr als fünfhundert Brüder zusammen, wie Paulus uns versichert, zu gleicher Zeit genau dieselbe Vision und Erscheinung gehabt haben sollten? „Daß ein einzelner Mensch im aufgeregten Zustand ein Gesicht hat, oder dauernd, wie man das nennt, das Gesicht hat, das ist denkbar, daß aber Zwölfe, daß sämtliche Apostel, ja, daß mehr als fünfhundert Brüder ersichtlich Visionäre gewesen und zweitens in demselben Augenblick ganz dasselbe Gesicht gehabt haben, das ist undenkbar. Einem kritischen Zweifler, der das für wahrscheinlich hält, kann man unbedenklich den Rath ertheilen, an seiner eigenen Kritik zu zweifeln.“<sup>2)</sup>

Und waren denn wirklich die Apostel so leicht zu täuschen? Waren sie solche Männer, die sich so leicht von den Schwärmereien und Phantasiegebilden einiger aufgeregter Leute hätten anstecken lassen? Wir wissen von ihnen das Gegentheil. Sie waren sehr nüchterne Leute. Sie kannten auch Gesichte und Visionen und wußten sie sehr wohl von der objectiven Wirklichkeit zu unterscheiden. Die Apostel nahmen die Berichte der Frauen und einzelner Jünger, daß sie den HErrn gesehen hätten, nicht unbesehen hin. Sie wollten zuerst nicht glauben, sondern erklärten diese Erscheinungen für Gesichte und Märchen. Zu wiederholten Malen mußte der HErr ihnen erscheinen und sie strafen um ihres Unglaubens und ihres Hergens Härtigkeit willen. Erst als sie den HErrn mit ihren leiblichen Augen gesehen, als sie seine Stimme gehört, seinen Leib betastet hatten, als ihre eigenen Sinne sie überführten und sie an der Wahrheit der Auferstehung Christi nicht mehr zweifeln konnten, da erst glaubten sie. Man kann wahrlich den Jüngern nicht Mangel an Prüfung oder Leichtgläubigkeit vorwerfen.

1) St. L. XI, 635.

2) Rahnis, die Thatsächlichkeit der Auferstehung Christi.

Doch, so werfen manche Gegner der Auferstehung ein, ist es nicht möglich, anzunehmen, daß diesen Visionen der Jünger, die allerdings als bloße Einbildungen ihrer Phantasie nicht zu erklären wären, etwas Reales, etwas Objectives zu Grunde gelegen hat? Es war der Geist Christi, der auf die Apostel wirkte. Wohl ist Christus nicht leiblich auferstanden, sein Körper hat mit diesen Erscheinungen nichts zu thun, sondern ruht im Grabe, aber Jesu Seele, Jesu Geist lebte fort und vermittelte den Jüngern sein Leben, seine Gegenwart. Und was der Geist Christi auf sie wirkte, nahm bei dem damaligen Zustande der Jünger die Gestalt einer Erscheinung, eines Gesichtes an. So erklärt es sich, daß alle Jünger zu gleicher Zeit dieselbe Erscheinung hatten, dieselben Worte zu hören glaubten. So sagt z. B. Alex. Schweizer, es sei den Gesichtern eine Realität, jedoch anderer Art (als die leibliche) zuzuschreiben. „Statt die leibliche Auferstehung zu pressen, heben wir die reale, bleibende Auferstehung hervor.“ Bei einem andern Vertreter dieser Richtung heißt es: „Er“ (nämlich Jesus) „war noch nicht heimgegangen, sein Geist hatte sich noch nicht mit dem großen Geiste vereinigt, und er vermochte deshalb seinen im Erdenleben zurückgelassenen Lieben die Apparenz seiner leiblichen Gegenwart zu erregen.“<sup>1)</sup> Also zu Gespenstererscheinungen macht schließlich die moderne Wissenschaft die Erscheinungen des auferstandenen Christus, um dem Wunder seiner Auferstehung zu entgehen. „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden.“

Es braucht nicht lange bewiesen zu werden, daß auch diese Auffassung vor den geschichtlichen Thatfachen, wie sie in dem Zeugniß der Jünger vorliegen, nicht bestehen kann. Wohl hielten auch die Jünger, wie Lucas (24, 37.) berichtet, den auferstandenen Jesum zuerst für einen Geist, für ein Gespenst, aber der Herr selbst nahm ihnen diesen Wahn, er überzeugte sie aufs allergewisseste, daß seine Erscheinung keine Geistererscheinung sei. Er ließ sich nicht nur flüchtig vor ihnen sehen, sondern er zeigte ihnen seine Hände und Füße mit den Nägelmalen, er ließ sich von ihnen antasten, daß sie sich überzeugen sollten, daß er Fleisch und Bein habe. Er hat längere Zeit, vielleicht stundenlang bei ihnen geweiht und sich mit ihnen unterredet, er hat mit ihnen gegessen und getrunken. — Aus den Berichten der Evangelisten geht also hervor, daß die Apostel auf das festeste von der Auferstehung Christi überzeugt waren und auch überzeugt sein konnten. Man muß entweder die leibliche Auferstehung Christi zugeben, oder die Berichte der Apostel und damit das ganze Christenthum verwerfen.

Ehe wir jedoch hier abbrechen können, müssen wir noch insonderheit eingehen auf das herrliche Zeugniß des Apostels Paulus im 15. Capitel seines ersten Corintherbriefes. Gerade die Vertreter der Visionshypothese berufen sich häufig darauf und suchen dadurch ihre Sache zu stützen. Man argu-

1) Siehe Greiner a. a. D. S. 32. 34.

mentirt auf Grund dieses Zeugnisses etwa also: Paulus stellt hier die Christuserscheinungen, welche den älteren Aposteln zu Theil wurden, auf gleiche Linie mit der, welche er selbst auf dem Wege nach Damascus hatte. Diese Christuserscheinung des Paulus aber war nachweislich eine Vision, ein Vorgang, der lediglich im Geiste Pauli vor sich ging, dem keine geschichtliche Realität zukommt, also sind auch die andern Erscheinungen Christi nur solche Visionen gewesen, ohne objective Wirklichkeit. Nach diesem Berichte des Paulus muß man die entgegenstehenden Berichte der Evangelisten corrigiren. So etwa argumentiren die Gegner.

Aber, wenn wir dieses herrliche Zeugniß für Christi Auferstehung genauer ansehen, so finden wir das Gegentheil bestätigt. Nicht von der Erscheinung, die ihm zu Theil wurde, geht der Apostel aus, sondern von den Erscheinungen der älteren Apostel. Christus ist auferstanden „nach der Schrift“, wie es in der Schrift des Alten Testaments geweissagt war, das ist sein erster Beweis für Christi Auferstehung; und dann ist er auch gesehen von Kephas, von den Zwölfen 2c. (W. 14. ff.). Der Apostel weist seine Gemeinde hin auf das Zeugniß von mehr als fünfhundert Brüdern, von denen damals noch viele lebten, und die alle bezeugten, daß sie den HErrn leiblich gesehen hätten. Und wenn der Apostel dann hinzufügt: „Am letzten nach allen ist er auch von mir, als einer unzeitigen Geburt, gesehen worden“, so versichert er damit, daß auch er, nicht etwa in einer Vision, sondern, wie die andern Apostel, wirklich und wahrhaftig und zwar leiblich den HErrn gesehen habe, als den Lebendigen, leiblich Auferstandenen. — Gerade auf die leibliche Auferstehung kommt es dem Apostel in seiner ganzen Beweisführung an. Er will in diesem Capitel die Auferstehung des Fleisches beweisen, und gründet dabei unsere Auferstehung, die Auferstehung der Gläubigen, auf Christi Auferstehung. Wer die Auferstehung der Todten leugnet, der muß auch Christi Auferstehung leugnen. Ist aber Christi Auferstehung, eben seine leibliche Auferstehung nicht, dann fällt das ganze Christenthum dahin. Mithin stoßen die Leugner der Auferstehung durch die Consequenzen ihrer falschen Lehre das ganze Christenthum um. Aber Christi Auferstehung ist fest und gewiß, sie wird uns bezeugt durch die Schrift des Alten Testaments, sie ist uns bezeugt durch alle Apostel und viele andere Augenzeugen, auch ich selbst bin Zeuge dafür, denn ich habe den HErrn ebensowohl wie die andern wirklich gesehen. Und Christus, der leiblich auferstanden ist, über den der Tod keine Macht hat, der ist nun der Erstling worden unter denen, die da schlafen, er verbürgt uns unsere leibliche Auferstehung. So verläuft der Beweis des Apostels. So viel geht zunächst unwiderleglich aus diesem Zeugniß hervor: Der Apostel Paulus hat wirklich geglaubt, er war davon fest überzeugt, daß er den HErrn nicht in einer Vision, in einem Gesichte, sondern leibhaftig gesehen habe. Das gibt selbst ein F. C. Baur zu, „daß Jesus, nachdem er den Aposteln und den übrigen Gläubigen erschienen war, zuletzt auch ihm

sichtbar erschienen sei, war die entschiedenste Ueberzeugung des Apostels, 1 Cor. 15, 8. 9, 1<sup>1)</sup> Gerade so hören wir auch den Apostel an andern Orten sprechen. So sagt er 1 Cor. 9, 1.: „Habe ich nicht den HErrn Jesum Christum gesehen?“ Der Apostel vertheidigt hier sein Amt gegen die falschen Propheten, er zeigt ihren Herabsetzungen gegenüber, daß er nicht geringer sei als die andern Apostel, denn auch er habe den HErrn leibhaftig gesehen. Ferner bezeugt der Apostel Gal. 1, 16., „daß Gott seinen Sohn in ihm geoffenbart habe“, und weist damit ohne Zweifel auf diese Erscheinung auf dem Wege nach Damascus hin, und gründet darauf seine Bekehrung und seine Berufung zum Apostelamt.

Doch die Gegner sagen: Wohl, Paulus mag geglaubt haben, er mag davon überzeugt gewesen sein, den HErrn leiblich gesehen zu haben, aber es war eben eine Täuschung. Was in einem erregten Augenblick seine eigne Phantasie ihm vorspiegelte, das hielt er eben für eine äußere Thatsache. „Mag daher auch der Apostel“, so fährt Bauer fort,<sup>2)</sup> „auch noch so entschieden geglaubt haben, den erschienenen Christus wirklich und, wenn man will, sogar äußerlich gesehen zu haben, er bezeugt immer nur, was er gesehen zu haben glaubte.“ Und dieser Glaube des Apostels beruhte eben auf einer Täuschung seiner Sinne.

Aber, so antworten wir, sollte Paulus, dieser scharfe Dialektiker, sich so leicht getäuscht haben? Sollte er nicht erlebte Thatsachen von Visionen und Gesichten haben unterscheiden können? Der Apostel hat auch Gesichte gehabt; er erzählt selbst davon 2 Cor. 12, 1. ff. Aber wie ganz anders redet der Apostel von diesen Gesichten. Er nennt ausdrücklich, was er gesehen und gehört hat, ein Gesicht, er spricht sich über seinen Zustand sehr zurückhaltend aus. Er gründet auf das, was er gesehen hat, keine Lehre. Die Erscheinung dagegen, welche er auf dem Wege nach Damascus hatte, stellt der Apostel als Thatsache hin und nicht als ein Gesicht, er gründet auf ihre Thatsächlichkeit die Wahrheit seines Evangeliums. Es ist unbegreiflich, daß ein Mann sich hier täuschen konnte, der selbst Visionen gehabt und als solche erkannt hat.

Und ferner, wie soll man sich denn eine solche Vision des Apostels erklären. „Ueberall“, so schreibt ganz richtig Greiner,<sup>3)</sup> „ist bei der Visionshypothese die Voraussetzung, daß Saulus eigentlich schon vor seiner Vision von der Unhaltbarkeit seines pharisäischen Standpunktes und von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt war. Nur unter diesen Umständen konnte ja überhaupt eine Vision als eine immanente That des eigenen Geistes entstehen. Die visionäre Phantasie ist eine reproductive Thätigkeit. . . . Wo ist nun aber dafür, daß Saulus vor dem, das man seine Bekehrung nennt, schon bekehrt war, auch nur eine Andeutung in der Schrift zu finden?

1) Paulus, der Apostel Jesu Christi, S. 64.

2) A. a. O. S. 65.

3) Die Auferstehung Jesu Christi, S. 81.



Das directe Gegentheil wird vielmehr überall behauptet. Mit Drohen und Morden schnaubt Saulus wider die Jünger des HErrn, und in diesem Gemüthszustand, in diesem tödtlichen Haß gegen Christenthum und Christen geht er nach Damascus. Und da, mitten in seinem Verfolgungszuge, tritt ihm der HErr entgegen und spricht ihm das bedeutungsvolle Wort: ‚Es wird dir schwer werden wider meinen Stachel zu löden.‘ So und nicht anders stellt es auch Paulus selbst dar, Gal. 1, 13—16.“

Und wäre endlich diese Damascusererscheinung ein Selbstbetrug des Apostels gewesen, so wäre Paulus ja durch einen Selbstbetrug wiedergeboren und bekehrt worden, auf einer Selbsttäuschung ruhte sein Apostelamt, sein Werk, die durch ihn gegründete Kirche.

Es wäre Thorheit, so etwas behaupten zu wollen. Dieses Zeugniß des Apostels steht fest. Paulus hat den HErrn leibhaftig gesehen. Der HErr ist auferstanden.

Wir machen aus diesem allen, was wir bis jetzt gehört haben, mit Rahnis<sup>1)</sup> den Schluß: „Alle Wendungen, welche die Kritik genommen hat, der Auferstehung Christi zu entgehen, haben sich rein wissenschaftlich als unmöglich erwiesen. Scheintod, Sage und Gesicht sind verbrauchte Erfindungen der Kritik.“ Das Zeugniß der Jünger für die Auferstehung ihres HErrn und Meisters bleibt fest stehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Actenstücke des Herrn von Schwarz.

Der Leipziger Missionsdirector Herr von Schwarz hat die verheißenen „Actenstücke“ nunmehr erscheinen lassen und unter diesen auch diejenigen, welche sich auf das Ausscheiden der Missionare Näther und Wohn aus der Leipziger Mission beziehen.

Ein seines Glaubens bewußter und bekenntnistreuer Lutheraner braucht nur diese, doch von gegnerischer Seite redigirten, Actenstücke zu lesen, um alsbald von Herzen Näther und Wohn zuzufallen. Denn er sieht aus diesen Acten auf das Klarste, daß die beiden Missionare ihres Amtes entsezt sind, „weil — sie verlangt hatten, daß man sich in der Leipziger Mission zur wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift bekennen und alle Gegenlehre verwerfen solle; und weil sie verlangt hatten, daß in der Leipziger Mission das Regiment gestellt werde nicht auf papistische Grundsätze von Herren und Untergebenen, sondern auf die recht christlichen Grundsätze von lauter Brüdern in Christo und brüderlicher Unterredung in gottgewollter Liebe und Ordnung“.

---

1) Die Auferstehung Christi als geschichtliche Thatsache, S. 26.

So haben wir die Sache früher schon, nach privater Kenntnißnahme der Acten, dargestellt. Und so erscheint die Sache auch jetzt.

Herr Director von Schwarz, indem er auf unsere Darstellung zu sprechen kommt, hat an derselben das auszusetzen, daß wir dabei „die voreilige und hartnäckig festgehaltene Aufhebung der Abendmahlsgemeinschaft seitens der Missionare, welche doch für den Verlauf der Angelegenheit entscheidend war, ‚verschwiegen‘ haben“.

Es ist wahr, wir haben das nicht erwähnt. Aber daß Rätber und Mohn mit den Leipziger Missionsangehörigen nicht communiciren konnten, so lange ihre völlig gerechtfertigten und nöthigen Forderungen nicht erfüllt waren, verstand und versteht sich für uns und für jeden wahren Lutheraner ganz von selbst. Abendmahlsgemeinschaft muß Glaubens- und Bekenntnissgemeinschaft voraussetzen. Fehlt diese, ja ist diese ausdrücklich in Frage gestellt, so ist Abendmahlsgemeinschaft von Gott verbotener leerer Schein und thatsächliche Verleugnung und Entkräftung des mündlichen Bekenntnisses und Bekenntnißverlangens. Es kam uns gar nicht in den Sinn, besonders zu bemerken, daß Rätber und Mohn damals und unter den gegebenen Umständen mit den Leipzigern auch nicht haben communiciren wollen. Den einer ernsten, festen und nachhaltigen Bekenntnißstellung nicht gewohnten Leipzigern freilich muß gerade dieser uns so selbstverständliche Ernst, mit dem die beiden Missionare ihre Forderungen gestellt haben, höchst seltsam und als das eigentlich Entscheidende vorgekommen sein; und Herr Director von Schwarz wirft uns daher ein wenig naiv vor, daß wir eben dies Entscheidende verschwiegen haben.

Wir wollen uns den Punkt nicht verrücken lassen. In Rätbers und Mohns Sache handelt es sich nicht um ihre Suspendirung der Abendmahlsgemeinschaft; es handelt sich auch nicht um Dieses oder Jenes, auf das Herr Director von Schwarz in seinen Fußnoten und sonst mit Fingern zeigt und das etwa anders und besser hätte geredet und gethan werden können. Es handelt sich lediglich um jene beiden Forderungen.

Und wie hat man bezüglich dieser unsere Missionare beschieden?

Abschläglich. — Und da sie auf ihren Forderungen beharrten, hat man sie gehen heißen.

Und das ist ganz natürlich. Das wundert uns nicht im Geringsten.

Die Leipziger Mission nennt sich eine Mission der evangelisch-lutherischen Kirche und sagt, daß sie sich auf Gottes Wort und das Bekenntniß dieser Kirche gründe. Und es ist wahr, daß sie sich, was ihre zur Vertretung auf der jährlichen Generalversammlung berechtigten Hauptvereine anlangt, thunlichst auf die lutherisch sich nennenden Kirchen nicht nur, sondern wiederum in diesen auf die „positiv christlichen“ Kreise beschränkt. Aber innerhalb dieser Grenzen ist die Leipziger Mission dennoch eine durchaus synkretistische, glaubensmengerische Gesellschaft. Das zu beweisen genügt Ein Bröblein aus dem bunten Gewebe ihrer Zusammensetzung: Herr Pro-

fessor Dr. Luthardt, den jeder Theologe kennt, ist Glied des Missionscollegiums und Vicepräsident desselben. Ein bestimmtes, deutliches und von Gotteswegen Alleinberechtigung forderndes Bekenntniß zu irgend einer der vielen unter diesen Synkretisten fraglichen Lehren würde also schlechterdings unmöglich sein, — vor Allem aber das zur wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift; denn die wörtliche Eingebung der heiligen Schrift glaubt schier keiner der Herren, welche in der Leipziger Mission etwas zu sagen haben, sondern hält sie für eine unhaltbare Theorie der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts.

Nun forderten Näther und Mohn erstlich, daß man in der Leipziger Mission glauben und lehren und bekennen solle, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes eigenes Wort sei; und daß diese Lehre allein gelten solle; und daß alle Gegenlehre verworfen werde.

Hätte Herr Director von Schwarz — was ihm keinen Augenblick in den Sinn kam — dem zugestimmt und versprochen, das ins Werk setzen zu wollen, so hätte man ihn ohne Zweifel mit Näther und Mohn fortgejagt.

Wiederum: hätte Herr Director von Schwarz von Herzen geglaubt, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes Wort sei — und das glauben doch nicht nur die Missionarier, sondern Gott Lob! auch sonst noch viel einfältige Christenfeelen —, so hätte er Alles für Dreck geachtet, was ihn am freien Bekenntniß dieses seines Glaubens gehindert hätte. 1 Cor. 4, 13.

Herr Director von Schwarz wies die Missionare mit ihrer Forderung zurück.

Er that das in ausdrücklichem Einverständniß mit dem Missionscollegium.

Und wie begründete er diese Zurückweisung?

Er zieh unsere Missionare nicht etwa falscher Lehre. Synkretisten zeihen überhaupt nicht leicht falscher Lehre. Es wäre das ja Lehr-Entschiedenheit und also eine Verletzung ihres Lebensprincipes, welches, wie Luther sich ausdrückt, im Mum-mum-sagen besteht. Und in diesem Falle sonderlich würden doch auch manche einfältige Christen in Hörer- und Lehrerschaft, in Indien und in der Heimath, dadurch verletzt und zurückgestoßen worden sein.

Also er nannte die Lehre der Missionare nicht falsch. Er gestand ihnen das gute Recht zu, sie zu haben. Er schrieb, Niemand hindere sie daran, dieselbe zu vertreten. Aber — sie sollten diese Lehre haben und vertreten nur als Meinung; und wenn jemand der Brüder etwa anderer Ansicht wäre, so sollten sie deshalb die Einmüthigkeit in der Lehre nicht vermissen.

Und wie erklärt sich ein solches Ansinnen?

Ganz einfach. Der Herr Director erklärt es selber.

Er, sammt dem Missionscollegium, will nicht glauben, lehren und bekennen, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes eigenes Wort ist. Er hält, und will die Christenheit dafür halten machen, daß weder Schrift noch Be-

kenntniß also lehre. Er will haben, daß jedermann zufrieden sei, wenn man sich zu den Schriften der Apostel und Propheten als zu „inspirirten“ und „dem lauterem Brunnen Israels, welche allein die einige, wahrhaftige Richtschnur sind, nach der alle Lehrer und Lehre zu urtheilen und zu richten ist“, bekenne.

Diese letztgenannten Ausdrücke sind zwar der Schrift und dem Bekenntniß entnommen und an ihnen selbst vortrefflich; aber sie sind, in der Anwendung, die sie hier finden sollen, nur dann am Platze, wenn zuvor feststeht, daß „inspirirt“ die Meinung hat, daß Gott selbst jedes Wort geredet hat, und daß die Schrift deshalb und so „der lautere Brunn Israels“ zc. sei. Steht das nicht zuvor fest, so mißbraucht man diese Ausdrücke, um falsche Lehre hinter ihnen zu verstecken.

Und so mißbraucht sie Herr Director von Schwarz, denn er will nicht zugeben, daß in Schrift und Bekenntniß gelehrt sei, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes Wort ist, und will nicht haben, daß das feststehen und gelten, allein gelten solle.

So erklärt es sich, daß er zwar nichts dagegen hat, wenn jemand das predigt und lehrt, daß er sich aber dagegen erhebt, wenn jemand für diese Lehre, als für eine göttliche, Alleinberechtigung fordert.

Bis hierher wäre Herr Director von Schwarz nur ein gewöhnlicher Synkretist der neueren Schule, wie deren die arme Kirche jetzt voll ist.

Aber wenn er nun Räther und Mohn öffentlich vorwirft, daß sie mit ihrer Lehre das doch von ihnen und der ganzen rechtgläubigen Kirche stets laut anerkannte Geheimniß des „Wie?“ der göttlichen Eingebung heiliger Schrift erklären und diese ihre Erklärung für Andere verbindlich machen wollen; wenn er gar ebenso öffentlich sagt, daß die beiden Missionare wollen, daß ins Künftige die Leipziger Missionare nicht allein auf Schrift und Bekenntniß, sondern auch noch auf die Sätze des Rätherschen Vortrages, in welchem dieser die Inspirationslehre vorgetragen, verpflichtet werden: so ist das entweder eine unehrliche Kampfweise, oder im besten Falle eine maßlose geistliche Befangenheit. —

Was die zweite Forderung der Missionare anlangt, so ist es Herrn Director von Schwarz ganz unverständlich, wie man in der Kirche Christi von einem Gehorsam in äußerlichen Dingen reden kann, der nicht um des Gebotes willen, sondern in und aus freier Liebe geleistet wird. Er meint, solch Princip müsse durchaus zu einem schädlichen Independentismus führen, bei welchem die Leipziger Mission nicht geleitet werden könne. — Nun, unser ziemlich großer Synodalhaushalt, gegen welchen der der Leipziger Mission sehr gering ist, ist in recht guter Ordnung durch Gottes Gnade, trotzdem, oder besser, weil hier kein Mensch um des Gebotes willen gehorcht, sondern nur um der Liebe und der christlichen Ordnung willen, wie Christus das haben will. — Uebrigens macht Herr Director von Schwarz hier weniger Umstände. Denn daß in der Mission einfach Ordre parirt werden

müsse, darüber ist in den landeskirchlichen Kreisen der Leipziger Mission kein Dissens; und die Breslauer stimmen auch zu.

Das ist's, was wir über die Actenstücke zu sagen haben, die Sache anlangend.

Ueber die Form, die Art und Weise, in welcher die Verhandlungen mit den Missionaren geführt sind, haben wir uns früher schon geäußert. Wir sagten diesbezüglich: „Freilich die Acten und die diesen zu Grunde liegenden Verhandlungen mit Nätter und Mohn sind von Seiten der Gegner und besonders des Leipziger Missionsdirectors Karl von Schwarz mit großer Gewandtheit geführt worden. Man ist nie auf die Sache selbst christlich, ordentlich, genau eingegangen. Durch rein formelle, äußerliche Führung des Handels mußte man den Schein zu erwecken, daß Nätter und Mohn etwas Neues, Besonderes über Schrift und Bekenntniß hinausliegendes wollten, und daß sie selbst eigentlich sich trennten von der brüderlichen Gemeinschaft, da man ihnen das Neue, Besondere nicht gewährte, und daß sie deshalb entlassen werden mußten.“

Und nun lese man das Protokoll über die Verhandlungen zu Tranquebar, S. 92 beginnend, und sage, ob wir nicht recht geurtheilt haben.

Wir fügen noch hinzu, daß Herr Director von Schwarz mit den Missionaren in zwar höflicher, aber doch im übelsten Sinne bureaucratischer Weise verhandelte, und sind gewiß, daß jeder aufmerksame Leser uns zustimmen wird. Die Fußnote S. 92 genügt nicht, unsern Vorwurf zu entkräften, sondern zeigt nur, daß Herr Director von Schwarz selbst sich dessen einigermaßen bewußt war.

Was endlich das Circular des Missionsdirectors an die Missionare der Leipziger Mission (S. 130 ff.) anlangt, so öffnet dasselbe der Kritik ein weites Feld. Wir bemerken aber nur, daß uns unerfindlich ist, wie einigermaßen erkenntnißreiche Christen sich das bieten und sich durch so lose Lünche den wahren Sachverhalt verdecken lassen können.

Cleveland, D., im März 1895.

C. W. Born.

---

## Ueber Luthers Vermögensverhältnisse.

Die folgende Darstellung ist veranlaßt durch eine hieher gerichtete Anfrage über Luthers Gehalt als Professor und seine Vermögensverhältnisse überhaupt. Weil nun die Antwort auf diese Frage ein köstliches Zeugniß gibt von der Uneigennützigkeit und dem Gottvertrauen Luthers, so haben wir dieselbe auch hier mittheilen wollen.

Im Jahre 1502 war Luther Baccalaureus und 1505 Magister der Philosophie geworden. Am 17. Juli 1505 trat er in das Augustinerkloster zu Erfurt ein. Im November 1508 begann er seine Laufbahn als

academischer Lehrer in Wittenberg mit philosophischen Vorlesungen, ohne irgend einen Gehalt oder Entgelt, weil er gleich den andern Mönchen seinen Unterhalt vom Kloster hatte. Von der Universität zu Wittenberg hatte er keinen Beruf als Professor der Philosophie (wie man ziemlich allgemein annimmt), sondern er wurde durch den Beschluß der Versammlung des Capitels seines Ordens zu München, am 18. October 1508, von einem Convent zu einem andern versetzt, und seine Uebersiedelung von Erfurt nach Wittenberg wurde mit solcher Eile ins Werk gesetzt, daß er nicht einmal Zeit fand, von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Sechs andre Augustinermönche wurden mit ihm zugleich dahin gesandt. Er erhielt die Weisung, dort „seine Studien fortzusetzen“, das heißt, durch Unterrichten Anderer sich alle die Grade zu erwerben, welche zu jener Zeit erforderlich waren, um zu den höchsten academischen Würden zu gelangen (Kolbe, Martin Luther, Bd. I, S. 72).

Am 9. März 1509 wurde er zum Baccalaureus der Theologie promovirt, aber das Decanatsbuch sagt darüber aus, er habe der Facultät „nicht genug gethan“, das heißt, er habe die schuldigen Gebühren nicht entrichtet. Dazu hat Luther zu späterer Zeit selbst diese Bemerkung hinzugefügt: „weil er nichts gehabt hat“ (Köstlin, Martin Luther, Bd. I, S. 96).

Im Herbst 1509 mußte Luther auf Befehl seiner Oberen wieder nach Erfurt zurückkehren und erlangte daselbst den Grad eines Sententiarus, wie wir annehmen müssen, denn ohne denselben erlangt zu haben, konnte er nicht zu höheren Würden fortschreiten.

Dann folgte seine Reise nach Rom. Im Frühjahr 1512 kehrte er nach Wittenberg zurück. Am 4. October 1512 wurde er Licentiat der Theologie und kurz darauf, den 18. und 19. October, Doctor der Theologie. Die Kosten der Doctorpromotion, im Betrage von fünfzig rheinischen Gulden, wurden vom Kurfürsten bezahlt (Köstlin, Bd. I, S. 108).

Wir wissen erst nach dieser Zeit von theologischen Vorlesungen, die Luther gehalten hat. Aber von den Studenten nahm er kein Honorar, und von der Universität bekam er keinen Gehalt (Köstlin, Bd. II, S. 170).

Im Jahre 1515 wurde er ins Predigtamt an der Pfarrkirche berufen, erhielt aber nie einen Gehalt, weder von der Stadt noch von der Gemeinde (Kolbe, Bd. I, S. 94. Köstlin, Bd. I, S. 122 f., Bd. II, S. 170).

Einmal, im Jahre 1517, lud er Spalatin zum Essen ein, bat ihn aber, er möchte nicht unterlassen, Wein mitzubringen, da er ja wüßte, daß er vom Schloß in das Kloster ginge, nicht vom Kloster zum Schloß (De Wette, Luthers Briefe, Bd. I, S. 63).

Viele Jahre hindurch waren die Einkünfte des Klosters die einzige Quelle zur Bestreitung seines Unterhalts, aber diese begann nach und nach

immer mehr zu versteigen. In einem Briefe an Spalatin vom 27. Mai 1523 sagt er (De Wette, Bd. II, S. 334): „Der Bettelsack hat ein Loch, das ist groß, doch will er leider nicht gar zerrissen sein.“ Schon damals kam es einmal so weit, daß er davon sprach, gar noch aus Noth Wittenberg verlassen zu müssen (Köstlin I, 598). Die Klagen Luthers über Nichtbezahlung der Zinse und in Folge dessen große Bedrängniß, ziehen sich durch mehr als zwei Jahre, 1522—1524 (De Wette II, 424. 431. 582). Schon im Jahre 1522 hatten viele Mönche das Kloster verlassen; aber selbst zu der Zeit, da er im Jahre 1524 mit seinem Prior Eberhard Brißger allein im Kloster war, fehlte es ihnen an den nöthigsten Dingen (Köstlin I, 761).

Im Hause hatte Luther schon seit 1523 das Mönchsgewand abgelegt, öffentlich that er dies am 9. October 1524. (Köstlin I, 597 f.) Das Kloster übergab Luther dem Kurfürsten als „dem jüngsten Erben“ am 24. December 1524 (De Wette II, 582), blieb aber darin wohnen, auch nach seiner Berehelichung.

Die Heirath fand statt am 13. Juni 1525. Zum Beginn der Haushaltung empfing Luther von Herzog Johann ein Geschenk von 100 Gulden und vom Magistrat zu Wittenberg zwanzig Gulden. Eigenthümlich ist, daß auch der Erzbischof von Mainz durch D. Rühel zwanzig Gulden an Luthers Frau als Geschenk sandte, welche diese sehr wider Luthers Willen annahm (Köstlin I, 772, Kolbe II, 205, De Wette III, 103 f.). Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gabe des Herzogs Johann (wie etliche meinen) eine jährlich wiederholte war, denn wir hören, daß die öconomischen Verlegenheiten noch eine beträchtliche Zeit nach der Heirath fort dauerten. Um Weihnachten 1526 schrieb er an Wenceslaus Lint, er möchte ihm etliche Werkzeuge und Geräthschaften zusenden, die zur Drechslerarbeit gebraucht werden. Denn er und sein Diener Wolf Sieberger hätten die Drechslerkunst angefangen, „damit wir“, sagt er, „wenn die Welt uns um des Wortes willen durchaus nicht unsern Unterhalt geben will, lernen, mit Handarbeit unser Brod zu erwerben, und Unwürdigen und Un dankbaren dienen nach dem Exempel unseres Vaters im Himmel“ (Luthers Werke, St. Louiser Ausg., Bd. XIX, 1787).

Am 1. Februar 1527 ist Luther genöthigt, dem Brißger ein Darlehen von acht Gulden abzuschlagen, und theilt diesem mit, daß er fast mehr als 100 Gulden schuldig sei und drei silberne Becher für 50 Gulden verpfändet habe (De Wette III, 157).

Am 5. Juli 1527 schreibt er an Lint (De Wette III, 186): „An Geld sind wir sehr arm, aber ich nehme mir doch ein kleines Recht gegen die Buchdrucker heraus, nämlich daß ich, da ich von ihnen für meine mancherlei Arbeiten nichts empfangen, bisweilen, wenn es mir beliebt, ein [Frei-]Exemplar herausnehme.“

Nach dieser Zeit finden wir keine Klagen mehr über Armuth und bedrängte Verhältnisse und mögen daher schließen, daß etwa damals das

regelmäßige Einkommen von 200 Gulden angefangen habe, dessen er in seinen Tischreden wiederholt Erwähnung thut. Um 1531 oder 1532 sagt er (Tischreden, St. Louiser Ausg., Bd. XXII, 1902, No. 770): „Die Freigebigkeit des älteren Fürsten Johannes war wunderbar, was zum Exempel hieraus erkannt werden kann: Da er mir jährlich 200 Gulden ausgesetzt hatte, sagte er, er schenke diese frei, nicht veranlaßt oder aus Rücksicht auf irgend eine Arbeit. Darnach, was ich thue mit Lesen, Schreiben, Predigen, das thue ich umsonst, denn ich bin niemand verbunden, denn dem Fürsten.“ (Ebendasselbst Col. 1938, No. 1203): „Gott ist der Armen Vormund und Procurator. Das erfahre ich sicherlich, da ich viel mehr verzehre, als ich an Gehalt habe, und ich habe bis jetzt nichts geschrieben, oder gelesen, oder gepredigt, das ich nicht umsonst gethan hätte. Denn die 200 Gulden, die ich von dem Fürsten habe, habe ich und nehme ich an von seiner Gnade. Der hat genug, der Christum hat, darum habe ich nichts für Geld thun wollen, wiewohl ich reich hätte mögen werden; ich wollte Geld geschindet haben zc.“

Von 1536 an wurde die Summe, welche der Kurfürst jährlich an Luther gab, auf 300 Gulden erhöht. Außerdem hatte Luther aus den Zinsen eines Legats vom Kurfürsten 50 Gulden und eine jährliche Ehrengabe von 50 Gulden vom Könige von Dänemark (Kolde II, 519). Im Jahre 1542 schätzte Luther sich selbst ab für die Türkensteuer, und wir sehen aus seiner eigenen Schätzung, daß er in gutem Wohlstande war.

§.

---

(Eingesandt.)

## Die Milde Roms.

(Fortsetzung.)

„9. Der Bischof jedoch und der Inquisitor können sich gegenseitig ihre Stellvertretung übertragen oder ihren Rath und ihre Zustimmung brieflich kundthun, wie in genannter Clem. gesagt ist. Doch ist dabei zu beachten, daß diese Beauftragung oder diese Zustimmung vor oder innerhalb der acht Tage nach der Aufforderung geschehen muß, denn nach Verlauf dieser Frist ist dieselbe nicht mehr nöthig, weil der, welcher aufgefordert hat, nun ohne den andern vorgehen kann. (Citate.)

„10. Wenn aber der Inquisitor ohne den Bischof oder dessen Stellvertreter oder auch seinen oder — bei Vacanz des Stuhles — des Domcapitels Beauftragten in einem Kezereiverbrechen zur Folterung schritte oder zu einem Schlußurtheil wider die, wider welche er den Prozeß führt, oder umgekehrt, wenn der Bischof oder dessen oder des Domcapitels Beauftragter ohne den Inquisitor oder dessen Zustimmung zur Folterung oder zum Schlußurtheil schritte, so wäre alles an sich null und nichtig, wie der Text



jener Clementine sagt; und beachte hierbei, daß nach dem Hrn. Card. Zabar. auch ein Zwischenurtheil, das von dem einen ohne den andern auf schweren Kerker, das heißt, zur Strafe und nicht zur Untersuchungshaft, oder auf Folterung erlassen ist, an sich ungültig ist . . . und kann man in diesem Falle hiergegen appelliren. (Citate.)

„11. Die Folterung soll gemäßigt sein und soll der Richter auf die Indicien und auf die Beschaffenheit der Person sehen, ob sie kräftig im Aushalten sei oder nicht; und er soll so foltern, daß er den Gefolterten heil erhalte für die Unschuld oder für die Todesstrafe, auf daß er, wenn er schuldig befunden wird, die gebührende Todesstrafe erleiden kann; wenn er aber unschuldig ist, keinen Leibesbeschaden davontrage.

„12. Ja, der Richter sei nicht gleich mit der Folter bei der Hand; denn, wie Gandinus in seinem Tractat über die Hergen in dem Capitel von den Folterungen und Peinigungen sagt, soll der Richter, der einen zu foltern beabsichtigt, im Anfange vor allem auf Recht und Menschlichkeit Rücksicht nehmen und bedenken, daß er nicht gleich und auf einmal zur Folter übergehe, wenn er auf einem leichteren Wege die Wahrheit über das vorgeworfene Verbrechen erhalten kann, wie sehr auch Indicien oder wahrscheinliche Gründe vorliegen mögen. (Folgen Citate.) Es bestätigt dies der Herr Paris de Puteo in seinem Tractat ‚Vom Syndicat‘ in dem Capitel, das beginnt mit den Worten: Der Official spannte auf die Folter zc.

„13. Der Richter muß auch in Betracht ziehen, von wem er durch die Folter die Wahrheit eher zu erhalten hoffen kann, und mit diesem beginnen; z. B. von einem, der mehr verdächtig oder mehr schwach ist, und von dem Sohne eher, als von dem Vater, auch vor den Augen des eigenen Vaters, und von Frauen, die schwächer sind. (Folgen Citate.) Und die größere oder geringere Stärke der Folter ist willkürlich. (Citate.)

„Und Bart. in seinem Tractat von den Folterungen sagt, daß, wenn der Gefolterte in den Peinigungen spräche: Wenn ich zehn Jahre lang stände, so kann ich nichts sagen, so darf man ihn darum nicht loslassen, sondern man fahre mit Foltern fort, mit mäßig zunehmender Stärke, soweit es seine Körperbeschaffenheit verträgt. Und bekennt er nicht, so soll er im Kerker festgehalten werden. (Citate.)

„14. Bei geheimen Verbrechen aber und bei solchen, die im Verborgenen geschehen, soll der Richter mit der Folter schneller bei der Hand sein (Folgen Citate); denn bei denen, die gewöhnlich im Geheimen geschehen, geht man nur auf Grund von Voraussetzungen und Muthmaßungen vor. (Citate.)

„15. Wenn die Folter stattfinden soll, so müssen zwei Bedingungen vorhanden sein: 1. daß man die Wahrheit anders nicht erhalten kann; denn sie wird angewandt, um die Wahrheit zu suchen (Citate); 2. müssen einige Anzeichen oder Vermuthungen oder halbe Beweise da sein; denn ohne irgend welche Anzeichen ist die Folter nicht anzuwenden. (Citate.) Und darum

sei vorsichtig, daß du in den Acten es ersichtlich machen lässest, wie daß du die Wahrheit nicht anders habest finden können und darum erklärt habest, es müsse zur Folter geschritten werden.

„16. Dafür aber, wann die Anzeichen zur Anwendung der Folter hinreichend sind, können keine bestimmte Anhaltspunkte gegeben werden, sondern es wird dies dem Gutdünken des Richters überlassen, der je nach der Beschaffenheit der Person, des Vergehens und des Verdachtes urtheilen soll, das Anzeichen sei zur Folterung hinreichend und geeignet, oder nicht. So spricht zc.

„Und weil die Beinigungen die Stelle der Zeugen vertreten, so kann von ihnen gesagt werden, was dem Richter von den Zeugen gesagt ist: Du kannst am besten wissen, inwieweit man vertrauen soll. Pandekten ‚Von den Zeugen‘ (und andere Zeugnisse).

„Ob aber ein einziges Anzeichen genügt, oder ob mehrere erforderlich sind? so sprich, daß dies in der Brust des Richters verborgen liegt, und ein guter Richter sorgfältig sein muß, die Anzeichen zu prüfen. Und über all dies findest du Auskunft oben in dem Artikel ‚Anzeichen‘, § 7.

„17. In Bezug auf die Anzeichen, die hinreichend zum Foltern sind, findest du oben mehr in dem Artikel ‚Anzeichen‘, § 8—11.“

Zur Vervollständigung wollen wir die betreffenden §§ hier bringen. Sie lauten:

„§ 8. Ein Anzeichen für die Folterung ist ein Gerücht mit Fluchtversuch. Ebenso Fluchtversuch allein.

„§ 9. Zwei leichte Anzeichen machen ein zur Folterung hinreichendes aus.

„§ 10. Auch Anzeichen, die unbedeutender sind, als ein halber Beweis, sind zur Folterung hinreichend.

„§ 11. Ein Anzeichen, das aus Erfahrungen und Voraussetzungen von Umständen genommen ist, die bei solchen Uebelthätern gewöhnlich vorkommen, ist (zur Folterung) gültig.

„18. Außerdem ist nach dem Panormitanus ein einziger Zeuge ein hinreichendes Anzeichen zur Folterung nach allen (geistlichen Rechtslehrern).

„19. Wenn das Gerücht wider einen wegen eines Verbrechens heftig ist, so genügt es zur Folterung, und die Verächtlichkeit wirkt, daß einer gefoltert wird. (Citate.)

„20. Fluchtversuch mit einem andern Anzeichen, z. B. das öffentliche Verschrieen sein des Fliehenden, macht, daß der Fliehende gefoltert werden kann. (Citate.)

„21. Ein außergerichtlich gemachtes Geständniß macht ein Anzeichen aus, das gültig ist, den Geständigen der Folter zu unterwerfen. (Citate.)

„22. Wenn mit dem einfachen Gerüchte ein einziges anderes Anzeichen verbunden ist, dann kann der Angeschuldigte auf die Folter gelegt werden. (Citate.)

„23. Die Verdächtigen sind zu foltern, wie es heißt bei 2c.  
„Wie groß aber der Verdacht oder die Muthmaßung sein muß, um die Folter anzuwenden, soll der Richter aus seinem guten und rechten Gutdünken erwägen. (Citate.)

„24. Wenn A. gestand, er habe dem B. hundert versprochen, wenn er ihn nicht wegen Vatemordes anklage, so könnte er auf Grund eines solchen Geständnisses auf die Folter gelegt werden.

„Wenn ein solcher mit einem bösen Leumunde behaftet ist, so kann er gefoltert werden, weil ein heftiger böser Leumund auch ohne irgendein anderes Anzeichen zur Folterung genügt. (Citate.)

„25. Es ist auch ein Anzeichen zur Folterung, wenn der angezeigte Verklagte in dem Verhör vor dem Richter stotternd und zitternd spricht und sich in Widersprüche verwickelt (folgen Citate). Und der Richter soll dies in die Acten schreiben lassen, daß er dies und jenes zitternd und stammelnd gesagt habe u. dgl., und daß er dies auf verschiedene Weise gesagt habe 2c. (Citate.)

„26. Jemand drohte einem andern, ihn zu schlagen; endlich wird dieser erschlagen, und man weiß nicht, von wem, so muß angenommen werden, daß es der gewesen ist, der die Drohung ausgestoßen hat, weil man von dem Vergangenen auf das Gegenwärtige muthmaßt. Doch genügt diese Muthmaßung nicht zur Verdammung, weil bei Todesurtheilen die Beweise klar wie der Tag sein müssen. (Citate.)

„Es sagt jedoch Spec. im Titel 2c., daß eine solche Muthmaßung genügt, den Betreffenden der Folterung zu unterwerfen. Dies beachte wohl und sieh daselbst bei Specu. das Weitere nach. Dasselbe sagt 2c.; und besonders dann, wenn der Droher in schlechten Verhältnissen gewesen wäre und gewohnt ist, seine Drohungen auszuführen.

„27. Darum soll ein discreter Richter sich hierin wohl vorsehen je nach Ort, Zeit und Person.

„28. Denn bei Todesverbrechen gibt das Auge des Richters das Gutdünken zur Folter ab; darum muß der Richter sehr klug bei dergleichen und ein scharfsinniger Untersucher zur Untersuchung der Wahrheit und zur Auffindung der Hexerei sein, dadurch, daß er auch über ganz entfernte Umstände fragt, und sich stellt, als wolle er etwas thun, was er doch nicht will, auf daß er sehe, was der Angeschuldigte, der verhört wird, thut und wie er sich verhalte. (Citate.)“

Wie leicht konnte dadurch der Unschuldige verleitet werden, selbst etwas Unwahres zu gestehen, bloß in der Hoffnung, dadurch frei zu kommen, wie es ihm der römische „Verkündiger der Wahrheit“ versprochen hatte! Wie

viele mögen auf diesen „lügnerischen Vorbehalt“ hin hingemordet worden sein!

„29. Merke wohl, daß, wenn der Angeschuldigte einen andern der Theilnahme beschuldigt, dies ein hinreichendes Anzeichen ist, diesen zu foltern, in Fällen, in denen jemand um Theilnehmer befragt werden kann. (Folgen Citate.) Es können aber bei einem Verbrechen der Ketzerei die Theilnehmer am Verbrechen befragt werden. (Citate.) Sie können auch bei einem Majestäts-Verbrechen [z. B. gegen den Pabst] befragt werden.

„30. In drei Fällen kann einer auch ohne irgend welche Indicien gefoltert werden, wie bemerkt ist in der Glosse 2 zu dem Cap. „Folter“ (Quaestionem), 12, qu. 2.

„31. Ein Geistlicher kann gefoltert werden (natürlich ein ketzischer!), daher hält Panormitanus dafür, daß, gleichwie wider einen Laien ein einziger Zeuge zur Folterung genügt (Citate), also auch wider einen Geistlichen.

„32. Beachte dazu noch, daß ein Beamter, ein Gelehrter, ein Ritter u. dgl., die bei andern Verbrechen eine Ausnahme bilden, bei einem Majestätsverbrechen gefoltert werden können (folgen Citaten), und sie können auch bei einem Ketzereiverbrechen gefoltert werden. (Citate.)

„33. Ein Knabe unter 14 Jahren darf nicht gefoltert werden, auch wenn die Wahrheit von ihm durch Schläge nicht zu erlangen ist.

„34. Ein Greis über 70 Jahre soll nicht gefoltert werden (folgen Citate); doch gilt dies nicht bei einem Majestätsverbrechen (Citate), und weil ein Ketzereiverbrechen ebenso groß, ja noch größer ist als ein Majestätsverbrechen (Citate), so gilt diese Regel auch bei einem Ketzereiverbrechen nicht. (Citate.)

„35. Eine schwangere Frau darf nicht gefoltert werden. (Folgen Citate.) Wenn du daher eine Frau hast, die du der Folter unterwerfen wolltest, und sie spräche, sie sei schwanger, aber man sähe kein Zeichen der Schwangerschaft an ihr, so lasse sie von einigen Frauen, die in dergleichen erfahren, sowie anständig und gut beleumundet sind, denen man mit Recht glauben soll, sorgfältig untersuchen. Nach der Untersuchung lasse die Frauen vor dir in Gegenwart von Zeugen und des Notars unter Eid berichten, was sie denken, und lasse diesen Bericht durch den Notar in die Acten schreiben; und wenn sie an ihr Zeichen der Schwangerschaft gesehen haben oder zweifelhaft sind, ob sie schwanger sei, so lasse sie nicht foltern; sprechen sie aber, sie sei nicht schwanger, dann erlasse im Zwischenurtheil den Befehl, sie zu foltern, welchen Befehl du folgendermaßen abfassen kannst:

„Da die Frau N. N. der Ketzerei heftig verdächtig ist und wider sie Anzeichen vorliegen, die hinreichend sind zur Folterung, und obwohl sie gesagt hat, sie sei schwanger, in Ansehung jedoch, daß sie nach unserm Auftrage durch die kundigen zc. Frauen N. N. und N. N. sorgfältig untersucht wurde, und die genannten Frauen uns unter Eid berichtet haben, sie sei nicht schwanger und sie hätten auch

keine Zeichen der Schwangerschaft an ihr gesehen; und ferner in Unbetracht, daß man die Wahrheit nicht anders erhalten kann: darum sprechen wir im Zwischenurtheil aus und erklären, daß sie den Foltern und den Peinigungen zu unterwerfen sei 2c., und so kannst du sie ruhig martern lassen.

„36. Ob die einmal geschehene Folterung wiederholt werden kann in der nämlichen Sache? Hier ist nach dem Pan. 2c. zu sprechen: Entweder es kommen neue Indicien hinzu, wenn sie z. B. inzwischen einmal auf einer Lüge betroffen wurde, oder es finden sich andere Indicien von anderswoher, dann kann sie wiederholt werden; oder aber es kommen keine neuen Indicien hinzu, dann darf sie nicht wiederholt werden. (Citate.)

„Das Vorstehende verstehe jedoch nach Ang. 2c., nämlich wenn einer nach den Indicien genügend gefoltert worden ist; wurde er aber nicht hinreichend gefoltert, dann kann die Folter sehr wohl wiederholt werden.

„37. Unter neuen Anzeichen versteht man aber solche, die von den vorhergehenden in der Art und im Wesen verschieden sind; z. B. die ersten Indicien betrafen den bösen Leumund, später kamen andere hinzu, nämlich daß einer gesehen hat, wie er geschlagen habe 2c.

„Wenn aber einer wiederum in Betreff des bösen Leumundes aussagen würde, so wäre dies kein neues Anzeichen, sondern eine Bestätigung des ersten Anzeichens, und die Folter kann um deswillen nicht wiederholt werden.

„38. Doch merke wohl, daß das, was von der Wiederholung der Folter gesagt ist, ganz im Gutdünken stehen soll, und dies auch allgemein beobachtet wird; denn wenn der Verdächtige das erste Mal nicht genügend gefoltert worden ist, in Ansehung der kräftigen Körperbeschaffenheit des Gefolterten und der Erträglichkeit der Foltern, oder seiner Schwächlichkeit, der Heftigkeit der Indicien und der Größe des Vergehens, oder auch der Lage der Folter, wenn die Tratten <sup>1)</sup> von einem sehr hohen oder tiefen Orte aus gegeben wurden, oder wenn er zu wenig ausgedehnt wurde, dann wird die Folterung wiederholt, wie wenn die erste nicht vollständig gewesen wäre, oder weil der Richter gesagt hat: Nicht mehr für heute. Denn wenn es den Anschein hat, daß der Gefolterte sich wenig aus den Einschnürungen macht und nichts gesteht, so muß man zuerst mit einer leichten Folterung beginnen, sodann ablassen, und der Richter muß die Erklärung abgeben, daß er aus gewissen rechten Ursachen beabsichtige, die Folterung zu unterbrechen und sie zu wiederholen, wann und wie oft es nöthig sein sollte, um die Wahrheit herauszubekommen, und dann kann er ihn 8—10 Tage ruhen lassen, worauf er die Folterung wiederholt. (Citate.)

1) Zu dem Worte Tratte gibt der Ordensgenosse Pater Franz Begna, der dies Buch mit Anmerkungen versehen hat, folgende Erklärung: „Tratte ist der gewöhnliche Ausdruck für jene Marter, wobei der, welcher gefoltert wird, in heftigen Zerrüttungen auf und niedergeschlagen wird.“

„39. Und beachte überdies, wenn der Richter den Angeschuldigten zwei- oder dreimal gefoltert hat und er hat nichts gestanden, so soll er die Indicien für gereinigt halten, sonst hätte es den Anschein, als halte er ihn für überführt auf bloße Indicien hin, wenn er ihn nicht eher losließe, als bis er gestehen würde. Und darum sagt Bart. 2c., daß die Richter, die so handeln, übel thun, da sie in der Folterung mäßig vorgehen sollten, wie es in den Pandekten unter demselben Titel, *Buch de minore*, § ‚Reinigungen‘ heißt, und sie darum unmäßig vorgingen, wenn sie die Folterung mehr als dreimal zu verschiedenen Zeiten wiederholten, da dies ein Präjudiz sei. (Folgen Citate.)

„40. Aber merke dir hierbei eine gute Vorsichtsmaßregel: Lasse es ja in den Acten ersichtlich werden, daß die Folterung mit Mäßigung ausgeführt worden sei, je nachdem es die Indicien über einen solchen Berüchtigten anzeigen. (Citate.)

„41. Und der Richter nehme sich hierbei wohl in Acht, daß (in den Acten) nicht etwa gesagt wird, er habe das Geständniß in der Folterung durch Nachelegen der Aussagen erhalten; denn er darf den Angeschuldigten nicht speciell fragen, ob er so oder so gehandelt, sondern er muß im Allgemeinen fragen, was er gethan, welches Vergehen er begangen habe, oder wer diese oder jene Hezerei gethan habe; auf daß es nicht den Anschein hat, als seien dem Angeschuldigten die Antworten vorgefagt worden.

„Wenn er aber leugnet und in der Leugnung verharret, so soll er in dem Kerker gehalten und wiederum gefoltert werden, wenn neue Anzeigen hinzugekommen sind, oder wenn er schwankend geworden ist und auf einer Lüge getroffen wird, oder wenn er nicht genügend gefoltert worden wäre, wie oben gesagt.

„42. Und merke dir noch eine andere gute, schöne und heilsame Vorsichtsmaßregel, daß wenn du einen unter den vorgenannten Indicien folterst, und das eine Mal sagt er so und das andere Mal sagt er es in anderer Weise, dann spare ja die Feder nicht, sondern laß alles, was er sagt, und diese Verschiedenheiten in die Acten schreiben, und dann kannst du ruhig die Folterung oft wider ihn wiederholen, auch wenn keine neuen Indicien hinzukommen!!

„43. Wenn einer in den Folterqualen bekennt, oder aus Furcht vor den Foltern, oder auf die Folter gespannt, oder vor die Marterstelle geführt und entkleidet, so muß er es vor der Richterbank bestätigen, sonst gilt jenes sein Bekenntniß nichts, weil es den Schein hat, als habe er es aus Furcht vor den Qualen gemacht. (Folgen Citate.) Und der Gefolterte soll einen natürlichen Tag nach der Folterung ruhen, bevor er es bestätige, oder es soll im Gutdünken des Richters stehen, es ihn zu der Zeit bestätigen zu lassen, zu welcher muthmaßlich die Furcht vor den Qualen aufhört. (Citate.)

„44. Beachte jedoch, daß, trotzdem der Richter, wenn er außerhalb der Marterkammer sich befindet, zu dem Angeschuldigten spräche: „Entweder gestehe, oder ich lasse dich foltern“, wodurch er ihm einen Schrecken darüber

einjagt, soviel es ihm möglich ist, und der Angeschuldigte würde auf dieses hin bekennen, in diesem Falle es nicht heißt, das Bekenntniß sei aus Furcht vor den Qualen gemacht worden, weil diese Drohung nur eine leichte ist. (Citate.)

„45. Du mußt wissen, daß nach Val. 2c. eine leichte Folterung keine Folterung ist, und merke auch wohl, daß eine feine Schnur, wenn sie nur stark ist, mehr zur Folterung geeignet ist, als eine dicke. (Citate.)

„46. Weiter mußt du wissen, daß die Bestätigung der in den Qualen gemachten Aussagen (von Seiten des Angeschuldigten), wenn er dabei beharrt und sie beschworen hat, jeden Zweifel und Einwand ausschließt (folgen Citate); und diese Bestätigung benimmt als ein freiwilliges Bekenntniß jede Möglichkeit, im Vertheidigungstermin den Einwand der Prozeßuntauglichkeit zu erheben, nach Pabst Innocenz und andern. (Citate.)

„Und es soll im Gutdünken des Richters stehen, wie und wann die Furcht vor den Peinigungen aufhört. (Folgen Citate.) Denn es ist hinreichend, daß er nach den Peinigungen in das Gerichtszimmer zurückgeführt werde und dort das Bekenntniß bestätige (Citate), wenn er nur nicht unmittelbar nach der Folterung dorthin zurückgeführt wird (Citate); denn auf einen bloßen Verdacht (er könnte noch Furcht haben) ist keine Rücksicht zu nehmen, weil sonst die Bestätigung nie giltig würde. (Folgen Citate.) Denn einige geben nichts um die Folter und andere, die sie nicht ertragen können, lügen lieber.“

Hier verräth der römische Pater, daß die Inquisitions-Blutrichter sehr wohl wußten, daß man durch die Folter die Wahrheit gar nicht erfahren konnte. Denn die stark genug waren, ließen sich eher in Stücke zerreißen, als daß sie eine Unwahrheit (oder wenn sie Verbrecher waren, die Wahrheit) bekannt hätten; die Schwachen aber bekannten alles, was man haben wollte, und zogen jenen unmenschlichen Qualen einen schnellen Tod vor. Wie man die Regel, daß man an den Gefolterten keine Suggestionsfragen stellen dürfe, wenn sie überhaupt beobachtet wurde, in echt römischer Weise umging, das haben wir oben von Prierias, dem Großmeister des heiligen apostolischen Palastes, gehört, der vorschreibt, man solle dem Gefolterten beständig die Aussagen der Zeugen, ohne diese zu nennen, vorlesen, und zwar aus dem Grunde, weil erfahrungsgemäß dieselben die Sachen über die unten- und aufliegenden bösen Geister nie aus sich, sondern nur auf anderer Aussagen hin geständen.

„Darum soll es dem Gutdünken und Urtheil des Richters überlassen sein, wann wahrscheinlicher Weise die Furcht vor den Qualen aufhört. Und wenn einer das Vergehen eidlich bekannt hätte und es hernach wieder leugnet, so muß er wieder gefoltert werden. So nach der neuen Entscheidung des päpstlichen Gerichtshofes (Rota) No. 171 2c.

(Fortsetzung folgt.)

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Höhere Kritik.** In einem Baptisten-Congress in Detroit spielte sich jüngst folgende verblüffende Scene ab. Der „Sendbote“ schreibt: „Präsident Harper und Präsident Andrews von der Brown University, sowie einige andere, hatten die von den höheren Kritikern der Neuzeit befolgte Methode gutgeheißen und behauptet, die 27 letzten Capitel des Jesaias seien von einem andern verfaßt worden. Darauf erhob sich Professor Howard Dsgood aus Rochester zu einer Erwiderung. Er sprach in gedrängter Kürze, widerlegte vollständig die höheren Kritiker und sagte schließlich: „Hier habe ich einen Artikel vor mir, der fast genau vor 100 Jahren geschrieben wurde. Ich will ihn vorlesen und Ihnen dann den Namen des Verfassers sagen.“ Er verlas nun eine Kritik über die Bibel und besonders über Jesaias, worin geltend gemacht wird, daß letzterer nicht der alleinige Verfasser des nach ihm genannten Buches gewesen sei. Die Ausdrucksweise, die in dieser Kritik gebraucht wurde, war beinahe die nämliche, wie diejenige, welcher sich Harper und Genossen bedient hatten. Hierauf gab er einige kurze Commentare über die Klarheit der von dem Autor jener Kritik vorgeführten Gedanken und wies nach, daß des letzteren Lehren identisch sind mit denjenigen der höheren Kritik der Neuzeit. Nun machte er eine längere Pause, die damit endete, daß er ausrief: „Der Verfasser dieses Artikels ist kein anderer als Thomas Paine!“ Die Wirkung war geradezu wunderbar. Die Kritiker machten zuerst ganz verdußte Gesichter. Als aber lauter Beifall sich erhob, sahen sie aus, als ob sie sich davon schleichen wollten.“ — So verhält es sich in der That, daß der Teufel dieselben Greuel und Gottlosigkeiten, welche er in früheren Jahrhunderten nur durch offenbare Spötter und Christusleugner mit verhältnißmäßig schlechtem Glück ausschäumte, heute als modernes Ergebnis exacter Forschung durch die sogenannten „gläubigen Theologen und gelehrten Bibel-Kritiker“ als seine Instrumente und Werkzeuge austramt und auch mit augenscheinlich großem Erfolg an den Mann bringt.

F. B.

**Ehegesetze.** Die folgenden Angaben sind einem Berichte der „National Divorce Reform League“, deren Zweck die Verbesserung der Gesetzgebung für die Familie ist, entnommen: Arkansas hat ein Gesetz angenommen, welches die Theilung des Vermögens geschiedener Parteien regelt. Colorado hat es zu einem strafbaren Vergehen gestempelt, wenn jemand unterläßt, für den Unterhalt seiner Frau zu sorgen. Illinois bestraft es, wenn jemand seine Frau und Kinder unter zwölf Jahren hilflos sich selbst überläßt. In Kentucky sind Gesetze angenommen worden, welche die Verwandtschaftsgrade, innerhalb deren Heirathen verboten sind, genau angeben, Ehen zwischen Weißen und Negern oder Mulatten verbieten, eine Heirath ungesetzlich erklären, die nicht in Gegenwart einer dazu bevollmächtigten Person oder Gesellschaft vollzogen wird, die gesetzlichen Ehescheidungsgründe verringern und genauer feststellen und verfügen, daß derselben Person nicht mehr als Eine Scheidung bewilligt werden darf, außer im Falle von Ehebruch des einen Theils der schuldlosen Partei. In Maryland wird Heirath ohne Licens bestraft, desgleichen Unterlassen der Anzeige innerhalb von dreißig Tagen. Massachusetts verlangt, daß die Anmeldung von Heirathen zwischen Personen von 18 und 16 Jahren von den Townclerks nur auf Befehl des Nachschrichters und nach eingeholter Erlaubniß der Eltern oder Vormünder angenommen werden dürfe. New York hat die Heirath zwischen Onkel und Nichte oder Tante und Nefse verboten. Ohio bedroht die unbefugte Bornahme einer Trauung mit Strafe, desgleichen, wenn jemand sich als un-



verheirathet ausgibt und Heirathsanträge macht. Rhode Island hat verfügt, daß Geburts-, Heiraths- und Sterbescheine von Nichtortsansässigen an die Behörden des Heirathsortes derselben gesandt werden müssen. Vermont hat die Bestimmungen in Bezug auf Ehescheidung in Folge von Verweigerung des Unterhaltes verbessert, und Virginien die Zeit, nach welcher Ehescheidung auf Grund böswilligen Verlassens erfolgen kann, von fünf auf drei Jahre herabgesetzt. In im Ganzen neunzehn Staaten sind in den letzten beiden Jahren Verbesserungen der Ehegesetze angenommen. Dreiundzwanzig Staaten haben jetzt Commissionen für die Untersuchung gleichmäßiger Gesetze über Ehe und Ehescheidung eingesetzt und es steht zu hoffen, daß bald alle Staaten ein Gleiches thun, und daß der Congreß bewogen werden kann, eine Commission zu gleichen Zwecken einzusetzen. F. B.

**Römische Nonnen in den Staatschulen.** Aus Pennsylvania wird berichtet: „Die Bill, welche den in den Volksschulen angestellten Lehrern verbietet, in dieser Eigenschaft irgend ein kirchliches Gewand zu tragen, wurde am Mittwoch im Unterhause der Staatslegislatur berathen und rief eine lebhafte Debatte hervor. Amendments, daß das Tragen von Ordenskleidern, sobald aus demselben die Absicht hervorgehe, das religiöse Bekenntniß zu kennzeichnen, und das Tragen aller Abzeichen geheimer Vereine dem Lehrpersonale der öffentlichen Schulen verboten sein solle, wurden abgelehnt. Ebenso Amendments, daß das Tragen religiöser Abzeichen nur dann verboten sein soll, wenn es durch höhere kirchliche Behörden angeordnet worden ist und in dies Verbot auch militärische Abzeichen eingeschlossen sein sollen. Die Bill passirte schließlich mit 181 gegen 38 Stimmen die zweite Lesung, nachdem sie dahin amendirt worden, daß die erste Uebertretung derselben mit \$25 Geldduße, die zweite mit \$100 und dem Verluste des Lehramtes bestraft werden solle und eine solche zweimal bestrafte Person unfähig sein soll, fünf Jahre lang als Lehrer in einer öffentlichen Schule thätig zu sein.“ F. B.

**Episcopalen.** Wird der Vorschlag der „Commission on Constitution and Canons“ von der „General Convention“ der Episcopalkirche in den Vereinigten Staaten angenommen, so werden die Episcopalen in Zukunft auch, wie die Römischen, einen Primus haben. Bisher führte derjenige Bischof den Vorsitz, welcher am längsten im Amte war, ohne daß man für denselben besonderen Rang und Titel, der ihn vor den andern Bischöfen auszeichnete, in Anspruch genommen hätte. Sollte aber die vorgeschlagene Aenderung der Constitution in Kraft treten, so ist damit das Seniorat aufgehoben, und die versammelten Bischöfe werden in Zukunft einen Primus erwählen, dem sie den Vorrang vor allen andern Bischöfen zuerkennen. Um Titel und Würde zu stützen, wird es dann auch nicht mehr lange an Vorrechten fehlen, die dem Primus eingeräumt werden. Sind aber erst zu den schon bestehenden Abstufungen: dean, rector, curate noch die drei andern, Primus, Erzbischof und Bischof hinzugekommen, so ist die Hierarchie fertig, und um die vielgerühmte Brüderlichkeit und Gleichheit der anglicanischen Bischöfe ist es geschehen. Und haben sich die Episcopalen allmählich an die Hierarchie in der eigenen Mitte gewöhnt, so wird und kann es ihnen schließlich einerlei sein, ob der Primus in New York residirt, oder in Rom haust und sich Papst nennt. Von dem eigentlichen Grunde auch dieser Nachäffung der Organisation der römischen Kirche von Seiten der Episcopalen sagt „The Independent“: „It is for no other reason really than that the Protestant Episcopal Church may possess honorable offices and titles which can be displayed before the world, equal to those of the Roman Catholic Church. . . . The Roman Catholic Church is the most powerful single religious denomination in the United States, and its archbishops and its papal delegate are very much in evidence when a centennial exhi-

bition is to be opened or any other great public and general national display is to be made. The most prominent religious part is very naturally given to the ranking archbishop. . . . Why should not the Protestant Episcopal Church have something higher than an archbishop, a veritable Primus, who should have a designation which shall be supreme and superior to any other in the country? A Legate is only a legate of somebody else, confessedly subordinate, but a Primus — what is there before The First?" F. B.

**Sonntagsgesetz.** Von welchen Principien sich der Staat bei Erlassung und Durchführung von Sonntagsgesetzen leiten läßt, davon schreibt "The Independent" also: "Sunday laws are not enforced by the courts because of the Divine sanction or because of the religious aspects of the day. . . . Dr. Spear, in his 'Religion and the State,' shows that the Christian Sabbath is not an institution of the Federal Government, and is wholly unmentioned in any of the State Constitutions except that of Vermont; that it is treated in the laws as a day of cessation from labor, and not as a religious institution; and that the State courts have taken an entirely secular view of it. Thus the Supreme Court of New York held that it is a 'civil and political institution', resting on the same foundations as the laws against gambling, lotteries, selling intoxicants on election days, etc.; that of Pennsylvania that it is only a 'civil regulation'; that of South Carolina that Sunday is a 'mere day of rest,' with which religion has nothing more to do than with a statute which should make July 4th or January 8th a rest-day; that of Alabama that Sunday legislation is simply an exercise of the police power, and 'can not be justified on the ground that such abstinence [from labor] is enjoined by the Christian religion;' and that of Ohio that the validity of such legislation is 'neither strengthened nor weakened by the fact that the day of rest it enjoins is the Sabbath Day.' Other citations are given by Dr. Spear; and he reaches the conclusion that the whole theory of Sabbath legislation, as expounded by the courts, is that it rests not upon Divine sanction or religious reasons, but the desirability of securing a regular rest-day, and of protecting those who religiously observe it from annoyance and disturbance."

F. B.

## II. Ausland.

**Dr. Th. Kliefoth**, Oberkirchenrathspräsident a. D., ist am 26. Januar nach eben vollendetem 85. Lebensjahre zu Schwerin gestorben. Er war einer der hervorragendsten, ja, in früheren Jahren und in gewisser Beziehung der hervorragendste unter allen Kirchenmännern Deutschlands. Unvergessen soll es ihm sein, daß er, nachdem er selbst aus dem Rationalismus, Hegelianismus und Schleiermacherianismus zum christlichen Heilsglauben an Christi Blut und Gerechtigkeit sich hindurch gerungen hatte, als ein wirklich practischer Kirchenmann die mecklenburgische Landeskirche ernstlich zu säubern anfing. Mit eisernem Wesen setzte er den Rationalismus aus, indem er, Visitationen anstellend, die alten rationalistischen Pastoren nöthigte, ihr Amt niederzulegen, gleichzeitig für besseren Nachwuchs sorgend, wie er solches besonders durch Berufung gläubiger Professoren an die theologische Facultät zu Rostock that. Und gerade hier müssen wir nochmals unsern theuren Philipp denken, eines Mannes, wie die sämmtlichen deutschen Universitäten dieses Jahrhunderts seines Gleichen nicht aufzuweisen haben. Zu den großartigsten Leistungen Kliefoths gehört endlich noch, daß er, eine Autorität auf dem Gebiete der Liturgie, die mecklenburgische Landeskirche mit einer durchaus rechtgläubigen Agende bedachte. Was das zu bedeuten hat, möge man erkennen, wenn

man bedenkt, daß während der Zeit des herrschenden Nationalismus jeder Pastor taufte, absolvierte zc., wie er wollte. Ja, Schreiber dieses kann versichern, daß er selbst noch einmal von einem supranaturalistischen Nationalisten „absolviert“ worden ist auf eine Weise, die überhaupt keine Absolution war. Doch das war immerhin eine Ausnahme. Im Großen und Ganzen hat Kliefoth mit solchem Unfug aufgeräumt, wie es auch sein Verdienst war, daß noch in anderer Weise der Anfang heilsamer Kirchenzucht gemacht wurde. Pastoren, welche etwa in Gewissensnoth Confirmation oder kirchliches Begräbniß verweigern mußten, fanden Unterstützung bei ihm zc. Durch das alles ist Kliefoth bei der ungläubigen Welt nicht nur, sondern auch bei den Unirten, von denen er gleichfalls nichts wissen wollte, in den Verdacht des „schwärzesten Orthodogismus“ gekommen und hat auch der öffentlichen Verspottung seitens eines Fritz Reuter nicht entgehen können. So hat er denn in der That um seines Glaubens und Bekenntnisses willen an seinem Theile die Schmach Christi reichlich zu tragen gehabt. Ach, daß wir also fortfahren könnten in Anerkennung dieses Mannes, zu dem wir einst so hoch hinaussahen und dem auch wir direct oder indirect so viel zu verdanken haben! Allein um der Wahrheit willen können wir es nicht verschweigen, daß es Kliefoth, als die Zeit kam, da man sich vom zweiten zum dritten Artikel hindurch zu arbeiten anfang, erging, wie mehr oder weniger allen deutschen Theologen: er konnte sich nicht mehr zurechtfinden und verwirrte sich seitdem immer mehr. Das bestehende landesherrliche Kirchenregiment, das Staatskirchentum war ihm zu mächtig. Als die Revolution des Jahres 1848 dasselbe hinwegzuschwemmen drohte, hatte er zwar mit andern seines Gleichen noch so viel Klarheit, daß er die (zwar auf sündlichem Wege herbeigeführte) Gelegenheit, zur Freikirche zu kommen, mit einer gewissen Freude begrüßte. Wie ein Lichtblick tauchte noch einmal in seiner „Denkschrift“, eine neue Kirchenverfassung betreffend, die so hochwichtige Wahrheit von dem allgemeinen Priestertum der Christen auf. Allein es war das letzte Abendroth von einem selbst durch den Rationalismus (freilich unverstandenerweise) hindurchgeretteten Stück lutherischen Bekenntnisses. Die Revolution wurde glücklich niedergeschlagen und die nun beginnende Reaction nahm die letzte Hoffnung auf Befreiung der medlenburgischen Landeskirche von der Staatsherrschaft hinweg und wurde zugleich der Anfang des Rückganges. Bereits im Jahre 1854 erschienen Kliefoths unglückliche „Acht Bücher von der Kirche“, unvollendet zwar, doch leider auch unwiderrufen bis auf diesen Tag. Wir verzichten auf ein näheres Eingehen auf dieses für die medlenburgische Landeskirche so unheilvoll gewordene Buch. Wir glauben alles gesagt zu haben, wenn wir wiederholen, daß Kliefoth sich im dritten Artikel des christlichen Glaubens durchaus nicht zurechtfinden konnte. In Bezug auf diesen Artikel schwamm er fortan durchaus in römischem Fahrwasser. Wenn der jetzige „erste Geistliche Medlenburgs“, der Oberkirchenrath Bard zu Schwerin, noch in seiner Leidenrede diese Thatsache in Abrede genommen hat, so kann uns das nicht wundern bei einem Manne, der überhaupt nicht weiß, was Christenthum ist. (Vgl. „Freikirche“ 1894, Seite 47.) So grundgelehrt Kliefoth sonst sich zeigte (so namentlich in seinen liturgischen Abhandlungen, deren dogmatische und dogmengeschichtliche Grundlagen zum Theil klassisch genannt zu werden verdienen), hat er doch leider es unterlassen, mit der durch einen Mann wie Dr. Walther wieder ans Licht gezogenen lutherischen Theologie sich genügend bekannt zu machen und von ihm zu lernen. Was konnte aus America Gutes kommen? Er begnügte sich, eine unverstandene „Uebertragungslehre“ einfach zu verwerfen. Wußte er doch nicht einmal mehr, was christliche Kirche ist. Das Staatskirchentum, das Institutionskirchentum hatte seinen von Natur so nüchternen Sinn völlig verwirrt. Das vierte Gebot, wie es zwar mit

Recht gegen die Revolution geltend gemacht worden war, sollte nun auch in der Kirche alles entscheiden. So trat denn an die Stelle des Wortes Gottes und der christlichen Freiheit ein neues Papstthum. Nicht, daß wir Kliefoth für seine Person hierarchischer Gelüste beschuldigen wollten. Das sei ferne. Das haben wir auch bei einem Zusatze nie gethan und werden es nicht thun. Allein mit der rechten lutherischen Lehre war im Princip gebrochen, und die Folgen konnten nicht ausbleiben. Man bildete sich ein, zum vollen lutherischen Glauben und Bekenntniß zurückgekehrt zu sein, und doch war man auf halbem Wege stehen geblieben. Zwar schien die im Jahre 1859 unter dem Hohn nicht allein der ungläubigen, sondern auch der halbgläubigen Welt und namentlich der Professorenwelt, vor sich gehende Absehung des Rostoder Professors Baumgarten noch ein Nachklang von der Entschiedenheit eines wirklich Zucht übenden Kirchenregimentes zu sein, die der mecklenburgischen Landeskirche bis heute den Namen der „bestlutherischen“ eingebracht hat. Allein man thut nicht unrecht, die Entscheidung zu diesem Schritte in einem Gewichtlegen nicht so sehr auf Reinheit der Kirchenlehre, als vielmehr auf Ausrottung eines kirchenpolitischen Liberalismus zu sehen. Ist es doch schon um dieselbe Zeit geschehen, daß ein Diedhoff seine später mit so großer Hartnädigkeit verteidigte Leugnung der Inspiration der heiligen Schrift in einer mit Kliefoth gemeinsam herausgegebenen kirchlichen Zeitschrift auszusprechen wagen durfte. Noch war freilich Philippi da, je länger je mehr zum alten lutherischen Glauben und Bekenntnisse zurückkehrend. Doch seine Stellung wurde, wie er selbst uns in den letzten Jahren seines Lebens klagte, eine mehr und mehr isolirte. Kliefoth und Diedhoff hielten zusammen. Wie man einen Brauer behandeln konnte, ohne daß auch nur ein Hund zu mucken wagte, und welche Richtung die mecklenburgische Landeskirche in Bezug auf Lehre und Leben angenommen hat, seitdem sie, anstatt zur Schrift und den in ihr begründeten lutherischen Symbolen sich zu bekennen, beide als irrig vermerken und, die sich dazu bekennen, verkehren und verdächtigen läßt, ist den aufmerksamen Lesern unsers Blattes bekannt. Wir haben aber diesen Retrolog eines unserer lutherischen Freikirche entschieden feindlich gesinnten Mannes so weilkäufig werden lassen, weil mit seiner 50jährigen Amtsführung und nun auch mit seinem Leben ein nicht unbedeutendes Stück der neueren Kirchengeschichte abschließt. Jetzt scheint die mecklenburgische Landeskirche, gebunden vom Staat und geführt von einem Pelagianer, allen möglichen Winden falscher Lehre preisgegeben, und dabei auf den äußeren Rechtstitel einer „evangelisch-lutherischen“ Kirche pochend und auf den Borgang leider auch eines Kliefoth sich berufend. Letzteres hat bereits der Rostoder Diakonus Pries in einem Retrologe über Kliefoth im „Rostoder Anzeiger“ vom 29. Januar gethan, da er, selbst gegen „todte, verstandes- und gedächtnismäßige Glaubenserkenntniß“ eifernd, von Kliefoth schreibt, er selbst habe es als eine „Wirkhandlung“ angesehen, daß man ihn des „Confessionalismus“ (Bekennnismäßigkeit) angeklagt habe, und daß Kliefoth „häufig ein drüberliches Zusammenarbeiten da noch für möglich (hielt), wo theologische oder religiöse Richtungen andern längst eine Trennung zu heißen schienen. Wie wenig er ein fanatischer Orthodoxer sein wollte, als welcher er so viel verscrien ist, zeigte er selbst, als er seinen Diöcesanen empfahl, Fleiß zu thun, nicht so sehr rechtgläubig zu sein, als recht gläubig.“ Damit ist denn Kliefoth und die es mit ihm halten, auf das Niveau eines vulgären Unionsmannes hinabgesunken, wenn freilich eines unter „lutherischer“ Flagge segelnden, wie solches ja überhaupt der Character der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Conferenz“ mit ihrer gleichnamigen Kirchenzeitung, der Leipziger Mission zc. ist, zu deren Gründern und Leitern nebst Luthardt und andern gerade auch Kliefoth gehörte. Mit Unrecht aber nehmen diese Unions-

leute die „rechte Gläubigkeit“ für sich in Anspruch, so lange sie dieselbe, wie sie thun, in Gegensatz gegen eine von ihnen verachtete „Rechtgläubigkeit“ stellen, und so sehr wir zu unserm aufrichtigen Bedauern ein gutes Stück von dem Schein des Martyriums, welcher sich um Kiefers Haupt gebildet hatte, nur zu bald verblischen.

Pr. (Freikirche.)

**Früchte der ungläubigen Theologie.** Ganz traurige Verwirrung richtet die moderne deutsche Universitäts-theologie bei den Studenten an. Das zeigt wieder recht ein Vorkommniß, das in einem Artikel des Februarheftes der „Wahrheit“ berichtet wird, die der in so trauriger Weise bekannt gewordene württembergische Pfarrer Schrempf herausgibt. Da erzählt ein Student, wie er im dritten Semester von einem bekannten Geistlichen aufgefordert worden sei, beim heiligen Abendmahl zu assistiren. Er habe das Anerbieten angenommen und seine Eltern seien hocherfreut gewesen, in der Hoffnung, ihren Sohn zum ersten Mal amtiren zu sehen. Doch je näher der Tag gekommen sei, um so unheimlicher sei ihm zu Muth geworden. „Ich hatte den Kelch zu reichen. Was sollte ich aber dabei sagen? Sollte ich die üblichen Worte wiederholen? Sie erschienen mir unklar und unevangelisch. Daher glaubte ich die Formel abändern zu müssen. Da ich mit der Lehre von der Genugthuung durch Christi Tod gebrochen hatte, waren vor allem die Worte: ‚für euch vergossen zur Vergebung der Sünden‘ mir ein Stein des Anstoßes. Trotz aller Mühe konnte ich mich aber doch mit meiner neuen Formel, welchen Ausdruck ich ihr auch verleihen mochte, nicht zufrieden geben. In meiner Noth wandte ich mich an Studiengenossen; sie meinten, ich hätte einfach den Instructionen des Pfarrers zu folgen, den ich vertrete; nicht ich, sondern er trage die Verantwortung. Auch dies wollte mich nicht befriedigen. Der Sonntag kam, ich ging in die Kirche; von der Predigt hörte ich wenig; in meinem Innern tobte es; ‚conventionelle Lügen‘, ‚intellectuelle Heuchelei auf der Kanzel‘, das schwirrte mir durch den Kopf. Da trat der Geistliche an den Altar, las die Einsetzungsworte in der gebräuchlichen Form vor, und ich — nachdem ich den Kelch ergriffen hatte — ich sprach sie nach. Aber in meinem Herzen wogte es wie ein Herbststurm und die Freude war dahin.“ Kein Wunder, da er gerade bei der heiligsten Handlung etwas als Wahrheit aussprach, was er innerlich für lauter Lüge und Betrug hielt. So bringt diese „trunkene Wissenschaft“, speciell die Mitschelsche Irrlehre, die Theologiestudirenden nicht nur um den rechten Glauben, sondern macht sie auch zu elenden Heuchlern. Was soll daraus noch werden? Und gerade die „gläubigen“ Professoren machen nun dem überhandnehmenden Unglauben immer mehr Zugeständnisse, werden immer unfähiger, den Liberalismus in der Theologie zu bekämpfen. Manche Studenten, die noch gläubig das Elternhaus verlassen und die Universität beziehen, wird es selbst ganz angst und bange, und einer derselben spricht im „Reichsboten“ folgende Klage aus: „Es ist entsetzlich ängstlich, unter den bestehenden Verhältnissen Theologie zu studiren. Kaum je war die Wissenschaft der Theologie“ (!) „so in sich selbst uneins und zweifelhaft wie heute. Es kommt bei der Lage der heutigen Theologie mehr als je auf den Willen an, den der Jüngling in das theologische Studium mit hineinbringt. In schroffer Scheidung stehen die theologischen Parteien sich gegenüber, der junge Theologe steht je nach der besonderen Beanlagung, der elterlichen Mitgift, oder der inneren Glaubenserfahrung vor der Wahl. Wir dürfen von unsern theologischen Lehrern durchaus verlangen, daß sie selbst eine feste Stellung gewonnen haben; denn kann auch ein Blinder einen Blinden leiten? . . . Aber erst kürzlich hat der zwar gläubige (?) „alttestamentliche Theologe D. Köhler in Erlangen sich zu gefährlichen Concessionen an die kritische Schule bewegen lassen. Wie sollten sich die jungen Theologen dazu stellen? Wir sahen uns wieder beunruhigt, und die That

sache, daß die alttestamentliche Theologie einer bedenklichen Krisis entgegen gehe, drängte sich uns deutlicher auf. O ihr verehrten Herren auf den Lehrstühlen der Universitäten, überlegt euch doch erst betend jedes Wort, das ihr mündlich oder schriftlich ausgebt; es handelt sich um eine junge Saat Gottes, die der schonendsten Pflege bedarf. Gebt uns die rechte Ausrüstung für das praktische Amt! Wie können wir andere lehren, wenn wir selbst im tiefsten Grunde ungewiß sind? Wir wollen schweigen von den Kathedern, auf welchen der offenbare antichristliche Unglaube thront; der Herr wird streiten, aber das wahre Israel möge sich zu seinen Hütten schaaren. Du aber, du Volk der gläubigen Laien, bitte den Herrn, daß Er Lehrer und Professoren, vom Geiste gesalbt, sende; bete für deine geängsteten und verstörten jungen Theologen, die dich einst weiden und führen sollen zu frischen Wassern! "

L. F.

**Aus der Rheinprovinz.** Der vielbesprochene Vortrag des Prof. Meinhold auf dem Bonner Feriencurs ist nun gedruckt, und auch hier müssen wir wie bei Prof. Grafe sagen, daß der Bericht in „Licht und Leben“ im Wesentlichen durchaus richtig wiedergegeben hat; ja die Wirklichkeit ist noch schwerwiegender, als jener erstmalige Bericht. Meinhold entwirft zuerst das Bild der Geschichte Israels, wie es bisher von den bedeutendsten Theologen, wie von Hofmann, Delitzsch u. c. vertreten wurde, und wie es nach Meinholds eigenem Zugeständniß durch die Darstellung der heiligen Schrift selber nahe gelegt wird. Er gibt weiter zu, daß das Neue Testament die meisten bisherigen Darlegungen bestätigt; man kann genug Herrenworte, Ausführungen des Paulus, des Hebräerbriefes und andere Schriften als Beweise beibringen. Nach diesen Zugeständnissen fährt Meinhold fort: „Dieser Geschichtsaufriß ist nach allen Seiten hin vollkommen unhaltbar. So schmerzlich es auch sein mag, so sehr auch mancher damit das ganze Gebäude seines Glaubens ins Wanken gebracht fühlen mag — es ist mir nicht anders ergangen —, die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Forschung verlangt diesen Schritt.“ „Für einen geschichtlichen Aufriß der Anfänge von Israels Religion und Geschichte fällt die Patriarchenzeit, und was wir von ihr hören, vollkommen hinweg. Man muß auch mit dem letzten Rest einer solchen Anschauung aufräumen, die sich fast unbemerkt noch bei Forschern behauptet hat, bei denen man es kaum vermuthen sollte, z. B. bei Schulz, Alttestamentliche Theologie.“ Nach Meinhold fehlt für einen Aufenthalt der Hebräer in Canaan vor Moses, also auch für die Figuren der Patriarchen vollkommen der Boden. „Die Patriarchen sind weiter nichts als das Ideal-Israel, ihr Verhältniß zu Jehova eine Abspiegelung des zwischen Jehova und seinem Volk in der besten Zeit (800) bestehenden Verkehrs.“ „Der erste Eindruck dieses Resultats ist, ich leugne es nicht, ein außerordentlich niederschlagender. Abraham, der Vater der Gläubigen, des Paulus Lieblingsfigur; Abraham, der Christi Tag sah und freute sich, in dessen Schooß wir Lazarus wissen; Abraham, Isaak und Jakob, die mit den Welehrten der Heiden zu Tische sitzen, während die Kinder des Reichs, das heißt, die Israeliten, ausgestoßen werden, sie, die gerade durch ihre leibliche Abkunft ein besonderes Anrecht auf die Güter des messianischen Reiches zu haben meinten (und diese leibliche Abkunft wird ja selbst von einem Paulus nicht gering angeschlagen); die Männer, deren Gott sich Jehova nennt und damit, da er nicht ein Gott der Todten ist, kundthut, daß der Mensch fortlebe und einer Auferstehung entgegengehe, alles dies nur Phantasiegebilde ohne Wirklichkeit.“ In der That der herbste Radicalismus, der je auf einem theologischen Lehrstuhl das Wort führte. Wenn Meinhold, um den Schaden einer solchen Theologie zu entkräften, die Behauptung aufstellen zu können glaubt, daß für die Propheten des alten Bundes und für die Religion Israels die Patriarchengeschichte gar keine heilsgeschichtliche Bedeutung

gehabt habe, so ist das nur eine weitere radicale Hypothese, über deren Wirkung sich Reinhold sicherlich täuscht. Das Urtheil überlassen wir dem Leser und möchten nur zum Schluß anfügen, was das von Consistorial-Rath Dr. Eilsberger in Königsberg herausgegebene „Evangelische Gemeindeblatt“ hierüber schreibt: „Prof. Reinhold, im August 1861 geboren, ist 33 Jahre alt, an die eigentlichen Tiefen der Wissenschaft hat er doch kaum gerührt. Die Pietät gegen seinen Vater, den bekannten Führer der confessionellen Lutheraner, Sup. Dr. Reinhold in Kammin († 1888), hat ihn, wie er selbst sagt, nicht abhalten dürfen, der ‚Wahrheit‘ die Ehre zu geben. Aber hätte ihn nicht die Erwägung seiner Jugend, das Besinnen darauf, daß er doch eigentlich erst zu den Füßen eines Meisters, Wellhausen, gefessen und da den jugendlichen Trieb bekommen habe, über denselben thumlichst noch hinauszugehen, bewegen sollen, vorerst seine Weisheit noch zurückzubehalten und nicht mit jedem Wort auf die Geistlichen des Feriencursus, meist doch gereifte Männer, einzudringen, um ihnen den Boden ihrer Amtsthätigkeit zu lockern oder gar ganz wegzuziehen?“

(A. E. L. K.)

**Aus Hamburg.** Der „Greuel der Verwüstung“ auf den Kanzeln Hamburgs, von welchem Landger.-Dir. Dr. Niede bei Besprechung des Nothschreies von Pastor Glage geredet hat, wird natürlich von der römischen Presse nicht ohne Genugthuung verzeichnet. Die „Germania“ ergeht sich in den schwersten Anklagen gegen die Hamburger Geistlichkeit, welche, wenn sie auf Wahrheit beruhen, in der That alle Gerüchte noch übersteigen. Sie schreibt: „Pastor Nebattu steht mit seiner Lehre nicht allein, er hat in Hamburg ungefähr fünfzehn Gesinnungsgenossen. Wer die Hamburger kirchlichen Verhältnisse kennt, dem ist derlei nichts Neues. Schon seit circa 30 Jahren kann man dort den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte sehen. Ober was ist es anders, wenn Albrecht Krause in seiner Einführungspredigt über den Spruch: ‚Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert‘, sagte, er werde mit dem Schwert der Vernunft den Aberglauben in der Kirche zerstören; wenn derselbe in einer Himmelfahrtspredigt redete über ‚Die Unmöglichkeit der Himmelfahrt Christi‘, denn 1. ihre Denkbarkeit ist unmöglich; 2. ihre Bezeugung ist sehr ungewiß; wenn von einem Anderen getauft worden ist folgendermaßen: Ich taufe dich auf den Namen des Allvaters, des großen Lehrers Iesu und des christlichen Geistes; wenn im Confirmandenunterricht den Kindern erst von Zauber spielen und Zauberkünstlern erzählt wurde, und im Anschluß daran die Wunder Iesu behandelt wurden.“

(A. E. L. K.)

**In Oldenburg** und überhaupt in Deutschland macht gegenwärtig der Fall Partisch viel von sich reden. Seit 11 Jahren war in der Landeshauptstadt ein Pfarrer, der sich Dr. Partisch nannte, an einer lutherischen Kirche angestellt. Vor kurzem wurde er wegen Unterschlagung von 20,000 Mark verhaftet und bei der Untersuchung stellte sich Folgendes heraus: Partisch ist römischer Confession und niemals übergetreten. Sein Vater in Wien, den er als Hofrath, Professor, Ritter bezeichnete, war Hausdiener. Bis zu seinem 16. Jahr besuchte er ein römisch-katholisches Erziehungsinstitut; nie hat er ein Gymnasium besucht, an keiner Universität Theologie oder irgend etwas studirt, sein Doctorittel ist ein Schwindel. Glänzende Zeugnisse vom Gymnasium und von der Universität, über die bestandene geistliche Prüfung, über die Oberlehrerprüfung, über erfolgreiche Thätigkeit als Hauslehrer, über seine Ordination u. hatte er in Fülle und Fülle, — sie waren alle gefälscht; Bücher, Erbauungsschriften hat er geschrieben, — sie waren aus englischen Werken abgeschrieben; kirchliche Vereine hat er gegründet und ihre Kassen geführt, — das Geld hat er unterschlagen. Dabei war er in seiner Gemeinde sehr beliebt und besonders seiner Wohlthätigkeit wegen geschätzt, arbeitete auch aufs eifrigste

auf dem Gebiet der inneren Mission. Man fragt sich, wie es nur möglich war, daß ein solch großartiger Betrug so lange unentdeckt bleiben, daß Partisch überhaupt ins Predigtamt gelangen konnte! Den Feinden der Kirche aber ist es ein willkommenes Anlaß zu allerlei Hohnreden und Lästerungen. L. F.

**Sachsen.** Aus Dresden wird gemeldet, daß die Austritte aus der sächsischen Landeskirche von Jahr zu Jahr zunehmen. Sie weisen für 1893 namentlich große Zahlen auf. In dem Jahre 1893 — für 1894 liegen die Zahlen noch nicht deutlich vor — sind im Ganzen 727 Austritte aus der Landeskirche erfolgt, fast noch einmal so viel als vor fünf Jahren und mehr als in einem der Vorjahre. Diesen 727 Austritten aus der sächsischen Landeskirche stehen nur 256 Uebertritte gegenüber, so daß auf je 100 Austritte nur 35,2 Uebertritte entfallen. Noch im Jahr 1890 war das Verhältniß nahezu gleich. Das sind ernste Zahlen, welche zu denken geben; und wenn auch der Haupttheil der Austritte durch die Propaganda der glaubenstlosen Socialdemokratie bewirkt wird, so gehen doch alljährlich auch viele ersterer gerichtete Mitglieder der Landeskirche verloren durch Uebertritte zu den Secten und anderen Gemeinschaften. Ganz besonders haben im Königreich Sachsen die apostolischen Gemeinden an Boden gewonnen; sie sind stetig gewachsen und im Jahre 1893 sind zu denselben allein 309 Personen übergetreten. Es folgen nach Größe der Uebertritte die Methodisten, die Baptisten und die Darbyisten; auch hat sich eine neue sectirische Bewegung unter dem Namen der christlichen Brüder bemerkbar gemacht, welche nach Art der ersten christlichen Gemeinden besonders Gewicht auf die mit den sonntäglichen Abendmahlsfeiern verbundenen Liebesmahle legen. Der Spiritismus wächst in der Verborgenheit weiter und scheint an Ausbreitung ziemlich zugenommen zu haben. Bezüglich der Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche ist zu bemerken, daß ihre Erfolge nicht im Verhältniß stehen zu ihren Anstrengungen, wie dies die Taufen und Trauungen der Mischehen beweisen. (M. L. R. 3.)

**Baseler Mission.** Auch in dieser Mission hat sich ein Streit über die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift erhoben. Ein theologischer Lehrer am Missionshause, Pfarrer Kizler, hat der modernen Bibelkritik große Zügeländnisse gemacht, hat das Buch Hiob, die Psalmen, den Prediger Salomo nur für „Gebete in dichterischer Form, Gebetslieder“ erklärt, die mosaische Verabfassung des Pentateuchs angetastet zc. Damit hat er in den gläubigen Kreisen in Württemberg und in der Schweiz, die die Mission unterstützen, großen Anstoß erregt und Widerspruch hervorgerufen. Es bleibt jedoch noch abzuwarten, ob auch wirklich etwas geschieht. L. F.

**Heilsarmee.** Zum ersten Mal ist ein Congreß der deutschen Heilsarmee zusammengetreten. Er nahm in Berlin am 23. Januar seinen Anfang. Der „Commandeur“ Booth-Luder berichtet: Die Heilsarmee hat seit ihrem kurzen Bestehen in Deutschland jetzt eben so viel Offiziere, als sie in England nach schon 13jährigem Bestehen hatte. Jetzt hat die Heilsarmee in der ganzen Welt 11,000 Offiziere. Im letzten Jahre haben sich 250,000 Menschen der Heilsarmee angeschlossen. 25,000 davon waren notorische Trunkenbolde. 80 Prozent derselben sind beständig in der Besserung geblieben. Augenblicklich ist die Gesamtzahl der socialen Anstalten der Heilsarmee 260, darunter 55 Rettungshäuser für gefallene Mädchen und Frauen, 40 Heimstätten für entlassene Strafgefangene, 58 Speisehäuser und Obdachstätten, 24 Arbeitsnachweisbureaus, 23 Werkstätten, 6 Landcolonien. Die Totalausgaben, einschließlich großer Miethen, betragen für die entlassenen Strafgefangenen 1,460,000 Mk. 1,400,000 Mk. bringen die Leute durch ihre Arbeit selbst auf; der englischen Regierung würde jeder dieser Entlassenen, Trinker zc. durchschnittlich 400 Mk. im Jahre kosten, der Heilsarmee kosten sie 92 Mk. jährlich. „Der



General Booth ist ein großer Philosoph! Er hat das große Geheimniß entdeckt, wie man einem Menschen eine Mark in den Mund stecken und 99 Pfennige wieder aus den Fingern nehmen kann, während man sonst zwei Mark geben muß, um eine Mark einem Armen zu bringen.“ Auch unter den Heiden hat die Heilsarmee große Erfolge gehabt. 25,000 Hindus hat sie bekehrt (?). Ganze Dörfer haben sich ihr zugewendet und ihr die heidnischen Tempel übergeben. Auf diese Weise sind dem Heidenthum 17 Tempel entrisfen worden. Bemerkenswerth ist, was Booth=Luder von dem Nutzen der Heilsarmee gegenüber den anarchischen Mordplänen sagt: In einem der mächtigsten Reiche Europas hätten die Anarchisten beabsichtigt, den Herrscher desselben in die Luft zu sprengen, sobald er mit seiner Equipage über eine gewisse Brücke fahren würde. Dynamit war bereits unter den Brückenpfeiler gelegt und der Mord sollte geschehen. Einer der Anarchisten besuchte eine Versammlung der Letzteren, wurde bekehrt und machte von dem Mordplane Mittheilung. Sofort wurde die betreffende Regierung benachrichtigt und das Attentat so vereitelt. (!?) Der Anarchist aber sei jetzt Offizier der Heilsarmee, ebenso der Compagnon des berüchtigten Ravachol; ferner sei ein Mann bekehrt, der nach seinem Geständniß den Bürgermeister einer großen schwedischen Stadt habe ermorden wollen. In einer der nächsten Verhandlungen, so führt der Redner am Schluß seiner Ansprache aus, werde ein Mann sprechen, der bereits dreihundert Mal Gefängnißstrafe gehabt und jetzt deutscher Offizier der Heilsarmee sei.

(A. C. L. R.)

**Aus Rußland.** Die Universität Dorpat wird bald den letzten deutschen Docenten verloren haben. Prof. Mühlau geht nach Kiel und Prof. Dragenborff nach Kostock. Es mag am Platze sein, einen kurzen Rückblick über die Geschichte der Universität zu geben. Gustav Adolf war es, der sie im Jahre 1632 vom Feldlager in Nürnberg aus ins Leben rief. Die Wirren der Kriege zerstörten aber das Werk wieder und das 18. Jahrhundert hindurch war es völlig verschwunden. Nachdem Alexander I. 1802 die Hochschule neu begründet hatte, folgte eine lange Reihe glücklicher Jahre, in welchen trotz des deutschen Geistes, der unter Professoren und Studenten lebte, dem russischen Reiche treue und tüchtige Diener erzogen wurden. Von den Verschwörungen und nihilistischen Umtrieben des russischen Universitätswesens blieb Dorpat bewahrt. Selbst eingeborne Russen, wie der wissenschaftlich hervorragende Pirogoff, mußten gestehen, daß in Dorpat im Gegensatz zu den russischen Universitäten echte wissenschaftliche Durchbildung erworben werde. Das Hinüber und Herüber, das aus den deutschen Universitäten tüchtige Kräfte nach Dorpat führte und andererseits wieder den deutschen Hochschulen einen sehr bedeutenden Procentsatz aus Dorpat stammender Professoren schickte, hielt den Zusammenhang zwischen dem deutschen Mutterlande und den baltischen Provinzen lebendig. Es ist eine ganze Reihe von jetzt lebenden deutschen Docenten in Dorpat unterrichtet worden, oder sie haben selbst dort ein Lehramt bekleidet. Wir nennen nur die Theologen Seeberg, Adolf Harnack, dann Ratorp zc. Aber das ganze blühende Leben Dorpats wurde von dem russischen Chauvinismus verschlungen, so daß die Universität jetzt ein Schatten von dem ist, was sie früher war. Wegziehende Professoren werden durch minderwerthige russische Lehrkräfte ersetzt. Die Wirkung der Russificirungsmaßregeln, die Karl Schirren bereits 1869 in einer Schrift voraussagte, ist auch bei der Universität Dorpat eingetreten: „Solitudinem faciunt, pacem appellunt“ („Sie schaffen eine Wüste und nennen das Frieden“).

(A. C. L. R.)

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 41.

April 1895.

No. 4.

## Ritschls Theologie.

(Fortsetzung.)

Nachdem im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 277—284. 296—301. 333—341.) an der Hand des zweiten Bandes des großen Ritschlschen Werkes „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Veröhnung“, der den „biblischen Stoff der Lehre“ umfaßt, gezeigt worden ist, wie Ritschl der Schrift überhaupt gegenübersteht, und an einigen Beispielen dargethan worden ist, wie er sich durch die unerhörteste, gewaltthätigste Exegese den Weg zur Aufstellung seiner grundstürzenden Irrthümer bahnt: erübrigt noch, den dritten Band, den die „positive Entwicklung der Lehre“ enthaltenden Haupttheil seines Werkes näher ins Auge zu fassen. Ritschl hat nämlich in diesem Bande nicht etwa nur seine Lehre von der Rechtfertigung und Veröhnung zur Darstellung gebracht, sondern, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, „einen fast vollständigen Entwurf der Dogmatik vorgelegt, um die Centrallehre des evangelischen Christenthums als solche verständlich zu machen“. (III, III.) Selbstverständlich aber kann hier nicht ein ganzes auf 634 Seiten dargelegtes System in Betracht genommen werden. Dies würde den Rahmen dieser Zeitschrift weit überschreiten, ist auch nicht Zweck dieser Zeilen. Wir sehen deshalb auch von einer Erörterung der an Kant sich anlehnennden philosophischen Grundanschauungen Ritschls, von seiner Erkenntnistheorie u. ab. Es genügt für unsern Zweck, Ritschls Ausführungen über die Hauptlehren des Christenthums zu hören. Ein jeder Leser wird dadurch in den Stand gesetzt werden, selbst zu urtheilen, ob dieser Theologie überhaupt das Prädikat „christlich“ noch zuerkannt werden darf, auch ohne daß bei jedem Punkte die Irrlehre mit der Schrift widerlegt wird.

„Das Christenthum ist nicht einer Kreislinie zu vergleichen, welche um Einen Mittelpunkt liefe, sondern einer Ellipse, welche durch zwei Brennpunkte beherrscht ist.“ (III, 11.) In diesem Satze der Einleitung ist, so kann man wohl sagen, der Grundgedanke der ritschlschen Theologie aus-

gesprochen, der freilich erst aus dem ganzen System recht verständlich wird. Die beiden Brennpunkte sind „Gott“ und das „Reich Gottes“. Dieses Reich Gottes ist aber nicht etwa die Kirche, die Gesamtheit der Gläubigen, sondern die „sittliche Menschenverbindung“, die „moralische Gemeinschaft“. Der Zweck dieses Reiches Gottes ist das Streben nach moralischen Zielen, die Verwirklichung der sittlichen Idee. Es steht als eine Größe neben Gott, ja, eigentlich steht es im Vordergrund. Es ist, wie Ritschl sich ausdrückt, der „Selbstzweck Gottes“, der „Gott und den Menschen gemeinsame Endzweck“. Der Menschen Aufgabe ist, nicht Gotte, sondern eben für dieses Sittlichkeitsreich zu leben; nicht in Gott, sondern in der in diesem sittlichen Reiche erlangten Freiheit haben wir unsere Seligkeit zu finden. Wer sieht nicht in diesem Grundgedanken Ritschls den echten Rationalismus, der das ganze Christenthum auf bloße Moral reducirt?

Und von dieser Grundanschauung aus wird nun der Gottesbegriff construirt. Mit der größten Energie wird der Begriff der Persönlichkeit Gottes, die „Absolutheit“ Gottes, das heißt, daß Gott als ein selbständiges Wesen durch sich selbst, in sich selbst und für sich selbst ist und lebt, bekämpft. Ein solcher Gott ist ein „Idol“, ein „metaphysischer Göze“. Gott ist nur durch das Reich Gottes das, was er ist, ist eigentlich nur um des „sittlichen Reiches Gottes“ willen da, nur in diesem Reiche und nur für dasselbe existirt er. Durch Gott soll das Reich Gottes zum eigentlichen Gott erhoben werden. — Es gibt keine göttliche Eigenschaft der Ewigkeit nach biblischem Begriff. „Die Ewigkeit wäre als Attribut Gottes ein für uns leerer Name, wenn die beiden gangbaren Definitionen der Ewigkeit als der Zeitlosigkeit und als der anfangs- und endlosen Zeit richtig wären. Denn weder können wir bei wachem Bewußtsein von der Zeit abstrahiren, noch können wir in der Vorstellung der anfangs- und endlosen Zeit Gott von der Welt unterscheiden. Wir können eben weder den Anfang noch das Ende der Welt vorstellen; weil, wenn wir von dem Dasein der Welt abstrahirten, wir auch von unserm Denken zu abstrahiren hätten, da wir als denkende Geister Theile der Welt sind.“ (III, 223.) Und in dieser Weise wird weiter philosophirt, bis schließlich als Ewigkeit Gottes „die stetige und unveränderliche Richtung seines Willens auf seinen Selbstzweck und innerhalb desselben auf das Reich Gottes“ (III, 284) bestimmt wird. In ähnlicher Weise wird die Allmacht Gottes eingeschränkt. Wie die Eigenschaften der Heiligkeit und Gerechtigkeit in dem ritschlschen System ihres biblischen Gehalts entleert werden, ist schon früher (L. u. W. XL, 296 ff.) ausführlicher gezeigt worden. Die ganze Lehre von Gott, die ganze Wesensbestimmung Gottes ist in dem Satze: „Gott ist die Liebe“ erschöpft. „Die Meinung ist die, daß der zureichende Begriff von Gott in dem Begriff der Liebe ausgedrückt ist.“ (III, 260.) Diese Vorstellung, daß Gott Liebe ist, muß von der Theologie ohne die Voraussetzung irgend eines andern möglichen Begriffes von Gott zum Ausgangspunkt genommen werden. Der

formelle Begriff der Persönlichkeit Gottes ist ebenso unbrauchbar, wie irgend eine „pantheistische Formel“. Und als die Liebe ist Gott eben an die Herstellung des sittlichen Reiches Gottes gebunden. Das ist die Verwirklichung seines Selbstzweckes. Es gibt nur eine Offenbarung Gottes, nämlich die als unsers Vaters. Als Vater tritt er allen Menschen entgegen, seien sie nun gläubig oder ungläubig. Nie und nimmer ist Gott auch der gerechte zürnende Richter, der die Menschen um ihrer Sünden willen unter das verdammende Urtheil seines Gesetzes beschließt.

Dies wird nun auch für die Vernunft ganz plausibel gemacht in der Behandlung der „Lehre von der Sünde“. Eine alle Menschen schon von Natur verdammende Erbsünde gibt es nicht. „Die Annahme Luthers, daß die Lehre von der Erbsünde in der heiligen Schrift offenbart sei, beruht auf unrichtigen Erklärungen einzelner Aussprüche. Daß das individuelle Bekenntniß in Ps. 51, 7. keine allgemeine Lehrwahrheit begründen kann, ist wohl außer Zweifel. Ferner bezieht sich das Prädikat der Kinder des Zorns (Eph. 2, 3.) auf das frühere active Sündigen derjenigen, welche jetzt als Christen die dem Zorne entgegenge setzte göttliche Gesinnung der Gnade auf sich beziehen dürfen.“ Der Sinn des locus classicus Röm. 5, 12. aber wird nach Ritschl überhaupt kaum festgestellt werden können. „Was Paulus wirklich gedacht hat, indem er jenen Satz und den parallelen in V. 19. schrieb, darüber sind nicht nur die Ausleger noch immer uneinig, sondern es kann vielleicht überhaupt nicht deutlich gemacht werden. Dann kann jedoch das Dogma von der Erbsünde gerade nach der theologischen Norm der alten Schule nicht aufrecht erhalten werden. Denn die Dogmen sind auf deutliche Aussprüche in der heiligen Schrift zu begründen.“ (III, 326 f.) Aus Luthers Worten in den Schmalkalbischen Artikeln: „Solche Erbsünde ist so gar ein tief böse Verderbung der Natur, daß sie keine Vernunft nicht kennet, sondern muß aus der Schrift Offenbarung gegläubt werden, Ps. 51. Röm. 5. Exod. 33. Genes. 3.“ (Müller, Symb. Bücher, 310) argumentirt Ritschl folgendermaßen: „Ist demnach dieser Begriff ein Glaubensartikel, so haben wir an die Erbsünde, wie an Gott u. zu glauben; das ist aber widersinnig, denn die Erbsünde ist kein Behikel des Heiles.“ (III, 311.) Als ob Luther je solchen Unsinn mit seinen Worten hätte ausdrücken wollen! — Gibt es keine Erbsünde, so kann natürlich auch von einer Schuld und Strafe derselben nicht die Rede sein. Der Tod ist nicht der Sünde Sold. „So stark in dem 2. Artikel der Confessio Augustana die Schuld der Erbsünde ausgedrückt wird, so dient doch gerade dieser Artikel dazu, um Zweifel gegen die Statthaftigkeit der Lehre zu erwecken.“ (III, 323.) Freilich — hören wir dann weiter — „die alte Schule hat nach Anleitung des Paulus das allgemeine Todesgeschick als die objective Folge der ersten Sünde behauptet“. Aber das ist eine „alttestamentliche Anschauung“ und auf das alte Testament sich zu berufen ist „ein Fehler in der Theologie, welcher aus dem mechanischen

Gebrauch der heiligen Schrift“ hervorgeht. „Bloß deshalb, daß dieser Gedanke von dem Apostel gebildet ist, eignet er sich noch nicht zu einer theologischen Regel.“ (III, 339. 341.) Was nach Ritschl eigentlich Sünde ist, läßt sich etwa so zusammenfassen: Die Menschheit<sup>1)</sup> konnte ihre Aufgabe, die Herstellung eines Gottesreiches nicht sofort erfüllen. Ihr fehlte die Einsicht in das allgemeine Wesen des Guten, Gottes allgemeiner Zweck war ihr unbekannt, sie konnte Gott nicht als die Liebe verstehen und fühlte sich daher von ihm getrennt. In dieser ihrer Unwissenheit machten die Menschen sich sinnliche Güter zum Zweck und daraus entstand ein Hang, der als ein sündhafter zu bezeichnen ist, weil er sich auf etwas Anderes als auf den höchsten Zweck richtete. Die ganze Sünde fällt eigentlich unter den Begriff der „Unwissenheit“. Wie man aber zur Erkenntniß der „Sünde“ komme, sagt der Satz: „So wie wir die Thatsache der Sünde vom Standpunkte der Versöhnungsgemeinde aufzufassen haben, ist gerade das Evangelium von der Sündenvergebung der Erkenntnißgrund unserer Sündhaftigkeit“ (III, 310), ein Satz, der zugleich documentirt, daß die ritschlsche Theologie von dem Unterschied des Gesetzes und des Evangeliums, den Luther immer und immer wieder der Lehre St. Pauli gemäß auf das nachdrücklichste einschärft, auch nicht das geringste Verständniß hat, wie sich sonst noch ausführlicher nachweisen ließe.

Gibt es nun aber keine verdammende Schuld der Sünde, ist es nur eine Wahnvorstellung, daß Gott, der die Liebe ist, den Menschen um ihrer Sünde willen zürnen könne, kann von einer Trennung Gottes von dem Menschen nicht die Rede sein, sondern nur von einer aus Unwissenheit entstandenen Trennung des Menschen von Gott, so ist es natürlich eine total verkehrte, ganz widersinnige Meinung, daß Christus, Gottes Sohn, deshalb gekommen sei, um durch sein stellvertretendes Leiden und Sterben, durch sein einmaliges williges Opfer den Zorn Gottes über die Sünde zu sühnen und dadurch uns die Vergebung der Sünden zu erwerben. Christi Aufgabe war eine ganz andere. Doch ehe wir dieselbe uns von Ritschl schildern lassen, fragen wir vor allem, wer denn überhaupt Christus nach dieser Theologie ist.

Zwar wollen Ritschl und seine Schüler, wie versichert wird, an der Gottheit Christi festhalten. Der Ritschlianer H. Schulz in Göttingen hat auch ein großes Buch über die „Lehre von der Gottheit Christi“ geschrieben. Aber gerade in diesem Lehrstück zeigt sich so recht die heillose Falschmünzerei dieser Theologie, die die alten, gewohnten Ausdrücke anwendet, aber einen ganz neuen Sinn damit verbindet. So versteht sie auch unter der Gottheit Christi etwas ganz anderes, als die gesammte Christenheit bisher darunter verstanden hat. Es handelt sich in der Lehre von der Person Christi nicht

1) Es ist zu beachten, daß es in diesem System eigentlich keine individuelle Sünde gibt. „Subject der Sünde ist vielmehr die Menschheit als die Summe aller einzelnen.“ (III, 317.)

darum, was Christus ist, sondern um die Bedeutung, die Christus für uns hat, nicht um ein Seins- oder Wesensurtheil, sondern um ein Werthurtheil.<sup>1)</sup> Was er an sich war, ist eine metaphysische Frage, die uns nichts angeht; uns geht nur an, was er für uns ist.<sup>2)</sup> Was wesentlich von Christo zu bekennen ist, faßt sich zusammen in die Worte des kleinen Katechismus: „Jesus Christus ist mein Herr.“ Die andern Worte des Artikels, die die Lehre von den beiden Naturen Christi ausdrücken, sind „unverständliche Formeln“. Die ewige Gottheit Christi wird völlig in Ritschls Theologie beseitigt, die Präexistenz Christi schlechthin geleugnet. Was Ritschl die „Gottheit Christi“ nennt, ist weiter nichts als eine „Vergottung“ der Menschennatur, wie er denn auch ausdrücklich behauptet, daß Christo das Prädikat der Gottheit erst nach seiner Erhöhung zukomme. „Es ist eine unrichtige Voraussetzung, daß aus dem Neuen Testament eine einhellige Lehre von der Gottheit Christi exegetisch zu erheben sei. Im strengen Sinn genommen ist der Inhalt der Bücher des Neuen Testaments überhaupt nicht Lehre. Am wenigsten ist in den Reden Christi eine Lehre von seiner Gottheit zu entdecken.“ (III, 378.) Stellen in den Briefen der Apostel, in denen Christus als derjenige bezeichnet wird, durch welchen alle Dinge geschaffen sind, der also schon vor seiner Menschwerdung existierte, 1 Cor. 8, 6. Ebr. 1, 2. 3. 2c., werden nicht mit „richtigem Geschma“ erklärt, wenn sie von dem präexistenten Christus verstanden werden. 1 Cor. 8, 6. heißt es: „Wir haben Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir in ihm; und Einen Herrn, Jesum Christum, durch welchen alle Dinge sind (*δι' οὗ τὰ πάντα*), und wir in ihm.“ Hierzu hören wir: „Vorausgesetzt ist, daß der einzige Gott Vater alles geschaffen hat, oder der Grund alles Daseins ist; der Herr Jesus Christus ist also dabei der Mittelgrund. Nun aber ist unter dem Herrn der erhöhte Christus zu verstehen. Als Mittelgrund der Schöpfung also wird eine Größe bezeichnet, welche als solche in einer bestimmten Zeit eingetreten ist. Dieses ist das Räthsel, welches nicht dadurch weggeschafft werden darf, daß man Christus aus der Postexistenz in die Präexistenz schiebt.“ (III, 379.) „Neben dieser Reihe von Deutungen der Gottheit des erhöhten Christus steht der doppelte Satz des

1) Diese aus der Philosophie in die Theologie herübergenommene Unterscheidung ist eine der Grundlagen der ritschlschen Theologie, die die ganze Religion auf Werthurtheile gründet, die Seinsurtheile aber als „Metaphysik“ beiseite schiebt und verbannt. Ein Seinsurtheil ist dasjenige Urtheil, das sich auf das Ding an sich bezieht, ein Werthurtheil aber dasjenige, das sich auf das Ding für uns bezieht. „Gott ist“ oder „Gott ist Geist“ ist ein Seins- oder Wesensurtheil; „Gott ist die Liebe“ ist ein Werthurtheil, das in der Theologie allein Berechtigung hat. „Christus ist Gott“ ist ein Seinsurtheil; „Christus ist unser Herr und Erlöser“ ist ein Werthurtheil, welches allein in Betracht kommt.

2) Als ob je die Bedeutung einer Person festgestellt werden könnte, wenn man von ihrem Wesen ganz absieht!

Johannes, daß das Offenbarungswort, das Gott ist, in der Person Jesu Christi menschliche Person geworden ist, und daß die Jünger in ihm die Erscheinung des einzigen Sohnes Gottes daran erkannt haben, daß er voll Gnade und Treue sein Leben geführt hat, also in den Eigenschaften, in welchen Gott selbst dem Mose sein Wesen bezeichnet hat (Joh. 1, 14. Exod. 34, 6. 7.). Hier ist nun nöthig fest zu stellen, daß dieses Prädikat der Gottheit Christi aus der Erfahrung der Jüngergemeinde heraus behauptet wird. Außerhalb dieser Relation ist es nicht denkbar. Erst auf Grund dessen subsumirt Johannes die Gestalt Christi unter die Vorstellung vom Offenbarungswort, welche er an Welterschöpfung zc. erprobt, und für welche er das Prädikat Gott ausspricht. . . . Johannes muß dahin verstanden werden, daß Jesu Lebensführung dieselben sittlichen Wirkungen gezeigt hat, welche als die hauptsächlichsten Eigenschaften Gottes alles menschliche Vertrauen auf sich ziehen.“ (III, 382.) In dieser Weise wird die Beweiskraft des gewaltigen Eingangs des Johannesevangeliums, der wie dieses ganze Evangelium dazu geschrieben ist, daß man glaube, Jesus sei Christ, „der Sohn Gottes“, Joh. 20, 31., abgethan. Und wenn wir nun noch anderwärts die Versicherung erhalten, daß „die Gottheit oder die Weltherrschaft Christi in bestimmten Zügen seines geschichtlichen Lebens, als Attribut seiner zeitlichen Existenz begriffen werden muß“, ja nicht „unter der Voraussetzung eines unmeßbaren Privatverhältnisses gegen Gott“ vorgestellt, und seine Person nicht „als eine unregelmäßige Erscheinung in der Menschengeschichte“ aufgefaßt werden kann, so ist es doch sonnenklar, daß nach dieser Theologie Christus im Grunde genommen nichts mehr als ein Mensch ist.

In solchem Urtheil kann nicht irre machen, daß Christus fort und fort doch als Gott bezeichnet wird. Gott ist eben Christus für uns, indem sich in ihm die Liebe Gottes geoffenbart hat; aus Christo schaut uns die Liebe Gottes an; in der Gemeinschaft mit Christo erfährt man die Liebe Gottes. Christus verwirklicht den Zweck Gottes in der Welt, nämlich die Gründung des Reiches der Liebe. Dadurch ist seine Person in einzigartiger Weise Offenbarung Gottes. Er ist „diejenige Größe in der Welt, in deren Selbstzweck Gott seinen ewigen Selbstzweck in ursprünglicher Weise wirksam und offenbar macht, dessen berufsmäßiges Wirken also den Stoff der in ihm gegenwärtigen vollständigen Offenbarung Gottes bildet, oder in welchem das Wort Gottes menschliche Person ist“. (III, 426.) Ja, Christus ist eine menschliche Person, nichts mehr, aber ein Mensch, der die Motive und Zwecke Gottes in sich aufgenommen hat zu seinem persönlichen Eigenthum und sich durch Verwirklichung dieser Zwecke die „Vergottung“ erwirkt hat, die nun freilich im Anschluß an ihn alle sich erwirken können.<sup>1)</sup>

1) Diese Consequenz wird von Schulz in seiner „Lehre von der Gottheit Christi“ gezogen. Von Joh. 13—17. ausgehend kommt er zu dem Resultat, daß „die Gottheit Christi durchaus nur im Zusammenhang mit der Gottheit seiner Gemeinde

Das ist also das rechte Verständniß der Gottheit Christi. Die alte Weise, von der Gottheit und Menschheit des Herrn zu reden, „ist eine Ceremonie, deren Inhalt man nicht mehr versteht“. Schon Luther hat die Anregungen gegeben, die Gottheit in dem Menschen Christus zu verstehen. Und „Melancthon hat in seiner ersten Epoche den Gedanken Luthers so verstanden, daß die Formel von den zwei Naturen Christi gleichgiltig sei, wenn man ihn in seinen Wohlthaten richtig erkennt. So heißt es in den *Loci theologici* von 1521: *Hoc est Christum cognoscere, beneficia eius cognoscere, non quod isti (scholastici) docent, eius naturas, modos incarnationis contueri*“. (III, 374.) „Dieser Gedanke reicht nun auch in die Apologie der Augsburgerischen Confession hinein.“ Als Beweis wird diese Stelle angeführt: „Ez. 53, 11.: Sein Erkenntniß wird viel gerecht machen. Was ist aber das Erkenntniß Christi, denn sein Wohlthat kennen und sein Verheißung, die er in die Welt hat gepredigt und predigen lassen? Und die Wohlthat kennen, das heißt an Christum wahrlich glauben, nämlich glauben das, was Gott durch Christum verheißen hat, daß er das gewiß geben wolle.“ (Müller, *Symb. Bücher*, 105 f.) So ist also Melancthon ritschlianisch, die Apologie ist ritschlianisch, vor allem ist Luther eigentlich ein Ritschlianer. Hat er doch Aussprüche wie diese gethan: „An Christum glauben heißt nicht, daß Christus eine Person ist, die Gott und Mensch ist; denn das hülfe niemand nichts; sondern daß dieselbige Person Christus sei, das ist, daß er um unsern willen von Gott ausgegangen und in die Welt kommen ist, und wiederum die Welt verläßt und zum Vater geht. Das ist so viel gesagt: Das ist Christus, daß er für uns Mensch worden und gestorben, auferstanden und gen Himmel gefahren ist; von solchem Amt heißt er *Jesus Christus*; und solches von ihm glauben, daß wahr sei, das heißt in seinem Namen sein und bleiben.“ (St. Louis XI, 926.) Vor allem „haben Luthers Aufstellungen in den *Katechismen* den Sinn, daß unter Voraussetzung der kirchlichen Lehrformel die Gottheit Christi gerade in seinen menschlichen Leistungen für die Gemeinde offenbar, anschaulich, verständlich ist, und den Glauben, nicht als das Fürwahrhalten einer unverständlichen Lehre, sondern als das persönliche Vertrauen um unsern Heiles willen auf sich zieht“. (III, 372.) Luther habe zwar noch „das Schema der zwei Naturen, welche er nicht aufgeben will“. Aber „es kommt ihm gar nicht darauf an, daß die Laien . . . die altkirchliche Deutung Christi vollständig und ausführlich sich vergegenwärtigen“. (III, 373.) So soll Luther gesinnt gewesen sein, Luther, der jede Gelegenheit wahrnimmt, die wahre ewige Gottheit unsers Herrn *Jesus Christi* zu betonen, die allein dem Erlösungswerk seine Kraft und

erscheint“. „Nicht für ihn als eine vereinzelte Persönlichkeit kommt sie in Betracht, sondern für ihn als den Ausgangspunkt der neuen Menschheit. Nicht von den Seinen trennen und unterscheiden soll sie ihn. Die Seinen sollen werden, was er ist, und sind es im Princip schon in der Gegenwart“, nämlich Gott. (S. 439 f.)



Geltung gibt. Man denke nur an die zwei bekannten klassischen Aussprüche Luthers: „Ach, Herr Gott, von solchem seligen, tröstlichen Artikel sollte man ungezankt, ungezweifelt, im rechten Glauben immer fröhlich sein, singen, loben und danken Gott dem Vater für solche unaussprechliche Barmherzigkeit, daß er uns seinen lieben Sohn hat lassen uns gleich Mensch und Bruder werden. So richtet der leidige Satan durch stolze, ehrfüchtige, verzweifelte Leute solchen Unlust an, daß uns die Liebe und selige Freude muß verhindert und verderbet werden. Das sei Gott geklagt! Denn wir Christen“ (also doch wohl auch die Laien) „müssen das wissen: Wo Gott nicht mit in der Wage ist und das Gewichte gibt, so sinken wir mit unsrer Schüssel zu Grunde. Das meine ich also: Wo es nicht sollte heißen: Gott ist für uns gestorben, sondern allein ein Mensch, so sind wir verloren. Aber wenn Gottes Tod und Gott gestorben in der Wageschüssel liegt, so sinket er unter und wir fahren empor als eine leichte ledige Schüssel.“ (Walch XVI, 2728.) „Das“ (Christus ist wahrer Gott und Mensch) „dient nun dazu, wie nun oft gesagt ist, daß wir können wider den Teufel bestehen, und ihn im Todeskampf und andern Nöthen überwinden, wenn er uns schreckt mit der Sünde und Hölle. Denn wo er mir das angewönne, daß ich Christum als einen lautern Menschen, für mich gekreuzigt und gestorben, ansähe, so wäre ich verloren; wenn ich aber den Schatz und das Gewicht daran hänge, daß Christus, beide wahrhaftiger Gott und Mensch, für mich gestorben ist z., das wiegt und schlägt weit über alle Sünde, Tod, Hölle und alle Jammer und Herzeleid.“ (St. Louis XIII, 385 f.) L. J.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt.)

## Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi.

(Fortsetzung.)

Doch wir sind noch nicht fertig mit den Einwürfen der Gegner. Man wirft ferner ein, daß die Berichte, wie sie in den Evangelien vorliegen, nicht Berichte von Augen- und Ohrenzeugen sein könnten. Ihre ganze innere Beschaffenheit spreche dagegen, sie seien verworren, unklar, dunkel und voller Widersprüche.

Sehen wir uns einmal die hauptsächlichsten Widersprüche an, welche die Ungläubigen in der Geschichte der Auferstehung des Herrn gefunden zu haben meinen. Es ist allerdings eine ganz stattliche Anzahl, aber bei den meisten genügt schon die bloße Anführung, um zu zeigen, auf wie schwachen Füßen diese „Widersprüche“ stehen. So werden z. B. folgende

Widersprüche genannt: 1. Bei Johannes geht Maria Magdalena allein zum Grabe, bei Matthäus Maria Magdalena und die andere Maria, bei Marcus Maria Magdalena, Maria Jacobi und Salome, bei Lucas Maria Magdalena, Johanna, Maria Jacobi und andere mit ihnen. 2. Matthäus sagt nur, daß sie hingingen, das Grab zu besehen, Marcus, daß sie kämen und salbten ihn, Lucas, daß sie die Specereien getragen, welche sie bereitet hätten, Johannes endlich sagt gar nicht, warum Maria Magdalena hinausgegangen sei. 3. Nach Matthäus, Marcus und Lucas wäre Maria nur einmal zum Grabe gekommen, und hätte sogleich einen Engel gesehen, aber nach Johannes komme sie zweimal dahin und erst beim zweiten Male habe sie einen Engel gesehen. 4. Nach Marcus und Lucas treffen die Frauen den Stein schon abgewälzt an, nach Matthäus wird er erst in ihrer Gegenwart abgewälzt. 5. Bei Matthäus und Marcus sehen die Frauen nur Einen Engel, bei Lucas und Johannes zwei; und zwar sehen sie bei Matthäus diesen Engel vom Himmel fahren, bei Marcus ihn im Grabe sitzen, bei Lucas stehen die beiden Engel, bei Johannes sitzen sie im Grabe. 6. Die Rede des Engels bei Matthäus und Marcus lautet anders, als bei Lucas, bei diesen dreien anders als bei Johannes. 7. Die Worte, welche Jesus zur Maria Magdalena gesprochen hat, lauten anders bei Matthäus als bei Johannes. 8. Nach Lucas verkündigen alle Frauen den Elfen, was sie gesehen und gehört haben, nach Marcus sagten sie niemand nichts, denn sie fürchteten sich, nach Johannes hat Maria Magdalena es nur diesen und Petrus verkündigt, daß das Grab leer sei. 9. Nach Matthäus erscheint der Herr der Maria Magdalena auf dem Wege nach der Stadt, nach Johannes vor der Thür des Grabes. 10. Johannes erzählt, daß er und Petrus auf die Botschaft der Frauen hin zum Grabe gelaufen sind, Marcus weiß nur etwas von Petrus. 11. Nach Matthäus wehrt es Jesus der Maria nicht, seine Füße zu fassen, nach Johannes thut er es. 12. Matthäus und Johannes wissen nichts von der Erscheinung auf dem Wege nach Emmaus. 13. Matthäus kennt die Erscheinungen in Jerusalem nicht, sondern nur die in Galiläa, Marcus und Lucas wissen nichts von dieser, Johannes kennt zwei Erscheinungen in Jerusalem und Eine in Galiläa. 14. Nach Matthäus und Marcus bestellt der Herr seine Jünger nach Galiläa, dort sollen sie ihn auferstanden sehen, Lucas und Johannes wissen von einem solchen Befehl nichts, auch bleiben die Jünger in Jerusalem und der Herr erscheint ihnen auch dort. 15. In der galiläischen Erscheinung bei Matthäus und Johannes stimmen Ort und Personen durchaus nicht mit einander. Nach Matthäus sind es elf Jünger auf einem Berg, nach Johannes sieben an einem See. Bei Matthäus ist diese Erscheinung die erste, bei Johannes die dritte, bei Matthäus ist sie verabredet, bei Johannes unerwartet. Auch sind die Reden bei beiden durchaus verschieden. 16. Nur Marcus und Lucas berichten die Himmelfahrt, die beiden Augenzugen Matthäus und Johannes nicht.

Auch Strauß in seinem „Leben Jesu“ führt ein langes Verzeichniß von solchen „Widersprüchen“ auf, die zum Theil mit den vorigen zusammentreffen und ganz derselben Art sind. Paulus wisse von der Erscheinung Jesu vor den Frauen nichts, er berufe sich nur auf Männerauslagen. Der erste Mann, dem Jesus erschienen sei, sei nach Lucas und Paulus Petrus, die andern Evangelisten wüßten von dieser Erscheinung nichts. Paulus, Matthäus und Johannes berichteten nichts von der Erscheinung auf dem Wege nach Emmaus, die vier Evangelisten wüßten nichts von der den Fünfhundert und dem Jacobo widerfahrenen, die Synoptiker nichts von der den Elfen acht Tage nach der Auferstehung zu Theil gewordenen. Die vierzig Tage, von denen die Apostelgeschichte berichtet, stünden im Widerspruch mit dem Schluß des Lucasevangeliums, da nach diesem die letzte Erscheinung Christi am Auferstehungstage geschehen sei. Wolle man sich damit helfen, daß man sage, weder Paulus noch die Evangelisten machten Anspruch auf Vollständigkeit ihrer Berichterstattung, so treffe das wieder bei Johannes nicht zu, der (21, 14.) die Erscheinungen wenigstens bis zur dritten zähle, die Angabe stimme aber nicht mit dem Berichte der andern, die erste Erscheinung bei Johannes wäre hiernach die zweite bei Paulus, die zweite bei Johannes die fünfte bei Paulus. Auch übergehe Johannes die Erscheinung vor den Fünfhundert, da er doch die vor den sieben Aposteln am See erzähle, von der sonst niemand etwas wisse. Die letzte Erscheinung Jesu verlege Matthäus offenbar nach Galiläa; Lucas und Marcus nach oder in die nächste Nähe von Jerusalem. Dieser Widerspruch in Bezug auf die Vertlichkeit gehe überhaupt durch die ganze Geschichte hindurch. Bei Matthäus zeige sich Jesus am Auferstehungsmorgen nur den beiden Marien, die Jünger bescheide er nach Galiläa, wo er ihnen sofort zum ersten und letzten Male erscheine; damit im geraden Widerspruch lasse Lucas Jesum am Auferstehungstage nicht bloß den zwei nach Emmaus wandernden Jüngern auf dem Wege dahin erscheinen, sondern auch dem Petrus und den Elfen und etlichen andern in Jerusalem, ihnen auch die ausdrückliche Anweisung geben, in der Stadt zu bleiben, bis die Kraft des Höchsten über sie kommen werde, was der Verfasser der Apostelgeschichte erst nach sieben Wochen geschehen lasse. Auch in neuerer Zeit hat man wieder allerlei Irrthümer und Versehen in den Evangelien, besonders auch in der Auferstehungsgeschichte finden wollen, auch von positiv-gläubiger Seite, allerdings nicht um die Auferstehung des Herrn zu leugnen oder die Wahrheit der Berichte der Jünger anzugreifen, sondern um gegen die Irrthumslosigkeit und Verbalinspiration der Schrift zu Felde zu ziehen.<sup>1)</sup>

Sehen wir uns nun diese angeblichen Widersprüche an, so bemerken wir, daß die meisten derselben darauf beruhen, daß man entweder das einen Widerspruch zu nennen beliebt, wenn der eine der Evangelisten oder

1) Vgl. hierzu „Lehre und Wehre“, Jahrg. 39, S. 198 ff.

der Apostel Paulus eine Erscheinung Christi berichtet, welche die andern nicht erzählen, da doch keiner der Evangelisten darauf Anspruch macht, alle Erscheinungen des HErrn aufzuzählen, auch Johannes nicht, und da auch daraus, daß ein oder mehrere der Evangelisten eine Erscheinung nicht anführen, noch keineswegs folgt, daß sie nichts davon gewußt haben, oder daß man nachlässig und muthwillig die einzelnen Erscheinungen Christi untereinander mengt und nicht gehörig auseinander hält, und also die Widersprüche selbst erst herbeiführt, oder endlich, daß man darauf besteht, Marc. 16, 14. bis Schluß und Luc. 24, 36. bis Schluß als Eine Erscheinung zu fassen, da doch ohne Zweifel beide Evangelisten hier mehrere auf einander folgende Erscheinungen Christi in summarischer Kürze zusammenfassen. Wir werden gleich sehen, daß es wohl möglich ist, alle die Berichte von der Auferstehung Christi mit einander zu harmonisiren.

Es bleibt also von allen diesen „Widersprüchen“ eigentlich nur noch der Eine übrig, welchen auch die Gegner vielfach als den Hauptwiderspruch bezeichnen, der einfach unlösbar sei, daß nämlich nach dem Berichte des Matthäus Jesus seinen Jüngern den Befehl zukommen läßt, sie sollten sich nach Galiläa begeben, dort sollten sie ihn sehen, und die Jünger dann auch nach Galiläa aufgebrochen sind, während doch die andern Evangelisten noch von mehreren Erscheinungen des HErrn vor seinen Jüngern in Jerusalem erzählen.

Wohl ist es wahr, der HErr hatte durch die Frauen seinen Jüngern den Befehl zukommen lassen, sie sollten nach Galiläa gehen, dort würden sie ihn sehen. Und hätten die Jünger diesem Befehl des HErrn Folge geleistet, so hätte der HErr wahrscheinlich sich in Jerusalem seinen Jüngern nicht mehr gezeigt. Aber die Jünger leisteten eben diesem Befehl nicht Folge. Sie glaubten dem Berichte der Frauen nicht. Die Evangelisten heben diesen Unglauben der Jünger oft hervor. Marc. 16, 11. 13. 14. Luc. 24, 11. Da nun die Jünger diese Botschaft der Frauen, daß der HErr ihnen erschienen sei und solches zu ihnen gesagt habe, nicht glaubten, ja die Worte der Weiber für Märlein hielten, für Täuschung ihrer aufgeregten Phantasie, so haben sie natürlich auch diesem Auftrage keine Wichtigkeit beigelegt und sind demselben nicht nachgekommen. Matthäus deutet es auch mit keinem Worte an, daß die Elfe sofort nach dem erhaltenen Auftrage nach Galiläa gereist seien. In seiner barmherzigen Liebe erscheint daher der HErr seinen Jüngern zu wiederholten Malen in Jerusalem, um sie zu überzeugen, daß er auferstanden sei und lebe, um so seine kleine Schaar der Jünger wieder um sich zu sammeln und sie nach Galiläa zu führen, woselbst er am herrlichsten sich ihnen offenbaren wollte. Und als die Jünger durch diese verschiedenen Erscheinungen des HErrn alle zum Glauben an den auferstandenen Heiland gekommen waren, da brachen die Elfe auf, wie Matthäus erzählt, und gingen hin nach Galiläa auf den Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte.

In den Berichten der Apostel von der Auferstehung Christi finden sich keine Widersprüche. Die Apostel bezeugen uns einstimmig den Tod Christi am Kreuz, sie bezeugen uns ebenso einstimmig seine wahrhaftige, leibliche Auferstehung am dritten Tage, sie bezeugen uns, daß der Herr, der Auferstandene, zu den verschiedensten Malen von seinen Jüngern lebendig gesehen worden ist, daß sie mit ihm geredet, ihn angetastet, mit ihm gegessen und getrunken haben.

Wenn wir allerdings nun den Versuch machen, die verschiedenen Berichte von der Auferstehung Jesu mit einander zu vereinigen, so werden wir auf manche Schwierigkeiten stoßen, so daß es sich nicht mit völliger Gewißheit nachweisen läßt, so und nicht anders ist es bei den einzelnen Erscheinungen des Herrn hergegangen, so und nicht anders hat sich alles zugetragen. Aber das kann uns den Werth des Zeugnisses der Jünger nicht herabsetzen, sondern muß uns denselben erhöhen. Es hängt das mit der ganzen Art und Beschaffenheit der Berichte der Jünger zusammen. — Es ist ja überhaupt sehr schwer, es den Ungläubigen recht zu machen. Hätten wir einen solchen Bericht von der Auferstehung Christi, darin alles eins nach dem andern genau aufgezählt wäre, wie in dem Protokolle eines Untersuchungsgerichtes, sofort würde da die ganze ungläubige Welt schreien, das sei offenbar ein verabredeter Betrug der Jünger, eine vorher ausgedachte und geplante Erfindung; und nun, da sich die Sache anders verhält, da die Apostel uns diese Vorgänge berichten nach Art weltlicher Geschichtsschreiber, so schreit man über Widersprüche. — Aus der ganzen Beschaffenheit dieser Berichte sehen wir, daß wir Berichte von Augen- und Ohrenzeugen vor uns haben. Sie berichten eben, was jeder von ihnen insonderheit bei dieser großen Thatfache gesehen und gehört hat, was besonders ihm wichtig erschien. Der eine erzählt dieses, der andere jenes ausführlicher, um dann wieder andere Erscheinungen kurz zusammenzufassen. Sie erzählen uns die Begebenheiten mit vielen kleinen, einzelnen Zügen, wie nur solche zu thun pflegen, ja wie nur solche thun können, welche die Sache selbst mit angesehen haben, und sie kümmern sich dabei gar nicht um die Berichte der andern und wie etwa ihr Bericht mit jenen stimmen möchte. Aber gerade weil es Gott gefallen, uns einen solchen vierfachen Bericht von Christi Auferstehung zu geben, Berichte, die so ins Einzelne gehen und so viele kleine Züge uns bringen — was ihre Glaubwürdigkeit sehr erhöht —, so wird uns schwer, alles zu harmonisiren und ins rechte Licht zu stellen. Es fehlt uns dazu manches Glied, wir müßten genauer bekannt sein mit der ganzen Vertlichkeit und Umgebung, wo diese große Thatfache geschah, als wir es sind. Es sind daher verschiedene Zusammenstellungen der Ereignisse besonders des Ostermorgens, wie sie in den vier Berichten der Evangelisten vorliegen, denkbar, und wir können nicht entscheiden mit voller Gewißheit, welches die richtige ist, doch läßt sich gar wohl die Möglichkeit nachweisen, alle Erzählungen der Evangelisten zu Einem harmonischen,

widerspruchsfreien Ganzen zusammenzustellen. Indem wir daher einen solchen Versuch einer Harmonie der OSTERGESCHICHTE mittheilen, erinnern wir an die trefflichen Worte aus dem oben erwähnten Artikel dieser Zeitschrift: 1) „Wir geben von vornherein zu, daß hie und da auch wohl noch eine andere Combination denkbar wäre. Die evangelische Geschichte liegt uns eben in vier Evangelien vor. Es hat dem Heiligen Geist nicht gefallen, uns eine Evangelienharmonie in die Hand zu geben. Der Text der evangelischen Geschichte gibt uns nicht immer sicheren Anhalt, deutlich zu erkennen und bestimmt festzustellen, wie die einzelnen Begebenheiten, welche dieser oder jener Evangelist besonders erzählt, sich an andere Dinge anschließen, die ein anderer Evangelist mittheilt, welches die Zeitfolge der einzelnen Geschichten und der verschiedenen Bestandtheile einer Geschichte war. Es sind auch nicht immer sämmtliche Nebenumstände berichtet. Und so bleibt es vielfach den Auslegern überlassen, die einzelnen verschiedenen Data so oder so zusammen zu ordnen. Wo der Text der Schrift schweigt, können wir nicht mit absoluter Sicherheit erklären, daß die Sache so und so gewesen sei, daß zuerst dies und darauf jenes geschehen sei, und nicht umgekehrt. Den alten und neueren Kritikern gegenüber, welche gerade aus der Zusammenstellung der vier evangelischen Berichte ihre ‚Widersprüche‘ erschließen, genügt es, nachzuweisen, daß gar wohl die Möglichkeit vorhanden sei, alle einzelnen, verschiedenen Züge einer Handlung, welche von den verschiedenen Evangelisten aufgezeichnet sind, in ein harmonisches, widerspruchsloses Ganzes zu vereinigen. Wenn nur eine solche Möglichkeit dargethan ist, so ist damit die gäng und gäbe Rede von Widersprüchen, Unrichtigkeiten, Ungenauigkeiten entkräftet.“

Man zählt gewöhnlich nach den Evangelien und dem Berichte des Apostel Paulus zehn verschiedene Erscheinungen des HERRN nach seiner Auferstehung bis zu seiner Himmelfahrt. Die erste Erscheinung des HERRN ward der Maria Magdalena. Daß diese Erscheinung des HERRN die erste war, sehen wir aus Marc. 16, 9.

An einem Sabbath sehr frühe gingen mehrere Frauen, Jüngerinnen Jesu, hin zum Grabe des HERRN, es zu besehen und den Leichnam Jesu zu salben. Die Zeit, wann dieses geschah, geben uns alle Evangelisten genau an. Matthäus sagt: *ὄψις δὲ δὲ σαββάτων, τῇ ἐπιφωσκούσῃ εἰς μίαν σαββάτων*, das heißt, „als der Sabbath vergangen und der erste Wochentag heraufdämmerte“; Marcus: *διαγενομένου τοῦ σαββάτου*; Lucas und Johannes: *τῇ δὲ μιᾷ τῶν σαββάτων*. Es war also am ersten der Sabbath, am ersten Wochentage, am Sonntag. An diesem Morgen sehr frühe (Marc. 16, 1. 9. Luc. 24, 1.), als es noch finster war (Joh. 20, 1.), brachen diese Frauen von Jerusalem auf nach dem Grabe des HERRN, es zu besehen (Matth.

1) „L. u. W.“, Jahrg. 39, S. 272.

28, 1.)<sup>1)</sup> und den Leichnam Jesu zu salben (Marc. 16, 1.) mit Specereien, die sie theils vor (Luc. 23, 56.), theils nach dem Sabbath (Marc. 16, 1.) gekauft und bereitet hatten und nun trugen (Luc. 24, 1.). Es waren, wie Matthäus berichtet, Maria Magdalena und die andere Maria, nämlich Maria Jacobi. Marcus setzt noch die Salome hinzu, Lucas nennt die Salome nicht, fügt aber noch bei Johanna, das Weib des Chusa, des Verwalters Herodis, und „etliche mit ihnen“ (Luc. 24, 10.). Johannes gibt zwar mit Namen nur die Maria Magdalena an, deutet aber auch in seiner Erzählung darauf hin, daß es mehrere Frauen gewesen seien (Joh. 20, 2.). Es waren die Weiber, „die mit ihm kommen waren aus Galiläa“ (Luc. 23, 55.), und unter denen jene Genannten die vornehmsten und bekanntesten waren. Diese Frauen gingen an jenem Sonntagmorgen sehr frühe, ehe die Sonne aufgegangen war, zum Grabe. Auf dem Wege dahin kamen ihnen schwere Gedanken und Sorgen, daß doch vielleicht alle ihre Mühe vergeblich sei, ihrem todtten Meister die letzte Ehre zu erweisen. „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?“ so sprachen sie unter einander (Marc. 16, 3.). Unter solchen Gesprächen kamen sie zum Grabe, als die Sonne aufgegangen war (Marc. 16, 2.). Als sie in die Nähe des Grabes kamen, da sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß der Stein abgewälzt war, denn der Stein war sehr groß, und so konnten die Frauen schon in einiger Entfernung vernehmen, daß er nicht mehr vor dem Grabe lag (Marc. 16, 4. Luc. 24, 2. Joh. 20, 1.).

Während nämlich diese Frauen auf dem Wege waren, vielleicht auch ehe sie von Jerusalem aufbrachen, hatte sich bei dem Grabe des Herrn, welches von der römischen Wache behütet wurde, an jenem Morgen sehr frühe (Marc. 16, 9.) ein großes Wunder ereignet. Es geschah, wie Matthäus uns berichtet, ein großes Erdbeben, denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat herzu, wälzte den Stein von des Grabes Thür und setzte sich darauf. Und seine Gestalt war wie der Blitz und seine Kleider weiß wie Schnee. Die Hüter aber, die römischen Kriegsknechte, erschrafen vor Furcht und wurden als wären sie todt (Matth. 28, 2—4.). Das war geschehen, ehe die Frauen zum Grabe kamen.

Als nun die Weiber den Stein abgewälzt sahen, da eilte, wie Johannes (20, 1. ff.) erzählt, Maria Magdalena, ohne die Sache näher zu untersuchen, alsobald nach Jerusalem zurück, um Petrus und Johannes zu benachrichtigen. Sie glaubte sofort, daß der Leichnam Jesu gestohlen sei. Die andern Frauen jedoch gingen nicht mit zurück, sondern traten näher zum

1) Gerhard faßt die Stelle Matth. 28, 1. auf als einen besonderen Gang der Frauen zum Grabe, der schon am Abend vorher, unmittelbar nach dem Abschluß des Sabbath's stattgefunden habe. Er thut dieses, weil Matthäus berichtet, daß sie hingegangen seien, das Grab zu besuchen, während Marcus als Zweck des Ganges angibt, den Leichnam Jesu zu salben. Doch schließt ja der eine Zweck den andern nicht aus und die Gänge der Frauen werden so unnöthiger Weise gehäuft.

Grabe hinzu und sahen hier ein Gesicht der Engel. Wenn wir nur den Bericht des Matthäus hätten, so könnte es scheinen, diese Frauen hätten den Engel noch auf dem Stein sitzen sehen, und der Engel habe von hier aus sie angeredet. Doch der Bericht der andern Evangelisten läßt das als unwahrscheinlich erscheinen. Der Engel hatte sich, ehe die Frauen herzutrat, in das leere Grab Jesu hineinbegeben. Die Frauen sahen ihn im Grabe sitzen, als sie herzukamen und hineinschauten. „Ganz genau“, so sagt Nebe,<sup>1)</sup> „das geben wir gerne zu, stimmen aber auch so die Aussagen der Synoptiker noch nicht mit einander. Matthäus läßt den Engel die Frauen anreden und sie auffordern, näher zu treten, nach Marcus und Lucas hingegen treten sie ohne vorgängige Einladung ein. Allenfalls könnten wir diese geringfügige Differenz dadurch beseitigen, daß wir Josephs Grab uns so angelegt denken, wie jetzt noch eine Menge von alten Gräbern dicht bei Jerusalem gefunden wird. Da geht in den Felsen hinein ein enger Stollen, welcher meistentheils zu einer größeren Kammer führt, in deren Wänden sich längliche, wenig hohe, aber dafür etwas breitere Nischen befinden, in welche man die Leiche hineinlegte. War dieses Grab so angelegt, so könnte angenommen werden, ex motu proprio seien die Frauen in jenen Gang eingetreten, aber aus Angst und heiliger Scheu alsbald stille gestanden und erst auf die Aufforderung des Engels bis zu der Stätte vorgegedrungen, da der Herr gelegen hatte.“ Matthäus und Marcus berichten ferner nur von Einem Engel, Lucas dagegen erzählt, daß die Frauen zwei Engel gesehen haben. Wir können uns die Sache so denken, daß von den zwei Engeln nur einer geredet hat und Matthäus eben nur dieses einen Engels Erwähnung thut, wenn wir nicht etwa Nebes Erklärungsversuch annehmen wollen, welcher sagt:<sup>2)</sup> „Wir müssen diese verschiedenen Angaben auf sich beruhen lassen, sie erklären sich übrigens einfach dadurch, daß Matthäus und Marcus aus einer andern Quelle geschöpft haben, als Lucas. Die Personen, von welchen dieser seine Informationen einzog, hatten zwei Engel gesehen, was damit nicht in Conflict kommt, daß andere Weiber, die mit in dem Grabe gewesen waren, nur Eines ansichtig geworden waren; denn die Engel werden eben nur von denen gesehen, von welchen sie gesehen sein wollen.“ Gerhard unterscheidet hier wieder einen doppelten Gang der Frauen, den einen erzählt nach ihm Matthäus und Marcus, den andern Lucas. Dadurch wird allerdings diese Schwierigkeit gehoben, aber sonst die Sache sehr verwickelt. — Der Engel redete die Frauen, welche erschrocken waren und ihre Blicke zu Boden gesenkt hielten, folgendermaßen an: „Fürchtet euch nicht, denn ich weiß, daß ihr Jesum von Nazareth sucht, den Gekreuzigten. Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er euch gesagt hat. Siehe da die Stätte, da sie ihn hinlegten. Was suchet ihr den Lebendigen

1) Aufersteh. Gesch. S. 19.

2) H. a. D. S. 20.



bei den Todten! Gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war und sprach: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder und gekreuzigt werden und am dritten Tage wieder auferstehn. Gehet eilend hin und saget es seinen Jüngern und Petro. Er ist auferstanden von den Todten. Und siehe, er gehet vor euch her nach Galiläa, da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Siehe, ich habe es euch gesagt.“ (Matth. 28, 5—7. Marc. 16, 6. 7. Luc. 24, 5—7.) Und die Frauen gingen schnell hinaus und eilend fort vom Grabe, mit Furcht und großer Freude (Matth. 28, 8.); es war sie Zittern und Entsetzen angekommen, und sie sagten im Anfange niemand nichts, denn sie fürchteten sich (Marc. 16, 8.).

Sehen wir uns nun wieder nach Maria Magdalena um. Sie war, sobald sie den Stein vom Grabe abgewälzt gesehen hatte, zurückgelaufen und hatte Petrus und Johannes benachrichtigt (Joh. 20, 2.): „Sie haben den Herrn weggenommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ Auf diese Nachricht liefen die beiden, Petrus und Johannes, schnell zum Grabe (Joh. 20, 3. Luc. 24, 12.), sie erkannten an der Ordnung, die im Grabe herrschte, daß Jesu Leichnam wohl nicht von seinen Feinden mit Gewalt entfernt sein könne, und es nahm sie Wunder, wie es zugehe (Joh. 20, 8. 9.). Darauf gingen beide davon. Maria Magdalena aber war langsamer den beiden Jüngern nachgegangen und kam nun zum zweiten Male zum Grabe. Und als sie hineinschaute, sahe sie zwei Engel im Grab sitzen, die nach der Ursache ihres Weins fragten. Und dort an der Thür des Grabes erschien ihr der Herr, den sie zuerst für den Gärtner hielt, bis sie ihn an seiner Stimme erkannte. Der Herr befahl ihr, ihn nicht anzurühren, denn er sei noch nicht aufgefahren zu seinem Vater, sondern, ohne sich länger aufzuhalten, hinzugehen und seinen Jüngern zu verkündigen: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott“ (Joh. 20, 11—17.). Das war die erste Erscheinung.

Die zweite Erscheinung. Während dieses alles geschah, hatten sich die andern Frauen von der Angst und dem Entsetzen erholt, in welches sie die Rede des Engels versetzt hatte, und sie machten sich nun auf den Weg, den erhaltenen Auftrag auszuführen. Auf diesem Wege kam wahrscheinlich auch Maria Magdalena wieder zu ihnen. Auf diesem Wege nach Jerusalem erschien ihnen der Herr (Matth. 28, 9. 10.), grüßte sie und gab ihnen den Befehl, seinen Jüngern zu sagen, daß sie nach Galiläa gehen sollten, da würden sie ihn sehen. Die Frauen aber verkündigten dieses alles den Elfen und den andern allen. Aber diesen dächten ihre Worte eben, als wären es Märlein, und glaubten ihnen nicht (Luc. 24, 11.).

Da sie aber noch hingingen, so erzählt Matthäus weiter (28, 11.), da kamen etliche von den Hütern in die Stadt und verkündigten den Hohenpriestern alles, was geschehen war. Die Kriegsknechte hatten sich bald von ihrer Ohnmacht, in welche sie aus Schrecken vor dem Erdbeben und der Er-

scheinung des Engels gefallen waren, erholt, sie waren eilend von der für sie so schrecklichen Stätte hinweggeflohen, noch ehe die Frauen am Grabe erschienen, und etliche von ihnen kamen nun in die Stadt, um als die Ersten den Feinden Christi, den Hohenpriestern, die Auferstehung Jesu zu verkündigen. Die Hohenpriester aber hielten einen Rath und gaben den Kriegsknechten Geldes genug, daß sie aussagen sollten, die Jünger hätten den Leichnam Jesu gestohlen, dieweil sie, die Kriegsknechte, schliefen.

Die dritte Erscheinung war wahrscheinlich die, welche Petrus zu Theil wurde (Luc. 24, 34. 1 Cor. 15, 5.). Wann diese Erscheinung am ersten Ostertage stattfand, darüber gibt uns die Schrift keinen Aufschluß.

Zum vierten Male gegen Abend (Luc. 24, 29.) erschien der Herr den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus (Marc. 16, 12. 13. Luc. 24, 13. ff.).

Am Abend endlich erschien der Herr zum fünften Male an jenem Tage, und zwar allen seinen Jüngern mit Ausnahme des Thomas (Marc. 16, 14. Luc. 24, 36—43. Joh. 20, 19—23.).

Acht Tage später erschien der Herr wiederum allen seinen Jüngern, um auch den Thomas zum Glauben an seine Auferstehung zu bringen (Joh. 20, 24—31.).

Darauf folgt die Offenbarung des Herrn vor den sieben Jüngern am Meer Tiberias (Joh. 21.). Johannes sagt bei dieser Erscheinung: „Das ist nun das dritte Mal, daß Jesus offenbart ist seinen Jüngern, nachdem er von den Todten auferstanden ist.“ Johannes nennt diese Erscheinung also die dritte. Er will ohne Zweifel damit nicht sagen, daß dieses die dritte von allen Erscheinungen des Herrn überhaupt sei — sonst würde Johannes sich selbst widersprechen, denn nach seiner eigenen Erzählung war es schon die vierte Erscheinung Jesu —, sondern der Nachdruck liegt ohne Zweifel auf „seinen Jüngern“. Es war die dritte Erscheinung, die vor mehreren Jüngern stattfand.

Die achte Erscheinung war dann die Haupterscheinung des Herrn auf einem Berg in Galiläa (Matth. 28, 16—20. Marc. 16, 15—18.). Wahrscheinlich ist diese Erscheinung identisch mit jener, von der uns Paulus sagt (1 Cor. 15, 6.), daß Christus gesehen worden sei von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal.

Zum neunten wurde er gesehen von Jacobo (1 Cor. 15, 7.).

Endlich erschien der Herr zum zehnten und letzten Male allen seinen Jüngern am vierzigsten Tage nach seiner Auferstehung in Jerusalem, führte sie nach Bethanien an den Ölberg und fuhr dort vor ihren Augen gen Himmel (Marc. 16, 19. 20. Luc. 24, 44—53. Apost. 1, 3. ff.).

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß es gar wohl möglich ist, ein widerspruchsfreies Ganze aus den Berichten der Auferstehung herzustellen, daß es also nichts ist mit allen angeblichen Widersprüchen.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt.)

**Die Milde Roms.**

(Schluß.)

„47. Aber beachte wohl, daß ein in den Qualen gemachtes Geständniß, auch wenn es der Angeklagte später bestätigt hat, ohne vorhergegangene Indicien nicht hinreicht, um einen zum Tode zu verurtheilen, wohl aber wenn er freiwillig und ohne Folter bekant hätte; wie der Text lautet zc

„48. Doch setze den Fall, es hätte einer in den Qualen bekant und nach der Folterung leugnete er es, was soll da der Richter thun? Der Beschuldigte soll **gezwungen werden**, bei dem in der Folter gemachten Geständniß zu beharren; und dies scheint die Ansicht der geistlichen Rechtslehrer zu sein, besonders zc. Wenn daher der Widerrufende nicht das Gegentheil beweist, so wird er durch Wiederholung der Peinigungen und Foltern gezwungen, in einem solchen Geständniß zu verharren. Und darum kann der Richter einen solchen, der da leugnet, was er zuerst bekant hatte, wiederum foltern. So Angel. in dem genannten Buche unter dem Alinea: ‚Es erschienen die genannten Gefolterten und leugneten das Ganze‘ zc.

„Siehe da eine gute Praktik, was zu thun ist, wann einer bekant hat und nachher leugnet, daß er nämlich dann wieder der Folterung auszusetzen sei. **Al das Vorgenannte merke dir wohl und halte es im Sinn, denn es thut beim Inquisitionsgeschäft viel zur Sache.**

„49. Hierbei ist noch weiter zu beachten, daß in dem Falle, wenn der Gefolterte etwas aussagt und zum zweiten Male gefoltert sagt er das Gegentheil aus, er zum dritten Mal zu foltern ist, um zu sehen, bei welcher Aussage er am meisten verharret. Dies folgt aus dem, was Pabst Innocenz sagt zc.

„50. Und darum merke dir auch noch das sehr wohl, was Bal. . . . , sagt, nämlich, wenn ein Ungeschuldigter in den Folterqualen bekant hat, so können auch ohne neue Indicien die Folterungen wiederholt werden, weil jenes Geständniß nur einen halben Beweis ausmacht, und er gezwungen wird, hierin zu beharren. (!)

„51. Merke dir noch weiter, wenn auch Bart. in zc. zc. spricht, daß aus dem Grunde, weil der Partei, bevor sie der Folter unterworfen wird, eine Abschrift gegeben werden muß, die Zeugen nicht genügten, welche in der Hauptverhandlung wider den Angeklagten verhört wurden, weil sie ja vernommen worden seien, ohne daß die Gegenpartei geladen und darüber gehört worden wäre, so gilt dies nicht bei einem Rekereiverbrechen, denn bei diesem wird die Inquisition wider eine bestimmte Klasse von Personen ge-

führt, und alsdann erscheint sie in Wirklichkeit wider einen jeden geführt, und darum ist es nicht nöthig, jene in der Hauptverhandlung aufgenommenen Beweise von neuem aufzunehmen, wie man lesen kann in 2c.

„Zudem geht bei einem Kezereiverbrechen der Richter oder Inquisitor nur von Amtswegen vor; denn er geht nicht auf die Anklage irgendeines Klägers vor, sondern auf Grund der Ermittlungen, die er von Amtswegen erhoben hat, und darum ist es nicht nothwendig, daß er dem Angeklagten eine Abschrift der Anzeichen und Artikel übergebe, und in einem Kezereiproceß darf der Angeschuldigte nicht geladen werden, um die Zeugen schwören zu sehen, denn da werden wegen drohender Gefahr die Namen der Zeugen oder Ausfagenden verschwiegen. (Citate.)“

Dies also ist die historische „Milde“ der päpstlichen Gewalt; denn das Institut der Inquisition war ein speziell päpstliches Institut, und die Inquisition Richter handelten nur aus „apostolischer“, das heißt, päpstlicher Autorität, ganz unabhängig von der geistlichen Gewalt der Bischöfe und der weltlichen des Staates. Nach diesem Verfahren hätte man Luther gerichtet, wenn er der Citation des ihm vom Pabste gesetzten Inquisitionsmeisters, des Verfassers obigen Verfahrens, Folge geleistet oder wenn sein Landesherr es geduldet hätte, daß man ihn mit Gewalt oder List nach Rom schleppete. Wahrlich, wir können Gott nicht genug danken für diese „Auflehnung, diese Revolte gegen die bestehende Gewalt“, wie die heutigen römisch-deutschen Geschichtsschreiber und Journalisten („Germania“) Luthers Weigerung bezeichnen, deren Frechheit jetzt schon so weit geht, sofort nach dem Staatsanwalt zu schreiben, wenn man die obigen mittelalterlichen Zustände „dunkel, finster“ nennt, weil dies eine Beleidigung ihrer „Kirche“ sei. Und wenn sich der Pabst und seine Schriftsteller den Anschein geben, als seien jetzt in der römischen Kirche solche Zustände nicht mehr möglich, so ist dies eitel Heuchelei. Hat Rom oder seine Geschichtsschreibung diese Mordthaten jemals bestraft, verdammt oder auch nur mißbilligt? Hat es je eingestanden, daß es hierin unrecht gethan hat? Wo man es nicht durch Stillschweigen billigt, da hat und sucht man höchstens nach einigen Entschuldigungs- und Erklärungsgründen dafür, besonders den bösen „Feinden der Kirche“ gegenüber, denen man doch nicht die Sache geradezu ausdrücklich gutheißen will. Noch heute fordern die Jesuiten in ihren Publicationen für die „Kirche“ das körperliche Züchtigungsrecht zurück, dessen sie für ihre erzieherische Thätigkeit dringend bedürfe und dessen Unterbrechung sie außerordentlich beklagen. Auch heute bestehen alle jene Kirchengesetze noch fort, deren Ausübung nur durch die moderne Kulturentwicklung unmöglich geworden ist, welche den Einzelnen mit Gewalt unter das päpstliche Joch beugen; ja, sie sind in neuester Zeit in den „Erklärungen zur Constitution Apostolicae Sedis von Petrus Avanzini“ (ins Deutsche übertragen von Römstedt, Präses des bischöfl. Knaben-Seminars zu Münster, 1873) theilweise wieder erneuert. Darnach soll eine Frau, welche Enthalt-

samkeit gelobt hat, in ein Kloster gesperrt werden, wenn sie nur verdächtig ist, die Enthaltfamkeit nicht zu halten. Ist nicht das schon Grund genug, daß Luther gegen die Gelübde auftrat, wofür er noch heute von den römischen Söldlingen in der maßlosesten Weise geschmäht wird? Petrus Avanzini in seiner angezogenen Erklärung der Constitution Apostolicae Sedis des Papstes Pius IX. sagt nämlich: „Hieraus folgert die Glossen (als ein vom Rechte ausgesprochener Fall, in dem man Personen zwingen kann, wider ihren Willen in ein Kloster einzutreten): ‚Daraus nämlich, daß er sagt, weil über sie kein Verdacht gehegt werden darf, soll sie nicht gezwungen werden, erkenne ich, daß sie, wenn sie verdächtig ist, zum Eintritt in einen Orden gezwungen werden muß, weil sie die Enthaltfamkeit versprochen hat.‘ Ebenso hat Gregor IX. einen andern Fall in Erwägung gezogen und folgendermaßen entschieden: ‚Die Frauen, welche ihren Mann verlassen und gefallen sind, sollst du, falls sie sich zum besseren Leben bekehrt haben und ihre Männer sie nicht wieder annehmen wollen, in einem Kloster bei frommen Frauen unterbringen, damit sie dort immerwährend Buße thun.‘“ An einer andern Stelle citirt derselbe Avanzini auf die Frage, unter welche kirchliche Censuren die abgefallenen oder entlaufenen Ordensleute fallen, das unter Urban VIII. erlassene Decret der Congreg. Conc., in dessen § 4 folgende noch heute gültige Bestimmung getroffen sei: „Wiederum bestimmt sie (die heilige Congregation), daß die (einem Kloster) Entlaufenen oder Abtrünnigen, mögen sie das Ordenskleid noch tragen oder nicht, von dem Bischofe des Ortes, wo sie sich aufhalten, ins Gefängniß geworfen, den Ordens-Oberen zur Bestrafung nach den Ordensregeln bezeichnet werden sollen; und daß die Oberen selbst auch gehalten seien, dieselben aufzusuchen, zum Orden zurückzubringen und zu bewirken, daß dieselben aufgegriffen werden.“

Wir sehen hieraus, daß die römische Kirche alle ihre mittelalterlichen Gewaltmaßregeln auch heute noch aufrecht erhält und sie auch, wenn sie nur die Gewalt dazu hätte, zur Ausführung bringen würde trotz Civilisation und Cultur. Lassen wir uns doch nicht durch nichtsagende Phrasen in dieser Hinsicht täuschen und beruhigen. Das Papstthum ist durch Betrug und Gewalt entstanden und mit denselben Mitteln wird es und seine gerühmte „Einheit“ auch forterhalten.

Als Herr Consistorialrath Dr. Niemann in einer Rede den mangelnden Wahrheitsinn der Ultramontanen citirte, zeigte sich ein Römling in dem Münsterer „Mercur“ über diesen Vorwurf ganz ungeberdig, als ob Herr Dr. Niemann damit alle römische Katholiken zu Lügnern und Betrügern gestempelt hätte. Mit dieser echt jesuitischen Folgerung hat er die Behauptung des Herrn Dr. N. auß' eclatanteste bewiesen. Denn er weiß wohl — und der „Evangelische Bund“ hat es ihm zum Ueberfluß noch ausdrücklich erklärt — daß man unter den „Ultramontanen“ nicht die armen, unwissenden Schafe versteht, die ja nur „glauben, was man ihnen zu glauben vor-

stellt“, sondern ihre polemischen Hirten und Führer, die „Krufer im Streite“, die Vertreter des römisch-päpstlichen Systems in Wort und Schrift, darunter auch den römischen Artikelschreiber. Unter den vielen Beweisen seines mangelnden Wahrheitsfinnes wollen wir nur den auf unsere Materie bezüglichen herausgreifen. Er schreibt: „Sie (Herr Consistorialrath), behaupten, daß jeder katholische Bischof bei seiner Inthronisation dem Pabste schwören muß, die Verfolgung und Ausrottung der Ketzer (die Evangelischen) besorgen zu wollen“. Aber, Herr Consistorialrath, wo haben Sie denn je diesen gruseligen Schwur gesehen oder gehört? Glauben Sie mir, ein solcher Schwur ist weder öffentlich noch insgeheim jemals von einem katholischen Bischof geschworen worden. Man hat, Verehrtester, mit diesem Märlein Ihrer Gutmüthigkeit einen ganz colossalen Bären aufgebunden.“ Wenn sich Herr Dr. Niemann so ausgedrückt hat, so war dies allerdings in der Form incorrect, denn die betreffende Formel lautet: „Ausrottung der Ketzer eien“; in der Sache jedoch hat er ganz recht; denn das Pabstthum hat von jeher (seit Thomas v. Aquin) unter Ausrottung der Ketzerereien die Ausrottung der Ketzer verstanden und geübt. Von den vielen Beweisen hiefür will ich aus der Reformationszeit nur die des deutschen Theologen Dr. Wimpina (Koch), eines der eifrigsten Gegner Luthers, citiren, der in seiner gegen Luther gerichteten Anacephaläosis (p. II, l. 2, art. 2) schreibt: „Aus der Natur des Pontifical- oder bischöflichen Amtes ist es hinreichend klar . . . , daß diejenigen, welche in der Kirche das bischöfliche Amt ausüben, des leiblichen Lebens ihrer Unterthanen nicht schonen dürfen, um das geistliche Leben derselben zu erhalten, wie in Dist. 11, qu. 3, Cap. Nolite (also im canonischen Recht!) erklärt ist. Daher scheint mir auch jener Bischof (am Rande steht als Anmerkung: ‚Ein gewisser Bischof 1506‘), dessen Diöcese ganz voll von Ketzern war, schwer gefehlt zu haben, als er auf die Ermahnung eines gewissen Theologen hin, die Inquisition einzuführen und die Diöcese zu säubern, so lange noch die Ketzer ausrottbar wären, wozu er (der Theologe) ihm seine Mitwirkung zusicherte, nicht einmal mit einem Worte auf dessen Brief antwortete zum großen Schaden der Christlichen Religion in jenen Gegenden.“<sup>1)</sup> Auf diesem Grundsätze war ja die ganze päpstliche Inquisition aufgebaut; und wie der gleichfalls deutsche Theologe Dr. Et die Aus-

1) *Ex pontificali vel episcopali munere satis liquet, . . . eos, qui munere episcopali ecclesiae adscripti sunt, hos non debere vitae corporali pro spirituali subditorum vita conservanda parcere, uti 11. qu. 3. Nolite disseritur. Quo mihi erravisse graviter videtur is antistes (nota marg.: episcopus quidam 1506), qui cum dioecesis haberet haereticis confertissimam monereturque per quendam theologum, ut inquisitionem institueret purgaretque dioecesis, dum adhuc eluibiles haeretici essent — pollicita etiam opera sua —: ille ne verbo litteris respondit in gravem iacturam christianae in eisdem locis religionis.*

rottung der Ketzerien durch Verbrennung der Ketzer verstand und ausübte, das hat schon Luther dem deutschen Volke erzählt. Freilich muß den deutschen Bischöfen zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie im Allgemeinen an diesem römischen Nordverfahren keinen Gefallen fanden und den päpstlichen Inquisitoren allen möglichen Widerstand entgegensetzten, was die päpstlichen Beamten und Hoftheologen mit blutigen Thränen beklagten. Außer Wimpina an obiger Stelle haben wir auch schon den „Großmeister des heiligen apostolischen Palastes“, Prierias, in der Vorrede zu seinem Ketzerprozeßverfahren gehört, wo er die Zunahme der Ketzer und Hexen dem Umstande zuschreibt, daß „die Bischöfe nicht bloß schlafen, sondern sogar zuweilen im tiefsten Schnarchen liegen, ja, sogar den Inquisitionsrichtern Ketzerischer Bosheit, den Eiferern für den Glauben, sich widersetzen“. Daß man den Luther nicht verbrannt hat, kann fünfzig Jahre später der päpstliche Geschichtschreiber Raynald gar nicht genug beklagen. Nachdem er erwähnt hat (auf das Jahr 1517), wie man an andern Orten mit den Ketzern umgesprungen ist, fährt er fort: „Aber eine solche Tugend besaß der Erzbischof von Mainz nicht, daß er Luther, der die nämlichen Irrthümer aufbrachte, mit Gewalt niedergehalten hätte; derjenige aber, der kraft seines Amtes dergleichen Streitigkeiten hinwegzuschaffen verpflichtet gewesen wäre, der Dominicaner Tegel, der Richter des heiligen Glaubens, soll unkluger Weise den Brand noch vergrößert haben“ (das heißt, dadurch, daß er sich mit Luther in eine Controverse einließ, anstatt ihm den Ketzerprozeß zu machen).<sup>1)</sup> Und an einer andern Stelle (auf das Jahr 1479, No. 32) sagt derselbe römische Geschichtschreiber: „So wurde durch die fromme Bemühung des Erzbischofs von Toledo und des Königs Ferdinand diese pestbringende Ketzerei (des Petrus von Dama, der in Bezug auf Buße und Ablass dasselbe wie Luther gelehrt hatte) erstickt und so Spanien von den überaus großen drohenden Uebeln befreit, von denen später Deutschland heimgesucht wurde, da Carl V. und die Bischöfe Deutschlands sich nicht zu einer solchen Tugend aufraffen konnten, daß sie den Luther zum Widerruf seiner Ketzerei gezwungen oder ihn in den Flammen verbrannt hätten.“<sup>2)</sup> Und nachdem er im folgenden Paragraphen erzählt hat, wie der Doctor der Theologie Joh. Richard de Wesalia (der in Bezug auf die Kirchengewalt dasselbe wie Luther gelehrt hatte) durch den Inquisitionsrichter verdammt und zum Widerruf gezwungen worden

1) . . . sed ea virtute non valuit Moguntinus episcopus, ut eodem errores instaurantem Lutherum compeceretur; qui vero ex muneris dignitate eiusmodi controversias tollere debuerat, Tetzelius O. Praed., sacrae fidei censor, imprudenter incendium auxisse fertur.

2) Extincta est Toletani archiepiscopi et Ferdinandi regis pio studio pestifera haeresis atque ita Hispania maximis imminentibus malis liberata est, quibus postea obruta fuit Germania, cum Carolus V. praesulesque Germaniae ea virtute non valuissent, ut Lutherum ad haeresim improbandam cogere vel flammis cremarent.

sei, bricht er in die Worte aus: „O glückseliges Jahrhundert, in dem durch der Bischöfe und Glaubensrichter Sorgsamkeit so viele Ungeheuer ausgerottet wurden!“ (Felix saeculum, quo tot monstra praesulum censorumque fidei diligentia elisa sunt!) Und angesichts dieser thatsächlichen Anschauung der römischen Kirche, die sich durch das ganze Mittelalter hindurchzieht und noch durch zahllose Citate belegt werden könnte, angesichts des oben aus dem Munde der päpstlichen Beamten und Inquisitionsrichter vernommenen Inquisitionsverfahrens und der rauchenden Scheiterhaufen wagt dieser römische Artikelschreiber des „Merkur“ zu sagen: „Die katholische Kirche haßt und verfolgt den Irrthum, aber sie liebt die Irrenden als ihre fehlenden Kinder und sucht sie mit warmer Mutterliebe auf den guten Weg zurückzuleiten.“ — In seinem Wahrheitsinn erlaubt sich derselbe dann noch folgende Leistung: „Also wenn der Herr Bischof bis jetzt noch keinen einzigen ‚Ketzler verfolgt und ausgerottet‘ hat und somit den ‚Morbschwur‘ bis heutigen Tages nicht gehalten hat, dann ist er, wenn auch kein ‚Mörder‘, so doch ein ‚Eidbrüchiger‘. Sind das nicht ganz folgerichtige, allerdings recht ungeheuerliche Schlüsse aus Ihrer Behauptung, mein verehrter Herr?“ Nein, mein Herr Jesuit, das sind keine „ganz folgerichtige“, sondern jesuitische Trugschlüsse; denn es kann ja auch der Fall sein, wie es thatsächlich der Fall ist, daß die Bischöfe an der Ausübung dieser löblichen Pflicht durch den Zwang der Zeitverhältnisse gehindert sind, in welchem Falle sie weder thätliche Mörder, noch auch Eidbrüchige sind. Die päpstliche Presse erzählt uns ja tagtäglich, daß es noch zahlreiche „Rechte“ der Kirche gibt, auf die sie durchaus nicht verzichtet hat, wenn sie auch momentan durch die Zeitverhältnisse an deren Ausübung gehindert ist; darunter gehört nach der ausdrücklichen Erklärung der Jesuiten das löbliche Züchtigungsrecht der Kirche. Wohl aber ist der Schluß durchaus logisch und zwingend: Da die römische Kirche ihren gelehrten und geübten Ketzermord noch nicht verworfen, ja, noch nicht einmal mißbilligt hat, so gehört er noch unter diese „Rechte“ der Kirche, wenngleich sie an dessen thatsächlicher Ausübung durch den Zwang der Zeitverhältnisse gehindert ist. Beweis dafür ist gerade die Weibehaltung der Formel „Ausrottung der Ketzereien“ in dem bischöflichen Schwur. „Ausrotten“ ist und bleibt immer mehr, als bloßes „Hassen und Verfolgen“, wie uns der Artikelschreiber mit seinen jesuitischen Künsten aufbinden will. Man rottet Unkraut aus, indem man es mit der Wurzel auszieht; so rottet man das Unkraut der Ketzereien aus, indem man sie mit ihrer Wurzel, das heißt, mit allen ihren Urhebern und Bekennern vertilgt. Daher haben auch alle theologischen Schriftsteller des ganzen Mittelalters, die im römischen und päpstlichen Sinne schrieben, unter „Ausrottung der Ketzereien“ die Ausrottung der Ketzler verstanden und demgemäß auch gelehrt und fortwährend den letzteren Ausdruck gebraucht. Haben denn nicht Wimpina, Prierias und Raynald thatsächlich die von dem jesuitischen Artikelschreiber so emphatisch



dem Gegner imputirte Alternative gestellt: „Entweder Mörder oder Eidbrüchige“, als sie es den Bischöfen als eine grobe Pflichtvergeffenheit vorwarfen, daß sie die Keger nicht „ausrotteten“? Mußten da nicht nach den Anschauungen und Lehren dieser päpstlichen Theologen die Bischöfe „entweder Mörder oder Eidbrüchige“ sein? Hat sich aber wirklich in der Neuzeit in dieser Beziehung ein Meinungsumschwung in der römischen Kirche vollzogen, wofür aber nicht die geringsten Anhaltspunkte vorliegen, warum ändert sie nicht die Schwurformel und zeigt officiell an, daß sie den Kegermord mißbillige? Ja, man sucht in dem Artikel des „Merkur“ vergebens nach einem Zeichen, daß der Artikelschreiber selbst den mittelalterlichen Kegermord mißbillige; er stellt ihn nur für die Jetztzeit in Abrede. §.

---

## B e r m i s c h t e s .

**Eine uralte christliche Inschrift**, die auf das Jahr 771 zurückdatirt wird, wurde am Anfang des 17. Jahrhunderts in China aufgefunden. Dieselbe befindet sich auf einer allerdings stark beschädigten Marmortafel, die jetzt photographirt worden ist. Die Inschrift lautet nach einer Uebersetzung folgendermaßen: „Damals fing die Religion, die eine Zeit lang unterdrückt war, von neuem an, sich zu heben. Der Fels des Glaubens, der einen Augenblick schwankte, wurde wieder aufgerichtet und ins Gleichgewicht gebracht. Im Jahre 744 lebte ein Priester im Königreich Tathsin“ (dem byzantinischen Reich); „der kam nach China, um den Kaiser zu begrüßen, welcher dem Priester Lohan und sechs andern befahl, zugleich mit dem Gesandten aus Tathsin die christlichen Opfer im Palast Himgim darzubringen. Damals ließ der Kaiser an der Kirchthüre eine eigenhändig verfaßte Inschrift aufhängen. Alle Geschäfte wurden vollkommen gut verwaltet, und das aus der Religion entstehende Glück war dem Menschengeschlecht äußerst heilsam. Alle Jahre schenkte der Kaiser Taitfung am Tage der Geburt Christi der Kirche himmlische Wohlgerüche; er vertheilte an die Christen kaiserliche Speisen, um sie nach jeder Seite hin auszuzeichnen. Der Priester Ju, ein großer Beförderer der Religion und zugleich angesehen bei Hofe, Stellvertreter des Vicekönigs von Sofan und Aufseher des Palastes, welchem der Kaiser ein Mönchskleid von hellblauer Farbe geschenkt hat, ist ein Mann von sanftem Charakter und zu allem Guten bereitwillig. Sobald er die wahre Lehre in sein Herz aufgenommen hatte, brachte er sie unaufhörlich in Ausführung. Er ist aus fernem Lande nach China gekommen. Er übertrifft an Kunstfleiß alle die, welche unter der ersten Dynastie blühten, und ist vollkommen in Künste und Wissenschaften eingeweiht. Er leistete dem Staat außerordentliche Dienste und erwarb sich hohe Achtung beim Kaiser. Dieser Stein ist im zweiten Jahre der Regierung des Taitfung (771) aufgerichtet worden. Damals leitete

der Priester Niuschu die Christen in China. Liu=Siu=Jen, Rathsherr im Palast und früher Mitglied im Kriegsrath, hat diese Inschrift geschrieben. Knozen, der erste Minister und Oberbefehlshaber der Armee von Sofan, das heißt, in den nördlichen Gegenden, vertheilte den Sold und die Geschenke des Kaisers und sammelte nichts in seinem Hause. Er erhielt entweder die alten Kirchen in ihrem ehemaligen Zustande, oder erweiterte sie so, daß diese Gebäude Fasanen glichen, welche ihre Flügel zum Fliegen entfalten. Außerdem diente er auf alle Weise der christlichen Religion; er war fleißig in Liebeserweisen und verschwenderisch in der Vertheilung der Almosen. Alle Jahre versammelte er die Priester der Christen; da ließ er ihnen in frommem Eifer passende Speise bringen und setzte die Gastfreundschaft 14 Tage lang fort. Die Hungrigen kamen, und er speiste sie; die Frierenden kamen, und er bekleidete sie. Er pflegte die Kranken und sprach ihnen Muth zu; er begrub die Todten und brachte sie zur Ruhe. Bis jetzt hat man von keinem Manne gehört, der sich mit so frommer Religiosität der Vollziehung guter Werke widmete.“

L. F.

## Kirchlich - Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**General-Synode.** In dem ersten Heft des laufenden Jahrgangs des "Lutheran Quarterly" von Gettysburg findet sich ein Artikel von Dr. G. U. Wenner über "The Man of Sin", 2 Theff. 2, 8—12. Selbstverständlich kommt der Verfasser dabei auch auf die Frage, wer denn dieser „Mensch der Sünde“, der Antichrist sei. Er erinnert daran, daß schon manche mittelalterliche Secten bis zu den Hussiten herab den Pabst für den Antichrist gehalten hätten, und fährt dann fort: "Luther took up this idea when in 1520 he wrote against 'the accursed bull of Antichrist', and subsequently through Melanchthon" (?) "it attained symbolic significance by appearing in the Smalcald articles." Diese Lehre hätten dann auch die lutherischen Dogmatiker herübergenommen. Wenner meint nun zwar: "There are many reasons for believing the pope to be Antichrist." Aber er ist doch nicht geneigt, den Pabst für den „rechten Endchrist oder Widerchrist“ zu halten. Vielmehr sagt er: "Over against other unchristian systems one is sometimes tempted to rejoice in its" (Roman Church) "existence as a bulwark of the Church." Er findet nur antichristliche Elemente im Pabstthum und hält es überhaupt für besser, nicht zu versuchen, die Person des Antichristen festzustellen, sondern eingedenk zu sein, daß vor der Wiederkunft Christi der Geist des Antichristenthums auf mannigfache Weise werde offenbar werden, nicht nur im Pabstthum, sondern auch "in that spirit of unbelief which denies God and creation, finds the origin of man in protoplasm and by successive transmutations traces his genealogy through the ape to his present condition." Dr. Wenner weiß, daß er mit seinen Ansichten in Widerspruch tritt mit den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche, der er doch angehören will. Es dürfte sich empfehlen, die Ausführungen der Schmalkaldischen Artikel, die bekanntlich nicht von Melanchthon, sondern von Luther verfaßt sind, recht genau zu lesen. Gerade mit Bezug auf 2 Theff. 2. wird dort schlagend nach:

gewiesen, daß „alle Untugend, so in der heiligen Schrift vom Antichrist sind weis-  
gesagt, sich reimen mit des Pabsts Reich und seinen Gliedern“. (Müller, Symb.  
Bücher, S. 336.) L. F.

**Die Bedingungen** der Vereinigung der protestantischen mit der römischen Kirche betreffend erklärte neulich Cardinal Gibbons einem neugierigen methodistischen Prediger: „As for the terms of reunion, they would be easier than is commonly imagined. The Catholic Church holds to all the positive doctrines of all the Protestant Churches, and the acknowledgment of the Pope's judicial supremacy would make the way easy for accepting her other doctrines. *You are nearer to us than you imagine.* Many doctrines are ascribed to the Church which she repudiates.“ — Daß protestantische Prediger sich überhaupt bei den Creaturen des Pabstes nach den Bedingungen, unter welchen sie in den Schooß der römischen Kirche ausgenommen werden können, erkundigen, ist ein Zeichen der Zeit und der beste Beweis für die Worte Gibbons': „You are nearer to us than you imagine,“ zugleich aber auch ein trauriges Zeugniß von der Blindheit, mit welcher die Secten geschlagen sind, daß sie überhaupt Bedingungen für möglich halten, unter welchen Christenthum und Antichristenthum, Christus und Belial, Licht und Finsterniß, der Tempel Gottes und die Synagoge des Satans vereinigt werden könnten. „Actum est de papa et pontificiis!“ So urtheilte Luther 1538 in seiner Vorrede zu den Schmalkaldischen Artikeln, und bei diesem Urtheil wird es bleiben bis an den jüngsten Tag. Eine mehr als tausendjährige Erfahrung lehrt es ja auch zur Genüge, „daß der Pabst lieber wolt die ganze Christenheit verloren und alle Seelen verdammt sehen, ehe er sich oder die Seinen wolt ein wenig reformiren und seiner Tyrannei ein Maß setzen lassen“. (Müller, S. 295.) J. D.

**Eine Folge des Religionsparlaments in Chicago.** Die von dem Präsidenten der baptistischen Universität in Chicago, Dr. Harper, herausgegebene Zeitschrift, „Biblical World“, berichtet in der Februarnummer Folgendes: Aus Anlaß des Erfolgs des Religionsparlaments ist im vergangenen Jahr von einer Frau in Chicago ein „Lectureship in Comparative Religion“ an der Universität gestiftet und zu diesem Zwecke die Summe von \$20,000 ausgeworfen worden. Daraufhin haben heidnische Theilnehmer des Religionsparlaments, namentlich der öfters genannte Nozoombar aus Indien, den Wunsch ausgesprochen, daß eine ähnliche Stiftung für Indien gemacht werden möchte. Mit Begeisterung wurde dieser Gedanke in Chicago, namentlich von Dr. Barrows, dem Vater des Religionsparlaments, aufgegriffen, um das gute Werk der Erleuchtung und Verbrüderung, das von dem religiösen Congreß begonnen worden sei, in Calcutta weiter zu führen, und vor Kurzem hat sich nun auch dieselbe Frau bereit erklärt, zu diesem Zwecke weitere \$20,000 zur Verfügung zu stellen. Alljährlich soll nun unter der Leitung des Präsidenten Harper und der zwei Professoren der vergleichenden Religion an der Universität eine Series Vorträge von einem angesehenen Gelehrten Europas, Asiens oder Americas in Calcutta gehalten werden, um Indien „mit den großen Wahrheiten des Christenthums und seiner Harmonie mit den Wahrheiten der andern Religionen“ bekannt zu machen. Das mag freilich ein schönes Christenthum sein, das dann verkündigt wird! Was die Heiden davon erwarten, geht aus folgender Aussprache einer heidnischen Zeitschrift, „Hindu“, hervor: „We expect nothing but good to come from this proposed friendly and regardful study of the two religions, from a comparison of the truths and teachings embodied in their respective literatures. . . . We hope that Buddhism and Christianity, Hinduism and Christianity, Islam and Christianity will be reconciled yet by some

supreme minds, who shall show that in Christ all that is good and true in these faiths has been embodied and completed by a special revelation." Ähnliche Aussprüche kommen von angesehenen Anhängern des Islam, des Parsismus, des Buddhismus u. a. Traurig aber ist es, daß auch eine Anzahl christlicher Missionare und Missionsconferenzen diesen Plan mit Freudigkeit begrüßen und große Dinge davon erwarten.

L. F.

## II. Auslaub.

**Leipziger Mission.** Zum Vorſitzer des Miſſionscollegiums in Leipzig iſt der Oberconſiſtorialpräſident Dr. A. von Stählin in München gewählt worden an Stelle des bald nach ſeinem Ausſcheiden geſtorbenen Oberkirchenrathspräſidenten Dr. Kliefoth in Mecklenburg. Ueber dieſe Wahl ſpricht das Breslauer Blatt „Gothold“ ſeine Bedenken aus, findet in derſelben einen Rückſchritt. Stählin, obwohl oberſter Würdenträger einer lutheriſchen Landeskirche, hat vor kurzem erſt wieder Kanzelgemeinſchaft mit Uniten geübt, indem er bei der Einweiſung der evangeliſchen Kirche in Paris mit dem Vicepräſidenten des preußiſchen Oberkirchenrathes Propſt Freiherrn von der Goltz zuſammen amtierte. In einer Verſammlung der „Evangelischen Vereinigung“ hat er einen Vortrag gehalten des Inhalts, daß Unionsgeſinnung Bedingung für ein gedeihliches Zuſammenwirken ſei. Stählin iſt auch einer der eifrigſten Befürworter der Einführung der „revidirten“ Lutherbibel und hat ſeine Stellung zu gebrauchen gewußt, um dieſe Angelegenheit vor die bayriſche Generalsynode zu bringen. Trotz des Widerſpruchs mehrerer Synodalen hat er daſelbſt auch ſeine Anträge durchgeſetzt.

L. F.

**Aus Hamburg.** Paſtor Glage findet mit ſeiner Beurtheilung der dortigen kirchlichen Verhältniſſe nicht nur in den Laienkreiſen Hamburgs, ſondern auch unter den Geiſtlichen Zuſtimmung. Paſtor Schetelig an der Martinskirche in Hamburg verwarht ſich in einer Zuſchrift an das „Schleſwig-Holſtein-Lauenburgiſche Kirchen- und Schulblatt“ gegen eine Aeußerung des genannten Blattes, daß „die Geiſtlichen aller Richtungen wohl unisono Paſtor Glage entgegenrufen möchten: noli turbare circulos meos“. Schetelig entgegnet: „Das iſt keineswegs der Fall. Im Gegentheile, es iſt nicht nur in Laienkreiſen, ſondern auch von einem Theile der Geiſtlichkeit als eine wahre Erlöſung empfunden worden, daß endlich einmal einer den Muth gehabt hat, auf den Krebsſchaden in unſerer Landeskirche den Finger zu legen, wie denn auch eine Anzahl Geiſtlicher in mehreren Eingaben an den Kirchenrath dem Vorgehen Glages zuſtimmend ſich erklärt hat. Der Friede, der biſher in der Landeskirche herrſchte, iſt längſt von uns als ein ſauler Friede empfunden worden, und wir begrüßen es als eine Wohlthat, daß dieſe Art von Frieden zerſtört iſt. Daß es der Neuling war, der ihn ſtörte, erſcheint uns ſo wenig tabelnswerth, daß wir vielmehr ihm, dem ſich jetzt erſt aufdrängte, woran wir andern leider ſchon lange gewöhnt waren, den Beruf hierzu in erſter Linie zuerkennen. Gott ſtärkte ihn in dem Kampfe, den er, von ſeinem Gewiſſen getrieben, unternommen, und erbarme ſich ſeiner armen Kirche!“ — Der Proteſtantenverein in Hamburg nimmt Paſtor Rebattu ausgiebig in ſeinen Schutz. Am 22. Februar hielt er eine Mitgliederverſammlung ab, in welcher Hauptpaſtor Rode, die Paſtoren Panne, Schoof, Straußky, Paſtor a. D. Collmann ꝛc. zugegen waren. Es wurde folgende Reſolution gefaßt: „Der Hamburger Proteſtantenverein ſpricht Herrn Paſtor Rebattu für ſein erfolgreiches Auftreten in der öffentliſchen Verſammlung am 23. Auguſt 1894 im Victoriagarten zu Darmbeck ſeine Anerkennung aus und erklärt ſich grundſätzlich einverſtanden mit dem Inhalte des dort von Herrn Paſtor Rebattu gehaltenen Vortrages; „Die Religion wird erhalten bleiben“. Der Proteſtantenverein verurtheilt die unbegründeten, die Gewiſſenhaftigkeit und Amtstreue des Herrn Paſtor Rebattu

und seiner Gefinnungsgeoffen bezweifelnden Angriffe des Herrn Pastor Glage und begrüßt mit Genugthuung den Verweis, den der Kirchenrath dem Herrn Pastor Glage ertheilt hat. Er bedauert aber, daß sich einige unduldsame Protestanten in unserer Stadt bemüht haben, vom Kirchenrathe ein disciplinarisches Einschreiten gegen Herrn Pastor Nebattu wegen seines Vortrages zu verlangen. Der Protestantenverein bedauert ferner lebhaft, daß der Kirchenrath in einem Falle, in dem das geistliche Ministerium trotz der vom Kirchenrathe gegebenen Anregung keinen Anlaß zur Einleitung eines disciplinaren Verfahrens gefunden hat, ein solches dennoch eingeleitet und Herrn Pastor Nebattu wegen der Form einzelner Aeußerungen in seinem Vortrage eine Warnung ertheilt hat. Der Protestantenverein sieht hierin eine Beschränkung der Freiheit des Wortes in unserer Kirche. Wenn ein Geistlicher seiner Amtspflichtung entsprechend, alle dem Worte Gottes widersprechende Irrthümer, wie sehr sie auch durch das Ansehen der Menschen begünstigt werden, gründlich widerlegen und vor denselben seine Zuhörer warnen will, so wird es nicht möglich sein, dabei immer eine Ausdrucksweise zu wählen, die das Mißverständniß und das Mißvergnügen Andersdenkender ausschließt. Die Freudigkeit der Geistlichen in ihrer Amtsthätigkeit und die lebhafteste Theilnahme der Gemeindeglieder am kirchlichen Leben kann aber nicht gehoben werden, wenn bei jeder Aeußerung eines solchen Mißbehagens seitens einiger Heißsporne ein disciplinarisches Vorgehen erwartet werden kann. Der Protestantenverein ist nach wie vor, seinen eigenen Satzungen entsprechend, bereit, den Ausbau unserer hamburgischen Landeskirche, sowie alle christlichen Unternehmungen und Werke zu fördern, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen. Er ist aber der Ueberzeugung, daß die gemeinsame Arbeit mit den Vertretern anderer dogmatischer Richtungen nur dann von irgend einem Erfolge begleitet sein kann, wenn das auf gegenseitiger Achtung beruhende gute Einvernehmen zwischen den Vertretern verschiedener Richtungen in unserer Kirche nicht gestört wird. Der Protestantenverein hält es unter diesen Umständen für geboten, alle freisinnigen Mitglieder unserer hamburgischen Landeskirche dringend aufzufordern, das Ihrige zu thun, um die Freiheit der Ueberzeugung ihren Geistlichen ungeschmälert zu erhalten. Zu dem Ende richtet er an alle entschiedenen Protestanten die Bitte, die Reihen des Protestantenvereins zu vergrößern und denselben dadurch in seinem Kampfe wider die Unduldsamkeit und für das gute Recht des freien, in Jesu Christo gebundenen Protestantismus zu kräftigen.“ Man wird sich erinnern, daß Nebattu in seinem Vortrag über die „Erhaltung der Religion“ die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments den Märchenbüchern gleichstellte, den Veröhnungstod Christi leugnete, für Beseitigung der Bekenntniskirche entschieden eintrat &c. Und mit all diesem sprechen sich andere Pastoren und der Hamburger Protestantenverein „grundsätzlich einverstanden“ aus!  
(A. E. L. K.)

**Aus Berlin.** Gegen den Pfarrer Dr. Visio, welcher sich weigerte, das Apostolicum im Gottesdienst zu gebrauchen, ist vom Oberkirchenrath auf Dienstentlassung erkannt worden. Als Grund wurde sein „Ungehorsam“ angegeben, weil er unerläßliche Amtspflichten verlegt und sich geweigert hat, der Forderung seiner vorgesetzten Dienstbehörde bezüglich dieser Amtspflichten nachzukommen. Mit der Dienstentlassung ist nach § 9 des Disciplinargesetzes von 1886 der Verlust der Rechte des geistlichen Standes verbunden. Die Luthardt'sche Kirchenzeitung bemerkt hierzu: „Daß man gegen einen Leugner der Dreieinigkeit bloß wegen Ungehorsams gegen seine menschlichen Oberen vorgeht, ist eine beklagenswerthe Erscheinung in unserm kirchlichen Leben.“ Mit diesem Urtheil verurtheilt der Herausgeber der Kirchenzeitung sich selbst. Man hat noch nie davon gehört, daß derselbe gegen die Leugner

der Dreieinigkeit in seinem eigenen Lager, in der sächsischen Landeskirche, unter seinen Facultätscollegen seine Stimme erhoben und auf deren Dienstentlassung gedrungen hätte.

G. St.

**Aus Württemberg.** Prof. Haering aus Göttingen, ein Schüler Ritschls, ist kürzlich an die Stelle des verstorbenen Prof. Kübel nach Tübingen berufen. Wie man jetzt in „gläubigen“ Kreisen über solche Theologen urtheilt, zeigt folgende Zuschrift aus der Schweiz, von welcher die „A. E. L. R.“ gern Notiz nimmt: „Die Theologie Haerings enthält neben Einflüssen von Ritschl her einen solchen Fonds persönlichen Herzensglaubens und liebevollen Versenkens in die heilige Schrift, daß man über diesen letzten sehr oft das erste vergißt. Dabei läßt seine bescheidene, demüthige und sinnige, dabei nicht sentimentale, sondern im besten Sinn gemüthvolle Weise den Gedanken an einen Rationalisten gar nicht bei ihm aufkommen. Wir wissen, daß er bei seinem Aufenthalt in Zürich für manche jungen Leute, die von Haus aus eher einen Zug zum Reformglauben hatten, wirklich die Brücke zum Heil in Christo wurde, und würden es daher bedauern, wenn man ihm in den gläubigen Kreisen Deutschlands allzu mißtraulich gegenüberstünde, so sehr wir überzeugt sind, daß eine strengere kirchliche Richtung gegenwärtig mehr als je gegen Einflüsse von links her auf der Hut sein muß.“ Einem offenkundigen Antichristen, welcher die Gottheit Christi und die Versöhnung durch Christum leugnet, rühmen die modernen „Gläubigen“ also noch persönlichen Herzensglauben nach und die Fähigkeit, junge Leute zu Christo zu führen. Ja wahrlich, das Salz ist dumm geworden.

G. St.

**Aus den Rheinlanden.** Ein Pastor Dammann hat in seinem evangelischen Wochenblatt „Licht und Leben“ einen Offenen Brief an Prof. Meinhold in Bonn veröffentlicht, welcher mit folgenden Worten abschließt: „Sie haben Ihre Fahnen entrollt, Herr Professor, und wenn ich in Ihrem Büchlein auch nicht alles verstehe, z. B. das nicht, wie der Göze Jahwe, der in der Zeit vor Moses in Flüssen, Bäumen, Steinen, Thieren sein wunderbares Dasein führte, mit einem Male sich dem Moses erschließt als den Gott Israels, auf eine Ihnen selbst unbegreifliche Weise, so habe ich doch so viel verstanden, daß Ihre Theologie und unsere Kirche in grellem Widerspruche mit einander stehen und in einem Hause nicht mehr mit einander wohnen können. Entweder muß unsere Kirche Ihre Theologie von sich stoßen oder Ihre Theologie muß unsere Kirche daran geben. Sie sagen ja selbst, daß alle die Dinge doch einmal an unser Volk herantreten müssen. Sie bitten inständig, daß die Kirchthüren sich doch öffnen möchten für Wissenschaft und Kritik der modernen Theologie. Bei Gott im Himmel, Herr Professor, es geht nicht! Es ist mir, als ob ich schon den Ruf vernehme: Israel, hebe dich zu deinen Sütten! Und je lauter Ihre Theologie wird, je lauter wird dieser Ruf. Und wenn dann die Landeskirche sich Ihrer nicht mehr erwehren kann, so wollen wir sie Ihnen und der modernen Theologie überlassen. Die Schwalbe wird schon ein Nest finden. Aber vorläufig sind wir noch nicht so weit. Darum auf zum heiligen Kampfe! Wir hoffen zu dem Herrn, dem unsichtbaren König seiner gläubigen Gemeinde, daß, wenn die Dinge so weitergehen, sich auf kirchlichem Gebiete wiederholen wird, was in unserm Vaterlande geschah Anno 1813. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Freilich nicht das gesammte Volk, aber doch noch die 7000, die ihre Kniee nicht beugen wollen vor dem Baal der modernen Theologie.“ Wir bemerken hiezu: Ei, warum seid ihr denn noch nicht so weit? Wie lange wollen die 7000 noch zuwarten? Wie lange sollen die Dinge noch so weiter gehen? Die preussische Landeskirche hat längst den Beweis gegeben, daß sie sich solcher Männer nach dem Schlage Meinholds weder erwehren kann noch will. Offenbare Feinde Christi und seines Wortes sitzen zu

Duenden auf den Kathedern der preussischen Universitäten. Und Hunderte von Kirchthüren haben sich bereits dieser modernen Theologie geöffnet. Wenn jetzt noch nicht die Stunde, da sich Israel zu seinen Hütten heben sollte, vorhanden ist, so wird sie gewiß nimmer kommen. G. St.

**Alttestamentliche Kritik.** In das noch ungeklärte Durcheinander wie in die Kühnheit der alttestamentlichen Kritik ließ der Professor der Theologie, Dr. Nowak, auf seiner Festrede zum Geburtstag des Kaisers in der Universität Straßburg seine Zuhörer einen Blick thun. Nur Einiges, welches das Interesse unserer Leser in besonderem Maße finden dürfte, sei aus dem Vortrage erwähnt. Bemerkenswerth ist zunächst der Umschwung in der Exegese des Wortes „Elohim“. Man wird sich erinnern, mit welcher Sicherheit vor noch nicht langer Zeit von der kritischen Schule hier eine Erinnerung an Vielgötterei gesehen wurde, wie man die Ansicht eines Delitsch etwa, der den Plural als eine „Potenzirung“ des Gottesbegriffs faßte, als gesucht und unwissenschaftlich belächelte. Heute kann Nowak sagen: „Man hat gemeint, daß sich die im Hebräischen immer im Plural übliche Bezeichnung des einen Gottes kaum anders als so erklären lasse, daß eine Mehrheit von Göttern in dem Einen Gott der alttestamentlichen Religion zusammengefaßt wurde, sodaß also diese Bezeichnung ursprünglich Polytheismus voraussetzte. Es ist jetzt wohl unter den Semitisten ziemlich allgemein anerkannt, daß jener Plural nicht dazu diene, die Vielheit, sondern die Größe und Erhabenheit zum Ausdruck zu bringen.“ Nach diesem Zugeständniß fährt aber Nowak fort: „Biel weiter verbreitet ist die Behauptung, daß Abram, Isaak und Jakob einst nichts als Stammesgötter gewesen seien, aber so viel geglaubt auch diese Meinung ist, wissenschaftlich bewiesen ist sie nicht, am ehesten ließe sie sich vielleicht betreffs des Abram und der Sarai vertreten, aber stringente Beweise gibt es auch dafür nicht, und vollends nicht für diese Deutung der beiden andern Patriarchen: ihre Namen spotten jeder derartigen Erklärung. Bei andern Namen der ältesten Zeit, Gen. 4, 17. ff. 5, 1. ff., welche als solche von Gottheiten aufgefaßt sind, ist die Möglichkeit stark in Rechnung zu ziehen, daß wir gar nicht echt hebräisches, sondern von anderswoher entlehntes, vielleicht babylonisches Gut vor uns haben, da wir mit immer größerer Sicherheit, namentlich aus den Funden von Tel el-Amarna, den Nachweis führen können, wie stark schon in der ältesten Zeit der babylonische Einfluß auf Palästina gewesen ist. Nur bei einem Namen ist es äußerst wahrscheinlich, daß wir es mit einem Stammesgott zu thun haben, nämlich bei dem Namen Gad.“ Eine Vielgötterei des alten Israels nimmt Nowak nicht an, wohl aber einen Polydämonismus, das heißt, den Glauben an verschiedene Dämonen oder göttliche Wesen, welche an den einzelnen Cultusstätten walteten. Jakob, wie er den Stein salbte, brachte „dem im Stein gegenwärtigen Numen“ ein Delopfer dar. Neben diesem Dämonencultus war bei den alten Hebräern der Todten- oder Ahnencultus von hoher Bedeutung. „Die in Israel Jahrhunderte hindurch üblichen Sitten der Todtenbeschwörungen und des Todtenmahls, bei welchem man den Todten das Brod brach und den Becher reichete, um sie zu trösten, Jer. 16, 7. Deut. 26, 14.; diese Sitten zeigen, daß die Todten nur relativ als Todte betrachtet werden, sie sind vielmehr übermenschliche Geister, die mit demselben Namen wie die Gottheit bezeichnet werden, vgl. 1 Sam. 28, 1. ff. Jes. 8, 19. Ez. 21, 6., die ein den Menschen ver sagt es Wissen von der Zukunft besitzen, 1 Sam. 28, und den Menschen auf Erden nützen oder schaden können, welche auch mit ihren Nachkommen Glück und Unglück, das diese getroffen, empfinden. Gegenwärtigt man sich die Thatfache, daß diese älteste Zeit den Begriff der Schöpfung nicht kennt, so wird man es verstehen, wie man dazu kam, die Eltern und besonders die Väter, mit deren Person das Geheimniß der Entstehung des Einzelnen auf das

engste verknüpft ist, nach ihrem Tode göttlich zu verehren. Von hier aus wird es verständlich, daß gerade die Gräber so oft hervorragende Cultusstätten sind, vgl. Gen. 35, 8. 20. 1 Sam. 31, 12.; von hier aus begreift sich die Sitte des Haarabshereens, denn das Haar wird als Opfer dem Todten gebracht, aber auch die der Verstümmelung, durch die man auf die Ahnen einzuwirken suchte, Sitten, die noch im siebenten Jahrhundert geübt, aber als mit dem Jähwismus unverträglich angesehen wurden, vgl. Deut. 14, 1. Erst von hier aus fällt das rechte Licht auf die bei den Israeliten so starke Schätzung gerade der männlichen Nachkommenschaft, weil nur sie cultfähig war, nicht aber die Frau; wer daher ohne Söhne starb, entbehrte den für das Wohlbefinden nach dem Tode unerläßlichen Cultus; von hier aus endlich erklärte sich auch das bei den alten Israeliten wie bei Griechen und Römern übliche Erbrecht der Agnaten: nur der Sohn, der Pfleger des Cultus der Ahnen, nicht aber die Tochter ist erbberichtig. Mit diesem Ahnencultus stehen wahrscheinlich die Teraphim in Verbindung, welche menschenähnliche Gestalt gehabt haben müssen, da Mital, Davids Weib, ihres Vaters Häfcher durch den in Davids Bett gelegten und mit einem Fliegenetz bedeckten Teraphim täuscht, 1 Sam. 19, 13. 16.“  
(A. C. L. K.)

„**Biblisches Schutz- und Trutzbüchlein.**“ Unter diesem Titel ist vor kurzem von einem Pfarrer Weinhof zu Stettin eine Schrift erschienen, welche die Wahrheit der Bibel gegen die Angriffe der Socialdemokraten und Freireligiösen vertheidigen will. Das Buch ist von dem „evangelischen kirchlichen Hilfsverein“ in Essen preisgekrönt und veröffentlicht, und von dem königlichen Consistorium in Pommern zur Verbreitung empfohlen worden. Wenn jedoch auf solche Art und Weise der Unglaube bekämpft und die Wahrheit vertheidigt werden soll, dann kann man sich freilich nicht wundern, daß nichts erreicht, sondern eher das Gegentheil bezweckt wird. Die Socialdemokraten werden an einem solchen „Schutz- und Trutzbüchlein“ ihre helle Freude haben und fortfahren zu sagen, daß ihnen niemand so geschickt in die Hand arbeite als die modernen Theologen. Wir theilen nach der „Neuen lutherischen Kirchen-Zeitung“ einige Sätze aus dem elenden Machwerk mit. Die wörtliche Eingebung der heiligen Schrift wird als ein „längst veraltetes Dogma“, als eine „tausendfach durch unwiderlegbare und auf offenkundige Thatsachen gestützte Gründe gerichtete Theorie“ bezeichnet. Die auf den ersten Blättern der heiligen Schrift erzählten Ereignisse sind „uralte kindliche Volkserzählungen“, Mythen und Fabeln, die fünf Bücher Moses sind natürlich nicht von Mose verfaßt, viele Irrthümer naturwissenschaftlicher und anderer Art sind in der Bibel nachgewiesen. Kaum glaublich ist es, wenn ausdrücklich gesagt wird: „So viel kann ich Herrn Bebel auch noch gerne nachgeben: ob der Staub, aus dem Gott der Herr den Menschen gemacht hat, ein Lehmkloß oder ein Affe gewesen ist, ist mir ganz gleichgiltig. Das Wunder ist beide Male ganz dasselbe.“ Die Genugthuung für unsere Sünden durch den stellvertretenden Tod des Sohnes Gottes wird in echt ritschlianischer Weise geleugnet, und dem Verfasser kommt es schließlich auch nicht darauf an, ob die Berichte über die wunderbare Geburt Jesu Wahrheit sind oder nicht, wenn er auch selbst geneigt ist, sie zu glauben. Sagt er doch: „So zart, lieb und hold uns, die wir glauben, die Erzählung von der wunderbaren Geburt des Herrn ist, so wird doch der Glaube an den Sohn Gottes nicht durch diese Erzählung gewirkt, sondern durch Person und Kraft des Herrn, durch sein Heilandswerk.“ Und das soll eine Vertheidigung des christlichen Glaubens sein und Socialdemokraten schlagen, eine solche Schrift erhält von einem kirchlichen Verein einen Preis und wird von einem Consistorium als auf gründlicher theologischer Bildung ruhend empfohlen!  
L. F.



**Aus der Schweiz.** „Am 22. Januar starb in Lausanne der Philosoph Charles Secrétan, sechs Tage nachdem er sein letztes Colleg gehalten und zwei Tage nach seinem achtzigsten Geburtstag. Er war am 20. Januar 1815 in Lausanne als der Sohn eines Rechtsgelehrten geboren. Noch nicht zwanzig Jahre alt, begab er sich nach Basel, wo er während eines Semesters den damals lebenden jungen Professor Alex. Vinet am Pädagogium in seinen Literaturstunden vertrat. 1836 setzte Secrétan seine philosophischen Studien in München unter der Leitung Schellings und des Mystikers Baader fort. Im Jahre 1837 gründete er in Lausanne die Zeitschrift ‚Revue Suisse‘, die lange der literarische Mittelpunkt der französischen Schweiz war. Bald hernach wurde er Professor der Philosophie in Lausanne. Aber die für den Lehrer und seine Schüler glückliche Zeit endete mit der demokratischen Revolution 1845. Es traten die meisten Geistlichen und alle Professoren, einer ausgenommen, von ihren staatlichen Stellen zurück. Secrétan, der sich zur ‚freien Kirche‘ hielt und die radicale Politik lebhaft bekämpfte, nahm seine Arbeit als theologischer Lehrer in einem Privatlocal mit bescheidener Zuhörerschaft bald wieder auf. 1849 gab er seine ‚Lectionen über die Leibniz'sche Philosophie‘ und seinen ersten Band über ‚Die Philosophie der Freiheit‘ heraus. Dieses letztere Werk trug hauptsächlich dazu bei, dem Verfasser seinen Ruf als Philosophen zu sichern. Ferner schrieb er über ‚Ver-nunft und Christenthum, Cultur und Glauben‘, ‚Die Rechte der Frau‘, ‚Sociale Studien‘ etc. Im Jahre 1850 wurde er Professor der Geschichte und Philosophie am Gymnasium in Neuchâtel, wo er mit Friedrich Gobet zusammen wirkte. 1866 wurde er wieder Professor der Philosophie an der Academie in Lausanne. Als er im Jahre 1888 sein 50jähriges Docentenjubiläum feierte, spannten die Studenten sich vor seinen Wagen und führten ihn im Triumph zu seiner Wohnung. Im vergangenen Herbst fing seine Gesundheit an zu wanken, aber er besuchte doch noch jeden Sonntag die Kirche. Sein Bekenntniß lautet: ‚Ich glaube mit dem einfachen christlichen Kohlenbrenner, daß wir durch Jesum Christum errettet sind. Die, welche dies in Wahrheit erfahren haben, besitzen davon auch die volle Gewißheit.‘“ (A. C. L. A.)

**In England** nimmt die Hinneigung zu Rom, die sich seit Jahren in der anglicanischen Staatskirche geltend macht, die Aufmerksamkeit vieler in Anspruch, welche für die Gefahren, die dem Lande und den Kirchen des Landes drohen, offene Augen haben. Die Synode der Englischen Presbyterianerkirche hat durch eine Commission eine öffentliche Warnung an alle Gemeinden ergehen lassen, und auch innerhalb der Episcopalkirche haben sich Stimmen erhoben, welche verlangen, daß eine ähnliche Warnung von dem Oberhaus der Convocation ausgehen möge. Derlei Warnungen werden freilich wenig helfen, so lange nicht den Leuten ein gründlicher und fortgesetzter Unterricht über die seelengefährlichen antichristlichen Lehren des Pabstthums ertheilt wird. Denn die Dichter und Kreuze und Messgewänder und Processionen, die den protestantischen Engländern vielfach so empfindlich auf die Nerven gehen, sind doch wahrlich nicht das eigentlich Gefährliche im Pabstthum, und der hierarchische Irrthum, der das erste Saat Korn des antichristlichen Unkrauts geworden ist, die Lehre von einem besonderen Priesterstand in der Kirche, der sich durch Succession fortpflanze und der eigentliche Inhaber der Gnadenmittel sei, wie er in der Episcopalkirche Englands wirksam ist, birgt im Grunde viel mehr Gefährliches in sich, als die ritualistische Garnitur, mit der man sich behängt. Die hochkirchliche Amtslehre führt ganz naturgemäß Rom-wärts, und daß man in der anglicanischen Kirche angefangen hat, Seelenmessen für die Todten zu lesen, ist nicht eine gefährliche Wurzel, die man abstechen müßte, sondern eine giftige Frucht, die aus derselben Wurzel wächst, aus der die römischen Seelenmessen auch gewachsen sind.

A. G.

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 41.

Mai 1895.

No. 5.

---

## Ein Bericht der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ über die Lehrstellung der Missourisynode.

Im 3. und 4. Heft des laufenden Jahrgangs der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“, des Hauptorgans der sogenannten kirchlichen oder positiven Theologie Deutschlands, findet sich ein Artikel über „die lutherische Kirche in Nordamerika“ aus der Feder des Herrn Professor Stellhorn in Columbus. In diesem Artikel wird auch S. 302—313 der Synodalconferenz, insonderheit der Missourisynode und der missourischen Lehre von der Gnadenwahl gedacht. Diese neueste Kritik, welche unsere Synode erfahren, möchte den Lesern der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ als ein völlig sachgemäßes Urtheil erscheinen. Darum dürfte eine kurze Replik wohl am Platze sein.

Professor Stellhorn bemerkt selbst S. 313, daß er „den vielgenannten und die lutherische Kirche Amerikas noch immer beunruhigenden Gnadenwahlstreit“ „nur kurz berührt“ habe. Nun kann ja wohl auch ein kurzes Referat über den Standpunkt irgend einer Kirchengemeinschaft in dieser oder jener Lehre im Ganzen das Richtige treffen. Aber ein solches Summarium muß dann auch sämtliche wesentliche Züge der betreffenden Lehre enthalten. Fehlen wesentliche Züge, so werden nur falsche Vorstellungen erweckt. Und das Letztere ist hier der Fall. Professor Stellhorn hat in den Citaten, die er aus missourischen Publikationen beigebracht, sonderlich drei Momente hervorgekehrt, nämlich daß die Gnadenwahl nach unserer Lehre ohne alle Rücksicht auf das Verhalten des Menschen geschehen, daß sie die Ursache des Glaubens sei und der Beständigkeit im Glauben, und das „eigentliche Geheimniß in der Gnadenwahl“, die *discretio personarum*. Andere wesentliche Punkte, welche in den Umkreis der Lehre von der Gnadenwahl, wie wir sie führen, hineingehören und für welche ihm ebenso zahlreiche Citate in unsern Publikationen zu Gebote standen, wie daß Gott seine Auserwählten auf keinem andern Wege, als auf dem allen Sündern verordneten Heilsweg, selig mache und selig zu machen beschloffen habe, daß Gott Alle, welche das Evangelium hören, ernstlich und kräftig berufe, daß

die Ursache der Verdammniß allein in dem Menschen liege, welcher alle Bemühungen der Gnade Gottes vereitelt, daß der einzelne Christ nur aus den allgemeinen Gnadenverheißungen des Evangeliums seiner ewigen Erwählung gewiß werden könne und solle, daß Niemand, der sicher und sorglos dahinlebt, sich der Wahl Gottes trösten könne und dürfe, hat der amerikanische Berichterstatter den Lesern der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ vor-enthalten.

Sollten wir unsrerseits das, was wir von der Gnadenwahl halten und lehren, in eine kurze Summa zusammenfassen, so würden wir die Sache etwa folgendermaßen darstellen. Die Lehre von der Gnadenwahl ist ein besonderer Trost für die gläubigen Christen, sonderlich angesichts der mancherlei Anfechtungen und Widerwärtigkeiten dieser Zeit. Die gläubigen Christen verdanken Alles, was sie als Christen sind und haben und erhoffen, der Gnade Gottes. Und die Schrift führt den gesammten Christenstand, unsern Gnadenstand und das Ende desselben, die Seligkeit, auf die ewige Gnade zurück. Vgl. Eph. 1, 3. ff. Röm. 8, 28—30. 2 Theess. 2, 13. ff. 2 Tim. 1, 9. 1 Petr. 1, 1. 2. Wir Christen sollen wissen, daß Gott uns aus eitel Gnade, um Christi willen vor Grundlegung der Welt erwählt, sich erkoren und daß er uns dazu verordnet hat, daß wir seine Kinder sein und als Kinder Gottes heilig und unsträflich vor ihm wandeln sollten. Wir sind erwählt zum Gehorsam des Glaubens und zur Besprengung mit dem Blute Christi. Gott hat uns von Anfang erwählt zur Seligkeit, und zwar in der Weise, daß er uns durch seinen Geist heiligen und zum Glauben an das Wort der Wahrheit bringen wollte. So begreift die ewige Wahl und Verordnung Gottes auch alle die Mittel in sich, durch welche Gott seine Auserwählten zum Ziel bringen will. Und das sind eben die Mittel, durch welche überhaupt Sünder selig werden sollen. Der ewige Rath Gottes hat sich aber bereits an uns zu realisiren begonnen. Die Gott zuvor erkannt, von Ewigkeit sich ersehen und zur Herrlichkeit verordnet hat, die hat er auch in der Zeit berufen und gerechtfertigt und damit ihnen schon das Ende des Wegs, die Herrlichkeit, verbürgt. Also ruht unser Christenstand, unser Gnadenstand auf ewigem, unerschütterlichem Grunde. Wir sind dem Vorsatz gemäß berufen. Und zwar durch das Evangelium. Daher sollen und können wir allein aus dem Evangelium, durch welches wir berufen sind, unsere ewige Erwählung erkennen und derselben gewiß werden. Wir sind auch zu einem heiligen, unsträflichen Wandel verordnet. Die daher gottlos leben, tragen nicht die Kennzeichen der Auserwählten an sich. Während die gläubigen Christen demnach ihr ganzes Heil, ihre Berufung, Bekehrung, Rechtfertigung, den Glauben, die Erhaltung des Glaubens und das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit, lediglich der Gnade Gottes in Christo und der Wahl der Gnade verdanken und zuschreiben, und in keiner Weise, in keinem Sinn ihrem eigenen Verhalten, gehen andrerseits Alle, welche verloren gehen, durch ihre eigene Schuld verloren, werden um

ihres Unglaubens willen verdammt, nicht in Folge eines besonderen decretum reprobationis, nicht deshalb, weil es ihnen an Gnade gemangelt hätte. Gott wollte auch sie ernstlich retten und hat nichts unversucht gelassen. Aber sie haben nicht gewollt. Wenn wir diese beiderlei Thatfachen, welche die Schrift klar bezeugt, gegen einander halten, gelangen wir freilich zu einem Geheimniß, welches wir mit unserer Vernunft nicht lösen und lichten können und sollen, und welches die Concordienformel auf Grund von Röm. 9, 18. mit den Worten beschreibt: „Item Einer wird verstockt, verblendet, in verkehrten Sinn gegeben, ein Anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehret.“

Ein Beispiel macht es recht deutlich, wie es Professor Stelhorn mit seinem Citiren darauf angelegt hat, die missourische Gnadenwahllehre in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen. S. 308 führt er folgenden Passus aus dem Synodalbericht des westlichen Districts von 1879 an: „Der Angefochtene denkt: Wenn Gott weiß, daß ich in die Hölle komme, so komme ich auch hinein, ich mag machen, was ich will; die Zahl der Auserwählten kann nicht größer und nicht kleiner werden; was Gott vorher weiß, das muß auch geschehen. Gehöre ich nicht zu den Auserwählten, so kann ich noch so fleißig Gottes Wort hören, mich absolviren lassen, zum Abendmahl gehen, es ist alles verloren. Was antwortet da Luther? ‚Das ja wahr ist und zugegeben werden muß.‘ Da macht er ihm kein ander Evangelium, da läßt er ihn stecken in dieser Wahrheit.“ (S. 33. 34.) Hier bricht Stelhorn ab und fügt seinerseits nur noch die Bemerkung hinzu: „Ganz abgesehen von Luther, der das nicht sagt, was der Bericht ihn sagen läßt, nennt also D. Walthers jene Gedanken eines Angefochtenen das rechte ‚Evangelium‘ (N. B. Walthers redet nur von Evangelium im Sinne von Wahrheit, nicht vom ‚rechten‘ Evangelium) und ‚Wahrheit‘. Muß das nicht zur Verzweiflung führen? Kann das die echte biblisch-lutherische Lehre von der Gnadenwahl sein, deren Kennzeichen nach der Konkordienformel (Müller Ausg. S. 707) gerade dies ist, daß sie weder zur Sicherheit noch in Verzweiflung führt?“ Die Fortsetzung jener Ausführung Walthers, welche Stelhorn weggelassen hat, zeigt, wie wenig der rechte Brauch der Lehre von der Gnadenwahl den Menschen in Verzweiflung stürzt. „Aber nun kommt er auch mit seiner Generalmedicin, mit dem Trost des Evangeliums, und sagt: Wenn du aber nun deshalb denkst, du wirst verdammt, so sind das deine Gedanken; Gott hat solche Gedanken nicht, denn Gott will, daß alle Menschen sollen selig werden. Das hat er deutlich geoffenbart, und zwar dazu, daß du es glauben sollst. Wenn denn alle Menschen selig werden sollen, so weißt du, daß du auch selig werden sollst, denn du gehörst zu ihnen. Es ist etwas ganz Wundervolles, wie rein, kräftig und tröstlich Luther die Allgemeinheit der Gnade Gottes lehrt; darum es eine schändliche Verlästerung Luthers ist, wenn man sagt, was auch hier in Amerika vorkommt, daß Luther ein Particularist gewesen sei, das heißt, daß er die

Allgemeinheit der Gnade Gottes geleugnet habe, während niemand sie so gewaltig betont hat, als er. Ein Jeder merkt es z. B. in dem verlesenen Citat, daß darin diese Lehre wie ein Strom aus Luthers Feder oder vielmehr aus Luthers Herzen fließt.“ (S. 34.)

Zu dem, was Walther in dem genannten Bericht nach Sebastian Schmidt von der *gratia amplior* sagt, vergleiche man seine Erklärung in „Lehre und Wehre“ 1881, S. 50 ff., aus welcher unter Anderm hervorgeht, daß er nicht hat leugnen wollen, wie er denn auch factisch nicht geleugnet hat, „daß Gott die Gnade der Beständigkeit auch denen anbiete, welche nicht zu den Auserwählten gehören“.

Professor Stelhorn stellt die Sache so dar, als habe die Missourisynode früher nur in der Weise der „alten Dogmatiker“ von der Gnadenwahl gehandelt, und nur eine Wahl, welche intuitu fidei geschehen sei, gekannt, seit 1868 zeige sich allmählich eine Wandlung in D. Walthers Anschauung, und diese Wandlung von den alten Dogmatikern hinweg zu Calvin hin trete dann ganz deutlich in den bekannten Synodalberichten von 1877 und 1879 hervor. Das ist kein genau historisches Referat. Wir erkennen gern an, daß unsere Synode, wie dies je und je in der Kirche Gottes der Fall war, durch Gottes Gnade Schritt für Schritt in der Erkenntniß der Wahrheit gewachsen ist. Und gerade die vielen und schweren Lehrkämpfe, die sie hat führen müssen, haben ihr den Gewinn gebracht, daß sie die alte genuin-lutherische Wahrheit immer klarer und bestimmter erfaßt und bekannt hat. Im Jahr 1880, während des Gnadenwahllehrestrittes, äußerte sich einmal D. Walther folgendermaßen: „Möge sich der Herr unserer theuren amerikanisch-lutherischen Kirche erbarmen, und ihr helfen, daß sie, wie sie bisher in allen andern Lehrstücken zurückgegangen ist zu Lehre und Bekenntniß unserer Kirche im Zeitalter der Reformation, so auch in dem hohen der Vernunft so unbegreiflichen Artikel von der Gnadenwahl wieder dahin zurückgehe und auf diesem Wege hier, in diesem letzten Land der Gnadenheimsuchung Gottes mit seinem reinen Wort, auch ferner und immer mehr etwas von dem Segen erfahre, mit welchem Gott unsere Kirche einst vor 350 und vor 300 Jahren so reichlich überschüttet hat.“ „Lehre und Wehre“ 1880, S. 329. Dieser Wunsch ist Gott Lob! an der Missourisynode in Erfüllung gegangen. Wir leugnen nicht, daß früher, ehe das Dogma von der Gnadenwahl in die eigentliche theologische Discussion und in den Kampf eintrat, auch in unsern Kreisen mehrfach so geredet wurde, wie daß Gott mit Rücksicht auf den Glauben oder in Voraussetzung des Glaubens die Wahl getroffen habe. Solche Reden hat man dann später, während des Streites, nachdem diese Lehre in allen ihren Theilen aus Schrift und Bekenntniß beleuchtet und nachdem man sich auch der wahren Bedeutung des biblischen Begriffs *πρόρρωσις* recht bewußt geworden war, fallen lassen oder auch ausdrücklich zurückgenommen. In „Lehre und Wehre“ 1881, S. 58, findet sich z. B. eine Erklärung Dr. Sihlers, in

welcher derselbe sich über die 25 Jahre früher von ihm aufgestellten Thesen über die Gnadenwahl äußert, auf welche sich auch Stellhorn beruft. Da heißt es u. A.: „Bekanntlich war diese Lehre damals noch in keinen Streit gezogen; und da ist es ja die gemeine Erfahrung, daß auch auf dem Gebiete der Theologie nicht so präcis und distinct geredet wird, als dies nothwendig ist, wenn sich über eine bestimmte Lehre Streit erhoben hat und Irrthum eingeschlichen ist. Da nun gleich in der ersten These ‚der von Gott vorausgesehene beharrliche Glaube‘ der Erwählten mit in die Definition der Gnadenwahl aufgenommen ist, so sage ich hiermit von diesem Theile der Definition los.“ Dr. Sihler fügt indeß alsbald hinzu: „Zwar hatte ich schon damals die Anschauung, daß dieser Glaube Gott zur Erwählung der Einzelnen nicht bestimme und bedinge“ zc. Wenn man sagte, daß Gott diejenigen, deren Glauben Gott vorhergesehen, zum ewigen Leben erwählt habe, so sagte man dies etwa als eine Beschreibung der Auserwählten, ähnlich wie wenn die Cpnordienformel von einer Verordnung der frommen, wohlgefälligen Kinder Gottes zum ewigen Leben redet. Das punctum saliens der sogenannten missourischen Gnadenwähllhre, daß der Glaube aus der Wahl fließt, und nicht umgekehrt, hat Walthers schon in früherer Zeit unmißverständlich zum Ausdruck gebraucht. Das beweist folgender Passus aus seiner Evangelienpostille, S. 94: „Gott hat die Auserwählten nicht darum erwählt, weil er wußte, daß sie im Glauben verharren würden, sondern daß sie erwählt sind, das ist die Ursache, daß sie beharrlich glauben. Gott hat sie nicht darum erwählt, weil er wußte, daß sie selig würden, sondern weil sie erwählt sind, darum werden sie selig. Gott hat in der Ewigkeit in allen Menschen nur Sünde, Noth und Tod gesehen; Gott hat daher seine Auserwählten nicht darum erwählt, weil er etwas Gutes in ihnen vorausgesehen hätte, sondern weil er sie erwählt hat, darum werden sie heilige Christen und selige Menschen.“ Das intuitu fidei hat Walthers sich nie angeeignet. Auch in dem Artikel P. Fürbringers, welchen Professor Stellhorn am ausgiebigsten benutzt, um daraus den „früheren Standpunkt“ der Missourisynode zu erweisen, findet sich der Satz, um dessen willen sonderlich man uns später des Calvinismus geziehen hat, daß wir zum beharrlichen Glauben prädestinirt seien. „Lehre und Wehre“, Jahrgang II, S. 325.

Professor Stellhorn bezeichnet den Standpunkt der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts, den Missouri verlassen habe, kurzweg als den „alt-lutherischen Standpunkt“. Wir können es schwer begreifen, wie einem Theologen, welcher das Dogma von der Gnadenwahl durch das 16. und 17. Jahrhundert hin dogmengeschichtlich verfolgt, der Unterschied zwischen der Lehrstellung der lutherischen Theologen des 16. Jahrhunderts und der späteren durch das intuitu fidei bestimmten Fortentwicklung der Lehre verborgen bleiben kann. Unsere besten Theologen von Luther an bis zur Cpnordienformel incl., neben Luther vor Allem Chemnitz, Brenz, Rhegius,

Kirchner, Mörlin, L. Osiander, Körner, Selnecker, lehren doch luce clarius, „der Glaube folge dem Rathschluß der Erwählung, und zwar nicht nur der Zeit nach, sondern auch in signo rationis“. In diese Worte faßt Walthers einmal das Resultat einer langen dogmengeschichtlichen Untersuchung. Vgl. „Dogmengeschichtliches über die Lehre vom Verhältniß des Glaubens zur Gnadenwahl“. „Lehre und Wehre“ 1880, S. 42 ff., 65 ff., 97 ff., S. 129 ff., S. 161 ff. Ebenso schwer verständlich ist es uns, wie ein Theologe, welcher die Ausführungen der Concordienformel im 11. Artikel im Zusammenhang liest und prüft, es verkennen kann, daß unser lutherisches Bekenntniß die ewige Wahl Gottes, und zwar die Wahl, von welcher überhaupt nur in jenem Artikel die Rede ist, die Wahl im eigentlichen Sinne des Wortes als Ursache unserer Bekehrung, Gerechtigkeit und Seligkeit darstellt. Und was die Schrift anlangt, aus welcher allein die genuin lutherische Lehre geschöpft ist, so sind wir überzeugt, daß jeder unbefangene Schriftforscher, welcher einfältig den Worten der Schrift lauscht und den Einwendungen seiner Vernunft hierbei kein Gehör schenkt, schließlich dem Urtheil Walthers beistimmen wird und muß, welches derselbe einst in einer seiner Abendvorlesungen abgegeben hat. „Vergleichen Sie nur einfach alle Stellen der Schrift, welche von der Gnadenwahl handeln, so werden Sie bald sehen, nach der heiligen Schrift ist die Gnadenwahl ein unbegreifliches Geheimniß der göttlichen Liebe, Gnade und Erbarmung, der ewige Quell unsers Heils und der unerschütterliche Fels, darauf unsere Hoffnung der Seligkeit beruht. So oft die heilige Schrift von der Gnadenwahl redet, so oft hat sie den Zweck zu zeigen, daß Gott in dem Auserwählten nichts gesehen habe, was ihn bewogen haben sollte, gerade ihn zu erwählen, sondern daß es eitel Gnade sei, wenn Gott einen Menschen zum Christenthum, zum Glauben, zur Gerechtigkeit und endlich zur Seligkeit und Herrlichkeit gebracht habe.“ Walthers führt hier die Stellen Joh. 15, 16. 19., Röm. 8, 28—30., Eph. 1, 3—6., 2 Tim. 1, 9. an und setzt hinzu: „So redete der große Gott selbst von der Gnadenwahl. Da wird erstlich die Wahl allein der göttlichen Gnade zugeschrieben; da wird zweitens alles, was der gläubige Christ hat, genießt und hofft, auf diese Wahl, als auf die Quelle aller Gnadengaben, zurückgeführt; da wird drittens dem Menschen jeder Antheil an seiner Seligkeit abgesprochen und diese Ehre Gott allein gegeben, und endlich von dem Menschen nichts begehrt, als Gott für diese herrliche Gnade zu loben und zu preisen. Da ist nichts, nichts davon gesagt, daß Gott irgend etwas im Menschen angesehen oder berücksichtigt habe, was Gott bewogen habe, gerade ihn zum Glauben und zur Seligkeit zu erwählen.“ „Lehre und Wehre“ 1890, S. 376.

Wir sind uns wohl bewußt, daß wir uns in Obigem auf keine eigentliche theologische Erörterung der hier einschlagenden Fragen eingelassen haben. Eine solche war durch die kurzgefaßte Berichterstattung Professor Stellhorns auch nicht veranlaßt. Wer sich über die Lehre der Missouri-

synode von der Gnadenwahl ein theologisches Urtheil bilden will, wird nicht umhin können, sich in den Quellen selbst zu orientiren und die missourischen Publikationen, aus denen Professor Stellhorn citirt hat, im Zusammenhang zu lesen. Vgl. z. B. „Lehre und Wehre“ 1880, 1881, 1882, 1883, 1884, 1889—1891 (D. C. F. W. Walther als Theologe), 1894. Aus eben diesen Jahrgängen unserer theologischen Zeitschrift kann man auch ersehen, was wir von der Bekehrung und von der Rechtfertigung lehren, wovon man sich nach den wenigen, fragmentarischen Mittheilungen Professor Stellhorns unmöglich eine Vorstellung machen kann. G. St.

## Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.

### V.

(Fortsetzung.)

Der Apologie ist der seligmachende Glaube kein todtcs ziel- und zweck- und kraft- und fruchtloses Erkennen, keine bloße Reflexion gewisser Lehren der heiligen Schrift im Verstande, welche das Herz des Menschen unverändert läßt, wie das Wasser oder der Spiegel nicht afficirt wird von dem Bilde, das Sonne oder Mond oder eines Menschen Antlitz in demselben erzeugt. Von der römischen *notitia historiae* ist der Herzensglaube *toto genere* verschieden. Das nackte reine Wissen um die Lehren des Christenthums für sich genommen ist unserm Bekenntniß kein gottgewirkter, seligmachender Glaube, auch kein Stück oder Anfang desselben, sondern ein ganz natürlich Ding im Verstande des Unwiedergeborenen. *Fides cordis, fides firma et efficax* ist der Apologie vielmehr ein Empfinden, ein bestimmter innerer Zustand der Seele, welcher nicht zu Stande kommt, ohne daß der Mensch neu geboren wird, und den sie beschreibt als eine Kraft, ein Feuer und neu Leben im Herzen. Auch der Apologie ist der Glaube freilich *notitia in intellectu*, aber nie ein bloßes Wissen, sondern immer nur ein Wissen und Kennen mit persönlichem Interesse, ein Wissen, bei dem sich das ganze Herz einer Sache annimmt. Sie bezeichnet den Glauben als herzlichen Beifall, felsenfeste Gewißheit ohne Wanken und Zweifeln, als ein gewisses Schließen im Herzen, ein felsenfestes Argument der Seele, als ein Sichgetrösten, Sichverlassen, ein kühnes Wagen, ein Fassen, Erfassen, Ergreifen, ein Gebrauchen und Genießen des Herzens, als *fiducia*, gewiß, stark Vertrauen und somit als einen Act des Willens.

So ist der Glaube wesentlich Vertrauen des Herzens. Aber nicht jedes beliebige oder allgemeine Vertrauen ist seligmachender Glaube, sondern nur ein ganz bestimmtes, ein Vertrauen *sui generis*. So ist die *fiducia nostrorum operum*, 145, 218, das Vertrauen auf unser Verdienst und Werk,



88, 11, die *fiducia dilectionis*, 108, 112, welche die Papisten so hoch rühmen und welcher die Apologie die *fiducia promissionis divinae* entgegen setzt, ja freilich auch Vertrauen, aber nicht das Vertrauen der *fides justificans*. Und wenn das erste der heiligen zehn Gebote von allen Menschen verlangt, „daß wir daran gar nicht wanken noch zweifeln sollen, daß Gott um der Sünde willen zürne, daß wir Gott herzlich fürchten sollen, daß wir uns gewiß in unsern Herzen sollen darauf verlassen, Gott sei nicht ferne, er erhöere unser Gebet“, 93, 35, so ist auch dieses Vertrauen auf Gottes Heiligkeit, Gerechtigkeit, Macht und Güte, das sich vollkommen in den heiligen Engeln und allen Seligen findet, nicht identisch mit dem Vertrauen des Glaubens, welcher die Gottlosen gerecht macht. Erst recht ist Glaube nicht das heidnische Vertrauen der Nationalisten auf erdichtete Eigenschaften von der Allvaterschaft und Allgüte Gottes gegen den Sünder auch ohne dargebrachte Sühne und Lösegeld.

Rechtfertigender Glaube im biblischen, paulinischen Sinne ist, wie die Apologie den Begriff des Vertrauens scharf bestimmt und genau begrenzt, das einzigartige, gottgewirkte Vertrauen, das sich, gestützt auf Gottes Verheißung im Evangelio, verläßt auf Gottes erbarmende, vergebende Gnade, und dem Sünder *de se in individuo* die Gewißheit gibt, daß Gott ihm um des Verdienstes Christi willen die Sünden vergeben hat. Diese *fides salvifica* hat immer als nothwendiges Correlat Gottes erbarmende Gnade, Christi Verdienst und die Verheißung des Evangeliums. Ein Vertrauen, dem alle, oder eins dieser Correlate abgeht, ist auch nicht *fides justificans*, vielmehr Schwärmerei und Selbstbetrug. „Derhalben — so heißt es 96, 53 — so oft wir reden von dem Glauben, der gerecht macht, oder *fide justificante*, so sind allezeit diese drei Stücke oder *objecta* bei einander. Erstlich die göttliche Verheißung, zum andern, daß dieselbige umsonst ohne Verdienst Gnade anbeutet, für das dritte, daß Christi Blut und Verdienst der Schatz ist, durch welchen die Sünde bezahlet ist.“ Die Epitome der Concordienformel schreibt hievon Seite 528, 6: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß dieser Glaube nicht sei eine bloße Erkenntniß der Historien von Christo, sondern eine solche Gabe Gottes, dadurch wir Christum, unsern Erlöser, im Wort des Evangelii recht erkennen und auf ihn vertrauen, daß wir allein um seines Gehorsams willen aus Gnaden Vergebung der Sünden haben, vor fromm und gerecht von Gott dem Vater gehalten und ewig selig werden.“

Der Glaube ist das Vertrauen, daß Gott die Sünden vergeben hat und noch immer vergibt. Vergebung der Sünden und nicht etwa die göttliche Vergeltung ist das eigentliche Ziel des Glaubens. Der Glaube ist nichts anderes als die subjective Gewißheit der objectiven göttlichen Verzeihung. Auferstehung, Leben, Himmel und Seligkeit ist ja auch der Gegenstand des Glaubens, aber nicht losgelöst von der Vergebung der Sünde, sondern als Frucht und Folge derselben. Nur wo Vergebung der Sünden

ist, da ist auch Leben und Seligkeit. Was immer der Glaube hat, empfängt er in und mit der Vergebung der Sünden. Der eigentliche Gegenstand des Glaubens ist sonach Erlassung unserer Schuld und der Glaube ist recht eigentlich ein Vertrauen, das der Vergebung der Sünden gewiß ist. So und nicht anders wird dann auch der rechtfertigende Glaube in der Apologie beschrieben. Sie kennt nur die *fides remissionis peccatorum*, 139, 182, *illa fides, quae credit nos a Deo respici, nobis ignosci, gratis remitti peccata a Deo*, 134, 146. Nicht jedes *velle et accipere* ist Glaube, sondern *velle et accipere reconciliationem et remissionem peccatorum*. *Sic utitur nomine fidei scriptura*. 139, 183. 140, 189. Vergebung, Versöhnung und Gerechtigkeit wird durch den Glauben empfangen. 98, 62. 95, 46. 108, 114. Und der Glaube, daß Christus geboren, gelitten, gestorben, auferstanden und gen Himmel gefahren ist, nützt dem Menschen nichts, wenn dies alles bei ihm nicht gipfelt in dem Vertrauen, daß ihm die Sünden vergeben sind. „Wiewohl — schreibt hievon die Apologie 96, 51 — noch klärer und schlechter zu zeigen ist, was der Glaub, der da gerecht macht, sei, wenn wir unser eigen Credo und Glauben ansehen. Denn im Symbolo stehet ja dieser Artikel: Vergebung der Sünde. Darum ist's nicht gnug, daß ich wisse oder gläube, daß Christus geboren ist, gelitten hat, auferstanden ist, wenn wir nicht auch diesen Artikel, darum das alles endlich geschehen, gläuben, nämlich: Ich gläube, daß mir die Sünden vergeben sein. Auf den Artikel muß das ander alles gezogen werden, nämlich, daß um Christus willen, nicht um meines Verdienstes willen uns die Sünd vergeben werden.“ 96, 51.

Dieser Glaube nun, daß Gott die Sünde vergibt, ist ein Vertrauen zu Gottes Gnade und nicht zu unsern Werken. Unter Gnade ist aber nicht der *habitus, quo nos diligimus Deum* zu verstehen, sondern *misericordia Dei erga nos*. 150, 260. Eben weil der Glaube die Vergebung der Sünden zum Gegenstand hat, so kann er sich nicht halten an Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit, sondern muß an die Gnade und das Erbarmen appelliren, welches Missethat, Uebertretung und Sünde vergibt, ohne des Menschen Werk und Würdigkeit anzusehen. So ist Erbarmen das nothwendige Correlat des Glaubens, ohne welches kein Glaube auf Vergebung der Sünden möglich ist. Vergebung der Sünden glauben heißt nichts anderes, als sich auf Gottes Gnade verlassen und seiner Barmherzigkeit trauen. Gäbe es kein Erbarmen, so wäre auch keine *fides justificans* und keine Rechtfertigung möglich. Ein Vertrauen auf Erlassung der Schuld, das sich nicht an die erbarmende Gnade hält, ist nicht rechtfertigender, seligmachender Glaube, sondern eitler, heidnischer Wahn und fauler, selbstgemachter Gedanke. *Omnis fiducia est inanis praeter fiduciam misericordiae*. 140, 209. Vertrauen auf eigene Erfüllung des Gesetzes ist eitel Abgötterei und Lästerung Christi und fällt doch zuletzt weg und macht, daß das Gewissen verzweifelt. 116, 40. Eben dies ist der Fehler bei den Römischen, daß sie zwar *de fide*, aber nicht

de hac fide apprehendente misericordiam reden. 140, 202. Mit der Barmherzigkeit aber stoßen sie die Vergebung und den Glauben selber um. Denn so die Widersacher lehren auf Liebe Gottes, die wir vermögen, und eigene Werke vertrauen, stoßen sie das Evangelium, welches Vergebung der Sünden predigt, gar zu Boden. 107, 110; 94, 39.

Vergebung der Sünden aus Gnaden fassen, 99, 70, Gottes Barmherzigkeit ergreifen, 103, 86, umsonst Vergebung der Sünden von Gott hinnehmen, und sich von Gott schenken und geben lassen, ehe wir etwas thun oder wirken, 108, 114, aus Gnaden umsonst Vergebung der Sünden erlangen, 108, 110, im Herzen gewiß sein, daß Gott Sünden durch Barmherzigkeit, nicht um unser Verdienstes willen vergebende, 133, 141, im Herzen schließen, Gott wolle uns gnädig sein, nicht von wegen unserer Werke und Erfüllung des Gesetzes, sondern aus lauter Gnade um Christus willen, 116, 40, apprehendere misericordiam, confidere misericordia Dei, non confidere nostris meritis coram Deo, 142, 210, das ist nach der Apologie rechter Glaube. Die Barmherzigkeit ist es, welche wir durch den Glauben ergreifen, 118, 53, auf lauter Gnade baut der Glaube und nimmt die Gnade ohne Verdienst aus reichem Schatz geschenkt, 99, 56. Fides accipit misericordiam, 96, 56, erigit et consolatur intuens misericordiam, 146, 202. Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, daß er gnädig sein wolle um Christus willen ohne unser Verdienst, das heißt glauben den Artikel, Vergebung der Sünden, 140. „Nu ist das der Glaub — so heißt es 114, 32. 33 —, welcher sich verläßet auf Gottes Barmherzigkeit und Wort, nicht auf eigene Werk. Und meint jemand, daß der Glaube sich zugleich auf Gott und eigene Werk verlassen könne, der verstehet gewißlich nicht, was Glauben sei. Denn das erschrocken Gewissen wird nicht zufrieden durch eigene Werk, sondern muß nach Barmherzigkeit schreien und läßt sich allein durch Gottes Wort trösten und aufrichten.“ Ferner heißt es sehr schön 96, 56: „Die ganze Schrift, altes und neues Testaments, wenn sie von Gott und Glauben redet, braucht viel dieses Wortes: Güte, Barmherzigkeit, misericordia. Und die heiligen Väter in allen ihren Büchern sagen alle, daß wir durch Gnade, durch Güte, durch Vergebung selig werden. So oft wir nun das Wort Barmherzigkeit in der Schrift oder in den Vätern finden, sollen wir wissen, daß da vom Glauben gelehret wird, der die Verheißung solcher Barmherzigkeit fasset. Wiederum, so oft die Schrift vom Glauben redet, meint sie den Glauben, der auf lauter Gnade baut. . . Und solcher Glaub und Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit wird als der größte, heiligste Gottesdienst gepreiset, sonderlich in Propheten und Psalmen. Denn wiewohl das Gesetz nicht vornehmlich predigt Gnade und Vergebung der Sünde, wie das Evangelium, so sind doch die Verheißung von dem künftigen Christo von einem Patriarchen auf den andern geerbet, und haben gewußt, auch gegläubet, daß Gott durch den gebenedeiten Samen, durch Christum, wollt Segen, Gnade, Heil und Trost geben. Darum so

sie verstanden, daß Christus sollt der Schatz sein, dadurch unser Sünde bezahlet werden, haben sie gemußt, daß unser Werke ein solche große Schuld nicht bezahlen könnten. Darum haben sie Vergebung der Sünde, Gnad und Heil ohne alle Verdienst empfangen und sind durch den Glauben an die göttliche Verheißung, an das Evangelium von Christo selig worden als wohl, als wir oder die Heiligen im neuen Testament. Daher kömmt's, daß diese Wort Barmherzigkeit, Güte, Glaube so oft in Psalmen und Propheten wiederholet werden" 2c. 97, 57—60. 141, 194.

Dieses Vertrauen des Herzens zur erbarmenden Gnade Gottes auf Vergebung der Sünde ist nun aber kein willkürliches, sondern hält sich an den Mittler und Versöhner Christum und stützt sich vor dem Gnadenthron auf den thätigen und leidenden Gehorsam desselben. Christi Blut und Gerechtigkeit ist das Fundament, auf welchem der Glaube in seinem Vertrauen fußt. Ohne dasselbe kann es im Herzen zu keiner fröhlichen Gewißheit der Vergebung der Sünden kommen. Denn ohne Sündensühne und Genugthuung gibt sich Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit und deshalb auch das Gewissen des Menschen, in welchem Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit widerhallt, nicht zufrieden. Der Glaube muß darum etwas haben, worauf er in seinem Vertrauen zur Gnade fußen kann. Als solches Fundament des Glaubens aber kann allein der stellvertretende Gehorsam Christi gelten. Neben dem Erbarmen Gottes ist sonach auch das Verdienst Christi das notwendige Correlat des Glaubens. Ohne Christi Verdienst ist darum rechtfertigender, seligmachender Glaube nicht möglich und ein Vertrauen auf Vergebung ohne diese Sühne ist ein selbstgemachter, verderblicher Traum, der auch in der Anfechtung bald verfliegt. Ja, das Vertrauen zur Gnade Gottes auf Vergebung der Schuld ohne Christi Genugthuung ist geradezu Gotteslästerung, tatsächliche Leugnung der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes. Ein Glaube, der den Mittler Christum nicht hat und seine stellvertretende Genugthuung nicht anerkennt, wie z. B. der Wahnglaube, welchen der Ritschlianismus erzeugt, wenn er lehrt: Es ist pure Täuschung und Mißtrauen von Seiten des Menschen, wenn er meint, Gott zürne dem Sünder und müsse erst durch Christi Blut und Tod versöhnt werden, da er doch ohne alle Sündensühne die selbstverständliche Liebe sei und überhaupt nicht zürnen könne, — ein solcher Glaube ist offener Unglaube. Rechtfertigender Glaube ist sonach immer Glaube an Christum, den Mittler und Versöhner.

Das betont denn auch die Apologie und zeigt, daß der Glaube das Vertrauen auf Vergebung der Sünden zur Gnade Gottes „*propter Christum*“, „*durch Christum*“, „*um Christi willen*“ ist. Sic igitur docemus hominem justificari, ut supra diximus, quum conscientia, territa praedicatione poenitentiae, erigitur et credit se habere Deum placatum *propter Christum*. 138, 171. Ita donatur nobis remissio peccatorum, si credamus nobis remitti peccata propter Christum.

132, 139. Glauben, daß wir durch Christum gerecht werden, daß Gott uns durch Christum gnädig ist, 101, 79, vertrauen, daß wir Gott gefallen um Christi willen, und nicht von wegen unsers Gehorsams, 140, eigentlich glauben, daß uns durch Christum die Sünden vergeben sind, 173, 45, die um Christi willen geschenkte Veröhnung empfangen, glauben an Christum, durch welchen wir versühnet werden und erst Vergebung der Sünden erlangen, Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum erlangen, 115, 38, *fiducia promissae misericordiae propter Christum*, 95, 45, das ist rechtfertigender Glaube. Das heißt nu glauben: also vertrauen, also sich getrösten des Verdienstes Christi, daß um seinetwillen Gott gewiß uns wolle gnädig sein. 99, 70. Und das Kommen zu Christo ist nichts anderes, denn glauben, daß um Christi willen unsere Sünden vergeben werden. 173, 44. Christus ist die Kraft des Glaubens. Wir liegen ob durch Christum und werden aufgerichtet wider die Schrecken des Gewissens durch das Vertrauen auf Christum. 101, 79. Glaube ist Erkenntniß, rechte Erkenntniß Christi. 95, 46. 108, 118. 37, 4. 111, 14. 105. 101.

Der Glaube bedient sich nämlich Christi als des Mittlers und Veröhners und hält sich an die Wohlthaten und Verdienste desselben. Der Glaube stellt gegen Gott nicht sein eigen Verdienst oder Werk, sondern Christum, den Mittler, dar. 95, 47. Glaube ist *fiducia pontificis Christi*. 102, 82. *Fides apprehendit propitiatorem Christum*, 126, 110, saßt und gebraucht ihn als den einigen Mittler, und macht sich den Veröhnert zu Nuß. 101, 81. 82. *In justificatione utimur Christo mediatore*. 99, 69. 129, 124. *Docemus Christo uti mediatore ac propitiatore*. 139, 178. *Evangelium enim cogit uti Christo in justificatione, docet, quod per ipsum habeamus accessum ad Deum per fidem, docet, quod ipsum mediatorem et propitiatorem debeamus opponere irae Dei, docet fide in Christum accipi remissionem peccatorum et reconciliationem et vinci terrores peccati et mortis*. 138, 170. *Fides utitur beneficiis Christi*, 95, 46, erkennt die Gnade und Wohlthat Christi, 105, 101. 108, 118, und wird durch Christi Blut und Tod neu geboren. 89, 12. Und das heißt nun glauben: also vertrauen, also sich getrösten des Verdienstes Christi — *confidere meritis Christi* — daß um seinetwillen Gott gewiß uns wolle gnädig sein. 99, 69. So ist der seligmachende Glaube, kurz gesagt, Glaube an Christum, und wir sagen schlechtweg, daß der Mensch Vergebung erlangt durch den Glauben an Christum, 176, 59, und gerecht wird, wenn er an Christum glaubet. 115, 38. Glaube ist *fiducia nominis Christi*, was nichts anderes heißt als *confidere nomine Christi, tanquam causa seu pretio, propter quod salvamur*. 105, 98.

## Ritschls Theologie.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir oben Ritschls Ausführungen über Gott, über Gottes Heiligkeit, Gerechtigkeit und Zorn, über die Sünde vernommen und gesehen haben, daß nach ihm der ganze Gottesbegriff in dem Satz: „Gott ist die Liebe“ erschöpft ist, daß es keine Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes im biblischen Sinn, keinen Zorn Gottes über die Sünde gibt, daß die Sünde im Grunde nur Unwissenheit, daß Gott die Liebe ist, Unkenntniß des allgemeinen Zweckes Gottes, der Herstellung eines Gottesreiches, ist, fragt es sich nun, zu welchem Zweck denn Christus, dessen ewige Gottheit geleugnet wird, gekommen sei. Was lehrt Ritschl vom Amt und Werk Christi? Er verfährt ganz consequent. Die kirchliche Lehre von dem dreifachen Amt Christi als des Propheten, Hohenpriesters und Königs wird beseitigt und statt dessen von nur zwei Aemtern Christi, als des „königlichen Propheten“ und als des „königlichen Priesters“ geredet, in Gemäßheit mit der schon besprochenen Zweitheilung, daß das ganze „Christenthum einer Ellipse zu vergleichen ist“, welche durch zwei Brennpunkte beherrscht ist, „Gott“ und das „sittliche Reich Gottes“. Als „königlicher Prophet“ ist Christus der vollkommene „Offenbarer Gottes“, der den Menschen einmal kund that, daß Gott die Liebe sei, und daß es nur eine Wahnvorstellung, eine aus der „natürlichen“ Religion ins menschliche Herz geschlichene Einbildung sei, als ob Gott den Menschen zürne und überhaupt zürnen könne; und der den Menschen zum andern kund that, daß die Herstellung der sittlichen Menschenverbindung im Reiche Gottes Selbstzweck und Endzweck Gottes sei. Als „königlicher Priester“ hat Christus das Reich Gottes, den Selbstzweck Gottes, vollkommen zu seinem Selbst- und Lebenszweck gemacht, hat so in lückenlosem Gehorsam seinen Beruf erfüllt, hat auch den Tod, der ihn bei der Erfüllung seines Berufes traf, über sich genommen, und damit der Menschheit ein Beispiel gegeben, dem sie nachfolgen soll. Daß Christus das Gesetz erfüllt, den Zorn gestillt, die Sünden gebüßt, die Strafe getragen, Gott versöhnt, die Welt erlöst habe, wird in Abrede gestellt; die ganze Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi wird geleugnet mit einer Klarheit und Entschiedenheit, die charakteristisch ist. „Die Grundbedingung für die ethische Beurtheilung Jesu ist darin enthalten, daß er, was er überhaupt war und gewirkt hat, in erster Linie für sich ist.“ (III, 417.) „Seine Berufsaufgabe war die Gründung der universellen sittlichen Gemeinschaft der Menschen als das Ziel in der Welt“ und „die Leiden, die er bis in den Tod durch seine Geduld sich sittlich angeeignet hat, sind Erscheinungen seiner Berufstreue“. (III, 423.) Christus hat ja „sein Leiden nicht mit Schuldgefühl begleitet, also hat er es nicht als Strafe beurtheilen können, auch nicht als die Strafe,

welche er anstatt der Schuldigen, oder um von der Sünde abzuschrecken, über sich ergehen ließ". (III, 450.) Ritschl sieht davon ab, „daß die Schilderung des Knechtes Gottes durch den alttestamentlichen Propheten“ (Jesaias 53.) „und die Formel der Sühne der Sünden im Sinne der stellvertretenden Strafgenugthuung verstanden zu werden pflegt. Denn zu dieser Deutung liegt weder in der Rede des Propheten, noch in irgend einer biblischen Gedankenverbindung ein Grund vor“. (III, 533.) „Allerdings hat Christus sein Leiden und den zu erwartenden Grad desselben nicht bloß aus dem pragmatischen Umstande abgeleitet, daß er mit den hergebrachten Ansprüchen der jüdischen Theokratie auf göttliches Recht zusammenstieß, sondern aus der allgemeineren Regel, daß der Gerechte in dem Zusammenhang mit der ungerechten Welt leidet (Matth. 11, 28—30.). Dessen ungeachtet hat er seine Leiden nicht als selbständige Aufgabe im Vergleich mit einer Vorstellung von der Sünde im Allgemeinen oder im Ganzen sich angeeignet, sondern als das Accidens seiner positiven Treue im Bezuge hingegenommen.“ (III, 534.) „Als eine Formel negativen Sinnes erscheint auch zunächst der Satz, daß Christus durch sein Leiden die Sünden gesühnt hat. So geläufig diese Formel vielen Theologen der Gegenwart ist, so wenig directen Anlaß hat sie in biblischen Gedankenkreisen. . . . Wenn nun die Formel in dem Sinne gemeint wird, daß Christus die Strafe für die Sünden der Menschheit als Strafe erlitten habe, so lehne ich diese Ansicht unbedingt ab, da sie außer allem Verhältniß zu der biblischen Vorstellung vom Opfer steht, und überdies auf den Thatbestand nicht paßt.“ (III, 537.)

Hat Ritschl so die biblisch-kirchliche Lehre von der Veröhnung durch Christi stellvertretendes Leiden und Sterben beseitigt, so ist es wiederum nur consequent, daß auch die Rechtfertigungslehre eine völlige Umdeutung in seinem System erfährt. Weit weist er das Schriftzeugniß von sich zurück, daß Gott in Christo, damit, daß Christus die ganze Sünderwelt erlöste und mit Gott veröhnete, nun diese ganze Sünderwelt gerechtfertigt und von ihren Sünden freigesprochen hat, und daß wir Menschen als in unserm Gewissen vom Gesetze Gottes gerichtete, verlorene und verdamnte Sünder lediglich durch den Glauben an Christum als unsere Gerechtigkeit der Vergebung der Sünden vor Gott gewiß werden können. Die Rechtfertigung wird direct aus der Liebe Gottes abgeleitet. „Der Grund der Rechtfertigung oder Sündenvergebung ist die wohlwollende, gnädige, barmherzige Willensbestimmung Gottes, Sündern den Zutritt zu sich zu gewähren.“ (III, 104.) Die Vermittelung Christi ist nur dazu nöthig, um den Menschen das Mißtrauen gegen Gott zu nehmen, als ob es in ihm auch Zorn und nicht lauter Liebe gebe. Ist dieses Mißtrauen gegen Gott durch Christi Wort- und Thatzeugniß getilgt und hat sich unser Herz ihm im Vertrauen zugewandt, dann sind wir gerechtfertigt, „berechtigt in die Gemeinschaft mit

Gott und in die Mitthätigkeit an seinem eigenen Endzweck, dem Reiche Gottes, einzutreten“, wie Ritschl in seinem „Unterricht in der christlichen Religion“, § 36, sagt. Es ist in diesem Zusammenhang wohl zu beachten, worauf schon früher (L. und W. XL, 223.) aufmerksam gemacht worden ist, daß Ritschl die Ordnung der alten Dogmatik umkehrt und nicht „Versöhnung und Rechtfertigung“, sondern „Rechtfertigung und Versöhnung“ sagt und ausdrücklich behauptet, die Rechtfertigung gehe nur die ganze Gemeinde an, der einzelne bedürfe nicht etwa für sich der Sündenvergebung, sondern nur der Versöhnung, das heißt, der Herstellung der Ueberzeugung, daß Gott als die Liebe auch ihn, wenn er nur das Gottesreich zu seinem Zweck macht, als Glied der Gemeinde beurtheilt, deren „Attribut die Sündenvergebung ist“. (III, 512.) „Gemäß der Versöhnung mit Gott hat der Mensch in seinem Glauben und Vertrauen sich den Endzweck Gottes angeeignet, und auf seinen Widerspruch (Feindschaft) gegen Gott verzichtet.“ (Unterricht zc. § 37.) So hat sich der Mensch im Grunde selbst erlöst und mit Gott versöhnt, eine Versöhnung Gottes mit den Menschen ist nicht nöthig, gibt es darum auch nicht.

In dieser Verbindung redet Ritschl ja freilich auch vom Glauben an Christum. Aber auch hier zeigt sich wieder der diametrale Gegensatz zwischen Luthers Theologie und Ritschls Theologie. Glaube an Christum ist nicht das, was wir in der Erklärung des zweiten Artikels bekennen, nicht die feste, gewisse Zuversicht des Herzens auf Christum, da wir „gar aus uns selbst treten und alles lassen nichts sein, was jemand weiß oder vermag, und bloß und nackt in Christus Gerechtigkeit, Heiligkeit, Weisheit (in dem schwachen, geringen Worte gefasset und fürgetragen) kriechen“ (Luther, Erl. Ausg. 50, 254.), Glaube ist nicht das, was St. Paulus Gal. 2, 20. beschreibt,<sup>1)</sup> sondern „der Glaube an Christus und Gott fällt

1) Ueberhaupt gibt es in dieser Theologie kein persönliches Verhältniß zu Gott und Christo im eigentlichen Sinne, keine wirkliche Gemeinschaft, keinen inneren Verkehr mit ihnen, kein „mit Christo in Gott verborgenes Leben der Seele“, keine unio mystica. Das ist alles mystisch und pietistisch, Erregung des Gefühls, Gebild der Phantasie. Mit den Schriftworten „Christus in uns“, „Wohnung machen“, „Ich in ihnen“ findet Ritschl sich durch gewaltsame Erregung und Verdrehung des Wortlautes derselben ab. Christus ist nur eine Größe der Vergangenheit, nicht der gegenwärtig wirksame, der lebendige Herr. Sein Tod erscheint als die Vollenbung seines Lebenswerkes, seine Erhöhung bedeutet nur die Fortwirkung seines geschichtlichen Lebenswerkes auf Erden. Einen besonderen Inhalt hat die Erhöhung für uns nicht. „Nur begrifflich bilden die beiden Stände Christi einen Gegensatz; sachlich muß alles, was in den status exaltationis fällt, als Fortwirkung der entsprechenden Glieder des status exinanitionis vorgestellt werden, wenn es überhaupt unter eine deutliche Vorstellung tritt. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Formel des zur Rechten Gottes erhöhten Christus für uns entweder inhaltlos ist, weil Christus als Erhöhter für uns direct verborgen ist, oder den Anlaß aller möglichen Schwärmerei abgeben wird, wenn man nicht die Rücksicht



unter den Umfang des oben festgestellten Begriffs der Liebe. Er ist stetige Richtung des Willens auf den Endzweck Gottes und Christi, welche der Gläubige um seiner selbst willen inne hält". (III, 560.) Christus ist — so hörten wir schon früher — „diejenige Größe Gottes in der Welt, in deren Selbstzweck Gott seinen ewigen Selbstzweck in ursprünglicher Weise wirksam und offenbar macht". (III, 426.) An Christum glauben heißt nun, diesen Selbstzweck Christi, das ist, die Herstellung des „sittlichen Reiches Gottes" zu unserm Zweck machen, an Christum glauben heißt schließlich, ihm nachleben, wie er uns vorgelebt hat. Deshalb kann auch der Glaube „im Kindesalter nicht erlebt", sondern „nur im reiferen Lebensalter erwartet werden". (III, 565 f.) Es ist der schalkste Rationalismus, der sich in die biblisch-kirchlichen Ausdrücke kleidet, der der alten, gebräuchlichen Terminologie einen völlig neuen Sinn unterchiebt.

Wie aber Ritschl die ewige Gottheit Christi leugnet, so auch die Gottheit und Persönlichkeit des Heiligen Geistes. Und wie von einer Versöhnung durch Christi Blut und Tod, von einer Rechtfertigung um der Gerechtigkeit Christi willen nicht die Rede sein kann, so auch nicht von einer Wiedergeburt durch den Heiligen Geist. Diese Theologie hat keinen Raum für einen lebendigen, dreieinigen, persönlichen Gott, das „sittliche Reich Gottes" ist der Göze, um den sich alles dreht. Sie weiß nichts davon, daß unser Heil auf den Heilthaten des dreieinigen Gottes ruht, sondern Alles leitet sich schließlich vom menschlichen Thun her. Vom Heiligen Geist hören wir: „Der Geist Gottes ist die Erkenntniß, welche Gott von sich selbst, als von seinem Selbstzweck hat. Heiliger Geist bezeichnet im Neuen Testament den Geist Gottes, sofern er der Grund der Gotteserkenntniß und des specifischen religiös-sittlichen Lebens in der christlichen Gemeinde ist." (III, 444.) „Der Geist Gottes oder der Heilige Geist, der in Beziehung auf Gott selbst die Erkenntniß ist, welche Gott von sich selbst hat, ist zugleich Attribut der christlichen Gemeinde, weil dieselbe gemäß der vollendeten Offenbarung Gottes durch Christus diejenige Erkenntniß von Gott und seinem Rathschluß mit den Menschen in der Welt hat, welche mit der Selbsterkenntniß Gottes übereinstimmt. Als die Kraft der den Christgläubigen gemeinsamen erschöpfenden Erkenntniß Gottes ist aber der Heilige Geist zugleich der Beweggrund des Lebens aller Christen, welches als solches nothwendig auf das gemeinsame Ziel des Reiches Gottes gerichtet ist." (III, 571.) Der Heilige Geist ist also keine Person,

---

nimmt, daß Christus im Verhältnis zu der existirenden Gemeinde der Gläubigen, welche er durch sein Reden, Handeln, Dulden zu gründen beabsichtigt hat, der fortwirkende Grund ihrer Existenz in ihrer Art ist. Hat er sie gegründet durch sein königliches Prophetenthum und Priesterthum, so kann man ihre gegenwärtige Erhaltung durch die Fortsetzung dieser Functionen des erhöhten Christus nur danach beurtheilen, was man als deren Inhalt in seiner geschichtlichen Lebenserscheinung kennt." (III, 407 f.)

sondern nur „die Kraft Gottes, welche die Gemeinde befähigt, seine Offenbarung als Vater durch seinen Sohn sich anzueignen“ (III, 260), ist der Gemeingeist. Mit nichten wirkt er die Wiebergeburt durch die Gnadenmittel. „Der Heilige Geist ist weder als Stoff verständlich, noch ist derselbe im Neuen Testament als das göttliche Mittel der Wiebergeburt des Einzelnen in der Abgrenzung auf den Beginn des neuen religiösen Lebens vorgestellt. Wenn diese Bemerkung in Widerspruch mit Joh. 3, 5.; Tit. 3, 5. zu stehen scheint, so füge ich hinzu, daß die beiden Stellen sich nicht auf die christliche Taufe der Einzelnen beziehen, sondern auf die erneuernde Vollendung des Gesamtlebens des israelitischen Volkes anspielen, welche Ezechiel 36, 25. ff. verkündet.“ (!) (III, 571.) Was ist denn aber Wiebergeburt? „Im Stande der Wiebergeburt befindet sich, wer als Gläubiger nicht mehr nach den natürlichen, das heißt, zugleich selbstsüchtigen und weltliebenden Antrieben sich richtet, welche in der Gleichgültigkeit oder dem Mißtrauen gegen Gott das Hauptmerkmal der Sünde an sich tragen.“ (III, 566.) Und daß der Mensch im Grunde diese „Wiebergeburt“ selbst vollzieht, sagt der Ritschlianer Herrmann mit folgenden Worten: „Indem uns Christus zu der rechten Zuversicht zu Gott befreit, wird er uns so groß und gewaltig, daß wir in irgend einer Form uns sagen, unter seinem Schutze stehen sei so viel, wie ein neuer aus Gottes Kraft wiedergeborener Mensch sein.“ (Der Verkehr des Christen mit Gott, S. 179 f.)

Von einer Buße und Bekehrung im kirchlichen Sinne kann dann auch nicht die Rede sein. In dieser Theologie kennt man keine Sünde und keine Gnade, kein gedemüthigtes und zerschlagenes Herz, keine Bekümmerniß um seine Sünde, keine Gewissensangst, und keinen neuen, gewissen Geist, keinen Frieden mit Gott. Das wäre pietistischer Bußkampf. Der Mensch tritt in die durch Christum vermittelte und vorgebildete Gemeinschaft mit Gott, beurtheilt sich selbst als Gottes Kind, „erlebt“ die Versöhnung mit Gott und wird so ein Glied des „sittlichen Reiches Gottes“, der über alle natürlichen Schranken und Verbindungen hinausgreifenden Vereinigung der Menschen durch das Motiv der sittlichen Liebe. Als Glied der Reichsgemeinde weiß er nun, daß alles, was in der Welt ist und geschieht, ihm zum Besten dienen muß, daß er mehr werth ist als die ganze Welt. Damit ist er zur Freiheit und Herrschaft über die Welt gelangt. Dieser „Vorsehungsglaube“, daß die göttliche Liebe alles zum Besten der Gotteskinder geordnet hat, ist die beherrschende Stimmung seines inneren Lebens geworden. Damit verbindet sich aber die sittliche Arbeit, den göttlichen Zweck, das ist, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen. Dies geschieht dadurch, daß er nach dem Vorbilde Jesu Treue beweist „in dem sittlichen Berufe, der Jedem als das besondere Feld seines Beitrages zum Reiche Gottes zugewiesen ist“ (III, 556), in rechter Demuth und Geduld den göttlichen Fügungen sich unterwerfend, frei von allen sinnlichen Motiven. Dazu gehört dann auch das Gebet, das vor allem Dankgebet ist, dankende Anerkennung der Lei-

tungen Gottes, während das Bittgebet eigentlich keine Stelle hat, da es mit dem Vorsehungsglauben an die göttliche Liebe, die alles schon zum Besten geordnet hat, streitet. Der so beschaffene Mensch befindet sich im Stand der „christlichen Vollkommenheit“. Hier berührt sich der Ritschlianismus mit dem Methodismus, wie denn Ritschl auch die Stelle Röm. 7, 15—25. in methodistischer Weise auslegt, wenn er sagt, daß diese „Schilderung auf die Erfahrungen geht, welche Paulus vor seiner Bekehrung gemacht hat“, und Luther vorwirft, er habe die Aussprüche des Paulus, um die Unvollkommenheit des Wiedergeborenen zu beweisen, nicht richtig bezogen. Aus Pauli Aussprüchen gehe hervor, daß „neben der Ueberzeugung von der Rechtfertigung durch den Glauben ein Bewußtsein persönlicher sittlicher Vollkommenheit, insbesondere vollkommener Treue im Berufe möglich ist, welches durch keine Gewissenstrübe getrübt wird“. (II, 370 f.) Von einer täglichen Erneuerung ist in diesem System ebensowenig die Rede, wie von einer Bekehrung. An die Stelle des Sündenbekenntnisses in der Buße tritt die Tugend der „Demuth“ und an die Stelle des Glaubens, der aus der Fülle Christi Gnade und Vergebung schöpft, die Tugend der „Geduld“. Wie Ritschl von der Rechtfertigung nichts weiß, so auch nichts von der Heiligung.

In solchem Zustand der christlichen Vollkommenheit „erlebt der Gläubige seine persönliche Gewißheit der Versöhnung“. (III, 634.) Die Heilsgewißheit empfängt der Mensch aus sich selbst. „Es gibt keine andere Art, sich von seiner Versöhnung mit Gott durch Christus zu überzeugen, als daß man die Versöhnung erlebt in dem activen Vertrauen auf Gottes Vorsehung, in der geduldigen Ergebung in die von Gott verhängten Leiden als die Mittel der Erprobung und Läuterung, in dem demüthigen Lauschen auf den Zusammenhang seiner Fügung unsers Schicksals, in dem Muth der Unabhängigkeit von den menschlichen Vorurtheilen, gerade auch sofern sie die Religion regeln sollen, endlich in dem täglichen Gebete um die Sündenvergebung unter der Bedingung, daß man durch die Uebung der Versöhnlichkeit seine Stellung in der Gemeinde Gottes bewährt.“ (III, 616 f.)

Und der Schluß? „Wie man in den religiösen Functionen des Vorsehungsglaubens, der Geduld und Demuth, und des Gebets aus der Versöhnung die bestimmungsmäßige Herrschaft über die Welt erreicht und darin, wie in dem Thun des Guten selig ist, so zielt auch die sittliche Characterbildung auf das ewige Leben ab. Die persönliche Gewißheit der Unzerstörbarkeit des geistigen Daseins knüpft sich immer an diese Erfahrungen von dem Werthe des religiös-sittlichen Characters.“ „In dem Thun des Guten wird man selig und die sittliche Berufsleistung sichert dem Menschen seine Stellung im Gottesreiche, auch sofern dieses die Gemeinschaft der Seligkeit ist.“ (III, 632 f.) Dies sind Ritschls letzte Betrachtungen über Ewigkeit und Seligkeit, die er, charakteristisch genug, in dem Kapitel über

„das Handeln im sittlichen Berufe“ untergebracht hat. Auch den Ausdrücken „Ewigkeit“ und „Seligkeit“ gibt er einen ganz neuen Inhalt. Die Fixirung des ewigen Lebens im Jenseits sieht er wesentlich als eine Verzerrung an. Das ewige Leben als ein jenseitiges hat keine Bedeutung für ihn. Seine Religion ist eine Diesseits-Religion, die auf ein Jenseits verzichtet. Seine letzten zusammenfassenden Worte lauten: „Die Freiheit des sittlichen Handelns in der Form des besonderen sittlichen Berufs, welche aus dem allgemeinen Endzweck des Gottesreiches sich in der Erzeugung der Grundsätze und Pflichturtheile das Gesetz gibt, und die Aneignung der Versöhnung bestätigt, bildet mit jenen religiösen Functionen zusammen die Vollkommenheit, in welcher sich jeder Gläubige als Ganzes oder als Character darzustellen hat, der seine bleibende Stellung in dem Reiche Gottes einnimmt und das ewige Leben erlebt.“ (III, 634.)

(Schluß folgt.)

(Eingefandt.)

## Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi.

(Fortsetzung.)

Alle Einwürfe der Gegner fallen hin und erweisen sich als nichtig. Das Zeugniß der Jünger bleibt fest und unerschüttert stehen und mit ihm die Thatsache der Auferstehung Jesu Christi. Die Jünger sind keine Betrüger gewesen, sie wollten die Wahrheit sagen, sie haben sich auch nicht täuschen lassen durch allerlei Erscheinungen und Visionen, sie haben vielmehr mit der ganzen Genauigkeit des Zweifels sich von dieser Thatsache, der Auferstehung des Herrn überzeugt, sie konnten also die Wahrheit sagen. Sie waren Augen- und Ohrenzeugen dieser Erscheinungen. Ihrem Zeugniß müssen wir Glauben schenken. Und dazu kommt endlich auch noch dieses: Die Apostel konnten gar nicht anders, sie mußten die Wahrheit sagen. Bedenken wir doch nur: Die Apostel traten mit dieser Botschaft, daß Jesus, der Getreuzigte, auferstanden sei, öffentlich hervor schon nach fünfzig Tagen, als alles noch lebendig im Gedächtniß aller war. Sie bezeugten dieses Wunder öffentlich in Jerusalem, auch vor dem hohen Rathe selbst. Wenn ihr Zeugniß Betrug oder Selbsttäuschung gewesen wäre, hätten die Apostel es da wagen können, in Jerusalem öffentlich davon zu reden? Würden sie Anhänger gefunden haben? Es war ja damals leicht, den Aposteln ihren Betrug nachzuweisen. Würde wohl der hohe Rath sich solches von den Aposteln haben gefallen lassen, wenn er dieselben hätte als Betrüger hinstellen können? Gewißlich nicht. Die Apostel mußten die Wahrheit reden, sie haben die Wahrheit geredet. Diese Thatsache, die

Auferstehung Jesu Christi, ist so gewiß bezeugt, wie eine geschichtliche Thatsache überhaupt nur bezeugt werden kann.

Doch noch mehr. Uns Christen ist dies Zeugniß der Apostel nicht nur, wenn auch das allerglaubwürdigste, menschliche Zeugniß, sondern unendlich mehr. Die Apostel und Evangelisten haben nicht aus ihrem eigenen Geiste geschrieben, sondern getrieben von dem Heiligen Geist. Ihr Wort ist Gottes Wort, dem Inhalte und dem Wortlaut nach von Gott eingegeben, ihr Zeugniß ist also Gottes Zeugniß. Christi Auferstehung ruht uns Christen auf göttlichem Zeugniß, die Gewißheit, die wir von dieser Thatsache haben, auf göttlichem Grunde. Kein angeblicher Widerspruch, der in den Berichten sich finden soll, keine Schlüsse der menschlichen Vernunft und Erfahrung, daß ein solches Wunder unmöglich sei, kann uns Christen an dieser Thatsache irre machen, die aus göttlichem Munde uns geoffenbart und kund gethan ist, daß Christus als der Siegesfürst am dritten Tage die Bande des Grabes und des Todes durchbrochen hat. Unser Glaube ruht auf dem unerschütterlichen Grunde des wahrhaftigen Gotteswortes Alten und Neuen Testaments.

2. Unser Glaube an Christi Auferstehung ruht auf dem Zeugniß der Schrift, und das ist ein fester, gewisser Grund, denn die Schrift ist Gottes Wort. Wir Christen wollen und brauchen kein anderes Zeugniß, uns dieser Thatsache gewiß zu machen. Doch wir haben auch noch andere Zeugen für Christi Auferstehung, damit die Ungläubigen umsoweniger Entschuldigung haben. Die Gründung und das ganze Dasein der christlichen Kirche macht uns die Auferstehung Christi gewiß. Nur durch diese Thatsache, daß Christus wirklich am dritten Tage von den Todten auferstanden ist, läßt sich die Entstehung und die schnelle Ausbreitung der christlichen Kirche erklären.

Vergegenwärtigen wir uns doch einmal recht klar und deutlich den Zustand der Jünger auf der einen und den des jüdischen Volkes auf der andern Seite bei Christi Tod. Aufs äußerste erschrocken und verwirrt waren die Jünger bei dem unerwarteten Tode ihres HErrn, den sie so sehr geliebt hatten. Alle waren geflohen und hatten sich zerstreut. Schon in Bethsemane hatten sie alle den HErrn verlassen, als derselbe sich in die Hände seiner Feinde gab. Zwar ermannt sich Petrus noch einmal, kehrt wieder um und folgt Jesu nach bis in den Palast des Hohenpriesters, aber nur um seinen Heiland aus Menschenfurcht dreimal zu verleugnen. Johannes hält noch etwas länger bei Jesu aus. Wir sehen ihn noch unter dem Kreuz, er ist noch Augenzeuge von der Seitenwunde, die der HErr empfängt, aber dann hören wir auch nichts mehr von ihm. Bei Christi Begräbniß ist kein Apostel zugegen. Wohl bleiben die Jünger noch in Jerusalem und finden sich allmählich wieder zusammen, aber nur heimlich, bei verschlossenen Thüren, halten sie ihre Versammlungen, in großer Furcht vor den Juden. Sie wagen es nicht, auch nur Jesu Grab zu besuchen. Einige Frauen sind es, die wir zuerst bei Jesu Grab antreffen, und erst als Maria Magdalena

die Kunde bringt, daß Jesu Grab leer sei, da machen sich Petrus und Johannes auf, das Grab zu besuchen. Aber wie hoffnungslos sind die Jünger immer noch! Als die Frauen die Kunde bringen, daß der Herr auferstanden und ihnen erschienen sei, da wollen sie es nicht glauben, sondern achten es als eitel Märlein. Sie waren nahe daran, an Jesu und seiner Sache ganz zu verzweifeln. So finden wir die Jünger nach Jesu Tode, so schildern sie uns selbst ihren Zustand. Und wie stand es mit den Juden? Die Feinde des Herrn triumphierten, daß es ihnen endlich gelungen sei, diesen ihnen so verhassten Jesum zum Tode zu bringen. Das Volk im Großen und Ganzen hatte sich von Jesu abgewandt als von einem Betrüger, an dem mit Recht die Todesstrafe vollzogen sei. — Und doch etwa sieben Wochen später, welche Veränderung! Etwa sieben Wochen später, da sind diese furchtsamen Jünger auf einmal wie umgewandelt. Sie, die sich vorher versteckt hatten aus Furcht vor den Juden, treten nun frei öffentlich auf in Jerusalem im Angesichte des hohen Rathes und bezeugen öffentlich, daß Gott diesen Jesum von Nazareth von den Todten auferweckt und ihn dadurch vor aller Welt bezeugt habe als den Herrn und Messias, als den Sohn Gottes. Bei jeder Gelegenheit verkündigen sie es öffentlich vor dem ganzen Volke. Und als der hohe Rath sie darum angreift und verfolgt, ihnen mit Gefängniß und Tod droht, da lassen sie von dieser Predigt nicht ab, sondern sprechen mit großer Freudigkeit: „Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten von alle dem, das wir gesehen und gehört haben“, und: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen.“ Und bei diesem Zeugniß von Christi Auferstehung sind sie geblieben trotz aller Verfolgung und Leiden, und haben endlich dieses ihr Zeugniß mit ihrem Blute besiegelt. Und welches war der Erfolg dieser ihrer wunderbaren Predigt bei dem jüdischen Volke? Als die Apostel in Jerusalem austraten, da wurden durch die erste Predigt Petri drei tausend Seelen bekehrt und zur Gemeinde des Herrn hinzugethan, später noch zwei tausend, so daß die Zahl bei fünf tausend war. (Apost. 4, 4.) Und später heißt es (5, 14.): „Es wurden aber auch hinzugethan, die da glaubten an den Herrn, eine Menge der Männer und Weiber.“ Und (6, 7.): „Das Wort Gottes nahm zu, und die Zahl der Jünger ward sehr groß zu Jerusalem.“ So wurde die christliche Kirche in Jerusalem gegründet, und von hier aus breitete sie sich immer weiter aus, bis wir etwa dreißig Jahre nach dem Tode unsers Herrn Christengemeinden in fast allen größeren Städten des römischen Weltreichs finden, von Babylon bis nach Rom und Spanien hin.

Woher kam dieser gewaltige Umschwung? Wie läßt er sich erklären? Muß nicht etwas ganz Außerordentliches eingetreten sein, den Muth der Jünger zu stärken und ihren Glauben zu beleben? Kann man das alles erklären ohne Christi Auferstehung? Was wäre wohl geschehen, was hätte die Folge sein müssen, wenn Christus nicht auferstanden, sondern im Grabe

geblieben wäre? Hätten nicht die Apostel immer mehr in Muthlosigkeit versinken, je länger je mehr einsehen müssen, daß sie sich in Jesu geirrt hätten? Dieser Umschwung, der bei den Aposteln in jenen fünfzig Tagen vor sich ging, ist gar nicht zu verstehen, wenn Christus nicht auferstanden ist. Es reicht nicht hin, daß man sagt: Die Apostel sind eben Betrüger gewesen und haben sich die Auferstehung Christi selbst ausgedacht, um ihre Lehre zu Ansehen zu bringen. Woher hätten diese furchtsamen, eingeschücherten Jünger den Muth genommen, mit dieser Lüge in Jerusalem aufzutreten vor den mächtigen, frohlockenden Feinden des Herrn? Was sollte sie bewogen haben, an dieser Lüge festzuhalten, da sie anstatt der angeblich gehofften Ehre nur Haß und Verfolgung von Seiten der Welt erlebten? Es hilft nichts, daß man sagt: Die Apostel haben sich eben durch Visionen und Gebilde ihrer Phantasie täuschen lassen. Auf Selbsttäuschung kann ein solcher Welt, Noth und Tod überwindender Glaube nicht beruhen. Wie schnell würde auch bei den Aposteln auf ihre Schwärmerei die Ernüchterung gefolgt sein im Angesicht der Verfolgung und des Todes!

Und wenn der Herr nicht auferstanden wäre, wie hätten dann die Apostel mit ihrer Predigt bei dem jüdischen Volke Eingang finden können? Die christliche Kirche ist ja auf die Predigt von Christi Auferstehung gegründet. Das tritt in der Geschichte der Gründung der christlichen Kirche klar hervor. „Und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugniß von der Auferstehung des Herrn Jesu“, so heißt es von allen Aposteln (Apost. 4, 33.). Und sehen wir uns die einzelnen Predigten der Apostel an, wie sie uns in der Apostelgeschichte überliefert sind, so finden wir diese Nachricht bestätigt. Der Kern und Stern aller ihrer Predigten ist Jesus Christus, der Gekreuzigte und der Auferstandene. Gerade auf Grund seiner Auferstehung und seiner Erhöhung fordern sie Glauben an ihn, als an den verheißenen Messias und Sohn Gottes. So sagt Petrus in seiner Pfingstpredigt: „Den hat Gott auferweckt und hat ihm aufgelöst die Schmerzen des Todes, nachdem es unmöglich war, daß er von ihm sollte gehalten werden“, und nachdem er dann nachgewiesen, daß schon im sechzehnten Psalm die Auferstehung Christi geweissagt sei, fügt er dann hinzu: „So wisse nun das ganze Haus Israel gewiß, daß Gott diesen Jesum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht hat“ (Apost. 2, 32. ff.). Ebenso ist es in der Predigt Petri bei Gelegenheit der Heilung des lahmen Menschen: „Gott hat sein Kind Jesum verklärt, welchen ihr überantwortet und verleugnet habt“ (3, 13.). „Den Fürsten des Lebens habt ihr getödtet. Den hat Gott auferweckt von den Todten, deß sind wir Zeugen“ (3, 15). Im Hause des Cornelius tritt Petrus auf mit dieser Botschaft: „Denselbigen hat Gott auferweckt am dritten Tage und ihn lassen offenbar werden“ (10, 40.). Ebenso ist es bei Paulus. Das ist der Inhalt seiner Predigt in der Synagoge zu Antiochien in Pisidien: „Ihr habt Jesum getödtet, aber Gott hat ihn auferweckt von den Todten“ (Cap. 13.).

Wie! können wir nun annehmen, daß die Juden in Jerusalem und in andern Städten und Ländern, welche durch diese Predigt der Apostel bekehrt wurden, einfach den Worten der Apostel von der Auferstehung Christi Glauben schenkten, ohne der Wahrheit ihrer Worte weiter nachzuforschen? Es war ja damals so leicht, die Apostel Lügen zu strafen, wenn Christus nicht auferstanden war. Und keiner von diesen Tausenden sollte auf den Gedanken gekommen sein, nähere Nachforschungen anzustellen! Das ist undenkbar, besonders weil damals in Jerusalem ganz allgemein das Gerücht ging, die Jünger hätten den Leichnam Jesu gestohlen, diemeil die Kriegsknechte schliefen, und hätten die Auferstehung Christi fälschlich verkündigt. — Man kann nicht einwenden: Es waren eben die Massen des rohen, ungebildeten Volkes, welche der Predigt der Apostel zuhielen. Das gewöhnliche Volk glaubt eben alles, es läßt sich leicht verführen, irgend etwas, auch das Unglaublichste, anzunehmen. — Aber doch nur dann, wenn die Sache einen schönen äußerlichen Schein, einen großen Erfolg für sich hat. Aber hier war das gerade Gegentheil der Fall. Christus war in äußerster Schmach und Schande gestorben, als ein Verfluchter vor Gott, als ein verurtheilter Verbrecher vor der Welt. Was hätte da die Masse des Volkes bewegen sollen, ihm zuzufallen, wenn nicht auf seine Erniedrigung seine Erhöhung, auf seine Kreuzigung seine Rechtfertigung gefolgt wäre?

Und dann war es auch nicht nur das gewöhnliche Volk, welches an Jesum glaubte. Auch viele Priester glaubten an ihn (Apost. 6, 7.), viele Priester, die vielleicht in ihrer Blindheit mitgeholfen hatten, Jesum ans Kreuz zu bringen. Sollten auch diese der Sache nicht weiter nachgeforscht haben? Und später wurden auch aus den Heiden gelehrte Philosophen, angesehene Männer, hochgestellte Personen zur Gemeinde des Herrn hinzugezogen, z. B. Justinus Martyr, Dionysius Areopagita u. Werden diese dieses große Wunder der Auferstehung Christi so ohne Weiteres angenommen haben? Sollte auch in der Christengemeinde der hochgebildeten Stadt Corinth sich keiner gefunden haben, Nachforschungen anzustellen, diese Lüge, diesen Betrug aufzudecken, in dieser Gemeinde, die der Apostel selbst hinweist auf lebende Zeugen der Auferstehung Christi? Die Gründung und das Dasein der christlichen Kirche bezeugt also aufs klarste Christi Auferstehung. Ohne dieselbe läßt sich das Dasein und die schnelle Ausbreitung der christlichen Kirche schlechterdings nicht erklären.

Wie fest überzeugt daher auch die apostolische Kirche von dieser Thatsache der Auferstehung Christi war, das zeigt die schon so frühe Einführung der Feier des Sonntags, als des Gedächtnistages der Auferstehung. Schon in der Schrift und auch bei den apostolischen Vätern finden wir deutliche Zeugnisse der Sonntagsfeier, z. B. Apost. 20, 7. 1 Cor. 16, 2. Offenb. 1, 10. Barnabas c. 15. Ignatius ad. Mag. c. 9. Justinus Apol. I, c. 67.

(Fortsetzung folgt.)



## Literatur.

**Rüller, Lic. Dr. Nicolaus, Ueber das deutsch-evangelische Kirchengebäude im Jahrhundert der Reformation.** Vortrag, gehalten auf dem ersten Congreß für den Kirchenbau des Protestantismus zu Berlin am 24. Mai 1894. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme.) 1895. Preis: 60 Pf.

Der Verfasser, außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität in Berlin, stellt in diesem 30 Seiten umfassenden Schriftchen zuerst kurz Luthers Anschauungen über Anlage, Ausstattung und Ausschmückung des Kirchengebäudes dar und gibt dann einen gedrängten Ueberblick über die im Reformationsjahrhundert errichteten deutsch-evangelischen Kirchengebäude nach ihren baulichen Eigenarten, wobei er zugleich den Vorwurf vieler Kunsthistoriker zurückweist, „daß die Reformation für Malerei und Sculptur wenig, für die kirchliche Architektur so gut wie nichts geleistet habe“. „Ich wage es zu behaupten, daß das Reformationsjahrhundert ein baufreudiges war und daß es nicht Duzende, sondern Hunderte von Kirchen errichtet hat, obwohl es bekanntlich eine große Zahl aus der Vergangenheit überkommen. Daß meiner Behauptung der Beweis nicht fehlen wird, mögen Sie daran erkennen, daß es mir bereits gelungen ist, obwohl ich meine Forschungen bisher in der Hauptsache nur auf den Mutterboden der deutschen Reformation, Sachsen und Hessen, ausdehnen konnte, über 40 sicher datirte Kirchenneubauten zu finden. Und wie viel bisher undatirte spätgothische Bauten dieser erwähnten Gebiete mögen auf evangelische Bauherren und Baumeister zurückgehen.“ (S. 29.) Mit dem Ruf: „Zurück zur Reformationszeit! aus der Liturgiker und Architekten reichste Belehrung schöpfen können“ (S. 30), schließt der über den behandelten Gegenstand ganz schön orientirende Vortrag.

L. J.

**Rüller, Prof. Lic. Karl, „Altgläubige“ und moderne Gläubige.** Eine populär-theologische Auseinandersetzung mit der Theologie der „Christlichen Welt“. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme.) 1895. 36 Seiten. Preis: 50 Pf.

Der reformirte Verfasser, Professor in Erlangen, bietet in diesem Heftchen vier schon in der „Reformirten Kirchenzeitung“ veröffentlichte Aufsätze, in denen er sich gegen die Theologie der „Christlichen Welt“, eines die ritischen Irrlehren verbreitenden Blattes, wendet. Wohl deckt er verschiedene schwere Irrthümer dieser modernsten Richtung auf, offenbart dabei aber zugleich auch seine eigenen Irrthümer. z. B. im Artikel von der Heiligen Schrift, die ihm nur „als Ganzes das Wort Gottes ist“ (S. 32). Das Schriftchen ist ganz unbefriedigend.

L. J.

**Rähler, D. Martin (Prof. der Theologie in Halle), Der lebendige Gott. Fragen und Antworten von Herz zu Herz.** Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme.) 1894. 71 Seiten. Preis: 1 Mk. 20 Pf.

Eine apologetische Schrift, die ursprünglich gar nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben worden ist, sondern für eine „erschütterte und um den Kinderglauben bangende Seele“. (S. 1.) Da sie nicht ohne Erfolg gewesen ist, hat der Verfasser sie für andere, die durch gleiche Anfechtungen gehen, in den Druck gegeben. Es sind nicht wissenschaftliche Auseinandersetzungen, die dargeboten werden; „wenige der Sätze wird man lesen, ohne zu spüren, daß sie dem Verfahre mit der heiligen Schrift Neuen Testaments entstammen“. (S. 3.) Die Schrift zerfällt in vier Abschnitte: „Zweifel eine Thorheit. Der bekannte Gott. Der verborgene Gott. Der lebendige Gott.“ Diese Abschnitte sind jedoch nicht „die Glieder eines planvoll abgerundeten Ganzen, man nehme sie als eine Reihe von Variationen über ein Thema, in denen die Grundtöne wiederkehren“. (S. 1.) Der Grundgedanke ist: Gott ist geoffenbart in Christo. Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Daß sich manche ganz schöne zu weiterem Nachdenken anregende Gedanken in diesem Schriftchen finden, soll nicht geleugnet werden; daneben aber auch ganz bedenkliche und verkehrte. So redet Räbler z. B., wie gar Manche in neuerer Zeit, von einem

„Glauben Jesu Christi“: „Er hat an Gott glauben müssen und wollen, wie jeder von uns.“ (S. 56.) Anderwärts findet sich der Satz: „Alle Entdeckungen hat er“ (Christus) „ändern überlassen; erfunden hat er nichts, nur eines hat er gebracht: den Glauben an den verborgenen, lebendigen Gott und an unser Jenseits, unser gottartiges, gottgetragenes, gotterfülltes Innere.“ (S. 42.) L. F.

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Evangelisch-lutherisch.** Der „Lutheran Evangelist“ redet von den Vorzügen, welche der General-Synode im Vergleich mit der Missouri-Synode zukämen. Er sagt von einem Pastor, der den Typus der General-Synode recht darstelle: „Er ist lutherisch, aber er betont das ‚evangelisch‘ zuerst, nachher das ‚lutherisch‘.“ Was der „Evangelist“ hiermit als „Typus der General-Synode“ lobt, ist nicht christlich, sondern sectirerisch. Die lutherische Kirche hat keine Sonderlehren, die sie noch über das Evangelium hinaus geltend zu machen hätte. Lutherthum und Evangelium decken sich dem Inhalte nach. Oder noch anders ausgedrückt: was die lutherische Kirche in ihren Bekenntnissen bekennet, ist weiter nichts als das Bekenntniß zum Evangelium dem Irrthum gegenüber. Wenn die lutherische Kirche sich jetzt „evangelisch-lutherisch“ nennt, so thut sie das nicht in dem Sinne, als ob sie die eine Hälfte ihrer Lehre für „evangelisch“, die andere Hälfte aber für „lutherisch“ hielte, sondern sie ist überzeugt, daß das Ganze evangelisch, das heißt, nichts als das lautere Evangelium, das reine Wort Gottes, sei. So kann auch nicht davon die Rede sein, daß sie erst das „Evangelische“, und dann das „Lutherische“ betone. Das wäre, wie gesagt, sectirerisch, und der „Evangelist“, welcher vom „General Synod Type“ sagt, daß man nach ihm „the evangelical first, the Lutheran afterwards“ betone, spricht damit aus, daß die General-Synode eine sectirerische Gemeinschaft sei, die durch Geltendmachung von Sonderlehren Zertrennung in der Kirche anrichtet. Alles „Lutherische“, das über das „evangelische“ hinausgeht, ist nicht „lutherisch“. F. F.

**Das „Problem der Prophetie“.** Dr. W. H. Harper von Chicago schreibt in „The Biblical World“ über „das Wesen und die Bedeutung der alttestamentlichen Prophetie“: „Die Ansichten über diese Punkte sind nie so verschieden gewesen als zu unserer Zeit. Uebereinstimmung, sei es auch nur in einigen grundlegenden Bestimmungen, läßt sich schwerlich erreichen. Das letzte Wort ist offenbar noch lange nicht gesprochen. Neue Gesichtspunkte, von welchen aus die Bibel als ein Ganzes betrachtet wird, stellen die Prophetie in ein anderes Licht und bewirken, daß man ihre Botschaft in einer Weise liest, die der unter uns gebräuchlichen so ziemlich entgegengesetzt ist.“ Leider! steht es so, wie Harper sagt. Aber man beschränke diese Nichtswifferei in Bezug auf das Wesen und die Bedeutung der alttestamentlichen Prophetie gefälligst auf die modernen Theologen. Die gläubigen Christen kennen das Wesen und die Bedeutung der alttestamentlichen Prophetie sehr wohl. Sie wissen: es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist (2 Petr. 1, 21.). Sie wissen ferner, daß die Propheten des Alten Testaments allesamt von Christo zeugen (Apost. 10, 43.), daß sie geweissagt haben von der Gnade, die auf uns (die Kinder des Neuen Testaments) kommen sollte, und haben geforschet, auf welche und welcherlei Zeit deutete der Geist Christi, der in ihnen war und zuorbezeugt hat die Leiden, die in Christo sind, und die Herrlichkeit darnach (1 Petr. 1, 10. 11.). Auf Grund dieser und anderer Stellen

der Schrift wissen alle gläubigen Christen, was es um die alttestamentliche Prophetie sei. Daß die modernen Theologen dies nicht wissen, sondern von einem „Problem“ der Prophetie reden, kommt daher, daß sie die einschlägigen Schriftausagen völlig ignoriren und durch „wissenschaftliche“ Erforschung „der That-sachen“ feststellen wollen, was es um die Prophetie gewesen sei. So hat die moderne Theologie ein „Problem der Prophetie“, ein „Problem der Inspiration“, ein „Problem der Dreieinigkeit“, ein „Problem der Person Christi“ zc., überhaupt lauter Probleme, weil sie geistliche Dinge nicht bloß aus der Schrift, sondern gerade unter Absehung von der Schrift durch sogenannte wissenschaftliche Forschung erkennen will. Das Resultat ist das von Harper angegebene: „Agreement upon even a few fundamental positions can hardly be secured.“ Welch eine Verblendung, daß man solche „Theologen“ nicht nur duldet, sondern sie sogar als Zierden der Kirche ansieht.

J. P.

## II. Ausland.

Die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“ bringt in No. 14 und 15 einen Artikel über „das Ausscheiden von drei Missionaren aus der Leipziger Mission, welcher mit folgendem Urtheil abschließt: „Zum Schluß sei es uns gestattet, unserm tiefen Schmerz über die Verirrung der beiden Missionare und über das von ihnen angerichtete Aergerniß noch einige Worte zu verleihen. Sie sind ausgesandt worden, den Heiden das Evangelium zu predigen und unmündige Heidenchristen beim rechten Glauben zu erhalten. Das hat das Missionscollegium, das hat die Missionsgemeinde von ihnen erwartet. Statt dessen geben sie den Heiden Ursache zur Lästerung über unsere Mission und verwirren die Gemeinden. Welch ein Schauspiel mußte das für die indischen Christen sein! Ja, hätte man etwas wider Gottes Wort von ihnen begehrt! Aber es wurde ihnen wiederholt geboten, nach Gottes Wort und dem lutherischen Bekenntniß ihr Amt auszurichten. Aber sie lehnen sich auf gegen die, welche ihnen solches gebieten. Man wendet vielleicht ein, daß sie doch nicht schweigen durften, als sie nach ihrer Meinung ihre Brüder in der Stellung zur heiligen Schrift irren sahen. Wir wollen und können die Inspirationsfrage hier nicht mit ein paar Sätzen abthun, nur so viel sagen wir: Ist irgendeiner der Leipziger Missionare, der vom rechten Glauben zurückgegangen ist und sich nicht mehr auf das: ‚Es stehet geschrieben‘ gründet? Wir haben zumal nach ihrer gemeinsamen Erklärung allen Grund anzunehmen, daß die heilige Schrift in ihrer Hand noch das unzerbrochene Schwert des Geistes ist. Oder denken wir an das von Näther angeklagte Missionscollegium. Soviel wir dessen einzelne Mitglieder aus ihren Schriften, Predigten, Missionsvorträgen zc. kennen, haben wir alle Gewähr ihrer festen Gründung auf Gottes Wort; und sie sind zum Theil alt und grau geworden bei ihrer heiligen Schrift, die sich ihnen die Zeit ihres Lebens als ein Fels und Hort bewährt hat. Und nun kommen diese jungen Missionare und sprechen den Bann aus über die Männer, welche in unerschütterlichem Glauben an Gottes Wort durch gute und böse Tage festgehalten und dies Wort als die ewige Wahrheit und den höchsten Trost erkunden haben, und sprechen, ‚sie stoßen den Grund des Glaubens um‘. — Würde man doch mehr das alte Lutherwort beherzigen: Ein jeder lern’ sein Lection, so wird es wohl im Hause stohn. Wer berufen ist, Dogmen zu bilden, der bilde Dogmen, und wer berufen ist, den Heiden das Evangelium zu predigen, der predige dies Evangelium.“ Daß man hier denen, welche die göttliche Wahrheit bekannt haben, vorwirft, wie einst Ahab dem Elia, daß sie Israel verwirren, daß der Kritikerschreiber sich anstellt, als stehe innerhalb der Leipziger Mission das Schriftwort unerschütterter fest, daß er den status controversiae, ob der allgemeine Christenglaube, das Dogma von der Verbalinspiration in der Mission die

ausschließliche Berechtigung habe solle oder nicht, ganz vertuscht und verdeckt, daß er diesen Glauben als neue Dogmenbildung bezeichnet, daß er Lösung der Abendmahls-gemeinschaft mit Falschgläubigen einen Bannspruch nennt, das ist eitel Lug und Trug, und solch unlauter Spiel kann der Leipziger Mission und den kirchlichen Kreisen, deren Organ die Kirchenzeitung ist, unmöglich Segen bringen. G. St.

**Zur Professorenfrage in der preussischen Landeskirche** schreibt die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“: „Die Professorenfrage ist das Sturmsignal. Sie beweist die Unmöglichkeit, daß die bisherige kirchliche Abhängigkeit vom Staat weiter bestehen kann. Der Kirche gebührt ein entscheidender Antheil an der Besetzung der Professuren. Mancher hat geglaubt, nach Bismarcks Abgang würde in diesem Stück mehr Gerechtigkeit eintreten. Aber das System selbst ist falsch; es läßt sich nicht mildern, sondern nur verändern. Wo seine Fehler liegen, ist nicht schwer zu sagen. Die Staatsregierung glaubt, alle vorhandenen Richtungen der Theologie als gleichwerthig anerkennen zu müssen. Deshalb besetzt sie vacante Katheder auch mit völlig modernen Geistern. Ganze Facultäten sind auf diese Weise modernisirt. Und zwar ist das unter conservativem und liberalem Regiment in völlig gleicher Weise geschehen; es ist Staatsraison und das Mittel, um der Freigeisterei wenigstens an einem Punkte freien Spielraum zu lassen. Im Staat kann man den Radicalismus nicht brauchen; in der Theologie wird er als Ventil für mißvergnügten Liberalismus benutzt. Bei der herrschenden Feindschaft der liberalen Parteien gegen die Kirche ist es diesen eine gewisse Genugthuung, daß wenigstens im kirchlichen Leben keine festen Grundlagen gelegt werden. Man sagt zur Entschuldigung dieser Zustände, daß der Staat nicht im Stande sei, die verschiedenen theologischen und kirchlichen Richtungen auf ihren Werth und ihre Wahrheit zu prüfen und daß es deshalb für ihn unmöglich sei, die eine zu pflegen, die andern abzuweisen. Aber daraus folgt doch mit einleuchtender Klarheit, daß dann der Staat überhaupt die Kirche nicht regieren kann. Eben das ist ja der Jammer des Protestantismus, daß er selbst seiner nicht mächtig ist und die, welche ihn leiten sollen, dazu nicht im Stande sind. Deshalb schwankt nichts mehr als die Kirche in ihrem Bestande. Man denke nur daran, welche Verschiedenheiten wir im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts erlebt haben. In dem Kirchenregiment: Matthiis, Herrman, Hermes, Barthausen. Im Kultusministerium: Falk, von Buttamer, von Goxler, Graf Zedlitz, Boffe. Ueber allen Fürst Bismarck, ein Freund positiven Christenthums, aber ein Gegner aller kirchlichen Selbständigkeit, Macht und Freiheit. Völlig principlos je nach der jeweiligen politischen Constellation überwiegen bald conservative, bald liberale Grundsätze. Aber grundsätzlich conservativ wird nie regiert, da man den Liberalismus nicht vor den Kopf stoßen will. Und in der Besetzung der theologischen Professuren geht die Grundsatzlosigkeit am Weitersten.“

**Die Bonner Professoren** sind aus dem Kampf, welchen eine Anzahl positiver Pastoren und Presbyterien aus dem Rheinland gegen sie eröffnet haben, als Sieger hervorgegangen. Der evangelische Oberkirchenrath hat eine Entscheidung abgegeben, in welcher neben allerlei schönen Redensarten folgender Passus enthalten ist: „Andererseits darf nicht unbeachtet bleiben, daß es der grundsätzlichen Stellung unserer evangelischen Kirche, welche auch auf dem Gebiete der Lehre zu immer größerer Klarheit und Wahrheit hindurchzubringen trachtet, widersprechen würde, wollte man jenen Forschungen mit äußerlichen Mitteln zu begegnen suchen; vielmehr muß daran festgehalten werden, daß Irrthümer, welche bei der wissenschaftlichen Forschung auftauchen, nur durch Bezeugung der Wahrheit und durch die Waffen wissenschaftlicher Erörterungen bekämpft und überwunden werden können.“ Die radikalste, frivolste Spöttelei wird also von dem preussischen Kirchenregiment geküßt und für kirchlich berechtigt erklärt. G. St.

**Versammlung wider die „negative moderne Theologie“.** Die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“ bringt in ihrer Nummer vom 6. April eine Einladung zu einer allgemeinen landeskirchlichen Versammlung, die am 8. Mai in Berlin zusammentreten und über die Gefahr, welche der Kirche von den ungläubigen Professoren der Theologie droht, berathen soll. Es heißt in dem Aufruf: „In weiten Kreisen unsers christlichen Volkes ist eine tiefgehende Beunruhigung dadurch entstanden, daß in unsern theologischen Facultäten vielfach die Autorität der heiligen Schrift, unserer alleinigen Glaubensnorm, untergraben und der äußere Bestand unserer evangelischen Kirche durch die negative moderne Theologie in hohem Maße gefährdet wird. Daraus erwächst allen, denen das Wohl unserer Kirche am Herzen liegt, die Pflicht, gemeinsam und öffentlich zu diesem schreienden Nothstand Stellung zu nehmen. Deshalb sind wir übereingekommen, auf den 8. Mai, den alten Bußtag, eine allgemeine landeskirchliche Versammlung nach Berlin einzuberufen, zu der wir alle Gesinnungsgenossen hiermit einladen.“ Unter dem Einladungsschreiben stehen mehrere hundert Namen. Darunter auch die vieler Landräthe, Regierungsräthe, hoher Militärpersonen zc. Leider! ist nicht zu erwarten, daß bei der Sache etwas herauskommt. Von dem einzigen, von Gott in der Schrift verordneten Mittel, wodurch das heillose Durcheinander entwirrt würde, will man nichts wissen.

F. P.

**Unabhängige theologische Schule.** Wegen des immer mehr unter den theologischen Professoren Preußens um sich greifenden Unglaubens will der durch seine Anstalten bekannte Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld eine freie, das heißt, vom Staat und Staatskirchentum unabhängige theologische Schule in Herford in Westfalen gründen. Vielerorts wird dieser Plan mit Freuden begrüßt. Aber bei von Bodelschwinghs unionistischer Stellung steht zu erwarten, daß eben auch diese neue Anstalt doch bei aller etwaigen Gläubigkeit ihrer Lehrer eine ganz verkehrte, weil unionistische und bekennnißlose Richtung vertreten wird.

L. F.

**Freie Forschung in der Theologie.** Die Stöcker'sche „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“ brachte vor Kurzem eine Reihe von Artikeln unter der Ueberschrift: „Zum Kampf!“ Sie kommt dabei auch auf die bekannten Bonner Vorgänge und verwandte Erscheinungen zu sprechen und läßt sich des weiteren über die von den deutlichen Theologen beanspruchte sogenannte „freie Forschung“ aus. Sie hat nichts gegen dieses „selbstverständliche Recht des Protestantismus“. Sie wünscht nicht, daß für gewöhnlich Universitätsgelehrte irgendwie behelligt werden, wenn sie in Irrlehren hineingerathen. Die Staatsregierung sollte freilich vorsichtig bei der Berufung sein, was keineswegs immer der Fall sei. Steht jedoch der Professor in seinem Amte, so muß ihm die ungehinderte wissenschaftliche Freiheit gewährt werden. Aber Manche gehen denn doch auch der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“ zu weit, treiben es zu toll. „Diese Freiheit“, bemerkt sie weiter, „hat ihre Grenze an der Natur der Dinge. Jedermann erkennt das an, wenn es sich um römische Irrlehren handelt. Ein Professor der Theologie, welcher den römischen Primat oder die Mittlerschaft der heiligen Jungfrau lehrte, würde unter der Zustimmung aller Richtungen des Protestantismus seines Amtes enthoben werden. Es ist sinnlos, nach Seiten Roms eine Grenze, und zwar sehr bald eine scharfe Grenze anzunehmen, dagegen nach der Seite der nackten Negation keinerlei Ordnung gestatten zu wollen. Es gibt theologische Universitätslehrer, welche die Persönlichkeit Gottes, die übernatürliche Offenbarung, die Gottheit und Göttlichkeit Christi, die Auferstehung leugnen und die Bibel Alten wie Neuen Testaments für ein Märchenbuch, wenn nicht für Schlimmeres erklären. Wenn sie das als Privatgelehrte thäten, könnte keiner dawider Protest erheben. Als Lehrer der späteren evangelischen Geistlichkeit können sie aber solche Abweichungen von dem bekennniß-

mäßigen Christenthum nicht öffentlich vertreten, ohne den Anspruch auf ihre Eigenschaft als Glieder der theologischen Facultäten zu verlieren. Was wir brauchen und trotz aller Schwierigkeit schaffen müssen, ist eine Lehrordnung für Katheder und Kanzel. Der gegenwärtige Zustand ist ein Nothstand und Uebelstand, der die Kirche auseinander treibt und dieselbe mit dem Staat und der weltlichen Obrigkeit in den bittersten Widerstreit bringt. Es ist ein Widerfynn, theologische Lehrer anzustellen, deren Anschauungen, wenn sie von den jüngeren Theologen angenommen werden, diese um die Fähigkeit der Anstellung bringen. Nur in der Verwaltung der Kirche ist solch ein Widerfynn möglich; im Staatsleben wäre er undenkbar. Entweder muß man die neuen Lehren für berechtigt erklären oder ihre Verkündiger für unberechtigt.“ Und in diesem Tone redet die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“ noch weiter, fordert die evangelische Kirche auf, sich ebensowohl gegen Rom, wie gegen die Welt zu behaupten, ebenso die Anmaßungen katholischer Hierarchie, wie den Uebermuth weltlicher Wissenschaft von ihrem Heiligthum fern zu halten. „Vermag sie das nicht, so ist sie keine Kirche mehr. Eben dazu aber hat sie ihr Bekenntniß als das Zeugniß ihrer unveräußerlichen Grundlage.“ Was thut dann aber der Schreiber? Nichts Geringeres, als daß er nun selbst gegen das Bekenntniß der Kirche anläuft, mit weltlicher Wissenschaft und freier Forschung und falschberühmter Kunst und grundstürzender Irrlehre kommt und kühn sagt: „Die Verbalinspiration hat in der Schrift selbst keinen Grund; es ist unbegreiflich, wie gewisse Kreise darum kämpfen können, als hinge an ihr die christliche Wahrheit“ 2c. Fürwahr, ein Kämpfer, der sich solche Blößen gibt, solche Zugeständnisse macht, wird wenig ausrichten! L. F.

**Ein Nachtrag zum Apostolicumstreit.** Am 22. März haben 46 Prediger der preußischen Landeskirche dem Berliner Oberkirchenrath folgende Erklärung zugehen lassen, welche keines Commentars bedarf: „Die Beschlüsse der außerordentlichen Generalsynode über den Gebrauch des Apostolicums sind sowohl in der Sitzung vom 10. November v. J. als auch nachträglich in Veröffentlichungen einzelner hervortragenden Synodalen in einer Weise ausgedeutet worden, welche in weiten Kreisen die Gemüther beunruhigt. Mit aller Deutlichkeit und Entschiedenheit ist die Forderung aufgestellt worden, daß in Zukunft die jungen Theologen bei der Ordination, die Taufzeugen bei der Taufe, die Confirmanden bei der Einsegnung eine buchstäbliche Verpflichtung auf das Apostolicum übernehmen müssen und der Liturg im Gottesdienst sich mit der Gemeinde zum Wortlaut des Apostolicums bekenne. In Folge dessen tragen manche, und zwar zum Theil die tüchtigsten und gewissenhaftesten jungen Theologen Bedenken, ob sie unter solchen Umständen noch im Stande sind, ein Predigtamt zu übernehmen, während andererseits ernste Gemeindeglieder sich die Frage vorlegen, ob sie sich dann noch mit innerer Zustimmung am kirchlichen Leben werden betheiligen können. Da sich nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche der Glaube nicht auf ein Bekenntniß, sondern allein auf das Wort Gottes in der heiligen Schrift stützt, da ferner der evangelische Glaube nicht die Zustimmung zu einer wenn auch noch so ehrwürdigen Tradition, sondern die persönliche Aneignung der in Christus geoffenbarten Gnade Gottes ist, so wird in der evangelischen Kirche wohl die Verpflichtung auf den in den Bekenntnißschriften ausgedrückten Heilsglauben gefordert, nicht aber die Verpflichtung auf den Ausdruck, den die Bekenntnißschriften diesem Glauben gegeben haben. An diesem Grundsatz etwas zu ändern, hat keine Synode ein Recht, wie ja nach § 1 Abs. 2 der Generalsynodalordnung durch diese der Bekenntnißstand und die Union nicht berührt werden sollen. Wir können deshalb in jenen Aeußerungen der Führer der Mehrheitsparteien nur persönliche Meinungen sehen, welche für uns in keiner Weise verbindlich sind. Wäre durch sie wirklich der Glaubensstand der evangelischen Kirche

allgemeingültig bezeichnet, so würde damit in unserer Kirche ein anderer Grund gelegt außer dem, der gelegt ist: Christus. Da thatsächlich viele diesen Eindruck haben, so fühlen wir uns in unserm Gewissen gedrungen, zu erklären: 1. Wir sind bei unserer Ordination nicht auf den Buchstaben, sondern auf den religiösen Gehalt des Apostolicums verpflichtet worden und werden es auch, mögen wir nun die neue oder die alte Agende in Anwendung bringen, in Zukunft in diesem Sinne gebrauchen, wie es in der Kirche der Union unser gutes Recht ist. 2. Aus den Beschlüssen der Generalsynode kann nicht das Recht abgeleitet werden, den zu ordinirenden jungen Geistlichen das Apostolicum als Lehrsatz auf das Gewissen zu legen, wie der evangelische Oberkirchenrath in seinem, die Bedeutung des Apostolicums betreffenden Erlaß vom Jahre 1892 ausdrücklich anerkannt hat, denn auch das ehrwürdigste Bekenntniß unterliegt der Prüfung am Evangelium.“

**Religionsvergehen und Umsturzvorlage.** Dr. Stöcker schreibt in der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“ über die Umsturzvorlage, wie sie aus der Berathung der Commission hervorgegangen ist: „Bedenklich ist die Verschärfung der Bestimmungen gegen die Religionsvergehen. Bisher war Gotteslästerung ebenso wie die Beschimpfung der Einrichtungen und Gebräuche der Kirche unter Strafe gestellt. Durch die Zusätze zu der Vorlage sollen auch der Glaube an Gott, das Christenthum und die Lehren der Religionsgesellschaften vor beschimpfenden Angriffen gesichert werden. Wir fürchten, daß die Juristen ein schweres Stück Arbeit haben werden, wenn diese Bestimmungen erst Gesetz sind, und daß die Handhabung derselben viel böses Blut machen werde. Die erlaubte und gebotene Polemik wird dadurch möglicherweise so eingeschränkt, daß der Kampf um die Wahrheit leidet. Man wird freilich einwenden, daß dieser Kampf nie beschimpfende Formen annehmen braucht. Das ist richtig. Aber unsere Juristen sind dermaßen in die Paragraphen verrannt und dem wirklichen Leben entfremdet, daß man nicht weiß, ob sie die rechten Grenzen innehalten werden. Jedenfalls ist durch diese Veränderungen der Vorlage stark die katholische Art aufgeprägt, religiöse Güter durch äußere Gewalt zu schützen.“

**Päpstliche Abgötterei.** Die Aachener Heiligtümer, „und zwar die großen und kleinen“, wie es in der Veröffentlichung des Stiftscapitels heißt, sollen in diesem Jahre vom 10. bis 24. Juli wieder zur „Verehrung ausgestellt und vorgezeigt werden“, nachdem seit der letzten Ausstellung sieben Jahre verstrichen sind. Durch die katholischen Zeitungen geht die Einladung an das Volk, nach Aachen zu wallfahrten. Nur wenige Protestanten werden wissen, was das für „große und kleine Heiligtümer“ sind, die in Aachen dem gläubigen Volke gezeigt werden. Mit Recht ist selbst katholischerseits die Aachener Stiftskirche die „Kleiderkammer Christi“ genannt, denn man findet dort eine überaus reiche Sammlung von Reliquien Christi und der Maria. Um mit dieser anzufangen, so befindet sich von ihr in dem kostbaren „Marienschrein“ ein Untergewand. Zuerst hören wir von demselben im 14. Jahrhundert durch den byzantinischen Kirchengeschichtsschreiber Nikephorus, was die Glaubwürdigkeit der Sache nicht eben erhöht. Aehnlich ist es mit der Echtheit der übrigen Reliquien. Selbst die „Köln. Volksztg.“ muß zugeben: „Geschichtliche Nachrichten über die (gleichfalls in Aachen ausgestellten) Bindeln des Herrn aus den frühesten Jahrhunderten des Christenthums besitzen wir nicht.“ Auch hier muß das Zeugniß des Nikephorus aus dem 14. Jahrhundert ausbelfen. Der Umstand, daß auch in andern Kirchen „Bindeln des Herrn“ gezeigt werden, macht jener Zeitung nicht viel Schwierigkeit: „Uebrigens braucht es keineswegs Anstoß zu erregen, wenn auch noch nach Karls des Großen Zeiten in Constantinopel Bindeln des Herrn verehrt wurden, und wenn sich solche in St. Maria Maggiore

in Rom bis zur heutigen Stunde befinden, denn die Lächer, in welche im Alterthum die neugeborenen Kinder gewickelt wurden, waren groß und zahlreich, da sie nicht nur den ganzen Leib, sondern auch den Kopf des Kindes umgaben, so daß sehr leicht drei verschiedene Kirchen Theile desselben besitzen konnten.“ Auch „das Lendentuch des Heilandes, welches er in seiner Todesstunde am Kreuze trug“, ist nicht genügend beglaubigt. Die „Köln. Volksztg.“ gesteht: „Die heilige Schrift berichtet nichts von einem Lendentuche des Herrn am Kreuze.“ Ebenso „fehlen über das Tuch der Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers die historischen Nachweise“. Von den zahlreichen „kleinen“ Reliquien, welche auch außer der Zeit gezeigt werden, seien erwähnt die beiden Gürtel Christi und seiner Mutter sammt einem Stück von seinem Schweißtuch, ein Stück vom Schleier der Maria, Stüde von der Dornenkrone, ein Nagel von der Kreuzigung, etwas von dem Schwamm, woraus Christus mit Galle und Essig getränkt, und von dem Rohr, das ihm zum Spott als Scepter gegeben wurde. Natürlich ist auch hier der Beweis der Echtheit nicht zu erbringen, aber man tröstet sich hinsichtlich dieser bereits von Karl dem Großen gesammelten Reliquien: „Wer wollte im Ernst zu behaupten wagen, daß die Päbste und der Patriarch von Jerusalem ihrem treuen Schützer und Freunde, der griechische Kaiser und der Kalif dem mächtigsten Herrscher der Erde wissentlich Fälschungen statt gut beglaubigter Reliquien verehrt haben sollten, und wer wird den an Einsicht und Scharfsinn sein Jahrhundert weit überragenden Karl für so kurzichtig und leichtgläubig halten, daß er sich durch Falsificate hätte täuschen lassen?“ (A. E. L. K.)

**Elsaß-Lothringen.** Nach den neuesten Berichten scheint die Vereinigung der reformirten Gemeinden in Elsaß-Lothringen mit der dortigen Kirche Augäburger Confession nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Wenigstens sind die beiden Oberbehörden, das lutherische Straßburger Oberconsistorium und das reformirte Metzger Consistorium, entschieden dafür. Die Reformirten wollen sich den Lutheranern anschließen und sich unter das lutherische Oberconsistorium stellen, aber keineswegs in der Weise einer rechten Union, daß sie nun wirklich Lutheraner werden und das lutherische Bekenntniß annehmen wollten. Nein, sie wollen reformirt bleiben, das Abendmahl auch fernerhin nach reformirter Weise feiern und die reformirten Kirchenbücher gebrauchen, nur äußerlich wollen sie mit der lutherischen Kirche eine Einheit bilden, eine Einheit in Verfassung und Verwaltung, ohne Einheit des Glaubens und des Bekenntnisses. So wird es eine falsche Union, gegen die darum auch die Ernsteren unter den dortigen Lutheranern protestiren. L. F.

**England.** Wie in Deutschland vor einiger Zeit bei den Angriffen auf das apostolische Symbolum insonderheit auch der Satz: „empfangen von dem Heiligen Geiste“ angefochten und als Irrthum hingestellt wurde seitens der radicalen Theologen, so ist in neuester Zeit auch in England über Christi übernatürliche Geburt ein Streit entbrannt zwischen den Freisinnigen und Kirchlichen. Veranlassung dazu ist der handschriftliche Fund zweier Engländerinnen in dem Katharinenkloster auf dem Sinai. Dieselben entdeckten nämlich in der dortigen Bibliothek eine Handschrift, welche eine sehr alte syrische Uebersetzung der Evangelien enthält, deren textgeschichtlicher und kanongeschichtlicher Werth von den Kritikern ziemlich hoch eingeschlagen wird. Doch enthält diese Uebersetzung im ersten Capitel des Matthäusevangeliums eine offenbar in lezzerischem Interesse gemachte Abweichung vom kanonischen Text. Matth. 1, 16. heißt es nämlich in der Handschrift: „Jakob zeugete Joseph, Joseph, welchem Maria die Jungfrau verlobt war, zeugete Jesum, welcher Christus genannt wird.“ Was thun die ungläubigen Kritiker? Sofort wird diese Lesart als der ursprüngliche und allein authentische Text willkommen geheißen und in Anspruch genommen, hingegen der Wortlaut, wie er sich im kanonischen Mat-



thäusevangelium findet, als verfälscht hingestellt. So neben andern englischen und auch deutschen Theologen namentlich der englische Kritiker F. L. Congbeare, gegen den sich im Januarheft des "Expositor" der "Archdeacon" von Westminster, Dr. F. W. Farrar, wendet und aus andern Stellen der Handschrift nachweist, daß der in Anspruch genommene Vers nichts anderes als eine sehr ungeschickt ausgeführte ebionitische Fälschung ist. Lautet doch gleich der 18. Vers auch in dieser syrischen Uebersetzung: „Als Maria, seine Mutter, dem Joseph vertraut war, bevor er sie heirathete, erfand sich's, daß sie schwanger war vom Heiligen Geiste.“ Aber solche Vorkommnisse zeigen, wie unwissenschaftlich gerade die „freie theologische Wissenschaft“ verfährt, wenn es gegen die Wahrheit geht. L. F.

**Aus Rußland.** Die Regierung hat in letzter Zeit einige Verfügungen getroffen, welche deutlich beweisen, daß von einem Systemwechsel in der inneren Politik vorläufig nicht die Rede sein kann, und daß die fremden Nationalitäten und Glaubensgemeinschaften im Zarenreiche dem gleichen Drucke wie früher ausgesetzt bleiben. Zunächst hat der Minister der Volksaufklärung für die Volksschulen der südrussischen deutschen Colonisten eine Verordnung erlassen, die bestimmt ist, dem deutschen Unterricht, vielmehr der deutschen Schule, ein vollständiges Ende zu bereiten. An der Wolga, ebenso wie in den übrigen südrussischen Colonien, mit Ausnahme Sareptas, will man nämlich die bisherigen deutschen Volksschulen in russische zweiklassige Dorfschulen umwandeln, die unter die Leitung des Ministeriums der Volksaufklärung bestimmt sind. Colonien, die mehr als 1000 Einwohner aufweisen, erhalten je eine Elementarschule; in kleineren Colonien wird man Lese- und Schreibschulen einrichten. Der Unterricht in diesen Anstalten erfolgt russisch, nur die Religion darf noch in deutscher Sprache vorgetragen werden. Die directe Aufsicht über die Schulen im Gouvernement liegt den Gouverneuren ob. Die Russifizierung der Colonistenschulen ist nicht neu. Sie hat bereits vor Jahren begonnen und ist mehr und mehr vorgeschritten, trotz aller Mühe, die sich die deutschen Bauern gaben, das zu erhalten, was sie selbst und ihre Voreltern geschaffen. Bisher hatte man ihnen und den evangelischen Pastoren immer noch eine Theilnahme an der Verwaltung der Schulen und Einfluß auf die Lehrer und Schüler gelassen. Das wird von nun an aufhören. Von dem Augenblicke an, da die Volksschulen dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt werden, hat einzig und allein der Volksschulinspector über die Art des Unterrichts zu bestimmen, und selbst die evangelischen Prediger, die in der Religion unterweisen, werden nichts Ersprießliches zu leisten mehr im Stande sein. Man hat das zur Genüge in den Ostseeprovinzen gesehen, wo selbst die in „Ministerschulen“ umgewandelten evangelischen Volksschulen in kurzer Zeit ein fremdes Bild gewährten, sowohl hinsichtlich der Leistungen der Jugend, als des Geistes, welcher die Anstalten beherrscht. Und dieses Bild war unschön und stellte culturellen Rückschritt dar. Ein weiterer Erlaß der Regierung befiehlt, die nicht geringe Anzahl derjenigen Eisenbahnbeamten, die nicht dem griechisch-orthodoxen Glauben angehören, wesentlich einzuschränken. Auch hierin hat Alexander III. den Weg gewiesen, den sein Sohn und Nachfolger weiter wandelt. — In Livland endlich ist vor einigen Wochen ein evangelischer Prediger seines Amtes entsetzt, wegen der bekannten „Verletzung der Rechte der griechischen Kirche“. Von Begnadigung ist keine Rede. Nichts deutet vorläufig darauf, daß mildere Gesetze für Rußland bevorstehen, daß der junge Zar die Härten der Regierung seines verstorbenen Vaters auszugleichen beabsichtigt. Selbst Bobedonosseff's Stellung soll aufs neue gefestigt sein. Es bleibt alles beim Alten und die Hoffnungen auf die Kaiserin, mit denen manche sich über ihren Uebertritt zur griechischen Kirche trösteten, erweisen sich als trügerisch. (N. C. L. S.)

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 41.

Juni 1895.

No. 6.

---

## Ritschls Theologie.

(Schluß.)

Aus dem in den früheren Artikeln gegebenen Ueberblick über Ritschls Lehre kann jeder Leser erkennen, daß es kein zu hartes Urtheil ist, wenn diese Theologie verurtheilt wird als eine Theologie, der nur mißbräuchlich der Name Theologie zukommt, die keinerlei Anspruch auf den Namen „Christliche Theologie“ hat. Denn sie leugnet und beseitigt radical alle Grundwahrheiten und Centrallehren des Christenthums, von der heiligen Schrift, von Gott, von der ewigen Gottheit Christi, von der Persönlichkeit des Heiligen Geistes, von der Sünde, von der Veröhnung durch Christi Blut und Tod, von der Wiedergeburt durch den Heiligen Geist, von der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Heiligung, vom ewigen Leben. Ritschls Theologie ist nichts anderes als ein durch und durch schriftwidriges, rationalistisches System, welches das ganze Christenthum auf eine schale Moral reducirt. Warum dann aber so viel Worte darüber in dieser Zeitschrift? Weil diese Theologie einen fast beispiellosen Erfolg gehabt hat und noch immer hat, auch nachdem ihr Meister schon über sechs Jahre todt ist, und sich nichts Geringeres zum Ziel gesetzt hat, als in der protestantischen Kirche Deutschlands zur Herrschaft zu gelangen. Ueber diese kirchengeschichtliche Bedeutung des Ritschlianismus zum Schlusse noch einige Bemerkungen und Beobachtungen aus neuester Zeit.

Wie Schleiermacher und Hofmann, so hat auch Ritschl eine eigene Schule zu gründen verstanden, und die seinige zählt ohne Zweifel zahlreichere und eifrigere Schüler als die Richtung eines der beiden zuerst genannten Theologen unsers Jahrhunderts. Eine ganze Junft von theologischen Professoren kämpft unter der Fahne dieser Theologie. Diese „Jüngeren“, wie sie sich selbst wohl bezeichnen, sind aggressiv im vollsten Sinne des Wortes und nehmen an den meisten deutschen Universitäten einen oder mehrere Lehrstühle ein, sind dadurch in der Lage, die Anschauungen

ihrer Schule möglichst zu verbreiten und auf die Theologie-Studirenden nachhaltigen Einfluß zu gewinnen. In Berlin, Göttingen, Marburg, Gießen, Tübingen bekleiden Ritschlianer die ersten Stellen, und auch in Leipzig, Jena, Bonn, Straßburg und andern Hochschulen sind sie in der theologischen Facultät vertreten. Rostock und Erlangen bilden fast die einzigen Ausnahmen. Die in neuester Zeit vielgenannten Professoren A. Harnack, Raftan, Häring, Schürer, Herrmann, Schulz, Reischle, Rattenbusch, Gottschick, Achelis, Wendt und Andere theilen sämmtlich mit mehr oder weniger Modificationen die theologischen Anschauungen Ritschls. Ist ein Lehrstuhl erledigt, so machen diese Leute die größten Anstrengungen, einen der Ihrigen unterzubringen. Ist es doch geschehen, daß in einer Hochburg ihrer Gegner, in Jena, der Heimath des alten, protestantenvereinigten Liberalismus, ein Ritschlianer auf den Lehrstuhl der Dogmatik, den jahrelang Lipsius eingenommen hatte, berufen wurde, Wendt von Heidelberg, worüber sich im vorigen Jahre eine äußerst bittere Controverse entspann.<sup>1)</sup> Daß die durch den Tod Kübels, des letzten „positiven“ Lehrers in Tübingen, freigewordene Professur trotz aller Wünsche und Bemühungen der Ernstergesinnten in Württemberg doch mit dem von Ritschl beeinflussten Häring besetzt worden ist, ist vor kurzem in dieser Zeitschrift mitgetheilt worden. (Vgl. S. 125.) Hätings Nachfolger in Göttingen auf dem Lehrstuhl des Meisters Ritschl ist natürlich ein anderer Epigone desselben, Reischle, geworden. Ja, schon ehe nur eine Lehrstelle erledigt ist, trägt sich diese Schule in bezeichnender Weise mit Eroberungsgedanken und hat diese laut werden lassen, als Frank in Erlangen und Dieckhoff in Rostock noch lebten. Es ist ihr freilich nicht gelungen, nach deren Tod an den betreffenden Universitäten Eingang zu finden. Ob ihre Hoffnung, einst des greisen Luthardts Rathgeber in Leipzig für einen Theologen ihrer Richtung gewinnen zu können, sich verwirklichen wird, muß die Zukunft lehren.

Und wie der Ritschlianismus nach der Alleinherrschaft auf den Universitäten trachtet, um das heranwachsende Pastorengeschlecht auszubilden und dadurch den größten Einfluß auf die ganze Kirche Deutschlands zu gewinnen, so nimmt er auch jedes Gebiet der Theologie, jede theologische Disciplin in Anspruch und behandelt sie von seinem Standpunkte aus. Während Herr-

1) Der College und Freund Lipsius', Rippold, schrieb ein ganzes großes Werk unter dem Titel: „Die theologische Einzelschule im Verhältniß zur evangelischen Kirche. Auschnitte aus der Geschichte der neuesten Theologie, mit besonderer Rücksicht auf die jungritschische Schule und die Streitigkeiten über das liturgische Bekenntniß“, in welchem er die Grundsätze und die Handlungsweise der Ritschlianer scharf angriff und sie insonderheit der Vergewaltigung der theologischen Facultät in Gießen beschuldigte, wo in einem Jahre drei Professoren pensionirt und lauter Schüler Ritschls als Nachfolger berufen wurden. Ihm antwortete in noch schärferer Weise Stade, Professor in Gießen: „Die Reorganisation der theologischen Facultät zu Gießen in den Jahren 1878—1882, Thatsachen, nicht Legende. Eine Streitschrift wider Rippold und Genossen.“

mann, Häring, Raftan und Andere speciell Dogmatik lehren, sind Brieger und vor allen Harnack auf dem Gebiete der Kirchen- und Dogmengeschichte thätig, Schürer und Andere sind Exegeten, Rattenbusch ist Symboliker, Gottschick und Achelis sind Vertreter der practischen Theologie. Die Verfechter der gegenwärtig herrschenden, durch die Bonner Vorgänge allgemein bekannt gewordenen Ansicht über die alte israelitische Geschichte und Entstehung der einzelnen Theile der heiligen Schrift Alten Testaments<sup>1)</sup> sind zum Theil ausgesprochene Anhänger Ritschls. Ganz naturgemäß. Denn die Wellhausen-Stade-Meinhold'sche naturalistische Geschichtsauffassung des Alten Testaments und die „metaphysikkfreie“, dem natürlichen Menschen angenehme Glaubenslehre der Schule Ritschls gehören zusammen wie die zwei Hälften eines Ringes. Die Ritschlianer aber rühmen sich, daß in ihren Reihen gegenwärtig die meiste und beste theologische Gelehrsamkeit Deutschlands zu finden sei, daß ihnen die Zukunft gehöre.

Sie weisen dabei auch hin auf ihre Veröffentlichungen. Und allerdings entfaltet diese Schule eine ungemein vielseitige litterarische Thätigkeit. Hauptsächlich drei Zeitschriften werden von ihr herausgegeben, in geschickter Weise redigirt. Die „Zeitschrift für Theologie und Kirche“, in Verbindung mit Harnack, Herrmann, Raftan, Reischle und Sell von Gottschick edirt, bringt theologische Abhandlungen dieser und gleichgesinnter Theologen. Die „Theologische Litteraturzeitung“ von Schürer und Harnack übt im Sinne der ritschlschen Richtung das Censoramt über die ganze theologische Production Deutschlands. Das gefährlichste Organ jedoch ist die für das christliche Volk Deutschlands von D. Rade herausgegebene „Christliche Welt“, die Ritschls grundstürzende Irrlehren in die weitesten Kreise bringt, da sie schon Tausende von Abnehmern hat, immer weiter sich verbreitet und andere Kirchenblätter, dem Vernehmen nach auch die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“, verdrängt.<sup>2)</sup> Der Bücher und Bro-

1) L. u. W., S. 29 f. 98 f. 125 f.

2) Um einen Einblick in das grauenvolle Treiben dieses Blattes, das allwöchentlich in Tausende deutscher Familien kommt, zu geben, theilen wir einige Auszüge aus dem letzten Jahrgang desselben mit. In der heiligen Passionszeit brachte es einen „erbaulichen“ Artikel: „Stellvertretendes Leiden“, in welchem ausgeführt wird, daß eigentlich in jeder liebenden Hingabe eine „Stellvertretung“ liege. „Ich liebe einen Menschen und damit ist all sein Interesse, sein Wohlergehen das meine, sein Leid, seine Sorge, seine Gefährdung die meine. Vielleicht sehe ich Stürme, die ihm drohen, deutlicher als er, und zittere für den Sorglosen. Je ernster und frömmere ich bin, desto mehr fallen die Versuchungen, in die er geräth, seine Schwächen und Verschuldungen mir aufs Herz. Ich kämpfe für ihn, um zu behüten, zu retten, wo er sich vielleicht des Abgrundes, an dem er steht, gar nicht bewußt ist. Was ist denn Mutterliebe, Vaterliebe anders als stellvertretendes Sorgen, Kämpfen, Leiden für die Kinder! Und die ewige Liebe soll minder lieben?“ Also nur in diesem Sinne ist Christus unser Stellvertreter. Geradezu lästerlich ist dann der Vergleich, der herbeigezogen wird, um das Wort: „auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“ zu erklären: „Eltern haben zwei Kinder, ein artiges

führen, die seitens der Ritschlianer über fast jede theologische Disciplin und fast jede kirchliche Frage veröffentlicht worden sind, ist eine so große Anzahl, daß auch die bloße Titelangabe zu weit führen würde. Namentlich ist es der Erzkezer Harnack, der alljährlich mehrere Publicationen in die Welt hinausgehen läßt. Wie er dabei mit Schrift und Kirchengeschichte umgeht, ist anläßlich des von ihm provocirten Streites über das apostolische Symbolum zu allgemeinerer Kenntniß gelangt. Vgl. L. u. W. 38, 331 ff. Wichtige Artikel in vielgebrauchten Encyclopädien stammen aus ritschlianischer Feder und neue Auflagen weitverbreiteter Compendien und Lehrbücher werden von Anhängern dieser Richtung besorgt. So ist z. B. neuestens auch die Bearbeitung einzelner Theile des bekannten Meyerschen Commentars in die Hände von Ritschlianern gelegt worden, und in welcher „wissenschaftlicher“ Weise der Ausdruck des stellvertretenden Veröhnungstodes Christi aus der Abendmahlspericope (Luc. 22, 19.: τὸ ὑπὲρ ὑμῶν διδομένον) von dem Schwiegersohn Ritschls, dem neutestamentlichen Exegeten Johs. Weiß, ausgeschieden wird, haben wir schon früher mitgetheilt. L. u. W. 40, 24.

Was aber von den Professoren an den Universitäten vorgetragen und in den gelehrt-theologischen Werken niedergelegt wird, das wird dann von den vielen im praktischen Pfarramate stehenden Ritschlianern in Hannover, Preußen, Hessen, Sachsen und andernwärts allsonntäglich dem Volke gepre-

und ein unartiges. Dem unartigen wird um eines Vergehens willen die Freude entzogen, die für den freien Nachmittag beiden Geschwistern in Aussicht gestellt war. Da sagt das brave Kind: Nun will ich die Freude auch nicht haben; es bleibt bei dem kleinen Sträfling daheim und theilt sein Loos. Die Eltern sehen es gerne. Liebe umgibt und trägt das schuldige, gefährdete Kind, freiwillig mitleidende Liebe. Das macht Eindruck, das bessert, viel mehr als die Strafe, die wohlverdiente. Eine Kindergeschichte, die uns einen Fingerzeig gibt, wie Christi Sünderleiden für uns aus uns Ungerechten Gerechte macht.“ So wird Ritschls Irrlehre popularisirt und dem Volke mundgerecht gemacht. — In einer andern Nummer finden sich in einem Artikel unter der Ueberschrift: „Soll man Gott auch für die Sünde danken?“ folgende Auslassungen: „Ich danke Gott, daß er die Sünde zuläßt. Ist das ein Widerspruch mit seiner Heiligkeit, so danke ich ihm, daß er diesen Widerspruch contrahirt. Macht sich Gott dadurch mitschuldig, so danke ich ihm, daß er mein Mitschuldiger geworden ist“ &c. Das heißt doch zuletzt nichts anderes, als den heiligen Gott zum Urheber der Sünde machen. — Nach solchen Aussprüchen ist es nicht mehr verwunderlich, daß die „Christliche Welt“ in einem Artikel: „Zur Psychologie des Glaubens“ dem Apostel Paulus vorwirft, er zwinge „seinen Christusglauben in das rabbinische Gedanken-system“, und die Behauptung aufstellt, es sei „der noch immer nicht überwundene Fehler des Protestantismus, daß er sich auf die Theologie des Paulus“ stütze; und daß sie in einem andern Aufsätze „die Wertlosigkeit der biblischen Geschichte des Alten Testaments für den christlichen Religionsunterricht“ nachzuweisen sucht und dabei den Gedanken ausspricht, daß die „alttestamentlichen Sagengestalten kein Ausgang für Christenkinder“ seien und es nicht nur „entbehrlich“, sondern sogar „gefährlich“ sei, bei dem Jugendunterricht auch das Alte Testament in Betracht zu ziehen.

dig und schon im Jugendunterricht gelehrt. Dafür legen erschienene Predigt-sammlungen und Katechismuserklärungen Zeugniß ab. So hat z. B. der Archidiaconus an der Lucasgemeinde in Dresden, P. Lic. Drews (jetzt Professor in Jena), eine Reihe Predigten herausgegeben mit ausgesprochener apologetischer Tendenz. Es soll laut des Vorworts für die Verwendbarkeit der Theologie A. Ritschls auf der Kanzel der Beweis geliefert werden. Ebenso will Raftan in Berlin durch Herausgabe seiner Predigten thörichte und falsche Urtheile zerstreuen, die über solche Männer in die Gemeinde getragen würden, welche, wie er selbst, „von Ritschl gelernt haben“. In verschiedenen Gemeinden des Consistorialbezirks Stade in Hannover ist ein von einem Prediger verfaßtes „evangelisch-lutherisches Unterrichtsbuch für Confirmanden und für jeden Christen“ in Gebrauch, welches den Standpunkt der ritschlianischen Richtung in schärfster Weise zum Ausdruck bringt.<sup>1)</sup> Ob auch schon Kirchenlieder im Sinne dieses neuen Glaubens gedichtet worden sind, ist uns nicht bekannt. Nöthig aber ist es jedenfalls nach der ausgesprochenen Meinung des Meisters dieser Schule. Einen Artikel („Beitrag zur Hymnologie der deutschen lutherischen Kirche“) schloß Ritschl mit den Worten: „Das rechte Gemeindelied für die Feier unsrer Versöhnung durch Christus muß überhaupt erst noch gedichtet werden“, nachdem er z. B. das schöne Passionslied Johann Heermanns: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ ausdrücklich als ungeeignet zum kirchlichen Gebrauch am Charfreitag erklärt hatte.<sup>2)</sup>

1) Von einem dreieinigen Gott z. B., ist im ganzen Buche nichts zu lesen. Von Jesu Christo wird wiederholt betont: „Wir nennen Jesum den Sohn Gottes“; daß er es ist, wird nicht gelehrt. Von der Versöhnung heißt es: „Versöhnt sein mit Gott heißt: an Gottes Liebe glauben oder auf Gott vertrauen.“ Die Taufe hat für die Kinder weiter keine Bedeutung als: „sie hören gern von dem Heiland, sie wollen noch heute zu ihm kommen und fühlen sich bald unter seiner Hut stehen“ &c.

2) Später, in seinem großen Werke (Rechtfertigung und Versöhnung III, 536), sagt er von den Liedern: „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Jesu, deine tiefen Wunden“, „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“, Folgendes: „Die Schönheit dieser Lieder ist außer allem Zweifel, und an dem kirchlichen Gebrauch derselben am Charfreitag will ich nichts aussetzen, obgleich sie nicht zu diesem Zwecke gedichtet sind. Allein sie drücken als Meditationen des Einzelnen nicht aus, wodurch der Charfreitag als Feiertag bezeichnet werden muß, das Lob der Versöhnung im Ganzen und der Stiftung der Gemeinde der Versöhnung“, sind also doch noch immer nicht zweckentsprechend. — Ueberhaupt werden die reiche Erbauungslitteratur und die herrlichen Lieder unsrer Kirche einer sehr bedeutenden Sichtung unterstellt werden müssen, ehe sie in den Rahmen dieser modernen Theologie passen. Wenn Luther singt: „Der Sohn des Vaters, Gott von Art“ &c., so treibt er ja „Metaphysik“; „Gott von Bedeutung“ sollte er sagen. Wenn Paul Gerhardt singt: „Herr, mein Herr, Brunn aller Freuden, du bist mein, ich bin dein, niemand kann uns scheiden“ &c.; wenn andere Dichter und Erbauungsschriftsteller von dem „süßen Jesus“ reden, so ist das ja nichts anderes als „mystischer“ und „pietistischer“ Sauerteig.

In dieser Weise macht die Theologie Ritschls auf allen Gebieten und an allen Orten Propaganda und scheint neuerdings auch in denjenigen Landeskirchen Deutschlands Eingang zu finden, die bisher noch nicht davon berührt waren. Bei der im vorigen Herbst in Bayern abgehaltenen zweiten theologischen Prüfung haben zum ersten Male zwei Candidaten ihre sämtlichen Aufgaben vom Standpunkt dieser liberalen Theologie aus bearbeitet und der eine verstieg sich gar zu dem Sage, daß die christliche Gemeinde ihren Weg auch ohne die „Krüden“ der Bibel müßte gehen lernen. Ihnen wurde freilich von den Examinatoren bedeutet, daß für sie keine Stellung in der bayrischen Landeskirche vorhanden sei, und das Oberconsistorium nahm von diesen Erfahrungen Veranlassung, in einem besonderen Schreiben den Decanen ans Herz zu legen, sich der Candidaten in ihren Diöcesen anzunehmen, sie vor allem auch zum Studium der Arbeiten positiver Theologen anzuhalten, ihnen aber auch mitzutheilen, daß kein der Neologie huldigender Candidat in Bayern Aussicht auf Anstellung im Pfarramt habe. Ob es dem Kirchenregiment gelingen wird, dies auch in der Zukunft durchzuführen, bleibt abzuwarten. Ein Mitarbeiter der „Evangelischen Kirchenzeitung“ schrieb bei diesen Vorkommnissen unter der Ueberschrift: „Aus Bayern“, daß es sich nicht um ein paar jugendliche Köpfe handele, sondern „Ritschl, Harnack und Andere haben bereits viele Gemüther angezogen, welche nun in schwere Collisionen mit der in der bayrischen Landeskirche allein berechtigten Richtung gerathen“.

Auch über die Grenzen Deutschlands hinaus hat der Ritschlianismus seinen Weg gefunden. An den reformirten Hochschulen in der französischen Schweiz und in Frankreich selbst, in Lausanne, Paris und anderwärts, hat er eifrige Anhänger. In England und Schottland sind die Hauptwerke dieser Schule wohl bekannt und werden viel gelesen. Und wie steht es hiezulande? Es wird berichtet, daß vor Kurzem zwei Candidaten des Predigtamts in der Episcopalkirche um Ordination nachsuchten, welche Anhänger des Ritschlianismus waren. Sie erklärten, daß sie amtlich das apostolische und nicänische Symbolum im Gottesdienst bekennen wollten, aber persönlich diesen Glauben nicht theilen könnten. Mit Recht wurden sie abgewiesen. Die Presbyterianer und Congregationalisten haben in ihren theologischen Facultäten begeisterte Schüler Ritschls, Harnacks und Rastans, die ihren Studenten beim Besuch deutscher Universitäten besonders Berlin empfehlen. Der „Lutheran Observer“ zeigte die in englischer Uebersetzung in New York erschienene Dogmengeschichte Harnacks mit den empfehlendsten Worten an, statt davor zu warnen als vor einem verderblichen Werke unter christlichem Namen, und nahm bei einer andern Gelegenheit keinen Anstand, Ritschls Schule in rühmenden Ausdrücken zu loben. Deshalb meinte auch Dr. Jacobs vor einiger Zeit im „Lutheran“, daß auch die lutherische Kirche Americas auf der Hut vor diesem neuen Rationalismus sein müsse, und theilte die an ihn gerichtete Frage eines Führers der conservativen

Presbyterianer mit: "Have you mastered the theology of Ritschl, and do you most closely examine candidates from Germany concerning the subjects it involves?"

So dürfte es nicht überflüssig gewesen sein, die Akertheologie Ritschls in dieser Zeitschrift etwas ausführlicher berücksichtigt und das Urtheil begründet zu haben, daß Ritschl und seine Schüler Satanspropheten sind, Widerchristen, die den Vater und den Sohn leugnen, vor denen St. Johannes die Christen der letzten Tage so ernstlich warnt, Irrlehrer, die um so gefährlicher sind, als sie sich einen schönen Schein zu geben wissen, sehr rühmig sind und ihre Irrthümer blendend darzustellen verstehen. Gott behüte uns in Gnaden vor solchem Irrsal und erhalte uns bei rechter Luthers Lehr, bei seinem reinen Wort! L. F.

---

## Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.

### V.

(Fortsetzung.)

Glaube ist Vertrauen, Vertrauen, daß unsere Sünden vergeben sind, Vertrauen zu Gottes erbarmender Gnade, Vertrauen, das sich gründet auf Christi Verdienst. Und eben darum ist der Glaube auch Vertrauen auf Gottes Verheißung im Evangelio, welches uns von Christi Veröhnung, der Gnade Gottes und der Vergebung unserer Sünde verkündigt und uns auffordert, dieselbe im Glauben anzunehmen. Die göttliche Verheißung ist darum als das dritte Correlat des Glaubens zu bezeichnen, ohne welches der Glaube nicht sein kann. Denn auch von Christi Verdienst und Gottes Gnade kann der Mensch nur wissen, wenn Gott ihm selber davon sagt. So ist der Glaube ans Wort gebunden, hält sich ans Wort und ist eigentlich Glaube an die göttliche Verheißung von der Vergebung der Sünden aus Gnaden um Christi willen, herzliche Annahme der Verheißung des Evangeliums. Wie darum der Glaube nicht sein kann, ohne die erbarmende Gnade und das Verdienst Christi zum Correlat zu haben, so auch nicht ohne das Wort aus dem Munde Gottes, welches ihm von seiner Vergebung Kunde bringt.

Nicht müde wird die Apologie hervorzuheben, daß der rechtfertigende Glaube ein Vertrauen ist, das sich verläßt aufs Wort, aufs Evangelium, auf die göttliche Verheißung, auf die Zusage göttlicher Gnade, auf die verheißene Vergebung um Christi willen. Wer sich nicht von Herzen verläßt auf Gottes Wort, ohne auf eigene Würdigkeit und Unwürdigkeit zu sehen, 133, 141, wer nicht dem Evangelio glaubt, 99, 68, und das Wort, das Wort Christi ergreift und faßt, 177, 61. 62, der kann nicht selig werden.



Fides est obedientia erga Evangelium, 140, 187. 190, fiducia promissionis, 145, 218, fides apprehendens promissionem, 138, 174, fides, quae vult illa, quae in promissione offeruntur, et accipit in praesentia remissionem exhibitam in promissione, 140, 191. Die göttliche Zusage, das Evangelium, wie einen Baum oder Zweig ergreifen in der großen Fluth, in dem starken, gewaltigen Strome, unter den Wellen und Bulgen der Todesangst, 143, die Verheißung empfangen, 96, 53, die Verheißung fassen, 108, 112. 113, die Absolution empfangen, 177, 62, Gott nicht Lügen strafen, nicht wanken, nicht zweifeln und für ungewiß halten, sondern für gewiß halten, das Gott zusaget, und wie David sich auf die göttliche Zusage verlassen, 97, 58, das ist rechter Glaube, durch welchen auch die Patriarchen selig geworden sind. 97, 57.

Die Verheißung ergreift der Glaube und zwar die Verheißung der Gnade Gottes. Promissioni gratiae confidendum est. 145, 219. Fides misericordiam promissam, 96, 56, promissionem misericordiae accipit, 96, 54. Fides est illa virtus, quae in poenitentia apprehendit promissionem gratiae, 150, 265, promissionem gratiae et iustitiae, 150, 262. Der Glaube hält sich an das Wort, welches Gnade verkündigt, 143, und nimmt die verheißene angebotene Gnade ohne Verdienst aus reichem Schatz geschenkt, 96, 56. Glaube ist ein hoher Gottesdienst, der Gott damit dienet, daß er ihm die Ehre thut, und die Barmherzigkeit und Verheißung so gewiß hält, daß er ohn Verdienst kann allerlei Güter von ihm empfangen und warten. 141. Als wenn ich das Sacrament des Leibes und Blutes Christi empfahe, saget Christus klar: Das ist das Neue Testament. Das soll ich gewiß glauben, daß mir Gnade und Vergebung der Sünde, welche im neuen Testament verheißen ist, widerfahre. Und solchs soll ich empfangen im Glauben und damit trösten mein erschrocken, blöd Gewissen und stehen darauf gewiß, daß Gottes Wort und Zusage nicht fehlen, sondern so gewiß und noch gewisser sein, als ob Gott mir eine neue Stimme oder neu Wunderzeichen vom Himmel ließ geben, dadurch mir würde Gnade zugesagt. 205, 21.

So ist es die Verheißung der Gnade, welche der Glaube ergreift, nämlich die Verheißung der Gnade in Christo. Der Glaube an die Verheißung von Christo, daß wir durch ihn Vergebung der Sünden haben, 98, 62, an die göttliche Zusage, welche uns um Christi willen angeboten wird, tröstet und richtet auf, 101, 79—81. Der Glaub ist ein recht Erkenntniß Christi, denn wer da gläubet, der erkennt die Wohlthat Christi, weil er dem Evangelio glaubt, das da lehret, daß man gerecht werde, wenn man an Christum gläubet. 94, 47. Und nur so kann ich an den Namen Christi glauben, daß ich höre predigen den Verdienst Christi und solchs fasse. 105, 98. Die Wohlthat Christi kennen, das heißt an Christum wahrlich gläuben — proprie et vere est credere in Christum — nämlich gläuben das, was Gott durch Christum verheißen hat, daß er das gewiß

geben wolle. 106, 101. Auch der Glaube der Väter war nichts anderes als Vertrauen auf die Verheißung der Gnade in Christo. Denn wiewohl das Gesetz — das Alte Testament — nicht vornehmlich predigt Gnade und Vergebung der Sünde, wie das Evangelium — das Neue Testament —, so sind doch die Verheißungen von dem künftigen Christo von einem Patriarchen auf den andern geerbet, und haben gewußt, auch geglaubt, daß Gott durch den gebenedeiten Samen, durch Christum, wollt Segen, Gnade, Heil und Trost geben. 97, 57. So wird uns der Verführer nu also nütz, wenn wir durch den Glauben fassen das Wort, dadurch verheißt wird Barmherzigkeit, und dieselbige halten gegen Gottes Zorn und Urtheil. 102, 82. *Semper debet in conspectu esse promissio, quod Deus propter suam promissionem, propter Christum velit esse propitius, velit justificare, non propter legem aut opera nostra. In hac promissione debent pavidæ conscientiae quaerere reconciliationem et justificationem, hac promissione debent se sustentare ac certo statuere, quod habeant Deum propitium propter Christum, propter suam promissionem. Ita nunquam possunt opera conscientiam reddere pacatam, sed tantum promissio.* 118, 59.

Dieser rechtfertigende, seligmachende Glaube nun, dies Vertrauen, daß Gott um Christi willen aus lauter Gnade und Barmherzigkeit seiner Verheißung gemäß die Sünde vergibt, ist immer *fides specialis*, welche den Sünder de se in individuo gewiß macht, daß ihm, gerade ihm um Christi willen die Sünden vergeben sind. Der seligmachende Glaube spricht nicht in genere: Ich glaube, daß es eine Vergebung der Sünden gibt, sondern: Ich glaube, daß mir die Sünden vergeben sind. 96, 51. Von diesem Glauben nun reden wir, da ich selbst gewiß für mich gläube, daß mir die Sünden vergeben sein, nicht allein vom *fide generali*, da ich gläube, daß ein Gott sei. 205, 21. Denn der Glaube eigentlich, oder *fides proprie dicta* ist, wenn mir mein Herz und der Heilige Geist im Herzen sagt, die Verheißung Gottes ist wahr und ja; von demselben Glauben redet die Schrift. 108, 113. Derselbige Glaube nu, da ein jeder für sich gläubet, daß ihm die Sünden vergeben sind, daß Christus für ihn gegeben ist, und er um seinet willen für Gott gerecht geschätzt wird, der erlanget allein Vergebung der Sünde um Christus willen und macht uns für Gott fromm und gerecht. 95, 45. 99, 69. 176, 59. Denn Hoffnung wartet künftiger Güter und Rettung aus der Trübsal, der Glaube aber empfähet gegenwärtige Verführung und schleußt im Herzen, daß Gott die Sünde vergeben hab, und daß er jeßund mir gnädig sei. 141. 140, 191. *Adversarii ergo infeliciter consulunt hominibus, dum jubent dubitare, utrum consequamur remissionem peccatorum.* 108, 119.

Damit stimmt auch Bernhardus, wenn er sagt: Darum ist für allen Dingen noth zu wissen, daß wir Vergebung der Sünden nicht anders haben können, denn durch Gottes Gnade; doch sollt du dieses dazu setzen, daß du

das gläubeſt, daß auch dir, nicht allein andern, durch Chriſtum Sünde vergeben werden. Das iſt das Zeugniß des Heiligen Geiſtes inwendig in deinem Herzen, wenn er dir ſelbſt ſagt in deinem Herzen, dir ſelbſt ſind deine Sünden vergeben. Denn alſo nennet's der Apoſtel, daß der Menſch ohne Verdienſt gerecht wird durch den Glauben. Dieſe Worte S. Bernharbus ſtreichen erſt dieſe unſere Lehre recht heraus und ſetzen ſie recht an das Licht. Denn er ſagt, daß wir nicht allein ingemein gläuben ſollen, daß uns Sünde vergeben werden, ſondern ſagt, dieſes muß dazu geſetzt werden, daß ich für mich gläube, daß mir Sünden vergeben ſein. Und lehret darüber noch eigentlicher und klärer, wie wir inwendig im Herzen der Gnade, der Vergebung unſer Sünden gewiß werden, nämlich, wenn die Herzen getröſtet werden und geſtillet inwendig durch dieſen Troſt.“ 180, 74. Denn wer noch wanket und zweifelt, ob ihm die Sünde vergeben ſein, der vertrauet Gott nicht und verzaget an Chriſto, denn er hält ſeine Sünde für größer und ſtärker, denn den Tod und Blut Chriſti; ſo doch Paulus ſagt zum Römern am 5, 20.: Die Gnad ſei mächtiger denn die Sünde, das iſt, kräftiger, reicher und ſtärker. 113, 28. Wir reden darum von einem Glauben, da ich für mich gewiß gläube, daß mir die Sünde vergeben ſein um Chriſtus willen. Von dieſem Glauben ſtreiten wir, der nach dem Schreden folgen ſoll und muß, und das Gewiſſen tröſten und das Herz in dem ſchweren Kampf und Angst wieder zufriednen machen. Und das wollen wir, will's Gott, ewiglich verſechen und wider alle Pforten der Hölle erhalten, daß derſelbig Glaub muß da ſein, ſollen jemand's Sünde vergeben werden. 177, 60.

Von dem alſo beſchriebenen lebendigen Glauben behauptet nun die Apologie, „daß derſelbe Glaube, und ſonſt nichts, uns vor Gott gerecht macht“, 99, 69. Das erhärtet ſie nicht bloß mit durch den ganzen Artikel hin zerſtreuten Schriftausſagen, ſondern tritt in den §§ 87—101 dafür auch den förmlichen Schriftbeweis an. Eingeleitet wird derſelbe mit den Worten: „So wollen wir nu Sprüche erzählen, welche klar melden, daß der Glaube fromm und gerecht macht.“ Die wichtigſten der angeführten dicta probantia ſind die bekannten Stellen Röm. 3, 28. Eph. 2, 8. Röm. 4, 5. 4, 9. 5, 1. 10, 10. Gal. 2, 16. Eph. 2, 8. Joh. 1, 12. 3, 14. 15. 17. Apoſt. 17, 38. 39. 4, 11. 12. Hab. 2, 4. Jeſ. 53, 11. Von der hervorragenden Stellung, welche inſonderheit Paulus in ſeinen Briefen dieſem Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben gibt, heißt es 103, 87 und 104, 88: „Paulus in der Epistel zu den Römern handelt fürnehmlich dieſes Stück, wie ein Menſch für Gott fromm werde, und beſchleußt, daß alle, die da gläuben, daß ſie durch Chriſtum ein gnädigen Gott haben, ohne Verdienſt durch den Glauben für Gott fromm werden. Und dieſen gewaltigen Beſchluß, dieſe Propoſition, in welcher gefaſſet iſt die HAUPTſache der ganzen Episteln, ja der ganzen Schrift, ſetzt er im dritten Kapitel mit dürren klaren Worten alſo: So halten wir es nu, daß

der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben. Röm. 3, 28. . . . Und daß niemand denken darf, als sei Paulo dieses Wort (der Mensch wird gerecht allein durch den Glauben) entfahren, so führet er das nach der Länge aus im 4. Kapitel zu den Römern und erholet solches in allen seinen Episteln.“ Als Resultat der ganzen Beweisführung kann gelten, was die Apologie zu Röm. 4, 5. bemerkt: „So ist nu aus den Worten klar, daß der Glaub das Ding und Wesen ist, welchs er Gottes Gerechtigkeit nennet, und setzet dazu, sie werde aus Gnaden zugerechnet, und sagt, sie könnt uns aus Gnaden nicht zugerechnet werden, so Werke oder Verdienst da wären. Darum schleußt er gewißlich aus allen Verdienst und alle Werke nicht allein jüdischer Ceremonien, sondern auch alle andere gute Werke. Denn so wir durch dieselben Werke fromm würden für Gott, so würde uns der Glaube nicht gerechnet zur Gerechtigkeit ohn alle Werke, wie doch Paulus klar sagt.“ Jeder nun, der unbefangen die heilige Schrift und insonderheit die von der Apologie citirten Stellen derselben liest, muß der Apologie beitreten und mit Melanchthon ausrufen: „Lieber Herr Gott, wie dürfen doch die Leute sich Christen nennen oder sagen, daß sie auch die Bücher des Evangelii einmal je angesehen oder gelesen haben, die noch dieses ansechten, daß wir Vergebung der Sünde durch den Glauben an Christum erlangen? Ist es doch einem Christenmenschen schrecklich allein zu hören.“

F. B.

(Eingesandt.)

## Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi.

(Schluß.)

3. Doch die Gewißheit der Auferstehung Christi beruht ferner auf dem Zeugniß seiner Feinde. Man hat dies schon seit den ältesten Zeiten den Christen vorgeworfen und wirft es ihnen fort und fort vor, daß die Auferstehung Christi nur durch seine Jünger bezeugt, daß aber dieses Zeugniß ein verdächtiges sei. Wir haben, so sagt man wohl, für Christi Auferstehung nur das Zeugniß seiner Freunde und kein anderes. Die Jünger Christi behaupten, sie hätten ihren todten Herrn wieder lebendig gesehen, mit ihm geredet, gegessen und getrunken, aber wie kann man diesen an der Thatfache so sehr interessirten Personen bei einer so wichtigen Begebenheit, wie die Auferstehung Christi es ist, Glauben schenken? Wenn Christus wirklich auferstanden ist, warum hat er sich nicht vor allen Dingen seinen Feinden, den Hohenpriestern, lebendig gezeigt, warum hat er sie nicht fest überzeugt, daß er auferstanden sei von den Todten? Er war unrechtmäßiger Weise wegen angeblicher Gotteslästerung von ihnen zum Tode verurtheilt, konnte

er sich besser rechtfertigen vor der ganzen Welt als dadurch, daß er seinen Feinden zeigte, daß Gott ihn vom Tode wieder auferweckt habe, daß also seine Aussage, daß er Gottes Sohn sei, auf Wahrheit beruhe? Ja, so sagen häufig die Ungläubigen, hätten wir auch das Zeugniß der Feinde des HErrn für Christi Auferstehung, dann wollten auch wir diese Thatfache annehmen und glauben. Es ist dieses schon ein sehr alter Einwurf gegen die Gewißheit der Auferstehung Christi. Schon Celsus hat ihn gemacht. Jesus, das ist ungefähr der Sinn seiner Ausführung, war öffentlich vor den Augen aller verurtheilt. Wenn er nun auferstanden ist, warum machte er seine Rechtfertigung nicht auch öffentlich? Warum zeigte er sich nicht seinen Anklägern, seinen Richtern, dem ganzen Volke, und gab ihnen unzweifelhafte Beweise, daß er kein Uebelthäter sei? Wer aber hat ihn gesehen nach seiner Auferstehung? Ein halb wahnsinniges Weib, und einer oder zwei seiner Jünger, die gerade in der Stimmung waren, ihr Vertrauen auf Träume und Erscheinungen ihrer erregten Phantasie zu setzen.

Das ist allerdings wahr, daß der HErr sich selbst seinen Feinden nicht lebendig gezeigt und geoffenbart hat, daß sie uns nicht sagen können, daß sie ihn lebendig gesehen haben. Das bestätigt uns kein Geringerer als Petrus, der im Hause des Hauptmanns Cornelius sagt (Apost. 10, 40. 41.): „Denselbigen hat Gott auferweckt am dritten Tage und ihn lassen offenbar werden, nicht allem Volk, sondern uns, den vorerwählten Zeugen von Gott, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben, nachdem er auferstanden ist von den Todten.“ Aber ist das nicht sonderbar? Sollte man nicht meinen, die Auferstehung würde uns doch viel gewisser sein, wenn der HErr sich auch seinen Feinden lebendig erzeigt hätte? Warum hat er es nicht gethan? Die Gründe dafür gibt uns kurz Greiner an. Er schreibt: <sup>1)</sup> „Nach der Natur des Entwicklungsganges seines Reiches konnte der HErr seinen Feinden jetzt noch nicht erscheinen. Bergegenwärtigen wir uns nur die Sache! Angenommen, der Auferstandene wäre so, wie er in die Mitte des Jüngerkreises trat, etwa in die Versammlung des hohen Rathes zu Jerusalem eingetreten, plötzlich, als den Sieger über Grab und Tod, als den HErrn der Herrlichkeit sich offenbarend, welcher unter seinen Feinden hätte diesen Anblick ertragen? Eine solche Erscheinung hätte keine andere Bedeutung und Wirkung haben können, als entweder die eines Gerichtes über seine Feinde, oder die einer zwangsweisen Hinführung zum Glauben an ihn, als an den Sohn Gottes. Zu jenem aber war die Zeit noch nicht gekommen, denn der HErr ist geduldig und langmüthig, dieses aber widerspräche durchaus der ganzen Art und Weise, wie er auf Menschenherzen zu wirken, wie sein Reich zu kommen pflegt. Dieses aber kommt nicht mit äußerlichen Geberden. In diesem Sinne hat schon Origenes dem Celsus erwidert: „Aus seinem glänzenden Angesicht kamen Strahlen, davon ein Un-

1) a. a. D. S. 143.

gläubiger blind geworden wäre, . . . aus Wohlthat, sie schonend, erschien er ihnen nicht.“ Entweder hätte also der Herr seinen Feinden zum Gericht erscheinen müssen, und das wollte der Herr noch nicht, er wollte ihnen noch eine Gnadenfrist schenken, er wollte ihnen Zeit und Gelegenheit geben, sich durch das Zeugniß der Apostel von Christi Auferstehung zur Buße zu kehren, erst etwa vierzig Jahre später sollte sein Gericht über Juda und Jerusalem kommen, oder aber der Herr hätte seine Feinde zwangsweise bekehren müssen, und das ist gegen Gottes Heilsordnung. Darum erschien auch der Herr seinen Jüngern nicht sogleich, sondern ließ ihnen zuerst von seiner Auferstehung predigen. Erst zeigt der Herr jenen Emmaus-Jüngern aus der Schrift, daß Christus leiden und sterben und in seine Herrlichkeit eingehen mußte, und dann erst offenbart er sich ihnen. So sagt daher auch Luther in einer Predigt am Ostermontag: <sup>1)</sup> „Zum dritten ist auch hierin gezeigt die Weise, wie Christus seine Auferstehung offenbart, und wie sie erkannt und gefaßt wird, nämlich am ersten durchs Wort und Glauben zuvor, eher denn durch leiblich Gesicht und Empfindung. Darum ist er ihnen erstlich verborgen und unbekannt, da er zu ihnen kommt und mit ihnen geht, ob er wohl wahrhaftig bei ihnen ist und eben der Christus, den sie oft gesehen und gehört und sehr wohl kennen, und jetzt gar nicht kennen, noch sich sein vermuthen können, weil sie wissen, daß er des dritten Tages zuvor gestorben und begraben ist und gar keinen andern Gedanken von ihm haben können, denn von einem todten Menschen, und ist ihnen so gar fremd und unkenntlich worden, daß sie ihn gar nicht erkannt hätten, wie lange er also bei ihnen gewesen wäre, bis er ihnen diesen Artikel der Auferstehung verkündigt und davon gepredigt hat, wie der Text spricht: ‚Ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten.‘ Nicht also, daß er anders wäre, oder sich nicht wollte kennen lassen: sondern daß ihr Herz und Gedanken so fremd und ferne von ihm sind. Also wird er auch von Magdalena und den andern Jüngern nicht eher erkannt, denn da sie zuvor das Wort von seiner Auferstehung gehört haben. — Hiermit will er uns auch solches lehren und zeigen, daß die Kraft seiner Auferstehung und seines Reiches hier auf Erden und in diesem Leben gehen und sich beweisen soll allein durchs Wort und Glauben, so sich an Christum hält, den er doch nicht siehet, und also auch in ihm Sünde und Tod überwindet, Gerechtigkeit und Leben ergreift.“

Doch wenn auch der Herr sich seinen Feinden und allem Volke nicht lebendig gezeigt hat, so haben wir dennoch das Zeugniß seiner Feinde für Christi Auferstehung. Denn wenn auch der Auferstandene sich ihnen nicht selbst offenbarte, so hat er ihnen doch seine Auferstehung kund gethan. Sie konnten sich nicht beklagen, daß ihnen keine Gewißheit darüber geworden sei. Das sehen wir besonders aus dem Bericht des Evangelisten Matthäus

1) St. L. XI, c. 663 f.; § 3. 4.

(28, 11—15.). Die Hohenpriester und Pharisäer hatten ja, weil sie an Christi Weissagungen von seiner Auferstehung gedachten, an jenem Sabbath, da der Herr im Grabe lag, eine Wache von römischen Kriegsknechten um das Grab gestellt, damit die Jünger Christi seinen Leichnam nicht stehlen und dann sagen könnten, er sei auferstanden. Als dann an jenem ersten Ostermorgen der Herr wirklich auferstand, da waren allerdings anfangs diese Kriegsknechte aus Schrecken vor dem Erdbeben und der leuchtenden Engelsgestalt wie todt zu Boden gesunken, bald aber hatten sie sich wieder erholt und eilten nach Jerusalem und brachten dorthin zuerst von allen die Kunde von den wunderbaren Vorgängen am Grabe Jesu, sie meldeten officiell die wunderbare Nachricht den Hohenpriestern, die ihrerseits den hohen Rath zusammentriefen, um diese wichtige und für sie so schredensvolle Kunde ihm zu übermitteln und zu berathen, was nun zu thun sei. Konnte der hohe Rath noch mehr Gewißheit von Christi Auferstehung verlangen? Gott sandte ihnen ihre eigenen Zeugen, die sie selbst an das Grab gestellt hatten. Wohl wird uns nicht gerade gesagt, daß die Kriegsknechte meldeeten, daß der Herr auferstanden sei, aber es liegt die Vermuthung nahe, daß zu glauben, denn die Kriegsknechte wußten ohne Zweifel, daß Christi Auferstehung für den dritten Tag in Aussicht gestellt war, und schlossen wohl aus jenen wunderbaren Vorgängen am Grabe, daß das Angekündigte geschehen sei. Das aber steht außer allem Zweifel fest, daß die Hohenpriester weder an einen Betrug, den die Kriegsknechte mit ihnen spielten, noch an einen Raub, den die Jünger ausgeführt hätten, dachten, sondern gewiß wußten, daß der Herr auferstanden sei. Sonst würden sie ohne Zweifel die Sache näher untersucht haben, und es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, die Jünger aufzufinden und aus ihnen herauszubringen, wo sie den Leichnam Jesu verborgen hätten. Luther sagt: „Es brachten die Hüter den Hohenpriestern die Botschaft. Was meinst du, werden sie da gedacht haben? Wie wird ihr Herz gezittert und gebebt haben? Sie konnten es für keinen Scherz halten, denn da standen ihre eigenen Zeugen, von denen hörten sie nicht allein, was geschehen war, sondern konnten es ihnen auch ansehen. Aber da ist noch keine Besserung, sie gerathen noch tiefer in Sünde und böses Gewissen. Denn sie halten sobald am Sabbath einen Rath, geben den Kriegsleuten Geldes genug, daß sie ihnen sollten lügen helfen! Vergebens hat Gott, der allen Menschen helfen will, auch zu den Hohenpriestern und Obersten des Volkes seine Osterboten gesandt, wie er die Frauen zu den Jüngern schickte; auf Unglauben bei den Freunden Jesu stießen jene, Glauben aber finden diese Kriegsknechte bei den geschworenen Feinden. Aber der Glaube, den sie finden, ist kein seligmachender Glaube. Das Licht, welches mit der Oster Sonne ihnen aufgegangen ist, treibt sie, die Kinder der Finsterniß, nur tiefer hinein in ihr Verderben.“<sup>1)</sup> So

1) Rebe a. a. O. S. 118.

legen die Feinde des HErrn durch ihr Verhalten Zeugniß ab für seine Auferstehung.

Und dann später, nach dem Pfingstfeste, da traten die Jünger auf mit der Predigt von der Auferstehung. Sie bezeugten den Juden öffentlich, daß Jesus, den sie getödtet hätten, auferstanden sei. Sie beschuldigten damit besonders den hohen Rath, daß sie ihren Messias verworfen, daß sie den HErrn der Herrlichkeit gekreuzigt und den Fürsten des Lebens getödtet hätten, sie brachten also auf den hohen Rath und auf das ganze Volk die schwerste Beschuldigung, Abfall von dem wahren Gott. Was hätte nun der hohe Rath thun sollen, und was hätte er ohne Zweifel gethan, wenn diese Beschuldigung der Apostel falsch gewesen, wenn Jesus nicht auferstanden wäre? Sie hätten ohne Zweifel — und es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, es zu thun — die Sache genau untersucht, sie hätten gar bald den Nachweis geliefert, daß die Apostel Lügner und Betrüger seien, aber, obwohl die Predigt der Apostel eine so gewaltige Bewegung in Jerusalem hervorruft, daß Tausende sich zu Jesu bekehren, so thut doch der hohe Rath nichts dergleichen. Wohl läßt er die Apostel festnehmen und sich vorführen, aber nicht um die Sache gründlich zu untersuchen, sondern um durch Drohungen, Gefängniß und Geißelung die Jünger dahin zu bringen, daß sie von der Auferstehung Christi nichts mehr sagen sollten. Der hohe Rath wußte eben durch seine Wächter, die Kriegsknechte, nur zu gewiß, daß die Apostel die Wahrheit redeten, daß jede Untersuchung nur dazu dienen würde, die Wahrheit der apostolischen Predigt um so klarer ans Licht zu bringen, und so ließen sich die Obersten der Juden auf gar keine nähere Untersuchung ein, sondern versuchten in unbegreiflicher Verblendung das Zeugniß von Christo mit roher Gewalt zu unterdrücken. Das ganze Verhalten der Feinde des HErrn ist unerklärlich, wenn sie nicht dieser Thatsache, der Auferstehung, gewiß gewesen sind. Auch sie legen uns Zeugniß ab für Christi Auferstehung.

Und wie, zeigen nicht auch heute noch die Feinde Christi und seiner Kirche durch ihr ganzes Verhalten, daß sie gegen ihren Willen es anerkennen müssen, daß Christus auferstanden, daß Christus und seine Kirche eine Macht des Lebens und nicht des Todes ist? Wozu sonst diese gewaltigen Anstrengungen, die sie schon seit Jahrhunderten gemacht haben und noch machen, das Christenthum zu unterdrücken? Wozu dieser verschwenderische Aufwand von Klugheit und Gelehrsamkeit, von Macht und Gewalt, von List und Tücke, von Spott und Hohn aller Art? Wozu wäre das alles nöthig, wenn Christus todt wäre? Wie schnell würde seine Kirche, die ganz auf seine Person gebaut ist und mit ihm steht und fällt, dahinsinken ohne jegliche Anstrengung von Seiten der Welt, wenn Christus nicht lebt, sondern im Grabe ruht! Es wäre dann geradezu lächerlich, ein solches Aufheben von einer ganz hoffnungslosen Sache zu machen. Klarer können es uns



die Feinde gar nicht zugeben, daß sie Christum und seine Kirche als eine Lebensmacht anerkennen müssen.

4. Die Gewißheit der Auferstehung Christi ruht endlich auch noch auf unserer eigenen Glaubenserfahrung. Die Thatsache, daß ein Christ an Jesum Christum glaubt, durch den Glauben wiedergeboren und ein neuer Mensch geworden ist, durch den Glauben eine gewisse Hoffnung hat des ewigen Lebens, gibt ihm Zeugniß, daß sein Heiland, der dieses alles in ihm wirkt, nicht todt sein kann, sondern auferstanden ist und lebt. Ein Christ hat es erfahren und erfährt es fort und fort in seinem Christenleben, daß sein Heiland, sein Erlöser, lebt. Dieser Jesus, dieser Heiland, ist es ja, der ihm nachgegangen ist auf seinen Sündenwegen mit unermüdblicher Hirtentreue, und ihn suchte, bis er ihn gefunden hatte; er ist es, der ihn zum Glauben brachte, der ihn durch sein Wort und seinen Geist der Vergebung der Sünden gewiß machte und täglich aufs neue gewiß macht. Dieser Heiland ist es, der täglich durch das Wort des Evangeliums zu ihm kommt und bei ihm ist alle Tage, ihn im Glauben erhält, im Kampfe gegen Sünde und Satan ihm beisteht, in allen Anfechtungen und Versuchungen ihm überwinden hilft, ihm Kraft gibt zu einem neuen Leben nach Gottes Geboten, wenn er strauchelt, ihn wieder aufrichtet, wenn er traurig ist, ihn tröstet, wenn er fröhlich ist, den eigentlichsten und tiefsten Inhalt seiner Freude ausmacht, der, wenn die Lieben ihm sterben, die Hoffnung des ewigen Lebens ihm schenkt, der, wenn des Christen eignes Auge im Tode bricht, sein Stecken und Stab ist, darauf er getrost sich stützen kann, mit Einem Worte, der, wie er einst die Kinder Israel auf ihrem Wüstenzuge leitete in der Wolken- und Feuersäule, so auch jetzt noch die Seinen begleitet auf ihrer ganzen gefährlichen Reise durch die Wüste dieser Welt nach dem himmlischen Canaan. Wie kann dieser Heiland todt sein, der uns täglich Beweise seiner göttlichen Kraft und seines göttlichen Lebens gibt! Wohl war er todt, aber er ist auferstanden und ist nun lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und hat die Schlüssel der Hölle und des Todes, das erfährt ein Christ in seinem geistlichen Leben täglich aufs neue. Durch eigene Erfahrung wird ein Christ dieser Thatsache, daß Jesus lebt, gewiß, göttlich gewiß.

Darauf deutet auch der Apostel Paulus hin 1 Cor. 15, 14—19. Das ist wahr: Ist Christus nicht auferstanden, dann fällt unser ganzes Christenthum hin, dann ist die Predigt des Evangeliums vergeblich, dann ist unser Glaube eitel, leer, ohne allen Gehalt und Kraft, dann sind die Apostel falsche Zeugen, dann sind wir noch in unsern Sünden, dann sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren, dann sind wir die elendesten unter allen Menschen; aber daraus folgt nun auch das Gegentheil: Diese Gewißheit, die ein Christ durch Gottes Wort und den Heiligen Geist hat, diese Erfahrung, die er macht, daß die Predigt nicht vergeblich, sondern eine Kraft Gottes ist, selig zu machen, daß unser Glaube nicht eitel ist, nicht der

menschliche Wahn und Traum, sondern „ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neugebirt aus Gott und tödtet den alten Adam, macht uns ganz andere Menschen von Herzen, Muth, Sinn und allen Kräften“, daß wir nicht mehr in unsern Sünden sind, sondern Vergebung der Sünden haben, daß unsere Todten nicht verloren sind, sondern in Christo leben, daß wir nicht die elendesten, sondern die seligsten Menschen sind — und von diesem allen ist ein Christ göttlich überzeugt —, diese Erfahrung macht uns gewiß, daß Jesus auferstanden ist von den Todten; denn ohne Christi Auferstehung könnte das alles nicht sein.

So steht die Auferstehung Christi unerschütterlich fest. Alle Angriffe, welche gegen diese große Heilthat Gottes von Anfang an gerichtet sind, haben diese Gewißheit nicht erschüttern können, sondern müssen nur dazu dienen, uns Christi Auferstehung noch gewisser zu machen. Wir bleiben trotz aller Angriffe der ungläubigen Welt fröhlich bei dem guten Bekenntniß der ganzen Christenheit: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden. Halleluja!“ G. M. . . . r.

## Replik und Gegenreplik.

### Vorbemerkung.

Da die hier vorliegende Replik des Herrn Sen. Pamperrien nicht eine Lehrabhandlung, sondern rein historischen Charakters ist, sowie aus anderen Rücksichten haben wir es für den Umständen entsprechend gehalten, dieselbe an dieser Stelle zu veröffentlichen. Aber als ebenfalls den Umständen entsprechend erschien es uns, zugleich Herrn Missionar Räther Gelegenheit zu geben, was er etwa zu den einzelnen Punkten zu sagen hätte, in derselben Nummer unserer Zeitschrift zu sagen. Wir lassen also im Text Herrn Miss. Pamperrien, in den Notizen Herrn Miss. Räther zu Wort kommen und geben das Urtheil dem Leser anheim. Die Redaction.

Tranquebar, den 14. Januar 1895.

An die verehrliche Redaction des theol. Monatsblattes „Lehre und Wehre“,  
St. Louis, Mo.

Hochwürdige, verehrte Herrn!

Zu meinem Bedauern ist mir die Octobernummer des letzten Jahrganges von „Lehre und Wehre“ erst in diesen Tagen zugegangen, und obgleich ich von dem in derselben enthaltenen Artikel des Herrn Missionar Räther „Die Leipziger Mission und Missionar Kempf“ über Deutschland bereits gehört hatte, hat sich meine Entgegnung bis heute verzögert, weil ich den Artikel erst selbst gelesen haben mußte, ehe ich das auf mich Bezügliche in demselben zurecht stellen konnte. Im Interesse der Wahrheit kann ich auf dieselbe trotz der langen Verzögerung nicht verzichten, und ich ersuche Sie dringend, nachdem Sie den betreffenden Angriffen gegen mich Raum gegeben haben, auch meine Vertheidigung gütigst aufnehmen zu wollen.

1. ad 1. „Nur Herr Senior Pamperrien hat sehr bezeichnender Weise sich erlaubt, dieser Meinung — (daß Herr Kempf in Indien arbeitsunfähig sei) — schon vor Jahren Ausdruck zu geben.“ Es war meines Amtes, dieser Meinung Ausdruck zu geben, weil ich die jämmerlichen Klagen des Herrn K. über seine Leiden, die er mir brieflich und mündlich vortrug, und die die Brüder natürlich nicht kannten, für wahr hielt. Ich glaubte zuweilen das Schlimmste befürchten zu müssen, zumal in jener Zeit die Mutter des Herrn K. schwer gemüthsleidend in einer Anstalt Heilung suchte. Meine Sorgen wurden damals auch von andern Brüdern getheilt, und sie sind der Grund, warum ich alles vermied, was den leidenden Bruder aufzuregen drohte, und vieles trug, was ich von Amtswegen bei gesunden Brüdern nicht hätte tragen dürfen.

2. ad 2. „Was von gewaltthätigem Auftreten in der Gemeinde gesagt wird, reducirt sich auf strengere Kirchenzucht, als das landeskirchliche Wesen der Leipziger Mission, namentlich das Friedensprincip des Missionskirchenraths gewohnt war.“ Dieser Satz ist unrichtig. Nur ein Beispiel. Am Palmsonntag des Jahres 1889 rief Herr Kempf einen verheiratheten Seminaristen, Samidafen, jetzt Lehrer in

ad 1. Hier hat Herr Senior Pamperrien nichts Thatsächliches zu berichtigen. Die Thatfache, daß er schon vor Jahren seiner Meinung Ausdruck gegeben hat, daß Kempf in Indien arbeitsunfähig ist, gibt er zu. Er bestätigt also, was die sechs Missionare, darunter der derzeit älteste aller Leipziger Missionare, in dem angeführten Briefe behaupteten. Wußten sie von dieser zugegebenen Meinungsäußerung des Seniors P., und behaupteten sie, daß diese unbegründet, aber bezeichnend war, so darf wohl jedermann ihnen zutrauen, daß sie sich Kempf und seine Gesundheit daraufhin angesehen haben werden, ob der Senior mit seiner Äußerung Recht hat oder nicht. Dazu hatten sie, der eine mehr, der andere weniger, auch genügend Gelegenheit, jedenfalls nicht geringere, als der Herr Senior. Die von den sechs Missionaren in der Leipziger Mission bisher verbliebenen übrigen Vier haben auch dies ihr Zeugniß trotzdem bis heute noch nicht widerrufen, vielmehr auch an ihrem Theil Schmach dafür gelitten. Die sechs Missionare haben übrigens ihr Zeugniß verstärkt durch ein Attest des Tanjore Surgeon-Major Nailor, der Kempf in meiner Gegenwart untersuchte. Zwar hat man um der eigenen Position willen dessen Zeugniß in den „Actenstücken“ des Herrn von Schwarz vollständig unterdrückt, obwohl dasselbe bezeugt, daß sich im ganzen Organismus Kempfs nichts befände, was ihn an einem langen Leben und am Arbeiten in Indien hindern könnte. Er war der Ueberzeugung, daß es sich bloß um eine längere Acclimatisationsperiode, als gewöhnlich, und zur Zeit auch um eine Ueberarbeitung des Kopfes handelte. Aber es hat sich diese seine Meinung auch bis zum heutigen Tag bewahrheitet, da von sieben 1885 ausgesandten Missionaren nur noch ein einziger, Dachselt (und auch dieser nicht in hervorragendem gutem Gesundheitszustande), außer Miss. Kempf in Indien sich befindet. (Einer starb 1891 an der Cholera. Zwei gingen 1888 wohl für immer, einer 1894 und einer jetzt 1895 zur Erholung in die Heimath). S. 19 der „Actenstücke“ (Beilage III, 3. 8—6 v. u.) beweist übrigens, daß Senior P. bei „gesunden Brüdern“ allerdings „getragen“ hat, was er bei dem „leidenden Bruder“ nicht „tragen“ zu dürfen meinte.

ad 2. Die Hrsfeige hatte der Seminarist, dessen Character als Familienvater übrigens wegen seiner großen Jugend nicht in Betracht kam, verdient, zumal er Herrn Senior P. offenbar nochmals belogen hat. Miss. Kellerbauer bezeugt, daß Herr Senior P. ihm zugegeben hat, daß er außer Samidafen keinen Zeugen über die Sache gehört, noch auch interpellirt hat, obwohl er seit Anfang 1889 dazu Zeit hatte. Sechs Jahre sind also vergangen, ohne daß Kempf und ich je von

Madras, in die Sakristei, um ihm Vorhalt zu thun, weil er während der Predigt gelacht hatte. Als der Mann auf die Kniee fiel und um Vergebung bat, „er habe es ohne Absicht gethan“, hatte er dafür keine Ohrfeigen verdient, die er erhielt, und welche die Gemeinde in nicht geringe Aufregung versetzten. Herr Missionar Näther kann dieser Fall nicht wohl unbekannt geblieben sein, denn er war Zeuge desselben und hat mit seinem Sonnenhut dem Manne noch einiges auf den Kopf dazu gegeben. Ich möchte wissen, was man zu einer solchen Behandlung eines Familienvaters in der Sakristei in America sagen würde. Jedenfalls sollte man nicht von einem falschen Friedensprincip des Missionärkirchenraths reden, wenn er solche Behandlung von erwachsenen Gemeindegliedern mißbilligt.

irgend jemand in irgend welcher Weise hierüber befragt oder gar gestraft worden sind, bis Herr v. Schwarz es durch eine Fußnote unter den Actenstücken bekannt zu machen für gut befunden hat, natürlich in Samidasens Verdrehung, die Senior P. ihm übermittelt hat. Die Geschichte verhält sich so: Samidasen hatte unter dem Schülercötus des Seminars sitzend während der ganzen Predigt gelacht, geschwaht zc., kurz, seine Nachbarn und den Prediger selbst so auffällig gestört, daß ihn dieser, Rißf. Kempf, nach beendetem Gottesdienste in die Sakristei rufen ließ. Als Rißf. Kempf nun den Seminaristen eindringlich zur Rede setzte, leugnete der Burche sein fleghaftes Betragen während der Predigt — u. a. durch die kühne Behauptung, er habe die Predigt von Anfang bis zu Ende fleißig nachgeschrieben, könne sie aber nicht vorzeigen, weil er sie einem Andern mitgegeben habe — so frech ab, daß Kempf, empört über die unverschämten Lügen, ihm eine Ohrfeige zu geben gereizt ward. Da er erst fiel der Mann auf seine Kniee und sagte: „Ich habe es unwissend gethan.“ Daraufhin stieß ich, der ich zum Fortgehen bereit den Sonnenhut in der Hand hatte, ihn mit meinem Hut an und sagte, er — ein so großer Mensch, ein Seminarist — solle sich schämen, nochmals zu lügen und zu sagen, er habe es unwissend gethan. Daraufhin erst gestand er denn ein, daß er es allerdings mit Bewußtsein gethan habe, und bat um Verzeihung. Derselbe Mann wurde wegen einer andern Sache, als er das Seminar verließ, nicht in den Missionärsdienst gestellt. Er war dann Lehrer an einer Privatschule in Mailapur, Madras. Da er mich flehentlich mehrmals bat, legte ich — trotzdem sein Tranquebarer Schwiegervater sich über seine schlechte Behandlung seiner Frau mir gegenüber beklagte — für ihn schließlich Fürsprache ein und durfte ihn als Lehrer an der Fabriciuschule anstellen, wo ich auch seinem Vater Tambusamy eine Anstellung verschafft hatte. Aber er hat auch in der Fabriciuschule sich verfehlt, indem er bei Veruntreuung von Schulgeld erlappt wurde, trotz dessen ich mit ihm immer noch Geduld hatte. — Der Seminardirector war zur Zeit jenes Vorfalles in Hinterindien. Sonst hätten wir wohl eine Bestrafung des Jünglings diesem überlassen. An sich ist und bleibt diese Ohrfeige gerechtfertigt. Herr Pamperrien hätte sie an Kempfs Stelle jedenfalls auch verabreicht, so gut als Herr Gehring, sein Rathscollege, seinem Sakristan in Tritschinopoly, der zum Fenster statt zur Thür in die Sakristei hineinstieg, eine solche dort zu verabreichen für nöthig fand. Erinnert sich Herr P. nicht, wie er an einem Sonntag nach dem Gottesdienste mit dem Missionärhandwerker J. einen verheiratheten Mann Namens Sandappen öffentlich auf dem Papiermühlengrund bei Poreyar körperlich gezüchtigt hat? Ist das für Andere Sünde, was den Kirchenräthen erlaubt ist? — Samidasens Erzählung ist trotz seines Characters geglaubt worden. Daß sie weiter bekannt wurde, verdankt sie einem Schriftchen, das Leipziger Sudrachristen anonym gegen die Ordination des Variachandidaten Samuel im December 1890 verbreitet, und in dem sie über fast alle Missionare, namentlich auch die leitenden, Herrn P. eingeschlossen, allerhand wahre

3. ad 2. „einige unbußfertige Menschen ausgenommen, die dann bei dem (im Gemeindebezirk Poreyar wohnhaften) Seniorrathsverweiser, dem nachmaligen Senior P., Zuflucht fanden“. Ich fordere Herrn Missionar Räther auf, diese Behauptung auch nur mit einem Beispiele zu begründen, was ihm um so leichter werden sollte, als er eben nach Indien zurückkehrt. Hätte Herr Räther statt „unbußfertige“, „schlechtbehandelte“ und statt „Zuflucht fanden“ „Zuflucht suchten“ gesagt, so hätte ich nichts zu erinnern. Ich habe leider manche Klagen anhören und manches erregte Gemüth zurechtbringen müssen, wie meine Stellung als Seniorrathsverweiser es mit sich brachte.

4. ad 2. „Was Herrn Kempf beim Regiment unbeliebt machte, war einmal sein Betonen der reinen Lehre namentlich gegenüber dem Missionar Stojch“ zc. Herr

und unwahre Geschichten erzählt haben. Trotz alledem scheuen sich Senior und Director der Leipziger Mission nicht, die uns betreffende Geschichte in gleicher Entstellung weiterzuverbreiten.

ad 3. Herr Senior P. berichtigt wieder nichts Thatsächliches, sondern sich nur mein Urtheil an. Was ich „unbußfertig“ nannte, stellt er als „schlecht behandelt“ hin. Und natürlich hat das Zuflucht finden ein Zuflucht suchen zur Voraussetzung. Nur ein Beispiel fordert Herr P. Nun er lese nochmals das eben ad 2 Gesagte, so hat er eins eben dafür, daß ein unbußfertiger Kirchenstörer und Lügner bei ihm Zuflucht nicht nur suchte, sondern auch fand. Doch ich will ihm noch ein Beispiel sagen, und zwar eins, über das ich ihn in Madras direct befragt habe. Immanuel heißt der Mann, ist jetzt Katechet in Yercand. Er war Missionsdiener im Chidambaramdistrict und mußte von da nach Poreyar versetzt werden, weil sonst Miss. Weisenherz sich geweigert haben würde, nach Miss. Wolfs Tode Chidambaram zu übernehmen. In Poreyar wurde er in Kempfs Zeit wegen Zauberei vom Katecheten zum Lehrer degradirt. Ich mußte ihn — und er ist unter circa 100 mir nach und nach unterstellt gewesenen Missionsdienern der einzige — strafweise aus dem Chingleputdistrict versetzen lassen. Doch auch im Vittapuramdistrict arbeitete er nicht zur Zufriedenheit des dortigen Miss. Brunotte. Als Kempf diesen Immanuel damals einmal wieder aufs Korn nahm, ging derselbe zu Sen. P. — Das hat Herr P. nicht geleugnet. Nachher verbreitete Immanuel im Bezirk, Herr P. habe ihn getröstet, indem er etwa gesagt: „K. ist ein junger Mann, der mit den Leuten nicht umzugehen weiß; also brauchst du dich nicht so sehr zu grämen.“ Ich füge, um Herrn P. gegenüber alle Gerechtigkeit zu erfüllen, hinzu, daß er die Wahrheit dieser Worte bestritt. Aber ich constatire, daß trotz dessen Immanuel nicht zur Rechenschaft dafür gezogen worden ist, und daß er noch im Februar 1892 Kempf in Vittapuram bei Mohns Hochzeit kniefällig um Verzeihung gebeten hat für alles Böse, was er in seinen Petitionen an den Kirchenrath gegen Kempf über ihn gesagt hat. Uebrigens hatte P. diese Petitionen direct angenommen, was der Ordnung widersprach. Uebrigens scheint er auch hier zu vergessen, daß er selbst öfters erzählt hat, daß er als Tanjorer Missionar eben solche Eingriffe in sein Amt von Seiten des Senior Schwarz nicht geduldet habe, wie Kempf u. a. sie von ihm hat erdulden müssen. Und waren wirklich so viel Klagen gegen Kempfs Behandlung seiner Gemeindeglieder vorhanden, warum ging Sen. P. nicht den richtigen Weg zur Beilegung der Klagen, etwa durch Abhaltung einer ordentlichen Visitation in Poreyar, die in seiner Macht stand und nach damaliger Ordnung wenigstens einmal in zwei Jahren hätte stattfinden sollen, aber in der dreijährigen Amtszeit Kempfs in Poreyar ebenso wenig als anderswo stattgefunden hat?

ad 4. Beharre ich bei meiner Aussage und rufe diejenigen, welche die Sache mit erlebt haben, zu Zeugen an. Ich bin auch von Miss. Kellerbauer autorisirt

Missionar Rätber weiß, daß dies falsch ist, denn er selbst hat die reine Lehre gegen Herrn Pastor Stosch betont und darf sich über Unbeliebtheit „beim Regiment“ in jener Zeit nicht beklagen. Es wurde übrigens in dieser Angelegenheit am 21. Februar 1891 ein Colloquium vor dem Kirchenrath abgehalten, und am Schluß desselben erklärte Herr R. ausdrücklich, daß er Herrn St. als Lutheraner, wenn auch als romanisirenden Lutheraner anerkenne. Die drei betheiligten Herren, Stosch, Kempf und Rätber, reichten einander dann die Hand, und die Differenz schien damit friedlich beigelegt zu sein.

5. ad 2. „Sodann sein Dringen auf lutherische Praxis in Bezug auf Taufbewerber“ 2c. Von diesem Dringen im Gegensatz zum „Regiment“ ist mir nichts bekannt geworden. Weder hat Herr R. je auf der Synode über eine wünschenswerthe Aenderung unserer Taufpraxis Vorschläge gemacht, noch sonst sich irgendwie in dieser Sache an den Missionskirchenrath gewandt, oder durch sein Beispiel gezeigt, was er im Gegensatz zu uns unter „lutherischer Praxis in Bezug auf Taufbewerber“ verstehe.

mitzutheilen, daß er, der die Sache nicht mit erlebt hat, denselben Eindruck beim bloßen Studium der „Actenstücke“ des Herrn v. Schwarz (Theil I) gewonnen hat. Trotzdem gerade auch da viele integrirende Acten fehlen, wird jeder Unparteiische wahrscheinlich denselben Eindruck gewinnen. — Herr P. weiß, daß wir beim Schluß des Colloquiums uns nur pro tempore zufriedengaben und sozusagen einen Waffenstillstand eingingen unter der Bedingung, daß Stosch seine Irrlehren für sich behalten würde, was dieser trotz seines Versprechens nicht völlig gehalten hat. Das Colloquium kam aber erst 1½ Jahr, nachdem der Kirchenrath die Sache vor sein Forum gefordert und alles Mögliche ihr in den Weg gelegt hatte, zu Stande.

ad 5. Verharre ich auch bei meiner Aussage und appellire an Herrn Senior Pamperriens Gewissen, das ihm dasselbe sagen wird, auch wenn keine Acten vorhanden wären, auf die ich meine Aussage begründen könnte. Jedoch erinnere ich an „Actenstücke“ S. 20 betreffs der „Schwächen und Mängel“ der Christen, welche R. — übrigens nicht nur dem späteren Kirchenrath Gehring und Andern, sondern auch Herrn Senior P. gegenüber — darauf zurückführte, daß sie aus irdischen Gründen vielfach gekommen waren, ohne daß ein genügender Unterricht aus Gottes Wort ihnen zu Theil wurde und ihre Beweggründe corrigirte. Zu weiterer Aufklärung verweise ich auf S. 50, wo ein anderes Kirchenrathsglied, Weisenherz, documentirt, daß er wußte, daß R. über den ungenügenden Katechumenenunterricht des Miss. Kabis in Majaveram geklagt hat, und zwar nicht zuerst vor Andern, sondern vor dem betreffenden Missionar selbst. Herr Senior P. weiß auch, daß R. nicht allein dieser Ueberzeugung war, sondern daß bei der Synode im Februar 1888 Miss. Winkel insbesondere für allgemeine Rückkehr zu gesund lutherischer Taufpraxis plädirte. Er weiß, daß Miss. Kabis auf der Synode 1889 einen Vortrag über das Katechumenat hielt, der mancherlei Opposition verursachte; beschönigte er doch u. a. einen kurzen Unterricht — wie er natürlich bei ihm selbst Sitte war — mit den Worten: „Aber wozu ist denn die Taufe da, wenn sie nicht das Fehlende in den Leuten wirkt?“ und begründete er doch seine Forderung eines kurzen Unterrichts mit dem Anfangsstadium, in welchem sich das Christenthum hierzulande befindet, und daß dazu veranlasse, auf möglichst schnelle Ausbreitung in dieser Weise es abzuweisen und sie so zu ermöglichen. Dagegen richtete sich ein von mir ausgearbeitetes Referat, das aber 1890 wegen anderer Gegenstände nicht zur Verlesung und Besprechung kam, sondern erst 1891. Ich persönlich bekenne — und mancher mit mir — viel Anregungen wie zur Klarheit in der Lehre, so zu gesund lutherischer Praxis von Miss. Kempf empfangen zu haben, und danke ihm dafür von Herzen.

6. ad 2. „und in Hinsicht auf Kirchenzucht“ 2c. Ich weiß von einem Kirchenzuchtsverfahren des Herrn K. während seiner Wirksamkeit in Poregar, und in diesem ist der Kirchenrath auf seine Seite getreten. Ein Gemeindeglied, Afiradam, hatte

Die Leipziger Mission in toto sollte ihm dafür dankbar sein, daß er einer derer gewesen ist, deren privatem und öffentlichem Zeugniß sie z. B. das Gute an der neuen Katechumenatsordnung von 1894 großentheils zu verdanken hat. Anstatt aber Miss. Kempf dafür dankbar zu sein, suchte man sein Zeugniß zu vernichten und ihn, wie Miss. Gehring es sogar ausgesprochen hat, moralisch todzumachen, indem man (vgl. „Actenstücke“ S. 49) — frühestens ein halbes Jahr nach Kempfs Weggang von Poregar — Leute, die bejährt und zum Theil schwerhörig waren und nie in einer Schule gewesen hatten, mangelhafter Kenntnisse zu überführen suchte und dies Miss. Kempf zur Last legte, aber erst drei Jahre nach seinem Weggang von Poregar und ein Jahr nach seinem Ausscheiden aus dem activen Missionsdienst.

ad 6. Herr Senior B. berichtigt hier wieder nichts. Ich rede von Kempfs Dringen auf lutherische Praxis auch in Hinsicht auf Kirchenzucht. Und daß ihn das unbeliebt gemacht hat, geht aus dem ad 5 Bemerkten schon zur Genüge hervor. Denn die Disciplin in Hinsicht auf Aufnahme und Unterricht von Taufcandidaten ist typisch für die spätere Kirchenzucht. Und solches Dringen auf echt lutherische Kirchenzucht war schon deshalb nothwendig, weil das ad 3 bemerkte Verhalten des Seniors, sein directes Eingreifen in die Gemeinden 2c., gewiß nicht lutherischer Art, sondern nur nach papistischen Grundsätzen berechtigt war. Es war einmal die Lage Kirchenzucht und dann ein Zuchtverfahren ohne Beachtung der nöthigen Stufen, wogegen Kempf und andere, auch ich, öfters zeugten — auf Synoden und sonst. Daß relativ auch von uns so wenig Kirchenzuchtsfälle vor das Forum des Kirchenraths officiell gebracht wurden, hatte darin seinen Grund, daß die Gemeinden allermeist noch unfähig oder unwillig waren, ihre Pflicht und ihr Recht nach Matth. 18. auszuüben, so daß keine oder nur wenige Gemeindebeschlüsse in Fragen der Kirchenzucht dem Kirchenrath zur Bestätigung vorgelegt werden konnten. Ich erzähle zur Begründung dieser Klagen nur zwei oder drei Beispiele, stehe noch mit mehreren zu Diensten, werde mich aber auf meine eigene Erfahrung dabei beschränken. In Anekadu ist eine Kallergemeinde, die Anfangs einen guten Namen hatte, diesen guten Namen auch behielt, während der Landprediger K. Devasahayam, auch ein Kaller, jahrelang die Gemeinde pflegte. Als Miss. Göttsching dorthin kam, entdeckte er aber allmählich sittliche Zustände in der Gemeinde, die er vergeblich zu beseitigen suchte. Als ich Tanjore Anfang 1893 übernahm, erhielt ich auch die Aufsicht über Anekadu und den dahin gesetzten Landpr. Njanabishcham. Die Tochter eines Aeltesten war ihrem Mann mit einem Heiden durchgebrannt. Die Klage des Mannes gegen den Heiden wurde vor Gericht abgewiesen, weil die Frau das vor Miss. Göttsching gemachte Geständniß vor Gericht nicht wiederholte. So konnte der Mann auf Scheidung nicht dringen und hatte, wie der Landprediger versicherte, Umgang mit einem andern Weibe. Das sind so einige Hauptsachen des einen Falls, der die ganze Gemeinde in zwei Heerlager zerspalten hatte. Dann war da ein altes Ehepaar, welches zwei Töchter hatte. Die älteste lebte seit ca. sieben Jahren mit einem lutherischen Manne, dem die Frau davon gelaufen war. Jene hatte ihm allmählich fünf Kinder geboren. Der Mann war gerichtlich von seiner eigentlichen Frau nicht geschieden und also mit jenem Weibe auch nicht getraut. Die zweite Tochter war mit einem Römer verheirathet. Während er mit einer andern Weibe lebte, lebte sie mit einem andern Manne und hatte ihm schon zwei Kinder geboren. Dann wieder war ein Mann, der seiner Schwester Tochter geheirathet hatte aus Zwang des Familienvermögens wegen. Sie war zu dem Zwecke aus

die Gemeindeältesten bei Herrn K. verklagt und war dann auf dem zur Verhandlung angeetzten Termin ohne Entschuldigung nicht erschienen. Er wurde deshalb von seinem Pastor wegen unbegründeter Anklage gegen die Ältesten und wegen Verachtung des geistlichen Amtes vom heiligen Abendmahl suspendirt. Astradams Klage gegen seinen Pastor wurde vom Kirchenrath abgewiesen.

einer Anglikanerin lutherisch geworden. Die beiden lebten getrennt von einander. Sie wollte nicht zurück zu ihrem Mann. Er wollte sie gern loswerden, um jemand anders zu heirathen. Manabischeham wußte nicht, wem in der Gemeinde er das heilige Abendmahl mit gutem Gewissen geben könnte. Die Klagen waren direct bis Tranquebar gedrungen. So erhielt ich eines Tages einen Brief des Seniors, er als früherer Seelsorger möchte gern die Verhältnisse in Aneadadu selbst ansehen; ich solle es ihm schreiben, ob und wann es mir passe, mit ihm dahin zu gehen. Nun, wo von berufener Seite keine Bitte an ihn ergangen war, erschien mir diese Anforderung feltsam. Aber da er nicht nach der Art anderer Fälle direct eingriff, sondern erst anfrug und seine frühere Seelsorgerstellung geltend machte, nahm ich das Anerbieten dankbar an. Mitte September 1893 reisten wir dahin. In Bezug auf das erste Paar erklärte er wiederholt, er wüßte wirklich nicht, was da zu thun sei. In Hinsicht auf die erste der zwei Schwestern erklärte er, er glaube, der Mann sei vor Gott geschieden, auch wenn er Armuth halber keine gerichtliche Scheidung von seiner weggelaufenen Frau erlangt habe, und sein Zusammenleben mit diesem Weibe sei vor Gott gewiß eine Ehe, wenn auch nicht vor Menschen. Aber, ut aliquid fiat, sollte ich die Excommunication der zweiten Schwester beim Kirchenrath beantragen; derselbe würde sie dann ausschließen. Auf diese Forderung antwortete ich nichts, da sie mir zu überraschend kam. Nun war in Tanjore ein Mann Schreiber im Collector's Office. Dessen Frau und Tochter gehörten zur englischen Kirche. Weil er letztere einem zu einer andern Kirchengemeinschaft in Coimbatore gehörenden reichen Advocaten, der von seiner Frau kein Kind bekommen hatte, sozusagen verkauft hatte, waren in Coimbatore mehrere Zuchtfälle in den theilhaftigen Gemeinden vorgefallen, von denen Senior B. mir beiläufig erzählte. Als ich sagte, der Vater des Mädchens soll ein Tanjorer lutherischer Christ sein, der Schreiber beim Collector und seit ca. sechs Jahren nicht zum Gottesdienst gekommen sei, den ich auch noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, meinte er, den müssen wir ausschließen. Als nun Senior B. wieder abgereist war, unterhandelte ich mit dem Mann, nachdem ich seiner endlich einmal habhaft geworden war; er leugnete alles ab, und in der Gemeinde war niemand, der etwas beweisen konnte und wollte; in Bezug auf den Kirchenbesuch versprach er sich zu bessern. So mußte ich warten, bis ich Beweise in Händen hatte. Da erhielt ich einen Brief des Seniors, ob ich nicht den Mann in Zucht nehmen wollte; wenn die Gemeinde nicht willig wäre, sollte ich die Excommunication beantragen; der Kirchenrath würde sie dann decretiren. Da schrieb ich denn eine Antwort, die zugleich seine gleichartige Forderung in Aneadadu betraf. Ich schrieb, daß ich allein kein Recht habe, eine Excommunication beim Kirchenrath zu beantragen, sondern mit mir die Gemeinde nach Matth. 18. Daß der Kirchenrath den an sich schon gültigen Gemeindebefluß nochmals befehle, sei nach dem Stande der Gemeinden ganz angemessen, damit keine Ungerechtigkeit geschehe. Aber nun in dem Fall des Tanjorers fehle alles Beweismaterial. Da Herr Senior so gewiß von der Schuld des Mannes überzeugt sei, lade ich ihn ein, die betreffenden Acten für die Gemeindeversammlung einzusenden oder selbst als Zeuge zu erscheinen (— ich erhielt darauf keine Antwort). In Bezug auf den Fall in Aneadadu schrieb ich gleicherweise, ich allein habe kein Recht, die Excommunication zu beantragen. Das hat nur die Gemeinde. Ist eine Gemeinde



7. ad 2. „sowie endlich seine Abwehr gegen directe Eingriffe in seine Amtsarbeit durch den Senior Pamperrien“. Auch für diese Anlage bitte ich um Beweise. Das angeführte Beispiel ist in wesentlichen Punkten falsch berichtet. Ich hatte in der Aufgebotsangelegenheit kein „Aufgebot ohne Kempfs Vorwissen“, während dieser auf einer Filiale amtierte, in dessen Pfarrkirche erlassen“, sondern war auf Reisen, als Herr K. das Paar in der Poreyarkirche selbst proclamirte. Ein Versehen des Kirchenraths hatte sich freilich eingeschlichen, insofern das Heiraths-gesuch des Lehrers, welches ordnungsmäßig von seinem Pastor unterzeichnet sein mußte, ohne Herrn Kempfs Unterschrift in der Sitzung vom 22. August 1888 ange-

fo verrottet, daß sie nicht Kirchenzucht üben wolle oder könne, so bleibe unjer einem nur dies übrig: entweder das Amt an einer solchen Gemeinde niederzulegen, oder um der Kinder und der sonstigen verborgenen Gläubigen willen zu bleiben, im Uebrigen aber bei dem Suspensionsrecht den offenbaren Sündern gegenüber zu verharren, bis sie sich bekehren oder die Gemeinde so weit gefördert wird, daß sie dieselben auszuschließen im Stande und gewillt ist. Ich berichtete, daß der Landprediger in meinem Auftrage mit den Ältesten verhandelt habe, ob das Frauenzimmer von Gemeinde wegen in Zucht genommen werden könnte, daß die Ältesten vorerst noch zu warten gebeten hätten, daß aber am nächsten Morgen ein Austrittsschreiben der Eltern des Weibes zc. eingelaufen sei, weil jene Veratung mit den Ältesten überhaupt stattgefunden hatte. — So viel in Hinsicht auf die sittlichen Zustände der Gemeinden und die papistische Zucht des Kirchenraths. Uebrigens in Betreff des von ihm angeführten Falles berichtige ich, daß Astradam die Gemeindeältesten nicht bei K. verklagte, sondern sie bei einer großen, öffentlichen Familienfeier mit den Worten beschimpfte: „Wir haben jetzt eine indische Gemeindeleitung“, und daß die Gemeindeältesten den Mann bei K. verklagten. — Noch eins zum Schluß: Miss. Kempf betonte wie vordem Miss. Mayr besonders, daß das leichtfertige Schuldenmachen der eingebornen Christen und Missionsdiener von der Mission nicht gefördert, sondern gehindert werden müsse. Er hat dem privatim und auf Synoden laut Ausdruck gegeben. Doch gelang es ihm nicht, die Missionsmoral in dieser Sache zu heben.

ad 7. Sollte der Hinweis auf das ad 3 Gesagte nicht zum Beweis genügen? Ob das betreffende erste Aufgebot ohne Kempfs Vorwissen von Sen. P. selbst zuerst verkündigt worden ist oder nicht, läßt sich actenmäßig von uns jetzt nicht mehr feststellen. Möglicherweise hat's der Katechet verkündigt. Es kommt aber auch nicht so viel darauf an, da das Ausschlaggebende für Kempfs Weigerung, die Sache zu untersuchen, in der vom Kirchenrath ertheilten Erlaubniß zu einer zweiten Verlobung ohne Aufhebung der ersten liegt. Und Sen. P. behauptet wohlweislich nicht, daß das Heiraths-gesuch des Lehrers durch Kempf, wie's Ordnung war, an den Kirchenrath gelangt ist. Er spricht nur von Annahme desselben, verschweigt aber, von wem es der Kirchenrath angenommen. Sen. P. verschweigt, daß Samuel direct mit ihm betrefss der Sache unterhandelt hat. Es ist also kein Wunder, daß Kempf keine Unterschrift gegeben hat, da er um dieselbe gar nicht angegangen worden ist. Kempf hatte mit dem fait accompli der Verlobung zu thun, als er das Aufgebot seinerseits zu verkündigen hatte. Daß K. dann ablehnte, eine Sache zu untersuchen, an deren Anfang und Verwicklung er keine Schuld trug, ist zu verstehen. Aber er hat auf seiner Weigerung nicht bestanden, sondern in Folge des von Schaffer im Namen des Kirchenraths geschriebenen Briefes nicht nur, sondern auch in Folge seines brüderlichen Rathes die Sache untersucht, und der Lehrer Samuel ist durch Gemeindebeschluß für das seinem ersten „Schwiegerwater“ ange-

nommen und als genehmigt protocollirt wurde, ohne daß jemand von uns (außer mir waren damals der selige Miss. Schäffer und Miss. Kabis im Kirchenrath) das Fehlen der Unterschrift bemerkt hätte. Herr K. ließ sich nun, ohne daß ihm die Genehmigung des Kirchenraths mitgetheilt wäre, von dem Lehrer bewegen, das Aufgebot zu vollziehen, — und niemand hat ihm daraus einen Vorwurf gemacht, — lehnte aber dann, als Einsprache erhoben ward, die Untersuchung der Sache ab, die ihm als Pastor oblag, und von welcher er nicht entbunden werden konnte. Die Einsprache erwies sich als unbegründet, und die Hochzeit fand statt. Woher weiß Herr Miss. Räther, daß dies Vorkommniß „einer der ersten Anlässe dafür war, daß Senior Pamperrien sich mit ihm (Kempf) nicht vertragen konnte“? Auf meiner Seite war dies entschieden nicht der Fall.

8. Ebenso falsch ist die Versöhnungsscene am Gründonnerstag 1890 berichtet. Worüber Herr K. an jenem Tage gepredigt hat, habe ich vergessen. Jedenfalls aber war der Eindruck dieser Predigt nicht der Grund, warum ich in der Sakristei Abbitte leistete, sondern der Umstand, — den Herr Miss. Räther verschweigt, wohl weil er es nicht besser weiß, — daß, als wir beide, Herr Kempf und ich, mit der Ge-

thane Unrecht mit einer Geldstrafe belegt worden! In Folge dessen gab ihn derselbe nunmehr frei, und so fand die Hochzeit mit dem zweiten Mädchen statt. Mit dieser Darstellung vergleiche man nun Pamperriens Behauptung: „Die Einsprache erwies sich als unbegründet.“! Daß aber diese Angelegenheit einer der ersten Anlässe für Sen. Pamperriens Irritation gegen K. war — ich sage nicht: der erste, sondern einer der ersten —, das weiß ich, weil ich in nächster Nähe der beiden wohnte, mit beiden verkehrte, das Verhalten beider zu beobachten also reichlich Gelegenheit hatte. Es wird aber auch andern nicht unbekannt geblieben sein. — Wenn nun dies Beispiel Herrn Sen. P. für den Erweis meiner Aussage nicht genügen sollte, so will ich zum Ueberfluß ihn daran erinnern, daß eines Tages Miss. Kempf, als er in seine Mädchenschule kam, daselbst einen neuen Lehrer tapfer an der Arbeit fand; übrigens war's der eben erwähnte Samuel. Als dann K. ihn fragte, was er hier thue, so antwortete der Mann, er sei hier Lehrer. Wer ihn denn hierher gewiesen habe? Herr Sen. P. habe ihn hierher gesandt. Die übrigen Lehrer waren nicht wenig erstaunt, daß Miss. K. keine, auch nicht die leiseste Benachrichtigung von der Ernennung des Lehrers für diese Schule bis dahin erhalten hatte. Ich habe öfters auch andere Missionare über eben solche directe Eingriffe in die Stationsarbeit klagen hören müssen. Als mich Sen. P. in meiner Madrasser Amtszeit eines schönen Tages anwies, ein Stück Land bei Balarapuram zu kaufen, das kaufen zu lassen der dortige Katechet Christian ihn gebeten habe, so reagierte ich sofort gegen einen solchen Eingriff in mein Amt. Kempf war öfter zu geduldig gegen Eingriffe seines Vorgängers, der sich noch als Pastor dachte, seinen Nachfolger aber als seinen Diaconus zu behandeln suchte, wie er ihm denn einmal zu unserm Erstaunen schrieb, der Kirchenrath habe ihn, Kempf, zu seiner, Miss. Pamperriens, Hilfe nach Boreyar gesetzt. Das würde einfach der sonstigen Organisation der Mission widersprochen haben, wenn es überhaupt der Fall gewesen wäre.

ad 8. Hier ist zu bemerken, daß, ehe Kempf auch nur den Mund aufgethan hatte, Herr Sen. P. nach Beendigung des Gottesdienstes aus freien Stücken in die Sakristei kam, um um Verzeihung zu bitten. Daß Kempf ihm am Altar die Hand gegeben, brauchte ihn zu diesem Thun nicht zu veranlassen, wenn sein Gewissen ihn nicht wirklich eigenen Unrechts überführt hätte. Wo bloß die Hand gegeben wurde, genügte es da vielleicht nicht, dieselbe nur nicht zurückstoßen, sondern einfach und freundlich anzunehmen — wenn Sen. P. von seiner eigenen Unschuld so überzeugt

meinde an den Altar traten, ersterer mir die Hand zur Versöhnung hinreckte, die ich gern annahm. Ich ging dann nach dem Gottesdienst in die Sakristei, um nun auch meinerseits Abbitte zu thun für etwaiges Unrecht, das ich im brüderlichen Verkehr verübt; ich würde mich nach Col. 3, 12. 13. schämen, wenn ich anders gehandelt hätte. „Mich für den Schuldigen zu bekennen“, hatte ich keine Veranlassung. Rücksichtslosigkeit des Herrn K., sein geheimes Wühlen unter den Brüdern, sein überspanntes Selbstgefühl, das sich trotz aller Jugend und Unerfahrenheit nicht unterordnen und zurechtweisen lassen mochte, waren unter Anderm die Dinge, durch welche unser gegenseitiges Verhältniß immer unerquicklicher ward.

9. ad 4. Was endlich die Einforderung eines acknowledgment des Empfängers von Seiten des Absenders anbetrifft, so ist dieselbe hier zu Lande eine alte, oft benutzte und nicht nur für unehrliche Leute bestimmte postaltische Einrichtung, die man auch in America kennen wird. Es handelte sich bei dem Anerbieten des Missionscollegiums um eine bestimmte Frist, innerhalb welcher Herr K. sich entscheiden sollte. Herr K. wohnte 12 englische Meilen von dem Posthause auf einer einsamen Plantage und erhält seine Briefe, wie Herr Director von Schwarz aus Erfahrung wußte, oft erst einige Tage nach ihrer Ankunft in Verland. Jedensfalls hatte ich der Anordnung des Collegiums Folge zu leisten und das acknowledgment zu fordern, und nach zweimaliger Ablehnung des Schreibens die Pflicht, die Pension des Herrn K. zu sistiren und das Weitere der Entscheidung des Missionscollegiums in Leipzig anheimzustellen.

Ergebnst

K. Pamperrien.

war? — Es war nicht K., der die Nachricht über die Versöhnung verbreitete; sondern ich hörte sie mit Freuden durch Miss. Kabis, dem sie Miss. Ruger mitgetheilt. Ruger hatte an dem Gründonnerstag bei der Austheilung des Abendmahls geholfen. Ihm war die plötzliche Veränderung der Situation und Kempfs freudige Stimmung so aufgefallen, daß er K. um den Grund frug. Und da hätte Kempf stumm sein sollen? Herr Sen. P. sollte sich selbst richten, anstatt einen andern zu richten. Warum ordnete K. sich so oft uns andern unter, ließ sich von uns zurechtweisen? Warum war sein Verhältniß zu allen sonstigen älteren Brüdern, auch Miss. Schäffer, nur nicht das zu Sen. P. und seinen gleichgesinnten Collegen im Kirchenrath, ein friedliches, freundliches, brüderliches? Der Schlüssel liegt in der „Actenstücke“ S. 15 documentirten Anschauung des Sen. P. von seiner und seiner Collegen Stellung als einer dem Miss. K. von Gott gesetzten Behörde. Miss. K.'s öfters vertretene Anschauung forderte eine „brüderliche“ Behörde.

ad 9. Hier wird wieder nichts Thatsächliches berichtet. Trotz meiner ausgedehnten Correspondenz als Kassirer und dann vornehmlich als Missionar von Madras, wo es sich unter anderm um bedeutende Geldsummen handelte, ist meiner Erinnerung nach nicht ein einziges Mal der Fall vorgekommen, daß ein Anderer von mir ein acknowledgment verlangt hätte. Ich habe es nie von jemand anders verlangt. Sodann hatte K. nach dem ersten Mal schriftlich seine Bereitwilligkeit erklärt, sofort nach Empfang des Briefes als eines bloß registrirten den Empfang desselben zu quittiren. Das ist ihm aber eben verweigert worden. Warum denn? Man verlangt ein specielles acknowledgment nur da, wo man glaubt oder überzeugt ist, daß man andernfalls ohne Antwort gelassen oder der Empfang des Briefes abgeleugnet werden würde. Nicht nur K. hat die Sache so aufgefaßt. Das bestimmende Citat an der angefochtenen Stelle ist aus dem Briefe eines Missionars, der die Leipziger Mission zu verlassen durchaus nicht gesonnen ist.

Krisnagiri, Salem District, 30. April 1895.

Th. Näther.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Kirchliche Praxis der Canada-Synode.** In einem längeren Artikel über Matth. 18, 15—18. im „Kirchenblatt“ der Canada-Synode findet sich unter andern falschen Auslassungen S. 108 auch die folgende: „Einem unwürdigen Gliede der Kirche aber das kirchliche Begräbniß zu versagen, halte ich für ein Zuchtverfahren, welches den Namen eines solchen kaum noch verdient. Dem Verstorbenen selbst vermag weder das kirchliche noch das unkirchliche Begräbniß zu nützen oder zu schaden, jedenfalls steht nach der Lehre unserer Kirche fest, daß ein Todter nicht mehr gebessert werden kann, also hat die Verfassung eines kirchlichen Begräbnißes als Zuchtmittel für einen Verstorbenen keine Bedeutung. Für die Verfassung eines kirchlichen Begräbnißes könnte nur als Grund angeführt werden, daß es mit der Ehre der Kirche unvereinbar sei, wenn sie zum Dienst eines Menschen herangezogen werde bei seinem Tode, der während seines Lebens und durch dasselbe die Kirche verachtete und ihre Dienste und Segnungen geflissentlich von sich wies. Ich meine aber, die Ehre des kirchlichen Begräbnißes kommt weniger dem Verstorbenen als seiner Familie zu gute. Gerade am Grabe eines unwürdigen Gemeindegliedes findet sich oft die beste Gelegenheit, Worte ernster Mahnung und Bitte an die Leidtragenden und Theilnehmer überhaupt zu richten. Die Verweigerung der kirchlichen Ehren beim Begräbniß schließt nach meinem Dafürhalten auch ein Urtheil über den Verstorbenen hinsichtlich seines nunmehr abgeschlossenen Erdenwandels und auch wohl hinsichtlich seiner Seligkeit ein, vor welchem Urtheil wir uns doch sehr hüten müssen, da das Richten nicht unsers Amtes ist. Als Regel sollte gelten, daß bei Gliedern der Gemeinde, selbst bei solchen, die, unter Kirchenzucht stehend, sterben, das kirchliche Begräbniß nicht zu versagen ist.“ — Das wirft einen traurigen Blick auf die kirchliche Praxis der Canada-Synode. Wo bleibt Matth. 18., wenn ein Glied in der Gemeinde geduldet wird, das „während seines Lebens und durch dasselbe die Kirche verachtete und ihre Dienste und Segnungen geflissentlich von sich wies“? Und wo bleibt das achte Gebot und die ausdrücklichen Befehle des Herrn 2 Cor. 6, 14—18. Röm. 16, 17. 2c., wenn der Prediger, der Wahrheit zum Troß, sich durch kirchliches Begräbniß zu einem Todten bekennt, der in seinem Leben die Kirche verachtet und ihre Dienste geflissentlich von sich gewiesen hat, statt solch ein Begräbniß als grobe Heuchelei wie jede andere Sünde gegen die zehn Gebote mit Entrüstung von sich zu weisen? Und was unsere guten Absichten betrifft, so können sie an dem, was Gott geboten oder verboten hat, nichts ändern. F. B.

### II. Auslaud.

**Missionar Kellerbauers Austritt aus der Leipziger Mission.** Folgendes Schreiben, welches der im Jahr 1893 nach Ostindien entsandte Missionar Kellerbauer an das Missionscollegium in Leipzig gerichtet hat, orientirt am besten über dieses jüngste Ereigniß aus der Leipziger Mission, welches jetzt in allen deutschen Kirchenblättern besprochen und zumeist abfällig kritisiert wird: „Hochwürdige und geehrte Herren! Nachdem die auch in den ‚Actenstücken‘, S. 96, Anm. 2, wiederkehrende Behauptung, ‚Missionar Näther habe ein über das Bekenntniß hinausgehendes Lehrgesetz gefordert‘, unter Hinweis auf das von den Missionaren am 6. November 1893 abgelegte Bekenntniß, mir schon mehrmals in kirchlichen Blättern begegnet ist, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen folgende Gegenerklärung zu überreichen: Herr Director

v. Schwarz war am 6. November 1893 bei der Ablegung des erwähnten Bekenntnisses nicht zugegen. Wenn ein Protokoll über die dabei gepflogenen kurzen Verhandlungen vorhanden wäre, so würde dasselbe ausweisen, daß allerdings zunächst als Abwehr Rätber gegenüber eine ‚Erklärung, daß wir auf der Verbalinspiration stehen‘, beabsichtigt war, durch den Widerspruch mehrerer Brüder aber ein ‚Bekenntniß‘, wie Rätber selbst es gewünscht hatte, zu Stande kam. Allgemein erwarteten wir, daß Herr Director v. Schwarz bei nächster Gelegenheit seinerseits zu diesem Bekenntniß, welches schrift- und bekenntnißgemäß sein will, Stellung nehmen würde. Das that denn Herr Missionsdirector auch in seinem Circular vom 8. Januar 1894, nur nicht so, wie man erwartet hatte. Ganz abgesehen davon, daß es sich in dem Streit nicht um das Wie der Inspiration, sondern um die Thatsache der Inspiration selbst handelte, muß ich es als einen folgenschweren Irrthum bezeichnen, die Gewißheit unsers Glaubens primär ‚auf den großen Thaten Gottes in Christo Jesu selbst‘ ruhen zu lassen. Denn so wahr es ist, daß unsere Erlösung objectiv auf diesen Thaten ruht, so verkehrt ist es, in Bezug auf die Gewißheit unsers Glaubens die Thaten Gottes dem Zeugniß der heiligen Schrift voran zu stellen, als ob wir ohne das Wort Gottes, welches für uns immer und nur Schriftzeugniß ist, irgend etwas von den Thaten Gottes für uns wissen könnten! Auf jeden Fall wird Herr Director v. Schwarz nicht leugnen können, daß diese Stellung zur heiligen Schrift sich nicht mit dem Bekenntniß vom 6. November 1893 deckt. Einen ebenso undeutlichen Ton gab die Erklärung des Herrn P. Hoffstätter in Nr. 20 der Neuen Luth. Rtg. 1894, verglichen mit einem dazu brieflich gegebenen Commentar; ich gehe jedoch darauf nicht ein, da der betreffende Brief, obwohl an mehrere Brüder gerichtet und für alle wichtig, nicht mein Eigenthum ist; jedenfalls ist das Eine gewiß, daß auch diese Erklärung kein Bekenntniß zur Verbalinspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift enthält. Dieses Bekenntniß aber ist darum allein bekenntnißgemäß, weil nur bei dieser Betrachtung die heilige Schrift den ihr gebührenden Platz als unica et certissima regula ac norma einnimmt, während alle diejenigen, welche gegen die Verbalinspiration streiten, bewußt oder unbewußt den menschlichen Verstand oder das Gefühl, mag man es nun christliches Bewußtsein oder Erfahrung nennen, zum obersten Richter in Glaubenssachen machen. Der Mißbrauch des Bekenntnisses vom 6. November 1893 aber, gegen welchen, wenn auch in nicht ganz glücklichem Tone, schon auf der Synode 1894 protestirt worden ist, war nur dadurch möglich, daß dieses, ohne Vorbereitung formulirte, Bekenntniß die Verwerfung der Gegenlehre nicht ausspricht. Das war allerdings bei denen, welche es formulirten, nicht Absicht; andern aber war es gewiß willkommen, daß dem Bekenntniß dadurch die Spitze von vornherein abgebrochen war. Ich habe mich, nachdem mir dies klar geworden ist, allerdings nicht für berufen gehalten, etwa bei Gelegenheit der Synode 1895 die Brüder auf diesen Mangel hinzuweisen und eine Ergänzung unsers Bekenntnisses herbeizuführen, denn ich mußte dies für aussichtslos halten; ich erachte es aber für meine Pflicht, einem hochw. Missionscollegium hiermit zu erklären, daß ich in Gemäßheit des Bekenntnisses zur Verbalinspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift alles, was nicht mit diesem klaren, schriftgemäßen Bekenntniß stimmt, und damit auch das Circular des Herrn Missionsdirectors und die Erklärung des Herrn P. Hoffstätter, als gefährlichen Irrthum verwerfe. Auch die jüngste Erklärung des Missionar Göttsching hat mich nicht zu der Ueberzeugung bringen können, daß es genüge, sich zu Schrift und Bekenntniß zu bekennen, wenn man gleichzeitig diejenigen, welche dem Bekenntniß gemäß in der heiligen Schrift allein Wahrheit und in ihr die volle Wahrheit zu besitzen bekennen, als unbrauchbar zum Dienst in einer lutherischen Mission bezeichnet.

Nach den Ereignissen der letzten zwei Jahre ist der Unterzeichnete nicht mehr naiv genug, sich darüber zu täuschen, daß eine derartige Erklärung, wie die von ihm abgegebene, nicht nothwendig zu seinem Ausscheiden aus der Leipziger Mission führen müßte. Das ist sehr traurig, aber nur zu wahr. Trotzdem würde ich diese Erklärung nicht als mein Austrittsgesuch bezeichnet haben, da Männern gegenüber, welche in vieler Beziehung meine volle Hochachtung besitzen und mir weit überlegen sind, die Befürchtung, subjectiv einseitig zu urtheilen, mir allerdings nahe liegen konnte, wenn nicht ein weiterer Umstand mir ganz klar zeigte, daß meines Bleibens in der Leipziger Mission nicht länger sein kann. Die letzte Synode hat in fünf Grundsätzen Stellung genommen zu der neuen Mission der lutherischen Missouri-synode in Indien, nachdem schon Circular 155 vorläufig drei Verhaltensmaßregeln aufgestellt hatte. Ich theilte die Opposition der Brüder Meyner und von Matthey gegen dieses Circular, wie ich auch seiner Zeit Herrn Senior Pamperrien habe wissen lassen, und freute mich, daß diese Opposition wenigstens eine Milderung der Maßregel, den Verkehr betreffend, zur Folge hatte. Immerhin mußte ich noch in Satz 3 das Wort *verlangen* beanstanden, da ich mich nur dazu verstehen könnte, meinerseits Garantien gegen Uebergriffe in mein Amt zu geben, was ja ganz selbstverständlich ist. Mein Hauptwiderspruch aber richtet sich gegen Punkt 4, den ich nur deshalb auf der Synode nicht zur Sprache gebracht habe, da ich doch kein Stimmrecht hatte und meine Worte nur als eine unwillkommene Störung des Friedens erschienen wären. Wie das Protokoll ausweist, habe ich bei Besprechung dieses Punktes die Frage gestellt, welche Gründe man einem Gemeindeglied sagen solle, weshalb es nicht zu Missouri übertreten dürfe. Die Antwort des Herrn Senior: „Nach den Gründen fragen und diese widerlegen“ hat mir deutlich gezeigt, daß ich in diesem Stücke nicht Leipziger Missionar sein kann. Denn wenn mir einer als Grund sagen wollte: daß durch die ungerechte Entlassung zweier Missionare gegebene Aergerniß, oder: die Verfolgung der Verfechter der reinen Lehre, so würde ich entweder beschämt schweigen und dadurch andere Gemeindeglieder verwirren, oder ich würde gegen meine innerste Ueberzeugung reden müssen. Daß dies ein unmöglicher Standpunkt ist, bedarf keines Beweises. Es ist im Laufe der Verhandlungen von maßgebender Stelle ausgesprochen worden, daß wir durch unsere Stellungnahme zu den beiden missourischen Missionaren nicht den Anschein erwecken dürfen, als ob sie ungerechterweise von uns entlassen worden seien; an der Illustration dieses Principes in Satz 4 ist es mir zur Gewißheit geworden, daß einer, der die Entlassung jener Beiden für ein beklagenswerthes Unrecht hält, welches er bis dahin schweigend getragen hat, nun nicht länger schweigen darf, um sich nicht fremden Unrechts theilhaftig zu machen. Zu der nämlichen Stellungnahme nöthigt mich die Veröffentlichung der ‚Actenstücke‘ oder vielmehr die denselben beigefügten Fußnoten, welche allerdings viel dazu beitragen werden, den Leser die ihm von Rätther und Mohn gefagten bitteren Wahrheiten vergessen zu machen. Im Uebrigen habe ich aus dem ganzen Buch den Eindruck bekommen, daß die Beanstandung falscher Lehre unter dem Gesichtspunkt der Friedensstörung fällt, daß man Kampf gegenüber *cum studio* gesucht hat, wie man ihn zu Falle bringen könne, und daß man Rätther gegenüber mit Gewalt die Augen verschlossen hat, um die von ihm vorgebrachten Klagen wegen Synkretismus nicht zu verstehen. Auseinandersetzungen über Einzelheiten kann ich mir ersparen, da zu deutlich das trennende: Ihr habt einen andern Geist‘ zwischen den Parteien liegt. Eben darum muß eine principielle Scheidung eintreten. Es sei mir gestattet, zu betonen, daß ich durch meinen Austritt aus der Leipziger Mission meinen bisherigen Amtsbrüdern durchaus nicht den Vorwurf der Gleichgültigkeit oder Verleugnung der Wahrheit machen will; denn mit den

meisten derselben könnte ich mir ein gesegnetes Zusammenarbeiten wohl denken, wenn das Streben nach Einheit in der Lehre von der Missionsleitung nicht gefördert würde. Aber auch die Mitglieder des hochw. Missionscollegiums will ich nicht persönlich für die Zustände und Verhältnisse verantwortlich machen, die mich aus der Leipziger Mission her austreiben, obwohl mir persönliche Anklagen sehr nahe lägen. Denn ich will nicht vergessen, daß das hochw. Missionscollegium innerhalb einer Landeskirche steht, welche in ihrer ersten Landesynode durch die Aufhebung des Bekenntnißbundes und die damit factisch gewährte Anerkennung des Unglaubens auf den Kanzeln, Kathedern und in den Kirchenvorständen ihre Selbstzerstörung begonnen hat. Läßt man die Jeneser Liberalen Christum nach bestem Wissen und Gewissen predigen, so wird man auch die theologischen 'Meinungen' Erlanger und Göttinger Ursprungs nicht von den Kanzeln verbannen können. Damit hat die 'Kirche' nach gemeinchriftlichem Verstande bereits aufgehört zu existiren, weil die Einheit in der Lehre fehlt. Ich bin zwar weit davon entfernt, die Leipziger Mission der sächsischen Landeskirche völlig gleichzustellen, aber mit gutem Rechte leite ich das in der Mission sich anbahnende Verderben aus dem Zustande der Landeskirche ab. (Es folgt eine Auseinandersetzung über den Zeitpunkt dieser Erklärung, in dem Moment, wo ich zum ersten Male die Verwaltung einer Station übernehmen sollte.) — Und schon aus praktischen Gründen muß auch die Missionsleitung wünschen, daß ich, da ich einmal mit der Mission zerfallen bin, jetzt gehe, ehe ich einer Gemeinde so nahe getreten bin, daß mein Austritt weitere Folgen haben könnte, und ehe ich der Missionskasse durch die Herausendung meiner Verlobten Ausgaben auferlege, die ich bei meiner Stellung zur Mission nicht verantworten könnte. Ich möchte von der Mission, von welcher ich manch werthvolle Anregung empfangen habe, obwohl ich in derselben nicht zum Frieden gekommen bin, wenigstens äußerlich im Frieden scheiden. Wäre ich nicht in die indische Mission gekommen, so wäre mir die Erkenntniß dessen, was lutherische Lehre ist, vielleicht noch lange verschlossen geblieben; und so sehr auch ich darunter zu leiden gehabt habe, so danke ich es doch jetzt dem rigorosen Vorgehen der Missionsleitung, daß ich den Weg völlig klar vor mir sehe, den ich zu gehen habe und mit Gottes Hülfe auch gehen will: in die lutherische Freikirche! — Ich verbleibe eines hochw. Missionscollegiums ergebener

Manaveram, 16. März 1896.

D. Kellerbauer."

**Aus Sachsen-Weimar.** Das kirchliche Begräbniß darf in Weimar fortan keinem Verächter mehr ver sagt werden. Der Großherzogliche Kirchenrath hat mit Genehmigung des Großherzogs folgendes angeordnet: „Einem Verstorbenen, der bis zu seinem Tode der evangelischen Landeskirche angehört hat, kann das kirchliche Begräbniß in der einfachsten Form (Gebet, Vater- Unser und Segen, vom Geistlichen im Ornat am Grabe gesprochen), falls es die Angehörigen begehren, in keinem Falle ver sagt werden. Weitere kirchliche Feierlichkeiten, wie namentlich eine Grabrede oder Leichenpredigt, die Begleitung des Leichenzuges durch den Geistlichen, durch die Schule oder den Kirchenchor, Musik oder Glockengeläute können im Einvernehmen mit dem Kirchengemeindevorstande vom Geistlichen ver sagt werden, wenn der Verstorbene durch beharrliche Verachtung oder durch Beschimpfung der Kirche und ihrer Ordnungen, oder durch sonst fortgesetzt anstößigen Lebenswandel öffentliches, später nicht gefühntes Aergerniß gegeben hatte. Wenn die Angehörigen gegen den Beschluß des Geistlichen und Kirchengemeindevorstandes Einspruch erheben, so hat der Geistliche unverzüglich die Entscheidung des Superintendenten einzuholen, welcher, falls ihm seinerseits Bedenken beigegeben, berichten wird.“

(A. E. L. R.)

**Pastor emeritus Ludwig Carl Lens,** geboren am 7. Mai 1807 in Leer, Ost-Friesland, seit October 1839 deutscher Prediger an der evang.-luth. Gemeinde in Amsterdam, Holland, starb daselbst am 23. April d. J. nahezu 88 Jahre alt. Der Entschlafene war ein nuthiger Zeuge von Christo und ein begabter Prediger. Eine Frucht seines unerfrockenen Eintretens für das gute Bekenntniß unserer lutherischen Kirche war die Gründung eines Lutheraner-Vereins, im Jahre 1852, in Amsterdam, welcher den Namen trug: „Niederländischer Verein für die evangelisch-lutherische Mission.“ (S. „Lehre und Wehre“ 2, 157.) Nicht nur machte jener Verein seinen Einfluß in der nominell lutherischen Kirche Hollands geltend, sondern nahm sich auch der seiner Zeit um des Bekenntnisses willen bedrängten und verfolgten Lutheraner in Baden und Nassau thatkräftig an. Obgleich Lens mit den separirten Lutheranern sympathisirte, und mit Männern wie der sel. P. Eichhorn und der sel. Pfarrer Brunn befreundet war, so meinte er doch den Schritt bis zur Separation nicht thun zu dürfen, sondern eine Stellung wie Löhle in der bayerischen Landeskirche einnehmen zu müssen. Wie der Entschlafene seinem letzten Stündlein entgegen sah, zeigen die Worte, welche er seiner Zeit Schreiber dieses schrieb: „Nun, ich weiß, an wen ich glaube, und daß er auch den größten Sünder nicht verstößt, der sich festhält an Ihn, als seinen Heiland, Vertreter und Fürsprecher bei Gott. So sehe ich dem Ende meiner Wallfahrt mit Vertrauen auf Ihn entgegen, bittend: Erhalte mich treu im Glauben bis ans Ende.“

E. C. E. B.

**Aus England.** Der apostolische Brief Leo's XIII. an das englische Volk ist nun doch erlassen worden, obwohl hervorragende Mitglieder des römischen Episcopats in England kein Hehl daraus machten, daß sie einen päpstlichen Appell an das gesammte Volk für „inopportun“ erachteten. Der Papst sucht denn auch in der Einleitung seinen Schritt zu begründen. Unter anderem führt er die „häufigen Unterredungen“ mit Engländern an, „welche von der freundschaftlichen Gefinnung der Engländer für uns persönlich Zeugniß ablegten und für ihre Sehnsucht nach Frieden und ewigem Heile durch die Einheit des Glaubens“. Der Brief weist sodann auf die Vergangenheit hin, in welcher England von Rom aus das Christenthum erhalten habe. Freilich ist es in der Zeit der Reformation von Rom abgefallen, aber es hat sich doch noch einen „tiefen religiösen Sinn“ bewahrt. Der Papst lobt den Eifer Englands, „durch gerechte, liebevolle Gesetze die Lage weiter Volksschichten zu verbessern“. Er hebt ferner den „thatkräftigen Eifer“ der Engländer in der Bekämpfung der Trunksucht hervor. Endlich „können Wir auch nicht unterlassen, auf die strenge Sonntagsheiligung hinzuweisen und die allgemeine Achtung vor der Bibel“. Um so mehr wünscht der Papst die Wiedervereinigung Englands mit dem apostolischen Stuhl. Zum Schluß empfiehlt er den Katholiken Englands, die heilige Jungfrau für das Werk der Wiedervereinigung anzurufen, wofür Leo selbst mit gutem Beispiel vorangeht. „Wir rufen daher demüthig an die Fürsprache des heiligen Gregor, den die Engländer immer gern als den Apostel Englands bezeichnet haben; den heiligen Augustin, seinen Schüler und Sendboten, und alle jene Heiligen, welche durch ihre Tugenden und ihren großen Thaten England den Titel verdient haben: 'Insel der Heiligen', das heißt, Petrus, den heiligen Georg, Englands Schutzpatron, und vor allem die allerseligste Gottesmutter, die der Heiland selbst vom Kreuze herab als Mutter der Menschheit bezeichnet hat, und welcher eure Vorfahren euer Königreich einst zugeeignet haben unter dem ruhmreichen Titel: ‚Mitgift Mariens‘. Diese alle bitten und flehen Wir an, daß sie Unsere Fürsprecher sein mögen vor Gottes Throne, auf daß er den Ruhm der Vergangenheit erneuere.“ Das den Katholiken empfohlene Gebet für England zur „allerseligsten Jungfrau“ beginnt mit den Worten: „O gebenedeite Jungfrau Maria, Mutter Gottes, Königin



und Mutter, schau mit Erbarmung nieder auf England, deine Mitgift.“ Es ist eine Frage, ob die vielfach bewährte Diplomatie des apostolischen Stuhles diesmal nicht einen Fehlgrieff gemacht hat, indem dieser doch auch an die Protestanten gerichtete Brief mit solcher Plumpheit die Heiligenanrufung ins Feld führt, welcher auch die romfreundlichen Protestanten bedenklich zu machen geeignet ist. (A. E. L. K.)

**Aus der Schweiz.** Am 6. Mai starb in Genf der einst vielgenannte Vorkämpfer der materialistischen Weltanschauung, Professor Karl Vogt, unter dem Namen „Affenvogt“ bekannt, im Alter von 77 Jahren. Den letzteren Beinamen hatte er davon erlangt, daß er mit großer Begeisterung den Darwinistischen Standpunkt vertrat und die letzten Consequenzen desselben zog. Eben deshalb war er einst ein sehr gefeierter Name, während man jetzt ihn fast ganz vergessen hat. Die Wissenschaft ist schon längst über ihn zur Tagesordnung übergegangen. Es waren besonders die fünfziger Jahre, in welchen Vogt seine Glanzzeiten erlebte. Das Jahr 1852 brachte gleich zu Anfang Rudolf Wagners „physiologische Briefe“; im April unterzeichnete Moleſchott die Vorrede zum Kreislauf des Lebens, und im September verkündete Vogt zu seinen Bildern aus dem Thierleben, daß es Zeit sei, der überhandnehmenden Autoritätsucht die Zähne zu zeigen. Vogts Hauptwerk in dieser Streitsache: „Köhlerglaube und Wissenschaft“, erschien übrigens erst nach jener großen Göttinger Naturforscherversammlung im Jahre 1854, in welcher der Streit besonders heftig zu Tage trat. Büchner, Erolbe und andere gesellten sich den Materialisten zu. Am weitesten in der polemischen Richtung ging Karl Vogt, der nach der Auflösung des Frankfurter Reichsparlaments, wo er als einer der Führer und Hauptredner der Linken thätig war, seinen Aufenthalt in der Schweiz genommen hatte; mit glänzendem Darstellungstalent begabt, gab er in weitverbreiteten Schriften (Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde; Physiologische Briefe, Vorlesungen über den Menschen, Bilder aus dem Thierleben u. a. m.) und zahlreichen kleineren Aufsätzen der materialistischen Weltanschauung einen rüchhaltlosen Ausdruck. Für die Anhänger dieser Lehre hat nur die mit Kräften begabte Materie wirkliche Existenz; aus den gesetzmäßigen Anziehungen und Abstößungen der Körperatome, die von Ewigkeit her bestehen und ohne Ende fortbauern, sollten alle Vorgänge in der todten und belebten Natur, auch die Thätigkeit des Menschengesistes, erklärt werden. Als wissenschaftliche Weltanschauung hat der einseitige materialistische Standpunkt heutzutage wenig Bedeutung mehr. Sic transit gloria mundi! (A. E. L. K.)

**Aus Rußland.** Mit harten, ja fast barbarischen Maßregeln geht man unter der neuen Regierung in Rußland gegen die Stundisten vor. Drei hervorragende Glieder dieser evangelischen Secte standen kürzlich vor den Schranken des Bezirksgerichts zu Jekaterinodar unter der Anklage, daß sie sich offen zum Stundismus bekannt und andere, darunter auch Angehörige der griechisch-orthodoxen Kirche, zu ihrer Secte herüber gezogen hätten. Die meisten derer, welche sie auf ihre Seite gebracht, gehörten übrigens der Secte der „Geißler“ an. Der Proceß nahm für die Angeklagten einen höchst unglücklichen Ausgang. Sie wurden sämmtlich zum Verlust der Standesrechte und zur Verbannung auf Lebenszeit in die Anfielcolonien Sibiriens verurtheilt. Von der sonst häufig angewendeten Praxis, an den Zar ein Gnadengesuch zu richten, hat das Gericht diesmal keinen Gebrauch gemacht. (A. E. L. K.)

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 41.

Juli und August 1895.

No. 7. u. 8.

## Zwei kirchenhistorische Irrlehren.

Daß um die Fülle der Zeit, da Gott nach vorbedachtem Rath die Kirche des neuen Testaments ins Leben rufen wollte, die damalige Welt als ein wohlzubereiteter Acker zur Aufnahme des Evangeliums bereit gelegen hätte, ist eine historische Irrlehre, der man heutzutage auf allen Pfaden, besonders in den Lehrbüchern der Kirchengeschichte begegnet, und ein zweiter Irrthum ist diesem ersten gleich, daß nämlich zu Ende des Mittelalters die Völker der abendländischen Christenheit als ein fruchtbarer Boden der Saat der Reformation verlangend entgegengeharrt hätten. Wir halten es für der Mühe werth, diese beiden kirchenhistorischen Irrlehren einmal kurz zu beleuchten.

### I.

Die Fabel von dem wohlzubereiteten Acker, auf welchem Gott vor 1800 Jahren das Paradies der christlichen Kirche hätte erstehen lassen, tritt uns bei den heutigen Kirchengeschichtsschreibern in mancherlei Fassung entgegen. Wir hören von der Sehnsucht nach etwas Besserem, die zu Anfang unserer Zeitrechnung das damalige Judenthum und Heidenthum erfüllt hätte; wir lesen: „Die jüdische und heidnische Welt war vorbereitet, die Ahnung, daß ein Wendepunkt der Zeiten bevorstehe, war unter Heiden und Juden allgemein. . . . Da war in der Welt innerlich der Boden für das Heil bereitet, die Zeit war erfüllt“, und: „Die ganze Welt schien dazu nur geordnet, die Religion des Erlösers zu begünstigen“; ja wir finden das Christenthum geradezu als die „reifste Frucht“ der „religiösen Entwicklung der vorchristlichen Zeit“ bezeichnet. Und doch liegen diese Behauptungen von dem wahren Sachverhalt möglichst weit entfernt, war im Gegentheil der Boden, auf welchem Gott das Wunder der neutestamentlichen Kirche entstehen ließ, eine weithingestreckte, theils von Jahrhunderten und Jahrtausenden fortgesetzten Sündenlebens hartgetretene, theils mit Felsgeröll und todtm Gestein besäete, theils mit wild wucherndem Dornestrüpp bewachsene, theils als weithingedehnter, bodenloser Sumpf todbringenden

Gifthauch verbreitende Wüste, möglichst wenig geeignet, die Paradiesespflanzen der neutestamentlichen Kirche Gott zu Ehren und allen Engeln zur Freude aus sich hervorzuwachsen zu lassen.

Hören wir doch, wie die Schrift, das Wort der Wahrheit, diesen Boden beschreibt. Als der Wegbereiter des neuen Testaments hervortrat, da war er, wie er geweissagt war, ein Prediger in der Wüste inmitten des damaligen Judenvolkes, dem er einmal über das andere zuruft: „Ihr Otterngezüchte!“ und weiß er nichts zu sagen von einem wohlzubereiteten Acker, sondern von Thälern, welche voll werden, von Bergen und Hügeln, welche erniedrigt werden, von Krümmern, das richtig werden soll, von Bäumen, denen die Art an die Wurzel gelegt ist. Und Christus der Herr selber ruft nicht nur das Wehe aus über Chorazin und Bethsaida und seine Stadt Capernaum, sondern weint über Jerusalem, die Stadt, welche Propheten tödtete und steinigte, die zu ihr gesandt waren, und die Zeit ihrer Heimführung nicht erkannt hat und nicht bedacht, was zu ihrem Frieden diente; ja den Vornehmsten im Volke sagt er nicht: „Ihr seid ein wohlvorbereiteter Acker“, sondern: „Ihr seid vom Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr thun.“ Und Johannes schreibt aus dem Munde seines Meisters von dem Volke jener Tage: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt kommen ist, und die Menschen liebeten die Finsterniß mehr denn das Licht; denn ihre Werke waren böse.“ Und ebenso ruft der Märtyrer Stephanus seinen Volksgenossen zu: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstretet allezeit dem Heiligen Geist, wie eure Väter, also auch ihr.“ Und ebenso wendet Paulus auf die Juden seiner Zeit das Wort des Propheten an: „Den ganzen Tag habe ich meine Hände ausgestreckt zu dem Volk, das ihm nicht sagen läßt und widerspricht.“

Wie konnte es bei den Elementen, aus welchen der größte Theil des damaligen Judenvolkes zusammengesetzt war, auch anders sein? Da waren zunächst die Pharisäer mit ihrem Anhang. Wir kennen ja die Pharisäer, die eitlen, tugendstolzen, in lauter äußerlicher Werkerei ersoffenen, von einem düffelhaften Patriotismus aufgeblähten, aller geistlichen Gesinnung ledigen Muster einer großen Menge ihrer Volksgenossen, diese übertünchten Todtengräber, die auswendig glänzten, inwendig aber voll Raubes und Fraßes waren, und dabei mit Verachtung auf alles herabsahen, was nicht ihrer Farbe war. Wo sollte bei diesen überfatten, selbstgerechten Heiligen der Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit Raum finden, die da kommen sollte aus Gnaden auf alle, die da glauben? Ja wenn es einen Acker gab, der in recht großem Maße ungünstig für die Aufnahme des Evangeliums beschaffen war, so war es das Pharisäerthum in der Fülle der Zeit, dem auch alles Verständniß für die Wahrheit, welche in den levitischen Schatten und Vorbildern und in den Weissagungen der Propheten lag, abhanden gekommen war.

Und dann die Sadducäer! Gehörten sie doch so recht dem bekannten Stadium des Heruntergekommenseins eines seinem Untergange zueilenden Volkes an, da der Materialismus alles durchstreffen hat, da Geist und Seele leugnen hohe Weisheit ist, da man in möglichst behaglichem Lebensgenuß den Himmel auf Erden sucht und den Tempel allenfalls noch dazu brauchen kann, daß man in demselben Viehmarkt hält und Wechslertische aufschlägt, da man einem Evangelium, dessen Anhänger das Kreuz tragen und ihr Fleisch verleugnen und die Welt und was in der Welt ist, der Augen Lust und des Fleisches Lust und hoffärtiges Leben, nicht lieb haben sollen, nur aus tiefster Seele feind sein kann, hingegen den Heiland nur, so lange er einem den Bauch füllt, haschen und zum Könige machen will.

Dazwischen finden wir das Samaritervolk, das einem veräußerlichten Judenthum ein ebenso veräußerlichtes Zwittergemächte einer Mischreligion entgegensetzte, das zwar einem indifferenten Syncretismus und einer unruhigen Skepsis, nicht aber der Wahrheit und einer gläubigen Hingabe an dieselbe Vorschub leistete, und abseits die Essener und Therapeuten, jene Sonderlinge, die man geradezu als die Seglinge des Christenthums, das Urelement der neutestamentlichen Gemeinde hingestellt hat, während doch ihr ganzes Sonderwesen thatsächlich wieder nichts war als selbst-erwählte Heiligkeit und selbsterdachte Weisheit wieder mit entsprechendem geistlichen Hochmuth, der sie wenig geneigt machte, die Schmach Christi auf sich zu nehmen und ein Leben zu erwählen, das in Glauben und Liebe mitten in der Welt die Welt überwinden sollte.

Wo bleibt da überall der zubereitete Acker, die Bereitschaft für das Evangelium, durch die das Judenthum ein für die Pflanzung einer Gemeinde der Gläubigen günstiger Boden hätte sein können? Was wir aber so bei der Besichtigung des Bodens selber gefunden, das finden wir auch vollauf bestätigt durch die Erfahrungen, welche das Evangelium und die Verkündiger und Anhänger desselben auf dem Boden des Judenthums in jener frühen Zeit gemacht haben. Da sehen wir Pharisäer und Sadducäer mit Nachstellungen und Ränken gegen Jesum von Nazareth einander ablösen und schließlich sich die Hände reichen, als es galt, den Verhafteten zu stürzen und in den schmachvollen Tod eines Verbrechers zu heßen, während das Volk sich mit dem „Kreuzige, kreuzige ihn“ heifer brüllte. Was aber der Meister erfahren hatte, das erfuhren von denselben Leuten bald auch die Jünger. Da sind wieder Pharisäer und Sadducäer, bald gesondert, bald gemeinsam geschäftig, das Evangelium zu dämpfen, seine Prediger zum Schweigen zu bringen, da schnaubt und wüthet der Pharisäer Saulus, da muß Stephanus um seines Zeugnisses willen unter Steinwürfen verenden, da weiß ein Herodes dem Volk der jüdischen Hauptstadt keinen größeren Gefallen zu thun, als daß er Jacobus abschlachten und Petrus gefangen setzen läßt, da wird Paulus erst mit tumultuarischer Wuth, dann durch heimtückische Verschwörung, dann mit Anklagen von einem Richter

zum andern verfolgt. Und wie daheim so draußen in der Zerstreuung sind es überall die Juden, die nicht nur selber vom Evangelium nichts wissen wollen, das ewige Leben, das ihnen als freie Gnadengabe angeboten wird, muthwillig von sich stoßen, sondern auch nicht leiden wollen, daß diese Predigt andern verkündigt werde, einen Tumult um den andern erregen und in ihrem Haß und in ihrer unverföhnlichen Feindseligkeit alles in Bewegung setzen, um die Predigt von der freien Gnade niederzusetzen oder, wo das nicht gelingt, im Todesröcheln ihre Verkündiger zu ersticken.

In der That, wenn überall und zu aller Zeit die Pflanzung und das Gedeihen des Christenthums in der Welt ein Wunder Gottes ist, so hat sich Gottes Macht und Güte zehnfach und hundertfach verherrlicht, als sie auf dem wüsten, hochgesteigert ungünstigen Boden des Judenthums die ersten Christengemeinden aus tiefster Todesnacht ans Licht und ins Leben rief.

Und doch hatte das Judenthum noch gewisse keineswegs gering anzuschlagende Vortheile vor dem Heidenthum voraus; denn Israel gehörte, wie Paulus Röm. 9 schreibt, die Kindtschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißung; den Juden war vertraut, was Gott geredet hatte, Röm. 3, 1. und 2.; von den Juden sollte das Heil der Welt kommen. Ja, wäre das alttestamentliche Bundesvolk dem Bunde treu geblieben, so wäre es in der That ein wohlzubereitetes Ackerfeld für die Saat des neutestamentlichen Evangeliums, die Predigt von dem gekommenen Heiland, gewesen. Dazu kam, daß in Israel doch auch ein Häuflein solcher war, welche wirklich auf den Trost Israels hofften, obschon diese so weit davon entfernt waren, dem Volke der Juden jener Tage seinen Charakter zu verleihen, daß vielmehr gerade durch den Contrast, in welchem sie zur Masse des Volkes standen, die schreckliche Verkommenheit desselben um so mehr in die Augen springt, wie zum Beispiel ein Joseph von Arimathia und ein Nicodemus den hohen Rath, Johannes und die stillen Weiblein am Kreuz die Meute umher nur um so greulicher erscheinen lassen. Anders stand es um das Heidenthum. Dieses war ja schon an sich Gottentfremdung, der Zustand derer, welche, wie Paulus schreibt, ohne Gott in der Welt lebten. Sodann aber war das Heidenthum im Römerreich um die Fülle der Zeit nicht mehr ein bloß natürliches, sondern in der Gottlosigkeit, in der Verwufung des geistlichen Todes fortgeschrittenes Heidenthum. Gewiß, das Heidenthum in den Tagen Homers und Hesiods war wahrlich schlimm genug; aber der Teufel hatte seither unter Gottes gerechtem Gericht und der lange fortgesetzten Wirkung der Sünde, die von Alters her der Leute Verderben war, seine Bollwerke emsig vervielfältigt und mächtig befestigt, daß der Hindernisse, die den Lauf des Evangeliums hemmen mußten, viel mehr waren, als ihrer in jenen frühen Jahrhunderten gewesen wären. Der Evolutionsproceß, den das Heidenthum durchgemacht hatte und den der Apostel der Heiden Röm. 1, 21—32. beschreibt, war nicht aufwärts, sondern abwärts gegangen, hatte nicht Gott

und seiner Wahrheit näher, sondern in immer tiefere Abgründe der Sünde und der Gottvergessenheit geführt. Den alten Glauben an die Götter, der doch noch höhere Gewalten über sich wußte oder wähnte, dessen Himmel doch noch mit Gestalten von einer gewissen Erhabenheit bevölkert war, die sich noch auf eine monotheistische Ureinheit zurückführen ließen, hatte ein platter, blöder Rationalismus und ein theils üppiger, theils öder Materialismus theils überwunden, theils in einen unheimlicheren Aberglauben, eine unbestimmte Furcht vor finsternen Mächten umgewandelt. Das Griechenthum hatte noch in seinem Schooße die Philosophie eines Demokrit und eines Epikur gezeugt, und als die altersschwache und in ihrem Dünkel kindisch gewordene Nation den eigenen Haushalt aufgeben mußte und Rom die Erbschaft antrat, überkam es auch die materialistische Philosophie, die ein Lucrez in schönen Versen seinem Volke mundgerecht zu machen wußte. Dabei gab der Dichter selbst als ersten Zweck seines Unterrichts die Erlösung des Geistes von den Banden der Religion an, und er fand Millionen geneigter Hörer und gelehriger Schüler. Der Materialismus wurde die Lebensweisheit und Lebenskunst der Massen des römischen Volkes. Wie der süße Pöbel der Welthauptstadt, auf „panem et circenses“ veressen und nach Möglichkeit im Rüssiggang, der schon damals aller Laster Anfang und Fortgang war, zu leben beflissen, den vornehmen Schwelgern, die ihm in endlosen Orgien die Fackeln vorantrugen, nacheiferte, so faulte auch in den andern Großstädten und in den Provinzen des Reiches das Heidenvolk in immer tieferer Versumpfung dahin, und man braucht nur einen Juvenal und andere Dichter, einen Sueton und andere Geschichtsschreiber zu lesen, um eine annähernde Vorstellung zu gewinnen von den religiösen, sittlichen und socialen Verhältnissen, mit denen das Christenthum zur Zeit seiner Pflanzung zu ringen hatte. War doch gerade die Stadt, in welcher die Jünger zuerst Christen genannt wurden und wo die erste christliche Gemeinde in der eigentlichen Heidenwelt entstand, Antiochia in Syrien, ein wahres Sodom und Gomorrha, das eine Bevölkerung von über 500,000 Seelen beherbergte, von welcher der Franzose Renan unter anderm Folgendes zu lesen gibt: „Eine entsetzliche Verworfenheit der Seele herrschte daselbst. Die Eigenthümlichkeit solcher Herde moralischer Fäulniß ist, daß sie alle Klassen auf dasselbe Niveau herabziehen. Die abscheuliche Sittenlosigkeit gewisser levantinischer Städte, welche von dem Geist der Intrigue beherrscht und ausschließlich dem gemeinsten Lug und Trug ergeben sind, kann uns kaum einen Begriff von dem Grade der Verderbniß geben, auf welchen das menschliche Geschlecht in Antiochien gesunken war. Es war eine bis dahin noch nie gesehene Anhäufung von Gauklern, Marktschreibern, Mimen, Magiern, Wunderthätern, Hexenmeistern und betrügerischen Priestern; eine Stadt der Wettrennen, der Spiele, der Tänze, der Professionen, der Feste, der Bacchanalien; ein an Wahnsinn grenzender Luxus, alle Thorheiten des Orients, der ungesundeste Aberglaube, der Fanatis-

mus, der Orgie; abwechselnd unterwürfig und rachsüchtig, feig und unverschämt, waren die Antiochier das vollkommenste Bild jener dem Cäsarismus unbedingt ergebenen Soldaten, die kein Vaterland, keine Nationalität, keine Familienehre, keinen Namen zu beschirmen hatten. Der große Corso, welcher sich durch die ganze Stadt zog, war gleich einem Theater, wo jeden Tag die Fluthen einer nichtsnutzigen, leichtfertigen, abwechselnden, zur Empörung geneigten, mitunter geistreichen, mit Liedern und Parodien, Späßen und Unzüchtigkeiten aller Art sich beschäftigenden Volksmenge auf und nieder wogte. Die Stadt war sehr literarisch, aber ihre Literatur war eine rhetorische. Die Schauspiele waren von der seltsamsten Art; es gab Spiele, wo man Höre nackter junger Mädchen nur mit einer einfachen Binde um den Schooß an allen Leibesübungen theilnehmen sah. Bei dem berühmten Feste Najuma schwammen öffentlich Schaaren von Curtisanen in offenen mit klarem, durchsichtigem Wasser gefüllten Bassins. Es war gleich einem Raufsch, ein Traum des Sardanapal, wobei in wirrem Taumel alle Wollüste, alle Ausschweifungen, gewisse zartere Scenen nicht ausgeschlossen, durcheinander brodelten. . . . Zweihundert Decurionen waren beschäftigt, die Cerenorgien und die Feste zu ordnen. Der Stadtrath besaß weitläufige öffentliche Domänen, deren Ertrag die Duumviren unter die armen Bürger vertheilten. Wie alle Vergnügungsstädte hatte Antiochien ein pöbelhaftes Proletariat, das von dem Publicum oder von schmutzigem Gewinn lebte.“ Das war der Sumpf, das die sittliche Atmosphäre, wovon die erste Christengemeinde in der Heidenwelt umgeben war, die auch als Missionsgemeinde dahin wirkte, daß die Saat, aus welcher sie selbst emporgesprungen war, auch weiter hinausgetragen würde über entlegene Heidenländer, in denen wir bald wie in dem entsetzlichen Sündenpsuhl Corinth und inmitten der Hauptkloake Rom Christengemeinden emporblühen sehen. Zwar die äußerlichen Anstalten des alten Gözenwesens waren geblieben. Daphne, der Lustort draußen vor Antiochia, wo, was drinnen in der Stadt an Fleischedienst vorging, noch überboten wurde, war ein Heiligthum des Apollo, und die Stadt selber barg Göttertempel in großer Zahl. Während man über die Götter lachte und sich von ihnen allerlei tolle Schwänke erzählte, die man wieder als lustige Märchen belachte, brachte man in den Tempeln und auf den Altären der explodirten Götter Opfer dar, bei denen wieder die Priester das Lachen, wenn sie konnten, zu verbeißen hatten. Weiber und Kinder lachten über den Cerberus und die Furien, wie heutige Ungläubige über den Teufel mit Schwanz und Pferdefuß. Die Gelehrten machten sich einen vornehmen Pantheismus, einen in hohlen Phrasen einhergehenden Atheismus zurecht und waren dabei im Stande, als Seelsorger in heidnischen Familien oder als Wanderprediger in Städten und auf den Dörfern etwa über einen Text aus dem Homer das Volk auf altheidnische Manier zu dem anzuleiten, was öffentlich und sonderlich dem Herkommen und der Gewohnheit gemäß geübt wurde. Ja, noch mehr; war doch das Heiden-

thum mit seinen Culten immer noch Sache des Staates, waren doch die Tempel auf Staatskosten errichtete Anstalten, die Priester Staatsdiener, die Bürger als Bürger zur Theilnahme an dem heidnischen Staatskirchenthum verpflichtet.

Daß also der überhandnehmende Unglaube, der es möglich machte, daß nach der Niederlage eines römischen Heeres oder nach dem Tode eines angesehenen Römers die Götterbilder pietätlos gesteinigt und ihre Altäre umgestürzt wurden und in der Nacht, in welcher Herculanium und Pompeji untergingen, die entsetzten Flüchtlinge in den Aschenregen hineinriesen: „Es gibt keine Götter“, das verkommene Volk der Kaiserzeit einem wahren Glauben nicht näher gebracht hatte, geht nicht nur aus dem schon angegebenen Umstande hervor, daß der alte Götzendienst geblieben war, sondern erhellt auch daraus, daß allerlei finsterner Aberglaube die Massen erfüllte, daß Geheimlehren und Geheimculte zahlreiche Jünger und Eingeweihte zählten, daß allerlei schwarze Kunst als einträgliches Gewerbe geübt wurde, Vornehm und Gering zu den Zauberern lief oder in der Stille der Nacht in die Gassen und Spelunken schlich, wo diese geheimen Künste getrieben wurden, daß also die Blicke der Heiden sich nicht vom Olymp dem lichten Thron des wahren Gottes, sondern dem finsternen Tartarus zugewandt hatten, und somit nur in höherem Maße von den Heiden jener Zeit das Wort des Apostels gelten konnte: „Was sie aber opfern, das opfern sie den Teufeln.“ Daß bei solcherlei finsternem Treiben auch das Fleisch in allerlei Sünden, von denen der Apostel sagt: „Was heimlich von ihnen geschieht, das ist auch schändlich zu sagen“, seine Befriedigung suchte und zu finden wußte, kann nicht überraschen, und ein neu auftauchender Cultus konnte sicher sein, darauf angesehen zu werden, ob er auch in dieser Hinsicht den Wünschen des Fleisches entsprach. fand aber das Fleisch nirgends mehr seine Befriedigung, und war der arme Mensch endlich an allem, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde ist, irre geworden, dann legte ihm der Geist der Zeit nur noch eins nahe, die Selbstentleibung, wie denn nach Theorie und Praxis der Selbstmord als das unter solchen Umständen allein Vernünftige in ausgedehntem Maße beliebt war, und Aulus Gellius berichtet, daß unter den jungen Mädchen in Milet die Selbstentleibung als Epidemie grassirt habe.

Was sich von einem solchen Ader für die Aufnahme des Evangeliums erwarten ließ, ist denn auch drei Jahrhunderte lang in ausgedehntestem Maße geschehen. Conflicte über Conflict erwuchsen dem jungen Christenthum auf allen Seiten aus den Verhältnissen, welche in der damaligen Heidenwelt wirksam waren. Die römische Staatsgewalt erhob sich nicht für, sondern regte und redete sich gegen das Christenthum. Die Lex Julia Majestatis allein genügte, um einen jeden Christen, der mit Paulus sprach: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit“, oder der sich weigerte, vor dem Genius des Kaisers bei dessen auf der Straße oder sonst an einem öffentlichen Orte aufgestellter Bildsäule ein Weihrauchopfer zu streuen, als



einen Hochverräther dem Henker unter das Beil zu liefern. Zu den allgemeinen Rechtsgrundlagen, welche gegen das Christenthum Anwendung finden konnten, kamen bald auch specielle, wie das Rescriptum Trajani ad Plinium Secundum und die kaiserlichen Verfolgungsdecrete bis zu den Erlassen Diocletians und seiner Mitregenten. Die Christen, welche in der Nähe und in der Ferne für das Reich ihres Königs warben, und sich bemühten, ihre heidnischen Volksgenossen zum Glauben an das Evangelium zu bekehren, mußten erfahren, daß es ein todeswürdiges Verbrechen sei, für eine andere als die heidnische Staatsreligion Proselyten zu machen. Die heidnische Priesterschaft und die Händler und Handwerker, welche sich vom Götzendienste nährten oder bereicherten, wurden, wo sich das Christenthum ausbreitete, in ihren materiellen Interessen beeinträchtigt und richteten deshalb ihren Ingrimm wie Demetrius der Goldschmied von Ephesus gegen die Christen und ihre Prediger. Der heidnische Aberglaube und die Furcht vor unheilbringenden Mächten hatte zur Folge, daß, wie wir bei Tertullian lesen, auf jeden Unglücksfall, der Stadt und Land heimsuchte, ein nach Blut lechzender Pöbel das „Christianos ad leones!“ schrie. Das Vorhandensein jener zum Theil scheußlichen Geheimculte konnte Anlaß werden, daß man im Christenthum, dessen Anhänger sich anfänglich in Privathäusern und zu Zeiten der Verfolgung in zurückgezogener Verborgenheit versammelten, ehe man es näher kannte, auch einen solchen Geheimcult vermutete oder, falls in böswilliger Absicht ihm die Schändlichkeiten eines solchen angelogen wurden, diesen Lügen Glauben schenkte, und besonders Frauen und Jungfrauen, die sich dem Christenthum zuwandten und an den christlichen Gottesdiensten theilnahmen, damit den Zorn ihrer Angehörigen, ihrer Gatten und Brüder entflamnten. Dem hochmüthigen Philosophen, der als Pantheist sich selbst zur Gottheit rechnete, dem tugendstolzen Vornehmen, der wie ein Mark Aurel sich über die verkommene Masse erhaben glaubte und sich in Selbstbewunderung Verehrung zollte, war es ein Aergerniß und eine Thorheit zugleich, wenn gepredigt wurde: „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten; und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist.“ Ja, welche Zumuthung an den stolzen Römer, daß er einen Stammesgenossen des schmierigen, nach Knoblauch stinkenden, haustrenden und nach Gelegenheit die Gojim betrügenden Juden als seinen Gott und Heiland anbeten sollte! Welch ein Ansinnen an den vom Nichtsthun lebenden, die Arbeit als nur des Sklaven würdig verabscheuenden freien Proletarier Roms, dessen Himmel der Circus und dessen Seligkeit ein voller Bauch war, wenn ihm gepredigt wurde: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib, sondern ihr seid allzumal einer in Christo Jesu. Enthaltet euch von fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten. Arbeitet und schaffet mit den Händen etwas Gutes, auf

daß ihr habet zu geben dem Dürftigen. Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes, Jesu Christi, des Herrn.“ Kurz, wenn der Glaube der Christen überall und zu allen Zeiten der Sieg ist, der die Welt überwindet, und ein Sieg ohne Kampf nicht zu denken ist, so mußte auf dem Boden des römisch-griechischen Heidenthums das Evangelium auf seinem Siegeslauf jeden Fußbreit in heißem Kampfe erobern, wo jenes Heidenthum zur Geltung kam, das im staatlichen, religiösen, gesellschaftlichen, gewerblichen Leben, in seinem Glauben, Aberglauben und Unglauben, in seiner Philosophie und Tugendlehre, in seinem materialistisch-irdischen Sinn und Lasterdienst, bei allen Schichten der Gesellschaft, im Leben und im Sterben dem Christenthum nach Lehre und Leben, Glauben und Lieben, Thun und Lassen und Leiden in schroffstem Widerspruch diametral entgegenstand. Dafür sind Zeugen auf heidnischer Seite als Christenverfolger Scheusale wie Nero, Domitian und Galerius, sogenannte Tugendmuster wie Trajan und Mark Aurel, politische Reformer wie Decius, Valerian und Diocletian, Literaten wie Celsus und Lucian von Samosata, der Pöbel von Rom und Carthago, auf christlicher Seite Petrus und Paulus, Ignatius und Polycarp, Blandina und Attalus, Perpetua, Felicitas und Potamiäna, Syprian und Laurentius und ungezählte Schaaren, die wie sie in Ketten und Kertern, auf Blutgerüsten und Scheiterhaufen und unter den wilden Thieren im Circus erfahren mußten, was es hieß, dem Heidenthum jener Tage gegenüber Christum bekennen und in solchem Bekenntniß standhaft bleiben. Davon zeugt das Morgenland und das Abendland; davon zeugen nicht Jahre und Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte. Wahrlich, wer Angesichts dieser Zeugen und Zeugnisse, dieser Thatfachen und Ereignisse, in dem Heidenthum der ersten christlichen Jahrhunderte einen zur Aufnahme des Evangeliums wohl vorbereiteten Acker finden will, der muß zuvor von der Geschichte Abschied nehmen und sich ins Reich der Dichtung begeben. Nein, es gilt vielmehr auch hier, daß, wenn überall und zu aller Zeit die Pflanzung einer christlichen Gemeinde in der Heidenwelt ein Wunder Gottes ist, das trotz des vorhandenen gründlichen Verderbens der heidnischen menschlichen Natur Anfang und Fortgang hat, so hat Gottes Macht und Gnade sich hundertfach und tausendfach verherrlicht, als auf dem so furchtbar verwüsteten und verwilderten, versumpften und versunkenen Boden des orientalisches-griechisches-römischen Heidenthums der paradiesesduftige Kranz jener frühen Christengemeinde erblühte, der zum Preise Gottes mit Recht die Bewunderung aller Zeiten und Geschlechter in Anspruch nimmt.

Während es also mit der Bereitschaft des Judenthums und des Heidenthums um die Fülle der Zeit zur Aufnahme des Evangeliums, mit dem allgemeinen Verlangen der Völker jener Tage nach etwas Besserem und mit irgend welchen andern in den Juden- und Heidenherzen der verendenden alten Welt liegenden dem Christenthum günstigen Bedingungen gründlich nichts ist, so muß deshalb nicht geaugnet werden, daß freilich Gott in

seiner Weltregierung von Alters her den Weltlauf so gelenkt hat, wie er nach seiner Weisheit auch sonst das Böse zu lenken weiß, um zu seiner Zeit seine Wunder ins Werk zu richten und dabei in seinen Dienst zu nehmen, was der Satan und die Welt zu ganz anderen Zwecken gewollt und gewirkt hatten. So haben insonderheit die Verkehrswege der alten Welt, die zu vielen Völkern sich streckenden Heerstraßen des römischen Reichs, die mancherlei Beziehungen, in welche durch die Eroberungszüge römischer Heere und durch die Ausbildung des großartigen politischen Organismus der römischen Weltmacht die Völker des fernen Morgenlandes, des Mittelmeerbekens und des fernen Abendlandes getreten waren, dem Evangelium dienstbar werden müssen und können, und hat auf diese Weise in solchen Vorbereitungen auf die Fülle der Zeit Gott freilich auch seine Weisheit verherrlicht und dahin gewirkt, daß auf dem durch des Teufels Macht und List und durch der Menschen Bosheit gar übel zugerichteten Weltacker, als Gottes Stunde geschlagen hatte, das Wunder der Zeiten, die christliche Kirche, allen Höllepforten zum Troß erwachsen ist.

## II.

Wertwürdig, obgleich auch wieder erklärlich, ist nun, daß man auch, wo von der Erneuerung der christlichen Kirche nach langer finsterner Nacht und tiefer Verkommenheit, von dem Werke der Reformation redet oder zu reden sich anschickt, wieder gerne die Dinge so darstellt, als wäre um jene Zeitenwende wieder weithin alles von Verlangen und Sehnen nach dem, was dann geworden ist, erfüllt, zur Aufnahme der erneuten Saat der evangelischen Wahrheit wohl bereitet gewesen. „Vieles ist in der noch nicht gespaltenen Kirche bereitet, was die Reformation beginnen und aufnehmen kann. . . . Kurz, in der römischen Kirche und außerhalb ihres Kreises drängt alles zur Reformation“, schreibt einer aus vielen. Und doch stand das Ende des Mittelalters zur Reformation in ungefähr demselben Verhältnis, in welchem die Zustände in der Welt um die Fülle der Zeit zur Gründung der christlichen Kirche standen.

Das Papstthum war das Hauptmeisterstück des Satans in der Geschichte; auf Lügen hatte der Vater der Lüge sein Reich des Antichrists gebaut, mit Lügen hatte er es ausgebaut, und der Mörder von Anfang hatte auch des Blutes nicht geschont, wo es galt, einzelne Personen oder ganze Städte und Länder unter die Botmäßigkeit Roms zu bringen oder in ihrer Unterwürfigkeit zu erhalten. Die Lügen von dem besonderen geistlichen Stande innerhalb der Kirche, einem Priesterstande, zu dem durch weitere Lügen von den Stufen im kirchlichen Amte auch ein erlogener Hohepriesterstand hinzukam, die Lüge von dem Episcopat Petri in Rom, von der Stuhlsolgerschaft der römischen Bischöfe, als der von Gott gesegneten Kirchenfürsten mit der Autorität des Apostelfürsten, die Lüge von dem Primat der römischen Kirche und ihres Bischofs, die Lüge von der alleinseigmachenden

römischen Kirche, die Lüge von dem unfehlbaren Lehramt des römischen Pontifex, die Lügenlehren von der Messe als Opfer für die Lebendigen und die Todten, vom Fegfeuer, vom Ablass, von der Rechtfertigung durch die *fides formata*, das heißt durch Tugenden und Werke, von der Siebenzahl der Sacramente, von der Verdienstlichkeit des ehelosen Standes und der Klöster Heiligkeit, die Fabel von der Schenkung Constantins, der Pseudo-Isidor, das mit demselben durchsetzte römische *Jus Canonicum*, die Annahme der zwei Schwerter, wie sie z. B. in der Bulle *Unam Sanctam* laut wird, das alles und anderes mehr bildet einen so vielgestaltigen und in seiner Weise großartigen Lügenapparat, daß die Leistung des Lügenpropheten Muhammed damit verglichen als kümmerliche Stümperei erscheinen kann. Dabei ist besonders darauf zu achten, wie von Anfang an das antichristliche Papstthum eine gewisse Unverschämtheit bei seinen Annahmen und lügenhaften Behauptungen und Ansprüchen als einen immer wiederkehrenden Charakterzug an sich trägt. Wie unverschämt trat gleich Bischof Victor im Osterstreit den morgenländischen Brüdern gegenüber, wie geberdete sich in der ersten uns erhaltenen päpstlichen Decretale der römische Bischof Siricius als souveräner Gebieter entlegener Bisthümer und Gemeinden. Der Pseudo-Isidor, einerseits der großartigste literarische Schwindel der Geschichte, ist andererseits so unverschämt plump angelegt und durchgeführt, daß man es eben der verblüffenden Wirkung der Dreistigkeit dieses Betrugs zuschreiben kann, wenn erst die lutherischen Historiker der Reformationszeit ihn ans Licht gezogen haben. Wie anmaßend ein Nicolaus I., ein Gregor VII., ein Alexander III., ein Innocenz III., ein Bonifaz VIII. Königen und Fürsten gegenüber auftreten konnte, bedarf nur der Erwähnung, und es wäre in der That überaus räthselhaft, daß ein Jahrtausend hindurch ein römischer Pontifex, eine Reihe geistlicher Usurpatoren, deren viele persönlich höchst unbedeutend, viele ekelhafte Scheusale sittlicher Verkommenheit vor und nach ihrer Thronbesteigung und verhältnißmäßig wenige an sich Männer von solcher geistiger Bedeutung waren, daß sie auch sonst auf Mitwelt und Nachwelt einigen Einfluß auszuüben fähig gewesen wären, über Gebiete, die ihn durchaus nichts angingen, und mit der Zeit über das ganze Abendland, das politisch in viele von einander unabhängige Reiche getheilt war, eine Macht und Herrschaft ausübte, wie sie nie ein Machthaber auf dem Cäsarethron über die von Rom unterjochten Völker geübt hatte, wenn man nicht wüßte, daß hinter dem Papstthum und in demselben eine dämonische Macht treibend und wirksam das römische Antichristenthum zu dem gemacht hätte, was es in der Geschichte der Kirche und der Welt geworden ist. So hat auch das römische Papstthum Zeiten eines äußeren Niederganges erfahren, wie in den Tagen der Pornokratie unter Theodora und Marozia, die Zeit des Avignoneser Exils und der darauf folgenden Zwei- und Dreispaltung, Zeiten, in welchen wohl jede andere Dynastie, ohne sich von ihrer Versunkenheit je wieder zu erholen,

wie das Merowinger-Geschlecht im achten Jahrhundert von dem Schauplatz der Geschichte abgetreten wäre, während hingegen das Papstthum immer wieder das Haupt aus allem Wirrsal stolz emporrichtete und nach Gelegenheit suchte, zu beweisen, daß es nichts von alle dem, was es zu irgend einer Zeit beansprucht hatte, preisgegeben habe. Dabei ist zu erwägen, daß die Völker und ihre Fürsten Roms Joch und Last keineswegs als ein sanftes Joch und eine leichte Last empfanden, daß Bannstrahl und Interdict mit Fluchen und Malebeien, daß Opfer und Abgaben, Zehnten und Lehensgelder deutlich als das empfunden wurden, was sie waren, Maßregeln eines Tyrannen, der Leib und Seele, Hab und Gut, Zeit und Ewigkeit in seine Fesseln schlug, und es ist zum Erstaunen, daß zu den Zeiten des schwarzen Todes Tausende unter dem Interdict des Papstes ohne geistlichen Zuspruch, Viaticum und Delung als bewußtmaßen Verfluchte und darum der Hölle Verfallene in Verzweiflung dahinfahren konnten, ohne daß sie selber das Ungeheuer in Rom verflucht und ihre Glaubens- und Volksgenossen nebst den benachbarten Völkern sich aufgemacht hätten, um die römische Zwingsburg vom Erdboden zu vertilgen. So ist auch dies merkwürdig, daß gerade die Könige und Fürsten, welche, wenn Rom mächtig wurde, regelmäßig diese Macht zu ihrem Schaden fühlen mußten, das Papstthum immer wieder gehoben und gestützt haben, anstatt es in seinem Unrath versaulen zu lassen. So die Ottonen, ein Heinrich III., ein Friedrich Barbarossa, ein Sigismund und andere, wie denn auch schließlich kein Kaiser und kein König die Bande des Papstes zerbrochen, die Reformation der Kirche ins Werk gesetzt hat.

So war denn in der zweiten Hälfte des Mittelalters das ganze Abendland auf allen Gebieten des Lebens durch und durch papistisch geworden. Rom herrschte auf den Fürstenthronen und über dieselben, auf den Universitäten und durch dieselben, in den Kirchen, in den Häusern, in den Herzen, hielt alles tributpflichtig unter seiner geistlichen und weltlichen Gewalt und mästete sich von den Gütern der unter seiner Herrschaft verarmenden Völker.

Zwar es wurden auch im Laufe der Jahrhunderte hie und da Stimmen laut, welche gegen Rom und seine Anmaßungen zeugten. So rührte sich ein Hincmar von Rheims gegen die Uebergriffe eines Nicolaus I. und Hadrian II., so zeugten Marfilus von Padua und Johannes von Sanduno gegen Rom und dessen Lehre und Praxis, so erhob Wycliffe vor Gelehrten und Ungelehrten seine Stimme gegen das römische Bettelvolk und andern Unfug, so wurde in Prag, wo Hus und andere aufgestanden waren, gegen den Ablass gepredigt und des Papstes Bulle verbrannt. Aber gerade diese Zeugen sind vielmehr ein weiterer Beweis für die furchtbare Macht, welche der Papst ausübte; denn nicht nur war ihre Zahl im Vergleich mit des Papstthums Anhang eine schmerzlich geringe, sondern auch die Wirkung ihres Zeugnisses war eine solche, daß auch abgesehen von dem äußerlichen traurigen Unterliegen solcher, welche sich gegen Rom zu erheben gewagt

hatten, das unbeirrte Verbleiben Roms in dem Besiz des eroberten Gebietes nur um so mehr in die Augen fallen muß. Hatte sich doch kein Volk des Abendlandes von den Banden Roms frei gemacht; stand doch auch am Ende des Mittelalters, was hoch, was angesehen, was gelehrt, was tonangebend war, allermeist in einem Unterthanenverhältniß zu dem angeblichen Nachfolger des Fischers vom Galiläischen Meer.

Aber, so fragt man wohl, war denn nicht in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gar viel die Rede gewesen von einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern? Hatten nicht große Kirchenversammlungen mit ausgesprochen reformatorischen Zwecken die Besten und Vornehmsten aus den Völkern vereinigt? War nicht besonders die Pariser Universität eine mächtige Bahnbrecherin geworden für den Grundsatz, daß die Concilien über den Päbsten stünden? Waren nicht wiederholt Inhaber des römischen Stuhls feierlich abgesezt worden? Hätten nicht angesehenen Theologen und Kirchenmänner mit beredtem Wort und scharfer Feder sich ihren reformatorischen Aufgaben gewidmet? Darauf wäre zu antworten: Wer die Synoden des fünfzehnten Jahrhunderts reformatorische Kirchenversammlungen nennt, der kennt sie nicht. Was durch dieselben geschah und beabsichtigt war, das war ja nicht gegen das Pabstthum gerichtet, sondern zielte vielmehr auf eine neue Befestigung desselben ab. Dieselben Synoden, welche Päbste absezten, sezten ja selber wieder Päbste ein, Päbste, denen nichts ferner lag als Reformation der Kirche und die nichts Eiligeres zu thun hatten, als alle Hauptgreuel ihrer Vorgänger zu bestätigen. War doch eine Hauptaufgabe der Synode von Costniz die Dämpfung der Ketzerei, und diese Ketzerei war die eines Wycliffe und Johannes Hus, und die Bekämpfung derselben geschah durch Fluch und Scheiterhaufen. Waren doch die Herren von der Pariser Universität bis ins innerste Mark Papisten nach Lehre und Leben und die Hauptankläger eines Johannes Hus und eines Hieronymus von Prag. Blieb doch bei allem Gerede von Reformation die aus Heidenthum und Judenthum und Türkenthum und römischem Antichristenthum und Resten biblischer Wahrheit zusammengebraute scholastische Theologie auf Universitäten und Kirchenversammlungen in ungebrochener Herrschaft und die antichristliche Abgötterei der Messe und des Heiligendienstes nach wie vor allgemein in Uebung. Waren doch Päbste des fünfzehnten Jahrhunderts wie Innocenz VIII. und Alexander VI. sittliche Scheusale, wie sie greulicher nie auf dem römischen Stuhl gefessen hatten.

Aber der Humanismus, sagt man, das Licht des wiederauferstandenen antiken Geistes und der durch denselben angeregten und belebten Studien hat doch zum großen Theil die Finsterniß des Mittelalters verschleucht, daß sich die alten Schatten scheu davon zu heben angefangen hatten, daß der Tag der neuen Zeit war angebrochen, als die Reformation auf kirchlichem Gebiete einsezte und auch da mit dem Wust des schon zum Abbruch ausgebotenen Mittelalters aufräumte. Aber auch diese Auffassung ist grund-

verkehrt und ohne alle historische Wahrheit. Auch der Humanismus konnte kein Licht geben, das er selber nicht hatte. Die humanistische Bewegung war ihrem Grundcharakter nach nicht eine reformatorische, nicht einmal eine christliche. Wie konnte der Geist des Heidenthums, der in Homer und Sophocles, in Plato und Aristophanes, in Virgil und Horaz und gar in Ovid und andern Psalmisten der sinnlichen Lust wirkte, desselben Heidenthums, das sich um die Fülle der Zeit mit aller Macht dem Christenthum entgegenstemmte, fünfzehn Jahrhunderte später die Welt zu Christo zurückführen? Nicht der Geist, der aus Gott ist, sondern das Fleisch suchte und fand bei den schönen Göttern und Göttinnen Griechenlands und Roms und ihren aus ihren Grüften aus dem Moder vergangener Jahrhunderte wieder-auferweckten Verehrern seine Befriedigung. Wer daran zweifelt, der mag sich aus den Schriften eines Boccaccio und Boggio Bracciolini, aus dem Geist der florentinischen Musenclerisei in den Tagen der Mediceerherrlichkeit und aus dem Leben, das man in jenen Kreisen führte, eines Besseren überzeugen.

Wie wenig dies repristinirte Heidenthum dazu angethan war, die Macht Roms zu brechen, geht auch daraus hervor, daß nicht nur die Mediceer selber und die gefeierten Choregen der schönen Wissenschaft als Papisten gelebt haben und gestorben sind, sondern auch der Humanismus gerade in Rom und am päpstlichen Hofe willkommen geheißen und mit Wonne cultivirt wurde, wie denn gerade in den Morgenstunden der Reformation ein im antiken Heidenthum schwelgender Mediceer, Leo X., auf dem päpstlichen Stuhle saß. Ja, stellte das Papstthum mit seiner Werkerei und seinem veräußerlichten Kirchenwesen ein neues Pharisäerthum dar, so war unter dem Einfluß des Humanismus ein neues Sadducäerthum herangewachsen, das theils neben dem pharisäischen Papismus, theils in engster Verquickung mit demselben, in denselben Räumen und denselben Personen vereinigt, eine dem Christenthum feindlich gegenüberstehende Macht bildete. So war es denn der humanistische Mediceer-Papst, der den Bannstrahl gegen den Reformator in Wittenberg schleuderte, war Melanchthon am päpstlichen Hofe dadurch discreditirt, daß er noch die Auferstehung der Todten glaubte, bebte nicht nur derselbe Reuchlin, der sich in einen Federkrieg mit den Dunkelmännern eingelassen hatte, in heillosen Angst vor päpstlichen Richtersprüchen und ihren Folgen, sondern trat auch der gefeierte König im Humanistenreich, Erasmus, dem so wenig wie irgend einem andern jener humanistischen Schöngeister der Gedanke einer wirklichen Reformation je in den Sinn gekommen war, als er nun, da Gott die Reformation durch Luther ins Werk setzte, zu derselben endlich Stellung nehmen mußte, dem Reformator in offener Feindschaft gegenüber und für den dogmatischen Kern des Papstthums, die falsche Lehre von der Gnade, kämpfend ein. Ja noch mehr; in Zwingli und selbst in Melanchthon wirkte humanistischer Sauerteig, der dahin gedieh, daß durch die Zwingli'sche Theologie und

durch den späteren Philippismus der Lauf des Evangeliums gehemmt und dem Papiasmus Vorschub geleistet worden ist. So bewies sich der Humanismus als eine nicht reformatorische, sondern der wahren Reformation seinem religiösen und sittlichen Grundcharakter nach feindlich gegenüberstehende Macht. Nicht Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit und ein Verlangen nach der göttlichen Wahrheit wurde durch den Humanismus geweckt und genährt, sondern eine Gier nach üppigem, mit einer gewissen Feinheit ausgestatteten Lebensgenuß, nicht ein himmlischer, sondern ein irdischer Sinn, nicht die Ruhe in Gott durch den Glauben an Christum und den Trost der Vergebung der Sünden in seinem Blut und nicht eine frohe Bereitschaft, das Kreuz Christi und die Schmach des Evangeliums auf sich zu nehmen, sondern ein Cultus der menschlichen Vernunft und ihrer durch natürliche Geistesgaben und Bildung glänzenden Propheten, Ruhe und Gemächlichkeit des Fleisches, eine Kreuzscheu, die in den Kämpfen der Reformation nur eine höchst verdrießliche Störung und Gefährdung des geruh samen Dienstes der schönen Wissenschaft erblickte. Somit kann es im Interesse der Reformation nicht als beklagenswerth, sondern muß es vielmehr als erfreulich erscheinen, daß der Einfluß des Humanismus auf die Zeit seiner Blüthe keineswegs ein so weit und tief gehender geworden ist, wie man vielfach annehmen möchte. Was nämlich an dem Werk der Reformation von so wesentlicher Bedeutung war, daß es wie die Macht des Papstthums bei den Massen des Volks, bei Bauern und Bürgern, ja in den Herzen der Knäblein und Mägdlein, in Dorf und Stadt Boden suchte und fand und so den ganzen Teig durchsäuerte, das ging dem Humanismus ab. Er war und blieb allermeist ein irdisches Paradies beschränkter Kreise vornehmerer Geister, die selbst in den Studentenschaften höherer Schulen sich einer gewissen Abgeschlossenheit besleißigten und in dem Bewußtsein, etwas Besseres zu haben und zu genießen, stolz auf die Obscuranten um sie her sowie auf das rohe unwissende Volk herabsahen, eine Art Geistesadel bildeten, der wie der Geburtsadel und der moderne Geldadel mit einer gewissen Eifersucht die nicht ebenbürtigen Elemente fernzuhalten bestrebt war. Diese Beobachtung erfährt auch dadurch keinen wirklichen Widerspruch, daß vom Humanismus berührte Personen und Genossenschaften wie die Brüder vom gemeinsamen Leben mit ihren Bürgerschulen eine gewisse Wirksamkeit unter dem Volke übten. Sie stehen in dieser Eigenschaft vielmehr nur im Contrast zu dem vornehmen Humanismus, in welchem sich dessen Charakter in seiner vollen Ausprägung darstellt, und es braucht nur noch darauf hingewiesen zu werden, daß der Humanismus zwar eine Fluth theils guter, meist schlechter lateinischer Verse und schöngeistiger, witziger, im Spiele der Gedanken sprudelnder, vielfach auch mit alten und neuen Phrasen klingelnder Bücher, wieder in lateinischer Sprache, das klassische Mönchslatein der vielfach belachten und von den durch sie Betroffenen nach einem ersten dummen Beifall mit Ingrimme hinuntergewürgten Dunkelmännerbriefe nicht



ausgenommen, hingegen keine umfang- und inhaltreiche Volksliteratur in einer Landessprache hervorgebracht hat.

Wie wenig aber die Reformation einen wohl zubereiteten Acker für ihre Ausfaat, ihr Wachsthum und Gedeihen in den Völkern des Abendlandes vorgefunden hat, dafür ist ein merkwürdig in die Augen fallender Beweis Luther, der Reformator selbst. Er war seiner Jugendzueziehung nach Papist. Dabei war er auch schon als Knabe unter den Einfluß des Humanismus gekommen, wie denn die Schule der Brüder in Magdeburg eine humanistisch belebte Anstalt war und Einflüsse derselben Art auch in Eisenach auf ihn einwirken konnten und eingewirkt haben. Er war als Student Papist und stand zugleich mit den Erfurter Humanistenkreisen im Verkehr, wie er denn selbst, als er zur Klosterpforte einging, seine heidnischen Poeten Plautus und Virgil mit sich trug. Er war im Kloster Papist, und in seiner Seele war es papistisch finster, ja von Kind auf durch die Knabenschulen und Universität und Kloster und scholastische und humanistische Studien hindurch stieg er von Stufe zu Stufe bis zu seiner Priesterweihe und seiner ersten Messe tiefer und immer tiefer in das papistische Wesen hinein, so daß er, wenn er in dieser Richtung sich weiter bewegt hätte, entweder im Papiismus gestorben und verdorben oder im Papiismus zu papistischen Ehren vorangerückt, aber ein Reformator nie und nimmer geworden wäre. Erst nach heißen Kämpfen, in denen sich alles, was in ihm war, zur Wehre setzte, kam es mit ihm dahin, daß der Geist Gottes durch seines Wortes Kraft in dem so übel zugerichteten Acker seines Herzens die Saat der seligmachenden Wahrheit eine Stätte finden ließ, in dem Papisten Luther eine Reformation wirkte, und auch das nicht mit einem Schlag vollkommen, sondern so, daß allerlei Hindernisse mehr und mehr ausgerottet und aus dem Wege geräumt werden mußten, bis das Werkzeug zugerichtet war, durch welches Gott nun die Macht des Antichrists brechen, das Licht des Evangeliums mitten in der dicksten Finsterniß des Papstthums auf den Leuchter stellen und trotz Papst und Teufel eine Kirche des reinen Wortes und unverfälschten Sacraments ins Dasein rufen wollte. Ja wenn die Gründung einer rechtgläubig christlichen Kirche zu aller Zeit und überall ein Wunderwerk Gottes ist, so hat sich Gottes Macht und Gnade wieder tausendfältig verherrlicht, als er inmitten der papistischen, antichristischen, mit allerlei altem und neuem Heidenthum durchsetzten und überwucherten Wüste, zu welcher der Teufel die Völker des Abendlandes gemacht hatte, sein Paradies der Kirche der Reformation erblühen ließ.

Damit ist wiederum nicht in Abrede gestellt, daß auch für das Wert der Reformation Gott der Herr seine Vorkehrungen getroffen hat, und daß zu diesen Vorkehrungen neben der in ausgedehnten Gebrauch gesetzten Buchdruckerkunst auch die Einführung der klassischen Studien, das Bekanntwerden der griechischen und hebräischen Sprache unter den Gelehrten, die Mehrung der gelehrten Gemeinwesen, wie sie in den Universitäten in

den Ländern hin und her gepflanzt und gepflegt worden waren, zu rechnen sind. So schaffte Gott für die Ausführung seines Werkes Mittel und Werkzeuge und Werkstätten, die allerdings auch zu gar andern Zwecken verwendet werden konnten und verwendet worden sind, ja bei deren Einführung der Teufel und seine Knechte sich nicht träumen ließen, zu welchen Zwecken Gott diese Dinge, wenn seine Stunde gekommen wäre, verwenden wollte und zu seinem Preis und zum Heile seiner Auserwählten verwendet hat.

A. G.

## Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.

(Fortsetzung.)

### VI.

Ebenso gründlich und genau wie die Apologie den Glauben beschreibt nach seinem Wesen, beantwortet sie auch die Frage, in welcher Beziehung der Glaube in der Rechtfertigung in Betracht kommt. Energisch verwahrt sie sich gegen jede falsche Verwerthung desselben und scheidet sorgfältig alle Gesichtspunkte für die Betrachtung des Glaubens in der Lehre von der Rechtfertigung aus, welche in derselben keine Berechtigung haben. Die ganze Argumentation zeigt mit großer Klarheit und Schärfe, warum der Glaube allein rechtfertigt und auch allein rechtfertigen kann und gestaltet sich so zu einer überzeugenden Rechtfertigung des lutherischen *sola: sola gratia, sola justitia Christi, sola praemissio, fides sola*, — Glieder Eines göttlichen Gedankencomplexes, verbunden durch nothwendige Begriffsverfettung.

Obwohl nämlich der Glaube nicht vorhanden ist, auch nicht gedacht werden kann ohne sein Correlat, die Gnade Gottes, das Verdienst Christi und die Verheißung des Evangeliums, so kann man doch gar wohl im Denken den Glauben in doppelter Weise betrachten, nämlich als das, was er als That des Menschen in sich selber ist, und als das, was er in seinem Objecte hat. In sich selber ist nun der Glaube jener Act der menschlichen Seele, welcher das von Gott dargebotene Heil ergreift. Gott ist es ja freilich, welcher den Glauben durch sein Wort und seinen Geist im Menschen wirkt. Aber nicht Gott, sondern der Mensch ist es, welcher glaubt. Des Menschen Verstand, Wille und Herz führt den Act des Glaubens aus, ergreift das dargebotene Heil, obwohl Gott allein es ist, der den Menschen dazu bestimmt, daß er glaubt und auch den Act des Glaubens selber im Menschen hervorruft. Nicht Gott, sondern dem Menschen drückt sonach der Glaube sein Gepräge auf. Da nun aber dieser Act des Glaubens ein dem göttlichen Willen entsprechendes Verhalten des Menschen ist, so ist auch der Glaube ethischer Natur wie die Liebe, Demuth, Geduld und andere

Tugenden und gute Werke auch. Mit dem Vertrauen des Glaubens tritt der Christ zugleich in den Gehorsam des ersten Gebotes ein. Und der Christ, welcher durch den Glauben neugeboren und umgewandelt ist, in dem der Glaube neues Leben, das Princip der Heiligung und der Quell aller Tugenden und guten Werke ist, unterscheidet sich durch seinen Glauben gerade auch sittlich von den Ungläubigen. Durch den Glauben ist die Herzensstellung des Menschen zu Gott eine andere geworden. An sich ist es darum auch nicht falsch, wenn man sagt, der Glaube sei eine sittliche That, ein gottwohlgefälliges Werk, eine sittlich gute Beschaffenheit im Menschen, eine Tugend. Als solche theilt auch der Glaube die Eigenart aller christlichen Tugenden, indem er sich nämlich in den Christen in den verschiedensten Abstufungen vorfindet vom stärksten Glauben eines Hauptmanns zu Capernaum und des cananäischen Weibes, über welchen sich selbst der Heiland verwundert, bis herab zum schwachen und schwächsten Kleinglauben, wie ihn der Herr in Israel und auch in seinen Jüngern vor Augen hat und straft.

Daß der Glaube, als Act des Menschen betrachtet, sittlicher Natur und Beschaffenheit ist, deutet auch die Apologie des Defteren an. Seite 150, 262 heißt es z. B.: „Et plerasque alias sententias corrumpunt in scholis, propterea quia non tradunt justitiam fidei, et fidem intelligunt tantum notitiam historiae seu dogmatum, non intelligunt hanc virtutem esse, quae apprehendit promissionem gratiae et justitiae, quae vivificat corda in terroribus peccati et mortis.“ Als virtus wird der Glaube auch bezeichnet in der folgenden Stelle 125, 106. 107: „Maxima virtus inquit, justificat? Imo sicut lex etiam maxima seu prima non justificat, ita nec maxima virtus legis. Sed illa virtus justificat, quae apprehendit Christum, quae communicat nobis Christi merita, qua accipimus gratiam et pacem a Deo. Haec autem virtus fides est. Nam, ut saepe dictum est, fides non tantum notitia est, sed multo magis velle accipere seu apprehendere ea, quae in promissione de Christo offeruntur. Est autem et haec obedientia erga Deum, velle accipere oblatam promissionem, non minus *καρπεία*, quam dilectio. Vult sibi credi Deus, vult nos ab ipso bona accipere, et id pronuntiat esse verum *cultum*.“ Und wie in den angeführten Worten der Glaube nicht nur virtus, sondern auch obedientia erga Deum genannt wird, so auch 140, 187 obedientia erga evangelium und 97, 57 cultus, *καρπεία*, der höchste, heiligste Gottesdienst. 97, 60. 140, 187—191. 96, 49.

Obwohl es nun durchaus nicht gleichgültig ist, was der Glaube als sittliche That in sich selber ist, so kommt er doch in der Rechtfertigung nach diesem Gesichtspunkte nicht in Betracht. Wenn Gott den Sünder frei spricht, so gründet sich eben sein Urtheil in keiner Beziehung weder ganz, noch halb, noch zum allergeringsten Theile auf die ethische Beschaffenheit des Glaubens. Nicht darum vergibt Gott dem Gläubigen die Sünden,

weil sein Glaube ein gut Werk, ein dem Willen Gottes entsprechendes Verhalten, ein Gehorsam, ein Rechtverhalten, wie Gott es haben will, eine Tugend ist und den Menschen in eine gottgefällige innerliche Verfassung versetzt. Der Christ wird nicht von Sünden absolvirt in Folge seiner persönlichen Beschaffenheit durch den Glauben, nicht weil und insofern der Mensch durch den Glauben eine Herzensänderung erfahren, auch nicht weil und insofern der Glaube allerlei Tugenden und gute Werke in seinem Gesolge hat. Erst recht kann der Glaube nicht rechtfertigen, weil er des Menschen eigene gottbefriedigende Leistung sei, denn der Glaube ist Gottes Werk im Menschen, und wäre er's gleich nicht, so kommt er doch als menschliche Leistung in der Rechtfertigung nicht in Betracht. Die ethische Natur des Glaubens spielt also keinerlei Rolle in der Motivation der göttlichen Freisprechung des Sünders in der Rechtfertigung. Darum verschlägt es auch, was die Rechtfertigung betrifft, nichts, ob der Glaube schwach ist oder stark, wenig oder viel Früchte aufzuweisen hat. Das Urtheil der göttlichen Freisprechung erfolgt ebenso voll und stark über den schwächsten Glauben wie über den stärksten, ebenso ernst und kategorisch über den, welcher, was den Grad der Stärke und Freude betrifft, auf der untersten Stufe steht, wie über den, welcher die oberste Staffel des Glaubens erreicht hat. Wie auch immer vortheilhaft sich daher ein Glaube von dem andern durch seinen höheren Grad der Vollkommenheit unterscheiden mag, so bleibt das für die Rechtfertigung selber ganz irrelevant. Seinen Grund hat dies darin, weil der Glaube überhaupt nicht als ethischer Factor nach seinem ethischen Werthe und sittlichen Gehalte als Tugend und That in der Rechtfertigung in Betracht kommt. Sonst wäre auch nicht abzusehen, warum es für die göttliche Freisprechung von keinem Belang sein sollte, ob der Glaube stark oder schwach, mit wenig oder viel Werken geschmückt sei oder nicht, und wir hätten thatsächlich keine Rechtfertigung mehr aus Gnaden, sondern aus Verdienst der Werke, ja, der ganze Kampf um das *sola fide* wäre, genau besehen, eine unwürdige Logomachie.

Wiederholt betont denn auch die Apologie, daß der Glaube nicht rechtfertigt als gutes Werk, oder um seiner eigenen Würdigkeit willen, oder weil er Liebe und gute Werke zur Folge hat. Ehe wir lieben, ehe wir das Gesetz thun oder einig Werk, werde uns der Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet. So heißt es nämlich 108, 114: „Und dieweil der Glaub, ehe wir etwas thun oder wirken, nur ihm schenken und geben läset und empfähet, so wird uns der Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet, wie Abraham, ehe wir lieben, ehe wir das Gesetz thun oder einig Werk.“ Auch nicht als *opus per sese dignum* rechtfertigt der Glaube. „Denn der Glaube — sagt die Apologie 97, 56 — nicht darum für Gott fromm und gerecht macht, daß er an ihm selbst unser Werk und unser ist, sondern allein darum, daß er die verheißene, angebotene Gnade ohne Verdienst aus reichem Schatz geschenkt nimmt.“ Daß der Glaube „um seiner Würdigkeit willen“ nicht rechtfertigt,

kommt 145, 215. 216 zum klaren Ausdruck, wenn Melanchthon zu Luc. 17, 10. also schreibt: „Darum soll man sich hüten für den Sophisten, so die Worte Christi also lästerlich verkehren. Denn es folget nicht: Die Werke helfen nicht, darum hilft der Glaube auch nicht. Wir müssen den groben Eseln ein grob Exempel geben. Es folget nicht: Der Heller hilft nicht, darum hilft der Gülden auch nicht. Also wie der Gülden viel höher und stärker ist denn der Heller, soll man verstehen, daß Gläuben viel höher und stärker ist denn Werk. Nicht, daß Gläuben helfe um seiner Würdigkeit willen, sondern darum, daß er auf Gottes Verheißung und Barmherzigkeit vertrauet. Glaub ist stark, nicht um seiner Würdigkeit willen, sondern von wegen der göttlichen Verheißung. Und darum verbeut Christus hie vertrauen auf eigene Werk; denn sie können nicht helfen. Dagegen verbeut er nicht vertrauen auf Gottes Verheißung. Ja, er fordert dasselbig Vertrauen auf Gottes Verheißung eben darum, biweil wir untüchtige Knechte sind und die Werke nicht helfen können.“

Unter andern führten die Römischen gegen das lutherische sola fide auch das folgende Argument ins Feld: Diejenige Tugend rechtfertigt, welche die größte ist; nun ist aber nach 1 Cor. 13, 13. die Liebe größer als Glaube und Hoffnung: so gebührt auch der Liebe in der Rechtfertigung der Vorrang vor dem Gläuben. Käme nun der Glaube in der Rechtfertigung als Tugend in Betracht, so ließe sich auch gegen diesen Syllogismus der Römischen wenig einwenden. Melanchthon aber zeigt, daß, weil das Gesetz nicht rechtfertige, darum auch keine Tugend als solche, auch nicht die größte. Seite 125, 104—107 heißt es hievon also: „Aber hie sagen sie auch, die Liebe werde dem Gläuben und der Hoffnung vorgezogen. Denn Paulus sagt 1 Cor. 13, 13.: Die Liebe ist die größte unter den Dreien. Nu sei es zu achten, daß die Tugend, so Paulus die größte nennet, für Gott uns gerecht und heilig mache. Wiewohl nu Paulus da eigentlich redet von der Liebe gegen den Nächsten, und so er spricht: Die Liebe ist die größte, sagt er darum, denn die Liebe geht weit und trägt viel Früchte auf Erden. Denn Glaube und Hoffnung handeln allein mit Gott. Aber die Liebe gehet auf Erden unter den Leuten um und thut viel Guts mit trösten, lehren, unterrichten, helfen, rathen, heimlich und öffentlich. Doch lassen wir zu, daß Gott und den Nächsten lieben die höchste Tugend sei. Denn dies ist das höchste Gebot: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen. Daraus folget nu nicht, daß die Liebe uns gerecht macht. Ja, sprechen sie, die höchste Tugend soll billig gerecht machen. Antwort: Es wäre wahr, wenn wir um unser Tugend willen ein gnädigen Gott hätten. Nu ist droben bewiesen, daß wir um Christus willen, nicht um unser Tugend willen angenehm und gerecht sind; denn unser Tugend sind unrein. Ja, wie dieses Gesetz das höchste ist: Du sollst Gott lieben, also kann diese Tugend, Gott lieben, am allerwenigsten gerecht machen. Denn so das Gesetz und Tugend höher ist, so wir es weniger thun können, darum sind wir

nicht um der Liebe willen gerecht. Der Glaub aber macht gerecht, nicht um unsers Thuns willen, sondern allein derhalben, daß er Barmherzigkeit sucht und empfähet, und will sich auf kein eigen Thun verlassen, das ist, daß wir lehren, Gesetz macht nicht gerecht, sondern das Evangelium, das glauben heißt, daß wir um Christus willen, nicht um unsers Thuns willen ein gnädigen Gott haben.“ Hat man darum gleich bewiesen, daß als Tugend betrachtet die Liebe größer ist als der Glaube, so ist damit noch nicht bewiesen, daß die Liebe größer ist als der Glaube mit Bezug auf sein Object, welches ja die unendliche Gerechtigkeit Christi selber ist.

So bitter die Römischen gleich das sola fide bekämpften, so gaben sie doch in Augsburg bereitwilligt zu, daß der Glaube rechtfertige. „Non negamus nos fide justificari, sed negamus nos sola fide justificari“, sagte Cochläus. Rämmer S. 140. Zwar rechtfertige der Glaube nicht als fides informis, wohl aber als fides formata, wenn nämlich zum Glauben die Liebe hinzugekommen sei, oder initialiter, principaliter, „weil — wie die Concordienformel 530, 19 sagt — die Erneuerung, so in der Liebe gegen Gott und dem Nächsten stehe, in uns durch den Glauben angefangen werde“, oder partialiter, weil der Glaube nur ein Stück von dem sei, was zur Rechtfertigung nöthig und nicht allein, sondern nur in Gemeinschaft mit der Liebe und den guten Werken zur Rechtfertigung ausreiche. So coordinirten die Römischen den Glauben der Liebe und den übrigen Tugenden und guten Werken und brachten ihn nach seinem Werthe als Tugend für die Rechtfertigung mit den übrigen Tugenden und Werken in Rechnung und Anschlag. Wie die Liebe und die Werke, so trage auch der Glaube sein Contingent zu dem bei, was zur Rechtfertigung nöthig sei. Der Aussage der Römischen: Der Glaube rechtfertigt, lag darum eine von der lutherischen völlig verschiedene Anschauung zu Grunde und mit all ihren scheinbaren Zugeständnissen waren sie auch nicht um ein Haarbreit aus dem Kreise ihrer greulichen Werklehre herausgekommen. Die römische Lehre de fide formata, „der Glaube macht niemand fromm oder gerecht, denn um der Liebe und Werke willen“ bezeichnet die Apologie darum mit Recht als eine sophistische Glosse gottloser Leute. 107, 107—110. Und davon, daß der Glaube nur principaliter oder initialiter rechtfertige, sagt Melancthon 99, 71: „Aber etliche, wenn man sagt, der Glaub macht rechtfertig für Gott, verstehen solches vielleicht vom Anfang, nämlich daß der Glaub sei nur der Anfang, oder ein Vorbereitung zu der Rechtfertigung, also, daß nicht der Glaub selbst dafür gehalten werden soll, daß wir dadurch Gott gefallen und angenehm sind von wegen der Lieb und Werk, so folgen, nicht von wegen des Glaubens. Und solche meinen, der Glaub werde allein derhalben gelobet in der Schrift, daß er ein Anfang sei guter Werk, wie denn allzeit viel am Anfang gelegen sei. Dies aber ist nicht unser Meinung, sondern wir lehren also vom Glauben, daß wir durch den Glauben selbst für Gott angenehm sind.“ 108, 111. 112. Siehe auch F. C. 620, 43. 621, 49.

Käme der Glaube als das, was er in sich selber ist, in der Rechtfertigung in Betracht, so wäre es auch um unsere Seligkeit geschehen. Denn soll der Glaube vor das Forum des Gesetzes gezogen und als Tugend beurtheilt, rechtfertigen, so muß er vollkommen sein. Da nun aber der Glaube als persönliche Beschaffenheit und Tugend betrachtet auch in den besten Christen noch an allerlei Schwächen und Gebrechen krankt, so kann er auch im göttlichen Gerichte nicht bestehen, geschweige denn rechtfertigen und Vergebung der Sünden erwirken. Wie mit der Liebe und andern Werken, so ist es eben auch mit der *dignitas fidei per sese* vor Gott nichts. Ja, als That und Tugend des Menschen beurtheilt, bedarf der Glaube selber der Vergebung. Käme deshalb der Glaube nach seinem Werthe als Tugend oder als Quell der Tugenden und Werke in Betracht, so wäre überhaupt kein Rechtfertigungs-, sondern nur ein Verdammungsurtheil möglich.

So rechtfertigt der Glaube nicht durch das, was er in sich selber als Werk oder Tugend ist oder leistet, sondern einzig und allein durch das, was Gott ihm gibt, was er ergreift, hat und fest hält. Der Glaube rechtfertigt kraft seines Correlates: der Gnade Gottes, des Verdienstes Christi und der Verheißung im Evangelio. Nicht insofern er etwas in ihm selber ist und Gotte gibt, sondern sofern Gott dem Glauben gibt und der Glaube nimmt und hält, rechtfertigt derselbe. Die rechtfertigende Würde und Kraft des Glaubens liegt einzig und allein in seinem Objecte. Und mit Bezug auf das, was der Glaube in seinem Objecte hat, kommt er auch allein in der Rechtfertigung in Betracht. Der Glaube rechtfertigt *imputative*, weil ihm nämlich Christi Blut und Gerechtigkeit zugerechnet wird, da er als solcher, als Tugend, nicht rechtfertigen kann. „*Justificare vero hoc loco forensi consuetudine significat reum absolvere et pronuntiare justum, sed propter alienam justitiam, videlicet Christi, quae aliena justitia communicatur nobis per fidem. Itaque quum hoc loco justitia nostra sit imputatio alienae justitiae, aliter hic de justitia loquendum est, quam quum in philosophia aut in foro quaerimus justitiam proprii operis, quae certe est in voluntate. . . . Sed quia justitia Christi donatur nobis per fidem, ideo fides est justitia in nobis imputative, id est, quo efflicimur accepti Deo propter imputationem et ordinationem Dei, sicut Paulus ait (Rom. 4, 3. 5.): Fides imputatur ad justitiam.*“ 139, 185. 186. Und weil der Glaube in der Rechtfertigung nicht in Betracht kommt als menschliche Tugend oder als Werk, sondern einzig und allein mit Bezug auf sein Correlat, so ist er auch nicht bloß relativ, dem Grade nach, sondern absolut, der Qualität nach, stärker als alles menschliche Werk. Die rechtfertigende Kraft des Glaubens ist eben die allmächtige, göttliche, welche allein das unendliche Verdienst Christi geben kann.

Die ganze Schrift bekennet, daß das ewige Leben dem Menschen durch das Erbarmen zu Theil werde. 141, 201. Denn wir Menschen, auch wir Christen, wenn wir gleich viel gute Werke gethan haben, bedürfen der Gnade

und Vergebung der Sünden. 117, 44. Dieses Erbarmen nun blidt der Glaube an und richtet so auf und tröstet uns. 141, 203. Gnade und Glaube sind eben correlativa, denn nur durch den Glauben kann das Erbarmen ergriffen werden. 141, 203. Durch den Glauben erkennen und ergreifen wir die Barmherzigkeit. 110, 8. 116, 40. Gnade und Barmherzigkeit läßt sich auch allein durch den Glauben fassen. 117, 44. 118, 59. So oft darum in der Schrift von Barmherzigkeit geredet wird, so ist's also zu verstehen, daß Glaube gefordert wird. 144. Gnade und Glaube heben nämlich einander nicht auf, fordern sich vielmehr gegenseitig. Und der Glaube macht nun darum gerecht, allein gerecht, nicht weil er die Gnade durch menschliches Thun ergänzt, sondern weil er die Gnade ergreift. 97, 56. Eben weil die Barmherzigkeit ergriffen werden muß, wenn sie nützen soll und dem Gewissen Ruhe geben, so kann auch allein der Glaube gerecht machen. Nur römische Blindheit, welche gratia nicht als misericordia, als favor Dei, sondern als eine Beschaffenheit im Menschen faßte, konnte hier einen Gegensatz schaffen und schließen: wenn der Glaube allein rechtfertigt, so ist die Gnade ausgeschlossen. Auch in seinen locis zeigt Melancthon, daß wir gerade darum allein durch den Glauben gerecht werden, weil wir allein durch Gottes Erbarmen gerecht werden, und daß der Glaube eben nichts anderes ist, als Erkenntniß des göttlichen Erbarmens. Plitt, Aug. II, 43. 50. Und in der Apologie sagt er 145, 217: „Fides enim salvat, quia apprehendit misericordiam seu promissionem gratiae, etiamsi nostra opera sint indigna“, und 103, 86: „So wir nu allein durch den Glauben Vergebung der Sünde erlangen und den Heiligen Geist, so macht allein der Glaube für Gott fromm. Denn diejenigen, so mit Gott versöhnet sind, die sind für Gott fromm und Gottes Kinder, nicht um ihrer Reinigkeit willen, sondern um Gottes Barmherzigkeit willen; so sie dieselbige fassen und ergreifen durch den Glauben. Darum zeuget die Schrift, daß wir durch den Glauben für Gott fromm werden. So wollen wir nu Sprüche erzählen, welche klar melden, daß der Glaube fromm und gerecht mache, nicht derhalben, daß unser Glauben ein solch köstlich rein Werk sei, sondern allein derhalben, daß wir durch Glauben, und sonst mit keinem Ding, die angebotene Barmherzigkeit empfangen.“

Würde und Kraft des Glaubens liegt also in dem, was er aus der Hand der Gnade empfängt, und was die Gnade dem Glauben gibt, ist eben das Verdienst Christi. Wir werden vor Gott fromm und gerecht aus lauter Gnade und Barmherzigkeit, die in Christo verheißen ist. 94, 43. Die Vergebung muß eben erworben und die Freisprechung der göttlichen Gerechtigkeit abgekauft werden. Dazu ist aber ein Schatz und edles Pfand nöthig, um die Sünden aller Welt zu bezahlen. 96, 54. Dieser Schatz ist nicht Liebe und gute Werke des Menschen, sondern Christi Blut und Verdienst. 115, 36. 96. 53. Christi Verdienst aber ist über allem menschlichen



Thun hoch erhoben. „*Longe supra nostram munditiam, imo longe supra ipsam legem collocari debent mors et satisfactio Christi, nobis donata, ut statuamus nos propter illam satisfactionem habere propitium Deum, non propter nostram impletionem legis.*“ 118, 57. Das mußten auch die Väter, daß Christus sollt der Schatz sein, dadurch unsere Sünden bezahlet werden, und daß Gott durch Christum wollte Segen, Gnade, Heil und Trost geben. 97, 57. 118, 58. Dazu ist Christus gegeben, daß um seinetwillen unsere Sünden vergeben werden. 110, 11. Durch sein Leiden und Sterben hat Christus uns die Gerechtigkeit erworben und Gott versöhnt. Und weil Christus propitiator ist, darum ist er auch justificator. 151, 268. *Nec est justificatio somnianda omisso propitiatore Christo.* 124, 102. Nicht aus eigener, sondern kraft fremder, zugerechneter Gerechtigkeit wird darum der Mensch gerecht. 139, 185. 186. Diese Gerechtigkeit aber will ergriffen, angeeignet sein. Und das geschieht durch den Glauben. Die um Christi willen geschenkte Veröhnung empfangen wir allein durch den Glauben. 115, 38. Durch den Glauben halten wir uns an den Mittler Christus, 129, 124, und wird Christus unser, 128, 118, erlangen wir Vergebung, 115, 38, halten wir Christum dem Zorne Gottes entgegen. 139, 179. *Reconciliati fide propter Christum justi refutemur, non propter legem aut propter opera nostra.* 118, 56. Und zwar geschieht dies *sola fide*. Nam *fides tantum apprehendit propitiatorem Christum.* 126, 110. Und allein durch den Glauben erkennen wir Christum. 111, 14. 114, 33. Ja, Christum kann man nicht fassen, denn allein durch den Glauben. Darum so werden wir auch allein durch den Glauben vor Gott gerecht. 123, 91. Durch die Liebe, oder die Demuth, oder die Werke kann man Christum als einen Mittler nicht fassen, sondern allein so, daß wir dem Wort gläuben, welches ihn als einen Mittler predigt. 101, 81. Darum macht also der Glaube allein gerecht, weil Christus allein unsere Gerechtigkeit ist. Das sind nicht widersprechende, sich gegenseitig aufhebende, sondern einander nothwendig bedingende Aussagen. Es war ein unsinniges Argument, als die Römischen schlossen: „*Si sola fides justificat, sciunt omnes dialectici, Christum a justificatione excludi.*“ Lämmer S. 143. Christi Verdienst und der Glaube sind eben correlata. Christi Verdienst fordert Glauben, und der Glaube stellt nicht sich und sein Werk, sondern einzig und allein Christi Verdienst dar. 95, 47. Mit der einen Aussage steht und fällt darum die andere, geschweige denn, daß die eine die andere aufheben sollte. Gerade darum allein durch den Glauben, weil allein durch Christum und wiederum, weil allein durch Christum, darum nothwendig allein durch den Glauben. Christi Verdienst will eben ergriffen und das Fundament unsers Vertrauens sein. „Christus — so heißt es 99, 69 — ist unser einiger Mittler: also kann auch diesen Spruch niemand's umstoßen: Durch den Glauben werden wir rechtfertigt ohne Werke. Denn wie will Christus der Mittler sein und

bleiben, wenn wir nicht durch den Glauben uns an ihn halten, als an den Mittler, und also Gott versöhnet werden, wenn wir nicht gewiß im Herzen halten, daß wir um seinetwillen für Gott gerecht geschätzt werden?“ Und zu Ebr. 4, 15. bemerkt die Apologie 102, 82: „Er heißt uns zu Gott treten, nicht im Vertrauen unserer Werke, sondern im Vertrauen auf den Höchstenpriester Christum; derhalben fordert er je klar den Glauben.“ Wer darum leugnet, daß der Glaube allein gerecht macht, der läßt im Grunde Christum selber fahren. Und dies ist gerade das Interesse, welches wir Lutheraner in der Vertheidigung des *sola fide* haben, daß wir uns das *sola gratia* nicht verkümmern und das *solus Christus* nicht nehmen lassen wollen. Alles aber, was man dem *sola fide* abbricht, geschieht zur Schmach der Gnade und Leiden Christi. Die Wahrheit, daß Christus allein ist *causa* meines Heils und Schatz, dadurch ich angenommen bin, steht nur so lange als das *sola fide* bleibt. „Nam — so schreibt die Apologie 140, 192 — *qui docent, quod dilectione justificemur legis justitiam docent, nec uti docent Christo mediatore in justificatione.*“ Und 180, 77: „Derhalben heißt das Christum geschmäht und das Evangelium abgethan, wenn jemand wollt halten, daß wir Vergebung der Sünde durch das Gesetz oder auf andere Weise denn durch den Glauben an Christum erlangen.“

So rechtfertigt der Glaube darum, weil die Gnade und das Verdienst Christi rechtfertigen, welches der Glaube ergreift. Von der Gnade und dem Verdienst Christi könnte aber kein Mensch wissen, wenn nicht Gott selber davon dem Menschen in seinem Wort gesagt hätte. Durchs Wort allein will nun gerade auch das Erbarmen Gottes mit uns handeln. Die Apologie schreibt 99, 67: „Nu kann man mit Gott doch je nicht handeln; so läßt sich Gott nicht erkennen, suchen noch fassen, denn allein im Wort und durchs Wort, wie Paulus sagt: Das Evangelium ist eine Kraft Gottes allen, die daran gläuben. Item zu den Römern am 10.: Der Glaub ist aus dem Gehör. Und aus dem allein sollt je klar gnug sein, daß wir allein durch den Glauben für Gott fromm werden. Denn so wir allein durchs Wort Gottes zu Gott kommen und gerecht werden, und das Wort kann niemand's fassen, denn durch den Glauben, so folget, daß der Glaub gerecht macht.“ (Siehe 87, 5. 6.) Das Wort, das Evangelium, die Verheißung von der Gnade Gottes und dem Verdienst Christi rechtfertigt, weil es die Gnade und Christi Verdienst nicht bloß kund thut, sondern auch darbietet und den Sünder von Sünden absolvirt und rechtfertigt. Im Worte wird die Barmherzigkeit Gottes angeboten. 103, 86. Das Evangelium lehrt, daß man gerecht werde, wenn man an Christum glaubt. 95, 47. *Evangelium cogit uti Christo in justificatione.* 138, 170. 139, 178. *Haec est ipsa vox evangelii propria, quod propter Christum, non propter nostra opera, fide consequamur remissionem peccatorum.* 135, 152. 153. Durch Christum wird uns die Gerechtigkeit zugerechnet,

aber an den Namen Christi kann man nicht anders glauben, denn daß ich höre predigen den Verdienst Christi und solches fasse. 105, 98. 101, 81. So bietet das Evangelium die Gnade, Christum, Vergebung und Rechtfertigung an. 94, 40. *Justificatio contingit per gratuitam promissionem.* Evangelium, quod est proprie promissio remissionis peccatorum et justificationis propter Christum, praedicat justitiam fidei in Christum. 94, 43. 44. *Absoluti sumus propter verbum Christi.* 151, 276.

Wenn Gott nun also im Worte der Verheißung die Vergebung und Rechtfertigung anbietet, so will er auch, daß sie durch den Glauben genommen wird. Die Verheißung fordert Glauben. 132, 137. 138. Das Evangelium ist das Wort, das uns gebet zu glauben. 144. Glaube ist der Gehorsam gegen das Evangelium. „Das ander — heißt es 133, 141 — ist die Verheißung oder Absolutio. Wo nu Verheißung ist, muß Glauben sein. Denn Verheißung kann nicht anders empfangen werden, denn daß sich das Herz verlasset auf solch Gottes Wort und siehet nicht an eigene Würdigkeit oder Unwürdigkeit. Darum fordert Daniel auch Glauben; denn also laut die Verheißung: Deine Sünden werden geheilet.“ Wie nämlich Gnade und Glaube, Christi Verdienst und Glaube, so sind auch Verheißung und Glaube correlata. 142, 203. Eine Verheißung oder Zusage kann man eben nur entweder durch Glauben annehmen oder durch Unglauben negiren und lügenstrafen. 184, 94. *Tertium non datur.* Das gilt schon im gewöhnlichen Leben von einer in Worte gefaßten Verheißung oder Verzeihung. Man kann sie nur durch Glauben annehmen oder durch Unglauben verschmähen. So ist auch mit der göttlichen Verheißung nichts anzufangen, als daß man ihr entweder traut oder mißtraut. Die Verheißung wird durch den Glauben empfangen. 96, 53. 56. Durch Wort kann niemand die Verheißung Gottes fassen, sondern allein mit dem Glauben. 108, 112—114. Eben hierdurch unterscheidet sich der Glaube von der Liebe, Demuth, Geduld und allen andern Tugenden und Werken, daß er das Vertrauen des Herzens ist, welches die göttliche Verheißung oder Absolution als wahr hinnimmt. „Die Absolution — schreibt Melancthon 177, 61 — aber ist nichts anders, denn das Evangelium, ein göttliche Zusage der Gnaden und Hulbe Gottes zc. Darum kann man sie nicht haben noch erlangen, denn allein durch den Glauben. Denn wie kann denjenigen das Wort der Absolution nüz werden, die sie nicht gläuben? Die Absolution aber nicht gläuben, was ist das anders, denn Gott Lügen strafen? Diemeil das Herz wanket, zweifelt, hält's für ungewiß, das Gott da zusaget. Darum stehet 1 Joh. 5 geschrieben: Wer Gott nicht gläubt, der lügenstraf ihn, denn er gläubt nicht dem Zeugniß, das Gott von seinem Sohne zeuget.“ Ferner heißt es 102, 84: „Zum vierten, Vergebung der Sünde ist verheißt um Christus willen. Darum kann sie niemand erlangen, denn allein durch den Glauben. Denn die Verheißung kann man

nicht fassen noch derselben theilhaftig werden, denn allein durch den Glauben.“ (Siehe noch folgende Stellen der Apologie, in welchen sich obige Argumentation wiederholt: 99, 70. 108, 112. 130, 126. 135, 151. 139, 176. 171, 173. 178, 63. 181, 80. 185, 8. 205, 20. 207, 10.) So folgt wieder mit Nothwendigkeit, daß allein der Glaube rechtfertigt, weil allein die Verheißung des Evangelii rechtfertigt, und die Verheißung einzig und allein durch den Glauben ergriffen werden kann. Wer darum den Glauben leugnet, leugnet auch die Verheißung des Evangelii. Qui negant fidem justificare, nihil nisi legem abolito evangelio et abolito Christo docent. 99, 70. Mit dem sola fide steht und fällt die Verheißung und mit der Verheißung das sola fide.

Der eigentliche Grund, warum allein der Glaube rechtfertigt, ist nach der Apologie demnach der, weil allein die Gnade, das Verdienst Christi und die Verheißung des Evangelii rechtfertigen, und der Glaube das einzige Mittel ist, wodurch diese Güter ergriffen werden. „Es ist auch weder Neugierde oder Liebe oder andere Tugend, sondern allein der Glaube das einzige Mittel und Werkzeug, damit und dadurch wir Gottes Gnade, das Verdienst Christi und Vergebung der Sünden, so uns in der Verheißung des Evangelii fürgetragen werden, empfangen und annehmen können.“ So faßt die Concordienformel 616, 31 das aus der Apologie Zusammengeordnete kurz zusammen. Und daß die Lehre von der Rechtfertigung nur so lange klar bleibt, als man sein Augenmerk nicht vom Correlate des Glaubens verliert, spricht Melancthon Brenz gegenüber aus in einem Schreiben vom Mai des Jahres 1531, welches also lautet: „Augustin hat der Lehre Pauli nicht Genüge gethan, wenn er ihr gleich näher kommt als die Scholastiker. Ich führe ihn als gänzlich mit uns übereinstimmend an, weil man allgemein so von ihm hält, obwohl er die Gerechtigkeit des Glaubens nicht klar genug darlegt. Glaube mir, mein Brenz, die Frage von der Glaubensgerechtigkeit ist schwierig und dunkel, doch wirst du sie recht durchschauen, wenn du deine Augen ganz abwendest von dem Gesetze und von der Einbildung Augustins, daß das Gesetz zu erfüllen sei, dein Herz allein auf die Gnadenverheißung richtest und glaubst, daß wir um der Verheißung und um Christi willen gerecht sind, das heißt, von Gott angenommen werden und Frieden finden.“

Gnade Gottes, Christi Verdienst, Verheißung des Evangeliums und Glaube des Menschen stehen also zu einander in keiner willkürlichen Verbindung. Daß Gott das Heil des Sünders gerade an den Glauben geknüpft hat, und Gottes Augen auf den Glauben, allein auf den Glauben, sehen, ist keine zufällige Laune. Gott hat nicht etwa aus der Menge der Tugenden und Werke blindlings eine herausgegriffen, um an dieselbe die Seligkeit zu knüpfen. Die Begriffsverfälschung in der Lehre von der Rechtfertigung bezeichnet die Apologie nachdrücklich und wiederholt als eine nothwendige. Der Glaube rechtfertigt nach der Apologie, weil eben die Liebe, die Demuth, die Geduld und andere Tugenden und Werke nicht rechtfertigen

können. Von allen denkbar möglichen Acten ist es allein der Glaube, welcher den Sünder retten kann. Der Glaube ist der einzig richtige Griff zum Heil. Und das kommt eben daher, weil absolut gar nichts den Sünder retten und rechtfertigen kann als die Gnade, das Verdienst Christi und die Vergebung, welche Gott umsonst im Worte darbietet. Da nun aber von allen Tugenden und Werken allein der Glaube diese Güter dem Menschen zu eigen machen kann, so kann auch der Glaube allein rechtfertigen. „Es möcht aber jemand unter ihnen fragen: So wir selbst bekennen, daß die Lieb eine Frucht des Geistes sei, und so die Liebe dennoch ein heilig Werk und Erfüllung des Gesetzes genennet wird, warum wir denn auch nicht lehren, daß sie für Gott gerecht mache? Antwort: Erst ist das gewiß, daß wir Vergebung der Sünde nicht empfangen weder durch die Liebe noch um der Liebe willen, sondern allein durch den Glauben um Christus willen. Denn allein der Glaub im Herzen siehet auf Gottes Verheißung, und allein der Glaub ist die Gewißheit, da das Herz gewiß darauf stehet, daß Gott gnädig ist, daß Christus nicht umsonst gestorben sei“ 2c. Von guten Werken, von der Liebe und andern Tugenden, von der Geduld, der Keuschheit, dem Gehorsam gegen die Obrigkeit 2c. gilt dies aber nicht. 113, 26—31. Gäbe es eine andere Weise, des Verdienstes Christi, der Gnade Gottes und der Verheißung des Evangeliums theilhaftig zu werden, als die des Glaubens, so wäre der Gedankenzwang in der Lehre von der Rechtfertigung auch kein nothwendiger. Eben-  
sowenig aber wie ein anderes Mittel der Erlösung als das des Blutes Jesu Christi, des Sohnes Gottes, möglich war, ist ein anderer Weg als der Glaube denkbar, dieser Erlösung theilhaftig zu werden.

So rechtfertigt der Glaube allein und zwar *necessario*. „Procul — schreibt die Apologie 138, 175—177 — procul a ratione humana, procul a Moise rejiciendi sunt oculi in Christum, et sentiendum, quod Christus sit nobis donatus, ut propter eum justi refutemur. Legi numquam in carne satisfacimus. Ita igitur justi reputamur non propter legem, sed propter Christum, quia hujus merita nobis donantur, si in eum credimus. Si quis igitur haec fundamenta consideraverit, quod non justificemur ex lege, quia legem Dei humana natura non potest facere, non potest Deum diligere, sed quod justificemur ex promissione, in qua propter Christum promissa est reconciliatio, justitia et vita aeterna: is facile intelliget *necessario* tribuendam esse justificationem fidei, si modo cogitabit Christum non esse frustra promissum, exhibitum, natum, passum, resuscitatum, si cogitabit promissionem gratiae in Christo non esse frustra, praeter legem et extra legem factam esse statim a principio mundi, si cogitabit promissionem fide accipiendam esse. . . . Haec tam perspicua, tam manifesta sunt, ut miremur tantum esse furorem adversariorum, ut haec vocent in dubium. Manifesta ἀπόδειξις est, quom non justi-

ficemur coram Deo ex lege, sed ex promissione, quod *necesse sit* fidei tribuere justificationem. Quid potest contra hanc ἀπόδειξιν opponi, nisi totum evangelium, totum Christum abolere quis volet?“

Daß Melancthon in der Apologie immer wieder auf diesen nothwendigen Zusammenhang der biblischen Begriffe in der Rechtfertigungslehre hinweist, hat seinen Grund nicht darin, weil er die lutherische Lehre demonstrieren und so der Vernunft plausibel machen wollte, sondern vielmehr darin, weil die Römischen, geblendet durch ihre Werklehre, scheinbar schlechterdings keinen Einblick in den Zusammenhang der lutherischen Schriftgedanken von der Rechtfertigung zu gewinnen vermochten. Glaubten die Römischen doch, wie oben erinnert, mit dem trassen Syllogismus: „Si sola fides justificat, sciunt omnes dialectici, Christum a justificatione excludi“, die Lutherischen widerlegt zu haben. Um der stumpfen Gegner willen machte darum Melancthon immer neue Ansätze, um den Römischen einen Einblick in den Gang, den Zusammenhang und die Verknüpfung der Begriffe in der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung zu ermöglichen. So kehren die Gedanken immer wieder: Gerade darum allein durch den Glauben, weil allein aus Gnaden, um Christi willen, im Evangelio. Die lutherischen Bekenner selber aber machte eben diese klare Einsicht in die Relativität der die Lehre von der Rechtfertigung constituirenden Begriffe unerbitlich in ihrem Festhalten an dem lutherischen Schibboleth, dem Wörtlein sola, gegen welches die Römischen in Augsburg immer mehr ihre ganze Streitmacht concentrirten. Sie hatten klar erkannt, daß mit dem sola fide auch das sola gratia und das sola justitia Christi, wie auch das sola promissio Evangelii stehe und falle, und daß man das sola fide nicht erschüttern könne, ohne zugleich auch sämtliche anderen integrirenden Begriffe der Rechtfertigungslehre ins Schwanken zu bringen, und daß jeder, der mit irgend einem Stück der Rechtfertigungslehre Ernst machen wolle, sich auch nothwendig zu dem sola fide bekennen müsse. Ja, die lutherischen Bekenner in Augsburg hatten klar erkannt, daß, wenn man gleich das Wörtlein fides stehen, aber das Wörtlein sola fallen lasse, damit doch der Glaube selber, und die Gnade und Christi Verdienst und die Verheißung des Evangeliums, — die ganze lutherische Position preisgegeben, der Rechtfertigungslehre der Boden ausgestoßen und der römischen Werklehre der Einzug in die Kirche wieder gebahnt werde.

Weshalb aber unsere Kirche das sola nicht fallen lassen kann und will und braucht, ob es sich gleich Röm. 3, 28. den Buchstaben und Silben nach nicht findet, darüber läßt sich die Apologie 100, 73. 74 also vernehmen: „Etliche sechten groß an das Wort sola, so doch Paulus klar sagt zu den Römern am 3, 28.: So halten wir es nu, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Wert; item zun Ephesern am 2, 8.: Gottes Gabe ist es, nicht aus euch noch aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme; item zun Römern am 3, 24. dergleichen. So nu dieses Wort und diese

exclusiva sola etlichen so hart entgegen ist und so übel gefällt, die mögen an so vielen Orten in den Episteln Pauli auch diese austragen: aus Gnaden, item nicht aus Werken, item Gottes Gabe 2c., item daß sich niemand rühme 2c. und vergleichen, denn es sind ganz starke exclusivae. Das Wort aus Gnaden schleußt Verdienst und alle Werke aus, wie die Namen haben. Und durch das Wort sola, so wir sagen: Allein der Glaub macht fromm, schließen wir nicht aus das Evangelium und die Sacrament, daß darum das Wort und die Sacrament sollten vergeblich sein, so es der Glaub alles allein thut, wie die Widersacher uns alles gefährlich deuten; sondern unsern Verdienst daran schließen wir aus. Denn wir haben oben genug gesagt, daß der Glaube durchs Wort kömmt; so preisen wir das Predigamt und Wort höher und mehr denn die Widersacher, so sagen wir auch, die Liebe und Werk sollen dem Glauben folgen. Darum schließen wir die Werk durchs Wort sola nicht also aus, daß sie nicht folgen sollten; sondern das Vertrauen auf Verdienst, auf Werk, das schließen wir aus und sagen, sie verdienen nicht Vergebung der Sünden.“

F. B.

(Schluß folgt.)

(Gesandt auf Beschluß der Pastoralconferenz von Söbst - Missouri.)

## Vom Privatstudium des Pastors.

Vom Privatstudium des Pastors wollen wir handeln. Das ist ein sehr wichtiger und recht beherzigungswerther Gegenstand für eine Pastoralconferenz. Schon bei Nennung des Themas: „Privatstudium des Pastors“ werden wir bedenlich. Es regen sich sofort Gedanken in uns, „die sich unter einander verklagen oder entschuldigen“. Wir müssen uns schuldig bekennen, daß wir in diesem Stücke nicht immer so unermülich und treu sind, wie wir sein sollten. Wir haben aber auch sofort eine ganze Anzahl von Entschuldigungen bei der Hand, mit denen wir die anklagenden Gedanken zu beschwichtigen suchen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß gerade diesem Stücke unsers Amtes, dem Privatstudium, oftmals scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegentreten. Von diesen Schwierigkeiten und Hindernissen des Privatstudiums wollen wir zur Einleitung zuerst reden, ehe wir zu unserm eigentlichen Gegenstande, dem Privatstudium selbst, übergehen und die zwei Fragen zu beantworten suchen: Was soll uns zu demselben bewegen? und: Womit soll es sich beschäftigen?

Zuerst also mögen einige einleitende Worte über die Schwierigkeiten und Hindernisse gesagt werden, die sich dem Privatstudium des Pastors in den Weg stellen. Deren sind hauptsächlich zweierlei, welche aber Hand in Hand arbeiten: 1. diejenigen, welche von innen heraus aus unserm Fleisch

und Blut kommen, 2. diejenigen, welche von außen an uns herantreten und erstere bestärken.

Wenn der Herr Jesus Matth. 26, 41. zu seinen Aposteln sagen muß: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“, so lehrt er, daß die Christen, auch die Pastoren, neben dem Geiste, der uns zu allem Guten willig macht, auch noch das Fleisch haben, welches die Freudigkeit des Geistes brechen und hindern will. Folgt daraus schon, daß alles, was wir Christen, vom Geiste Gottes getrieben, thun, noch voll Mängel und unvollkommen ist, so folgt noch viel mehr daraus, daß wir fort und fort gegen das Fleisch zu wachen, zu beten und zu kämpfen haben, damit das Fleisch nicht zur Herrschaft komme und den Geist erstickt. Daher gesteht und klagt der große Heidenapostel Paulus Röm. 7, 21—24.: „So finde ich nun in mir ein Gesetz, der ich will das Gute thun, daß mir das Böse anhanget. Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen, ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Dieses Fleisch regt sich nun auch bei uns in mancherlei Weise, um uns am Privatstudium zu hindern. Es hält uns von demselben ab durch die immer wieder mächtig werdende angeborne Trägheit. Wir sind von Natur faul. Unser alter Adam scheut sich vor der Arbeit, am meisten vor der von Gott gebotenen Berufsarbeit. Er drückt sich um dieselbe herum, wo er nur kann. Auch uns gilt die Ermahnung, Röm. 12, 11.: „Seid nicht träge, was ihr thun sollt.“ — Ja, unser alter Adam ist nicht nur träge zu göttlichen Dingen, er haßt sie geradezu. Unser Fleisch ist um kein Haar besser, als das Fleisch aller Gottlosen. Es schwächt nicht nur den Glauben, es erkaltet nicht nur den Eifer, es hat nicht nur gar keine Lust am Herrn und seinem Wort, sondern es ist voll Widerwillen gegen alles Göttliche. Ginge es nach unserm Fleische, so würden wir nie zum Privatstudium kommen. Es kostet oft sauren Kampf und Selbstüberwindung. — Aus unserm angeborenen Verderben fließt auch die Verzagtheit und Ueberhebung unsers Herzens, welche uns oft das Privatstudium verleiden oder als unnöthig hinstellen will. „Es ist das Herz ein trozig und verzagt Ding.“ In bösen Tagen werden wir verzagt, muthlos, müde. Wir denken: Was nützt doch all dein treues Studiren? Du richtest doch nichts aus! In schweren Kämpfen und Leiden ist unser Herz oft so von Traurigkeit eingenommen, daß es sich zu nichts mehr aufraffen kann. Da bleibt denn oft unser Privatstudium liegen. Darauf weist Ebr. 12, 11—13. hin: „Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. Darum richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Kniee, und thut gewisse Tritte mit euren Füßen, daß nicht jemand



strauchele wie ein Lahmer, sondern vielmehr gesund werde“ (eigentlich: damit das schon Gelähmte nicht vollends ganz verrenkt oder ausgedreht werde). In guten Tagen hingegen werden wir trotzig, hoffärtig. Wir denken dann leicht: Ich habe schon so oft über alle Lehrgegenstände gepredigt, und ich habe schon eine solche Geschicklichkeit in den Hauptfragen, die im Predigtamte zu entscheiden sind, erlangt, daß noch ein besonderes Privatstudium nicht mehr nöthig ist! Man verläßt sich auf seine Begabung, Geschicklichkeit, Schlagfertigkeit, Gedächtniß, gutes Mundwerk und dergleichen. Man vergißt der eigenen Untüchtigkeit. Man fragt nicht mehr mit Paulo: „Wer ist dazu tüchtig?“ Man bedenkt nicht mehr, daß Gott uns nur durch sein Wort tüchtig mache. Die Wichtigkeit des Predigtamtes tritt vor den Augen immer mehr zurück, die Ausrichtungen des Predigtamtes sinken immer mehr zu einer Gewohnheitsache und bloßen Schablone herab, wenn man schon alles zu wissen vermeint und ohne Privatstudium fertig zu werden sich vermißt. Es kann nicht genug betont werden, daß die Studienjahre im Prediger-Seminare doch eigentlich nur die Grundlegung zur Führung unsers Amtes und die Anleitung gewesen sind, wie und auf welchen Gebieten der berufene Kirchendiener sich weiter auszubilden hat. Es ist ein trotzig Herz, welches meint: Für meine Gemeinde ist das, was ich ihr biete, gut genug, ich brauche mir keine weitere Mühe zu geben. — Unser Fleisch ist auch darin bei uns thätig und geschäftig, um uns vom Privatstudium abzuhalten, daß es unser Herz theilt, von Gott herabzieht, auf irdische Dinge lenkt. Unser Herz ist voller bösen Lüste. Es hat Lieblingswünsche, deren Erfüllung es begehrt, es sucht irdischen Vortheil und Gewinn, es hat seine Liebhabereien und Lieblingsbeschäftigungen, auf die es Zeit und Kraft verwenden will. Es sucht anderes im heiligen Predigtamte, als Seelen selig zu machen. Darum auch gerade uns Predigern das Wort vorgehalten werden muß: „Niemand kann zween Herren dienen.“

Unser alter Adam, der uns so viele und mancherlei Klöße in den Weg legt, wird nun bestärkt durch allerlei Hindernisse, welche von außen herantreten und in der That das Privatstudium oft ganz bedeutend erschweren. Da kommt ein Pastor in eine neue Gemeinde, hat wohl kaum ein Stübchen für sich und muß noch obendrein viele und weite Missionstreisen machen. Er denkt: Mögen andere Pastoren studiren, so viel sie wollen, ich finde keine ruhige Stunde dazu. Oder der Pastor muß den ganzen Tag Schule halten, nach derselben seine Kranken besuchen, dann ist er erschöpft. Oder er hat eine große Gemeinde, deren Glieder weit zerstreut wohnen, er hat weite Wege zurückzulegen, viele Amtshandlungen zu verrichten, so daß er täglich todmüde nach Hause kommt. Oder der Pastor ist selbst leidend, von schwacher Gesundheit, mit permanentem Kopfweg behaftet, er ist daher froh, wenn er die nöthigste Arbeit für seine Gemeinde gethan hat. Den einen hindert am Privatstudium die Mattigkeit des Alters, den andern die Vollblütigkeit der Jugend. Ein Pastor hat auch viele Abhaltungen in

Hof und Haus, die er als begründete Hindernisse des Privatstudiums vorzuschützen möchte. Da sind Krankheiten in der Familie, Hülfarbeiten für die leidende Frau, Erziehung der Kinder, und mancherlei Besorgungen für Haus, Stall und Garten, die nicht umgangen werden können. Hartmann schreibt von den Pastoren, welche sich durch die zuletzt genannten Arbeiten vom Privatstudium abhalten lassen, in seiner Pastoralen Evangelicum: „Wir billigen die verkehrte Weise gewisser Prediger, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, durchaus nicht, welche größere Sorge für die Fütterung ihres Viehes und die Bestellung ihrer Acker, als für ihre Studien und die Förderung des Seelenheiles ihrer Pfarrkinder tragen. Diese würde man richtiger Viehhirten als Seelenhirten nennen. Das sagen wir nicht, als ob wir es absolut und an sich mißbilligten, daß ein Prediger irgend welche Sorge für sein Hauswesen trage (wenn es nur ohne Schaden des Amtes und der Studien geschieht), die auf die Fütterung des Viehs und die Bestellung der Acker verwandt wird. Aber er soll zuerst und hauptsächlich auf sich selbst und auf die Lehre Acht haben, und nicht um der Nahrung und Kleidung willen besorgt und ängstlich arbeiten, weil Gott selbst unser Erbe ist, der wird uns Feld, Weinberg, Delgarten, Saat, Acker und Frucht zugleich sein, und weil Christus nicht dulden wird, daß seinen Knechten etwas fehlt, Luc. 22, 35. Wehe daher jenen Drohnen, welche die Heerde nicht weiden, sondern aufzehren. Diese durchbohrt der Prophet Ezechiel mit dem Schwerte seines Wortes, Ezech. 34. Denn es ist unsere Aufgabe, nicht unsern Gewinn, sondern die Seligkeit der Schafe zu suchen, 2 Cor. 12, 14.: ‚Ich suche nicht das Eure, sondern euch.‘ Wir sind zu Menschenfischern, nicht zu Goldfischern gesetzt. Darum sollen die Prediger, wie Aquinas treffend sagt, größere Sorge für die Mehrung der geistlichen Güter in der Gemeinde haben als für den Erwerb irdischer Güter.“— Hierzu gesellen sich noch mancherlei traurige Vorfälle in der Gemeinde, welche die Gedanken beschäftigen, die Nachtruhe rauben und am ernstesten Privatstudium hindern. Der Zustand einer Gemeinde scheint zuweilen vor Menschengenossen so hoffnungslos, daß der Pastor denkt: Deine Arbeit ist vergeblich. Aergernisse, schwere Kirchenzuchtsfälle, Uebant der Zuhörer, Lästerungen und Verleumdungen beschweren unser Herz so, daß wir meinen, nicht im Stande zu sein, uns noch mit Privatstudium zu beschäftigen. Wer will alle Umstände und Gelegenheiten aufzählen, welche der böse Feind gebraucht, um uns am Privatstudium zu hindern, bis er uns endlich dahin gebracht hat, daß wir es ganz liegen lassen? Und dennoch ist ohne Privatstudium die rechte Ausübung des heiligen Predigtamtes auf die Dauer nicht möglich. So unglaublich es oft zu sein scheint, daß unter solchen schwierigen Verhältnissen, wie sie soeben erwähnt wurden, noch studirt werden könne, so klar und deutlich lehrt die Schrift, es müsse dennoch geschehen. Darauf wollen wir etwas näher eingehen, indem wir uns zuerst die Frage vorlegen:

## I. Was soll uns zum Privatstudium bewegen?

1. Gottes Wille und Gebot. Was Gott allen Christen vorhält und gebietet, geht doch auch die Prediger an. Gott will, daß alle Christen an Erkenntniß zunehmen und nicht Kinder bleiben am Verständniß; wie viel nöthiger ist dies für einen Diener des Wortes! Col. 1, 9—11.: „Wir hören nicht auf für euch zu beten, . . . daß ihr wandelt würdiglich dem HErrn zu allem Gefallen, und fruchtbar seid in allen guten Werken, und wachset in der Erkenntniß Gottes.“ 2 Petr. 3, 18.: „Wachset aber in der Gnade und Erkenntniß unsers HErrn und Heilandes Jesu Christi.“ 1 Cor. 14, 20.: „Lieben Brüder, werdet nicht Kinder an dem Verständniß, sondern an der Bosheit seid Kinder, an dem Verständniß aber seid vollkommen“, eigentlich: „werdet vollkommen“, das heißt, immer vollkommener. Joh. 5, 39.: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget.“

Was nun Gott in diesen Sprüchen allen Christen mit Einschluß der Prediger sagt, das befiehlt er den berufenen Kirchendienern noch insonderheit und ausdrücklich mit den Worten, welche Paulus an den jungen Timotheus richtet, 1 Tim. 4, 13.: „Halte an mit Lesen, mit Ermahnen, mit Lehren.“ Hier wird das Lesen oder Studiren allen Pastoren neben dem Ermahnen und Lehren als Amtspflicht von Gott selbst aufgelegt. Dr. Walther sagt in seiner bekannten Pastoralpredigt zu diesem Spruche: „Wie wir aus unserm Textvers ersehen, setzt Paulus Lesen und Lehren neben einander und gibt damit die zwei eigentlichen Amtsverrichtungen eines Kirchendienern an, welche alle andern in sich fassen. Er will daher ohne Zweifel einen jeden Kirchendiener davor warnen, noch etwas anderes zu seinem Lebensberuf zu machen, als Lesen und Lehren. Lehrt ein Prediger nicht, so soll er lesen. Der Apostel legt sich in seinem zweiten Briefe an den Timotheus selbst aus, wenn er da schreibt: ‚Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi. Kein Kriegsmann flücht sich in Händel der Nahrung auf, daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat.‘ Wohl ist ein Prediger als Hausvater, als Bürger, als Nachbar, als Christ von der Erfüllung der Pflichten nicht entbunden, die diese Verhältnisse ihm auferlegen; wohl sind selbst Werke der Erholung und Neustärkung nach verzehrender Arbeit seine Pflicht; aber das Werk eines Landbauers, eines Handwerkers, eines Künstlers, eines Kaufmanns, eines Arztes, eines Weltgelehrten und dergleichen kommt ihm nicht zu. Ein Prediger, der darauf seine Zeit verwendet, verschwendet sie, verläßt seinen Beruf, ist ein untreuer Haushalter über Gottes Geheimnisse, greift in ein fremdes Amt und wird daher eine schwere Rechenchaft für jede so der Kirche und seiner Gemeinde geraubte Stunde geben müssen am jüngsten Tage; sowie diejenigen Gemeinden, welche durch ihre Kargheit ihren Prediger verleiten, um Brod zu arbeiten, sich schwer damit an ihren eigenen Seelen und an der ihres

Predigers versündigen. Denn, daß ich es wiederhole, eines Predigers Arbeit ist allein Lesen und Lehren.“

Luther macht zu Sirach 39, 1. („Wer sich aber darauf geben soll, daß er das Gesetz des Höchsten lerne, der muß die Weisheit aller Alten erforschen und in den Propheten studiren“) die Randglosse: „Ein Pfarrherr oder Prediger soll studiren und unter allerlei Büchern sich üben, so gibt ihm Gott auch Verstand; aber Bauchpaffen läßt er lebzig.“

Gott hat also uns Predigern das Studium als ein Hauptstück unsers Amtes und Berufes auferlegt. Das Gebot Gottes: „Halte an mit Lesen“ gilt für alle berufenen Kirchenlieder bis an das Ende ihrer Amtsverwaltung. Ein Prediger, der dieses Gebot Gottes verachtet, kommt ins Verbaun und Versauern hinein.

2. Zum Privatstudium soll uns zweitens bewegen die Beschreibung, welche Gottes Wort vom heiligen Predigtamte gibt. In Gottes Wort wird das heilige Predigtamt dargestellt als Amt voll schwerer, anhaltender Arbeit. 1 Tim. 3, 1. heißt es: „Das ist gewißlich wahr, so jemand ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstlich Werk.“ Das Predigtamt ist also kein Amt des Müßigganges, kein Spielen, keine Staffel, um zu Ehren und Reichthum zu gelangen, sondern ist rundweg lauter Werk im Dienste der anvertrauten Seelen. Ist die Tagesarbeit des Lehrens, Ermahnens, Tröstens vollbracht, so ist unser Werk noch nicht zu Ende, es muß auch Privatstudium getrieben werden. 1 Theß. 5, 12. schreibt Paulus: „Wir bitten euch aber, lieben Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten, und euch vorstehen in dem HErrn, und euch ermahnen.“ 1 Cor. 3, 8.: „Der aber pflanzet, und der da begießet, ist einer wie der andere. Ein jeglicher aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit.“ Und wie mühevoll und angestrengt diese Arbeit im Predigtamte ist, zeigt Paulus 2 Cor. 11, 27.: „In Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße“, also auch in den schwierigsten und kümmerlichsten Lagen bleibt die Arbeit bestehen, selbst Armuth, Frost und Blöße enthebt derselben nicht. Derselbe Apostel sagt 2 Theß. 3, 8.: „Haben auch nicht umsonst das Brod genommen von jemand, sondern mit Arbeit und Mühe, Tag und Nacht haben wir gewirket, daß wir nicht jemand unter euch beschwerlich wären.“ „Tag und Nacht!“ Merken wir uns das! Wenn es nicht anders geht, muß ein Theil der Nacht auch zum Privatstudium genommen werden, denn das ist neben dem Lehren die Hauptarbeit, welche Gott uns aufgelegt hat. „Lehrt ein Prediger nicht, so soll er lesen“, so fordert Gottes Wort. Das gehört zu unserm Amte. Und nun ermahnt uns Gott, Röm. 12, 7.: „Hat jemand ein Amt, so warte er des Amtes.“ Wir müssen demgemäß auch des Privatstudiums warten, und zwar in der Weise, wie Gottes Wort das Predigtamt beschreibt, nicht nur oberflächlich, spielend und flüchtig, sondern in wirklicher, angestrenzter Arbeit, mit Aufbietung aller dazu ver-

fühbaren Kräfte, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen und größten Hindernissen, mit aufrichtigem Eifer und mit herzlicher Sorgfalt für die uns anvertrauten Seelen. *Harkmann*, in seiner Pastorale, schreibt: „Es ist darum sehr unflathhaft, daß die Diener Christi Spieler, Jäger, Handelsleute, Speculanten, Soldaten, Bauern 2c. seien. Denn wenn es nicht taugt, daß sie die Predigt des Wortes unterlassen und bei Tische dienen, Apost. 6, 2., so taugt es noch weniger, das Wort Gottes zu unterlassen, um für Dinge anderer Art Zeit zu haben. Gehalt wird allerdings gegeben, aber wegen des Amtes; Lohn ist man schuldig, aber den Werkleuten; zwiefältige Ehre sind sie werth, aber die, welche arbeiten.“

3. Zum Privatstudium soll uns drittens bewegen der Zweck und die Aufgabe unsers Predigtamtes. Der Zweck und die Aufgabe unsers Predigtamtes ist, unsere Zuhörer selig zu machen. Paulus ermahnt 1 Tim. 4, 16.: „Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre; beharre in diesen Stücken. Denn wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen, und die dich hören.“ Apost. 26, 18. sagt der Herr Jesus bei der Berufung Pauli, „er sende ihn zu den Heiden, aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zu dem Lichte, und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden, und das Erbe sammt denen, die geheiligt werden durch den Glauben an mich“. Diese hohe Aufgabe unsers Predigtamtes kann nur dann erreicht werden, wenn wir so in Gottes Wort leben, forschen und studiren, daß wir nichts anderes, als Gottes Wort, und zwar in rechter Weise, Anwendung und Theilung predigen.

Gottes Wort ist rein zu lehren. 1 Petr. 4, 11.: „So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort.“ „Von Gott nichts ohne Gott“, lautet das Axiom. Des Lehrers Aussprüche müssen so zuverlässig Gottes Wort sein, als redete sie Gott selbst. Und Gottes Worte sind Geist und Leben und Kraft zur Seligkeit. Von uns muß es heißen nach Matth. 10: „Ihr seid's nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist's, der durch euch redet.“ Wir sind Haushalter über Gottes Geheimnisse, nicht Verbreiter eigener Fündlein. Die von Gott offenbarte Lehre sollen wir zur Seligkeit anderer predigen, nicht neue Lehren zum Verderben anderer vortragen. Gal. 1, 8.: „Wenn selbst ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium predigte, der soll verflucht sein.“ Jes. 8, 20.: „Nach dem Gesetz und Zeugniß, werden sie das nicht sagen, so werden sie die Morgenröthe nicht haben.“ Ohne fortwährendes Forschen in Gottes Wort ist die Predigt des reinen Wortes nicht möglich.

Sollen die Zuhörer selig werden, so ist Gottes Wort auch deutlich zu lehren. Das Wort soll ja nicht bloß in den Ohren klingen, es soll vielmehr das Verständniß eröffnen und in das Herz dringen. Daher erklärt Paulus 1 Cor. 14, 9.: „Also auch ihr, wenn ihr mit Zungen redet, so ihr nicht eine deutliche Rede gebet, wie kann man wissen, was geredet ist? Denn

ihr werdet in den Wind reden.“ Wer Gottes Wort deutlich lehren will, muß selbst den klaren Sinn des Heiligen Geistes erkennen, und das kann nur durch fleißiges Forschen und durch Vergleichung der Schrift mit Schrift geschehen.

Sollen die Zuhörer selig werden, so ist Gottes Wort ferner vollständig zu lehren. Matth. 18: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Auch nicht das kleinste Theilchen des Wortes Gottes darf seinem Volke entzogen werden, sondern es muß der ganze Rathschluß Gottes verkündigt werden, ohne davon oder dazuzuthun, wie Paulus Apost. 20, 27. sagt: „Denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte alle den Rath Gottes.“ Wenn wir alles lehren, was zur Seligkeit nöthig ist, dann geht der Zuhörer, welcher verloren geht, nicht durch unsere, sondern durch seine eigene Schuld verloren. Wer aber Gottes Wort vollständig lehren soll, muß sich auch fort und fort mit dem Worte Gottes beschäftigen.

Sollen unsere Zuhörer selig werden, so müssen wir Gottes Wort auch recht theilen. Diese allerschwerste Kunst müssen wir immer besser kennen und anwenden lernen. Wir müssen Gesetz und Evangelium wohl scheiden und als kluge und treue Haushalter Gottes den verschiedenen Zuhörern zur rechten Zeit ihre Gebühr geben. Das steht geschrieben 2 Tim. 2, 15.: „Befleißige dich Gott zu erzeigen einen rechtschaffenen, unsträflichen Arbeiter, der da recht theile das Wort der Wahrheit.“ Dazu können wir unmöglich ohne fortwährendes Lesen und Forschen immer tüchtiger werden.

Sollen unsere Zuhörer selig werden, so dürfen wir uns nicht damit begnügen, daß wir ihnen die reine Lehre vortragen, sondern wir müssen sie auch vor den Abwegen warnen und die falschen Lehren strafen. Tit. 1, 9.: „Halte ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann, auf daß er mächtig sei zu ermahnen durch die heilsame Lehre und zu strafen die Widersprecher.“ Wir müssen daher fort und fort die rechten Waffen zum Kampfe gegen falsche Lehren aus Gottes Wort hervorholen.

Endlich sollen auch wir selbst, die wir andere zur Seligkeit führen sollen, nach Gottes Absicht die Wahrheit des Wortes Gottes erfahren haben und glauben, daß wir aus tiefster Seele heraus die Wahrheit des göttlichen Wortes anpreisen. Diese Erfahrung und dieser Glaube kann nur da vorhanden sein und bestärkt und erhalten werden, wo man fortwährend mit Gottes Wort umgeht.

Kurz, ohne Fortstudium ist die Aufgabe unsers Predigtamtes unausführbar, der Zweck desselben unerreichbar.

Dr. Walther sagt in der oben angeführten Pastoralpredigt: „Hätte ein Diener der Kirche seine eigene Weisheit zu verkündigen, so hätte er freilich nicht nöthig, Gottes Wort und was ihm dasselbe aufschließt, eifrig zu studiren; je schärfer sein Verstand, je gedankenreicher sein Geist, je lebendiger seine Einbildungskraft, je größer seine Erfahrung wäre, um so mehr

hätte er Ursache, allein seinem Geiste zu folgen und aus demselben, was er vortragen wollte, zu schöpfen. Aber ein Diener der Kirche ist ein Diener am Wort. Er hat den Auftrag: ‚Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit.‘ Er hat die Richtschnur: ‚So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort.‘ Er soll mit Paulus bezeugen können: ‚Ich sage nichts außer dem, was die Propheten gesagt haben.‘ Er soll das ‚Geheimniß‘ verkündigen, ‚das von der Welt her verschwiegen gewesen ist, nun aber geoffenbaret, auch kund gemacht durch der Propheten Schriften, aus Befehl des ewigen Gottes, den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter allen Heiden.‘ Er soll zu Anfang jeder Predigt mit Jesaias sagen können: ‚Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der Herr redet.‘ Ja, er soll bei jedem Satz sagen können: ‚So spricht der Herr.‘ Er soll das Wort Christi sich aneignen können: ‚Wer euch höret, der höret mich.‘ Er soll predigen, ermahnen, strafen und trösten als ein Botschafter an Christus Statt. Er soll wissen: so oft er auftritt, so spricht die Gemeinde im Geist zu ihm, wie die mit Cornelius Versammelten zu Petro: ‚Nun sind wir alle hier gegenwärtig vor Gott, zu hören alles, was dir von Gott befohlen ist.‘ Und zwar soll ein Diener der Kirche nicht nur dies und jenes aus dem geschriebenen Worte Gottes vortragen, sondern mit Paulo sagen können: ‚Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündiget hätte alle den Rath Gottes.‘ Dazu kommt, daß ein Diener der Kirche nicht nur alle zur Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten zu predigen hat, sondern daß dies auch in solcher Ordnung geschehen müsse, daß mit jedem neuen Satze die Sonne der Wahrheit in den Herzen der Zuhörer immer heller aufgehe, auf daß durch ihn entstehe die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. Er muß auch das Wort nicht nur rein, vollständig und geordnet predigen, sondern es auch recht theilen und als ein treuer und kluger Haushalter jedem zu rechter Zeit seine Gebühr geben. Endlich aber soll er auch sagen können: ‚Ich glaube, darum rede ich.‘ Es soll bei ihm Wahrheit sein: ‚Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über.‘ Er soll ein von dem Worte Gottes so erfülltes, erwärmtes, glühendes Herz und einen durch die Erfahrung der Wahrheit so brünstig gewordenen Geist haben, daß er mit den Aposteln gestehen muß: ‚Ich kann es ja nicht lassen, daß ich nicht reden sollte, was ich gesehen und gehöret habe, das ist, was ich an meiner eigenen Seele als ewige Wahrheit selbst empfunden habe. Fassen wir nun dies alles noch einmal zusammen: Ein Diener der Kirche muß 1. nur Gottes Wort predigen, 2. das ganze Wort Gottes, 3. in lichtvoller Ordnung, 4. es recht theilend, und 5. mit brünstigem Geist und Glauben aus der Fülle des Herzens. Und selbst hiermit ist die ganze Aufgabe eines Dieners der Kirche noch nicht erschöpft. Soll er lehren, so muß er auch 6. wehren. Soll er ein rechter Hirte der Schafe Christi sein, so muß er dieselben nicht nur weiden, sondern auch die reizenden Wölfe, die der Heerde nicht verschonen, aber in

Schafskleidern zu ihnen kommen, und den Schein eines gottseligen Wesens haben, entlarven, vor ihnen warnen und mit der Waffe des Wortes Gottes siegreich wider sie kämpfen. Ist nun aber dies alles die große Aufgabe eines Dieners der Kirche, kann es da noch in Frage gestellt werden, ob er anhalten müsse zu lesen, ob er fortstudiren müsse, studiren Tag und Nacht mit unermüdlischem Eifer? Gewiß nicht.“

4. Zum Privatstudium soll uns viertens bewegen das Beispiel und Vorbild der rechten Lehrer. „Paulus selbst“, sagt Hartmann in seiner Pastorale, „obgleich in vorgerücktem Alter, ließ sich Bücher und Pergamente bringen und wollte nicht Bücherläuse und Motten aufkommen lassen. Petrus las fleißig die Briefe Pauli, nach seiner Aussage 2 Petr. 3, 15. 16.: ‚Und die Geduld unsers Herrn achtet für eure Seligkeit; als auch unser lieber Bruder Paulus, nach der Weisheit, die ihm gegeben ist, euch geschrieben hat. Wie er auch in allen Briefen davon redet, in welchen sind eiliche Dinge schwer zu verstehen, welche verwirren die Ungelehrigen und Leichtfertigen, wie auch die andern Schriften, zu ihrer eigenen Verdammniß.‘ Daniel hat die Weissagungen Jeremias durchforscht, nach Dan. 9, 2.: ‚In demselbigen ersten Jahre seines (Darii) Königreichs merkte ich, Daniel, in den Büchern auf die Zahl der Jahre, davon der Herr geredet hatte zum Propheten Jeremia, daß Jerusalem sollte siebenzig Jahre wüste liegen.‘ David beschäftigte sich Tag und Nacht mit dem Gesetz, Ps. 119. Wenn alle diese gottesleuchteten (θεόφωστοί) Männer, auf welche der Heilige Geist die reichsten Ströme seiner Gaben ausgoß, trotzdem fleißig Bücher gebrauchten, wie müßten wir Leutelein, die nach Gottes Willen die Funken der Wahrheit, welche er uns zugänglich gemacht hat, mit steter Arbeit heraus schlagen sollen, uns schämen, wenn wir in Ruhe der Faulheit pflegen und nicht aus allen Kräften uns des Lesens bestreuen wollen.“

An einer andern Stelle sagt Hartmann: „Die alten Väter waren blaß vom Studiren, die geringste Zeit ihres Lebens wandten sie auf den Schlaf, wenig auf die Speisen, keine auf die Ruhe. Dem Origenes ging kein Theil seiner Lebenszeit für die Studien verloren. Der Tag ist kurz, die Arbeit viel.“

Wie Dr. Luther Tag und Nacht mit der Schrift umging, wie Dr. Walthers Licht in der Studirstube bis spät in die Nacht noch brannte und vor Tagesgrauen wieder zu seiner Arbeit leuchtete, ist bekannt.

Im Vorwort zu Dilhers „Betrachtungen und Seufzer eines Christenmenschen“ berichtet Dr. Walther: „Daß Dilher, wie es einem rechtschaffenen Theologen gebührt, mit unermüdetem Fleiße studirte, davon zeugt die Ueberschrift, die er über der Thür seines Studierzimmers hatte anbringen lassen. Sie lautet nach einer Uebersetzung aus dem Lateinischen, wie folgt: ‚Stehe still, lieber Gast! Klopfe nicht an und störe mich nicht, es sei denn, daß es die hohe Noth erfordere. Wisse, daß ich die Vormittagsstunden meinem Gott und den Geschäften meines Amtes gewidmet habe. Hast du



aber etwas mit mir zu sprechen, das einigen Aufwand der kostbaren Zeit werth ist, so seien die Nachmittagsstunden für dich, doch also, daß du bedenkst, daß wir für jede einzelne Stunde Gott werden Rechenschaft geben müssen.“ —

Männer, wie Dilher, waren überlaufen, und konnten sich zuweilen nicht anders helfen, um die für das Privatstudium nöthige Zeit herauszuschlagen. Uns droht solche Gefahr der Ueberlaufung weniger, den Meisten unter uns steht mehr Zeit zum Privatstudium zur Verfügung.

Das leuchtendste Vorbild des Fleißes und sich selbst verzehrenden Eifers hat uns unser Herr und Meister Jesus Christus gegeben, dessen Fußtapfen wir nachfolgen sollen. Er erwies und vertheidigte seine Predigten sorgfältig aus den Schriften Moses und der Propheten. Er konnte sich für die schriftgemäße Wahrheit seiner Lehre selbst vor seinen Feinden auf seine gehässigsten Zuhörer berufen. „Frage die darum, die gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe“, sagte er zu Pilato. Seine Feinde mußten bekennen, Matth. 22, 16.: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist, und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest nach niemand, denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen.“ Er wurde seiner Arbeit und seines Eifers nicht müde und klagte auch in der tiefsten Erschöpfung nicht mit Elias: „Es ist genug, Herr, so nimm meine Seele von mir“, 1 Kön. 19, 4.

5. Zum Privatstudium soll uns fünftens bewegen der Eifer der Feinde der Kirche. Satan und seine falschen Propheten studiren Tag und Nacht, wie sie ihre Irrthümer und Bosheiten verbreiten und an den Mann bringen können. Sie suchen in der Schrift, um durch Verlehrung und Fälschung derselben den schönen Schein des Wortes Gottes um sich zu verbreiten. Satan selbst kennt die Schrift genau und wendet die Bibelsprüche listig und geschickt da an, wo sie nicht hingehören. Welchen Fleiß entfalten, von Wuth und Haß getrieben, zumal diejenigen, die von uns ausgegangen sind, weil sie nicht von uns waren, um mit Verlehrung der Schrift und falscher Anwendung der Bibelsprüche die reine Lehre zu verächtlichen, zu widerlegen, als Irrlehre zu verletzern. Man kann wohl sagen, daß für jedes gute Buch der rechtgläubigen Kirche ganze Stöße umfangreicher Bücher geschrieben werden; welche die rechtgläubige Kirche unter christlichem Deckmantel angreifen. Gerade dieser Fleiß, dieser Eifer, diese falsche Schriftforschung, welche die Schriftlehre mit der Schrift beseindet, gehört auch zum Schaßkleide der falschen Propheten. Wenn wir nun täglich sehen und hören, wie fleißig die Irrlehrer daran studiren, die rechte Lehre durch ihre Menschenfundlein zu verdrängen, so müssen wir uns schämen, daß wir nicht noch viel eifriger und fleißiger sind, die rechte Lehre immer besser und mächtiger ans Licht zu stellen und in ihrer unbeflegbaren Herrlichkeit der Welt vor Augen zu malen. Zumal in dieser letzten Zeit verkleidet sich Satan in einen Engel des Lichtes und läßt die rechte Lehre

von der Gnade allein in Christo und vom rechten Glauben im Gegensatz zu allem Menschenthun und Menschenverhalten von Universitäten, Professoren, unzähligen Predigern und selbst sich lutherisch nennenden Synoden mit solchem Fleiß und Eifer angegriffen werden, unter lauter Schein des Wortes Gottes, daß, wie der Sohn Gottes von unserer Zeit vorhersagte, auch wohl die Auserwählten möchten in den Irrthum verführt werden, so es möglich wäre. Mit wie manchen Schwarmgeistern haben wir es zu thun, welche mit der Bibel in der Hand auftreten und eine staunenswerthe Belesung in der Schrift bekunden, die doch nicht der Schrift, sondern ihrer Vernunft und ihrem Schwarmgeist folgen und neben der Schrift sitzen. Da gilt das Wort unsers Herrn Jesu: „Die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte“, Luc. 16, 8.

Hartmann schreibt in seiner Pastorale: „Was noch mehr unsern Fleiß anspornen muß, ist des Satans und seines Gefindels unermüdlcher Eifer! In gewaltiger Wuth sind sie erregt, und die Teufel selbst scheinen in diesem schwachen Greisenalter der Welt von schlimmeren Teufeln besessen zu sein. Nichts lassen sie unversucht, auß eifrigste strengen sie alle Kräfte an, heimlich und öffentlich, durch List und durch Kampf, damit sie so viele als möglich mit sich in die Hölle reißen. Welches Unkraut, welche Steine des Anstoßes, welchen Samen des Streits streuen sie nicht aus! Land und Wasser, den ganzen Erbkreis umziehen sie, um auch nur einen Profelyten zu machen, Matth. 23, 15. Solche wüthenden Zeloten sind die Jesuiten, welche ein Dichter mit diesen Worten schildert: ‚Unverdroffen zieht der Jesuite nach dem fernen Indien und sucht einen Jünger, ohne Furcht vor der See, vor Steinen und Feuer; und wenn er ihn gefunden hat, so macht er ihn zweifältig schlimmer, als er selbst ist.‘ Lasset uns sogar von dem großen Verführer der Welt lernen, welcher allezeit die Erde durchwandert, daß er die Menschen mit seinen Künsten und Nezen verwickle, verstricke und betrüge. Daher sagte der treffliche Märtyrer Latimer (er wurde am 16. October 1555 zu Oxford in England auf dem Scheiterhaufen verbrannt), als er die Bischöfe zum Fleiße ermahnte: Wenn sie das Beispiel der Heiligen, der Propheten, Apostel und insonderheit Christi selbst nicht nachahmen wollten, so sollten sie sich wenigstens durch das Beispiel des Teufels bewegen lassen. Denn der macht auß fleißigste Besuche und lehrt, bewegt und treibt seine Anhänger unablässig. Ja auch der Ocean wogt beständig, in ewiger Bewegung kreist der Himmel und die Sonne, die große Lenkerin des Wechsels, läuft mit unermüdlchem Glanze stets von einem Ende des Himmels bis zum andern; wenn so die tauben und unvernünftigen Weltkörper so viele Bahnen ohne Unterbrechung zurücklegen, so werden doch wohl die Häupter der Kirche nicht, von Trägheit und Stumpfsinn bewältigt, erschlaffen? Die Trägen sicherlich sind in jedem Beruf Gott verhaßt, vornehmlich aber im heiligen Amte; verflucht ist, wer dies Werk lässig thut.“

6. Zum Privatstudium soll uns sechsstens bewegen der daraus fließende Nutzen für uns selbst, unsere Gemeinde und die ganze Kirche.

Je mehr wir Gottes Wort studiren, desto gelehrter, reicher und gewaltiger werden wir in der Schrift, desto tüchtiger, sie zu unserer eigenen Seligkeit, zum Heile unserer Gemeinde und zum Wohle der ganzen Kirche anzuwenden, desto geschickter, unserm Amte nachzukommen. Daß solcher Nutzen für uns selbst und für unsere Gemeinden aus dem Studium der Schrift folgt, lehrt Gottes Wort. Der Herr Christus sagt Joh. 5, 39.: „Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget.“ Paulus schreibt 1 Tim. 4, 16.: „Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre; beharre in diesen Studien: denn wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen, und die dich hören.“ Je mehr wir Gottes Wort studiren, desto mehr werden auch die von Gott uns verliehenen Gaben gefördert und gesteigert zum Segen unserer Gemeinden. Paulus ermahnt daher 2 Tim. 1, 6.: „Um welcher Sache willen ich dich erinnere, daß du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände“, eigentlich: „daß du anfeuerst die Gabe Gottes, die in dir ist“. Wie ein glimmender Funke durch Anblasen, eine brennende Lampe durch zugegossenes Del zur hellen Gluth angefaßt wird, so soll die Gabe Gottes, die er uns besonders zur Amtsführung geschenkt hat, durch Lesen, Meditation und fleißigen Gebrauch der Gabe unter herzlichem Gebet in uns erhalten, gefördert und angeregt werden. Um so besser können wir dann unserm Amte nachkommen, die Gemeinde Gottes zu bauen.

Dr. Walther, Brosamen, S. 331: „Ein Theologe ist nach Paulus ein Mensch Gottes, den nicht nur die Schrift zu seiner eigenen Seligkeit unterweist, sondern der auch die vom Geiste Gottes gewirkte Fertigkeit hat, die Schrift für andere zu nützen, zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, zu allem guten Werk geschickt.“ — Solche Fertigkeit wirkt aber Gottes Geist nicht unmittelbar, sondern durch das Mittel seines Wortes.

Wollen wir selbst in rechter Erkenntniß unserer Sünde stehen und andere dazu bringen, wollen wir selbst der Gnade und Vergebung gewiß werden und andere derselben gewiß machen, wollen wir selbst im Glauben bleiben und andere darin erhalten, wollen wir selbst heilig leben und andern den Weg dazu zeigen, wollen wir selbst selig sterben und andere zu einem seligen Simeonsstündlein bringen, wollen wir selbst Trost im Kreuz, Stärkung im Kampf und Leiden, Sieg über Anfechtung und Sünde haben und andern dazu helfen, so muß ja der immerwährende Umgang mit Gottes Wort, das Suchen und Forschen in der Schrift, neben dem Lehren das Hauptstück unsers Predigtamtes sein. Aus der Schrift fassen wir neuen Muth in den mancherlei Beschwerden und Kümmernissen unsers Amtes

und rühmen mit David: „Wo dein Wort nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend.“ Aus der Schrift werden wir der göttlichen Wahrheit gewiß, daß wir sie ohne Menschenfurcht vortragen und das köstliche Ding, ein festes Herz, erlangen. Aus der Schrift schlagen wir alle Generalanfälle des Unglaubens und Zweifels, die auch uns umtoben, nieder.

Von dem Nutzen des Schriftstudiums schreibt Luther zu dem Spruche 1 Petr. 1, 10.: „Nach welcher Seligkeit haben gesucht und geforschet die Propheten“, also: „Hier weist uns St. Petrus zurück in die heilige Schrift, darin zu sehen, wie Gott um keines Verdienstes willen, sondern aus bloßer Gnade halte, das er verheißt hat. Denn die ganze Schrift ist dahin gerichtet, daß sie uns von unsern Werken reiße und zum Glauben bringe. Darum ist noth, daß wir in der Schrift studiren, auf daß wir des Glaubens gewiß werden. Also führet uns auch St. Paulus in die Schrift, da er spricht Röm. 1: Gott hat das Evangelium zuvor verheißt durch seine Propheten in der heiligen Schrift, und Röm. 3: Die Gerechtigkeit, so durch den Glauben an Jesum Christum kommt und für Gott gilt, ist offenbaret und bezeuget durch das Gesetz und die Propheten. Also lesen wir auch Apost. 17, daß St. Paulus den Juden zu Thessalonich und hernach zu Beroen den Glauben prediget an Christum, habe er mit ihnen aus der Schrift geredet, dieselbe ihnen aufgethan und fürgelegt, daß Christus mußte leiden &c. Und da sie solches gehört, haben sie täglich in der Schrift geforscht, ob sich's also hielte, wie sie von St. Paulo gelehret waren. Darum sollen wir auch in der Schrift suchen, denn sie ist's, die von Christo zeuget.“ (Erl. Ausg. 52, 28.)

Zu dem Spruche Röm. 15, 4.: „Was aber zuvor geschrieben ist, ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben“, schreibt Luther: „Paulus weist uns hie, was wir lesen und wo wir unsere Lehre suchen sollen. Wäre ein ander Buch uns zu lesen, er hätte es uns auch angezeigt. Dazu zeigt er, was für Frucht solch Lesen bringe, und spricht: Durch Geduld und Trost der Schrift haben wir Hoffnung. Da laß auftreten alle Lehre, laß hertragen alle Bücher, und sehen, ob sie so viel vermögen, daß sie Eine Seele trösten mögen in der allergeringsten Anfechtung, es ist ja nicht möglich, eine Seele trösten, sie höre denn ihres Gottes Wort. Wo ist aber Gottes Wort in allen Büchern, außer der heiligen Schrift? Was machen wir denn, daß wir andere Bücher lesen, und lassen dies liegen? Martern und tödten mögen sie uns wohl, aber trösten mag kein Buch, denn die heilige Schrift; den Titel hat sie allein, den hier St. Paulus ihr gibt, daß sie ein Trostbuch ist, welches die Seele erhalten kann in allem Trübsal, daß sie nicht verzage, sondern Hoffnung behalte; denn sie fasset Gottes Wort, dabei lernet sie seinen gnädigen Willen, daran hanget sie denn fest, und bleibet bestehen im Leben und Sterben. Wer aber Gottes Willen nicht weiß, der muß zwei-

seln; denn er weiß nicht, wie er mit Gott dran ist. Siehe aber, wie fein es St. Paulus machet: er setzet beides zusammen, Geduld und Trost der Schrift. Die Schrift nimmt nicht ab Widerwärtigkeit, Leiden und Tod; ja, sie verkündigt nichts, denn das heilige Kreuz, daß sie St. Paulus ein Wort des Kreuzes nennt; darum muß Geduld da sein. Aber das thut sie: mitten im Leiden tröstet und stärket sie, daß die Geduld nicht breche, sondern hindurchbringe und überwinde. Es machet die Seele gar getroßt, led und fröhlich zu leiden, wenn sie höret ein tröstlich Wort von ihrem Gott, daß der mit ihr und über ihr halte.“ (Erl. Ausg. 7, 61. 62.)

Zum Evangelio vom „barmherzigen Samariter“ schreibt Luther: „Darum sagen wir ihnen (den papistischen Sophisten, welche lügen, daß man in der Christenheit müsse mehr lehren, glauben und für nöthig zur Seligkeit halten, denn was uns Christus gegeben und befohlen hat zu lehren) hier abermal, wie zuvor: Lieber, was könnet oder wisset ihr doch Besseres und Nöthigeres zu lehren, denn was Christus gelehrt und zu lehren befohlen? und was bedarf man mehr, der Gewissen zu warten, mit allem, was ihnen noth ist, zu unterrichten, vermahnen, trösten, stärken, bessern, und kurz, zu ihrer Seligkeit, denn die Lehre der Schrift, das ist, beide, des Gesetzes oder Evangelii? wie St. Paulus auch zeuget 2 Tim. 3, 16. 17.: ‚Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.‘ Hier hördest du, daß es alles die Schrift reichlich hat und gibt, was da dienet zu allem guten Leben und Werken; was willst du denn anders fürgeben oder suchen, das noch darüber oder daneben zu lehren sei? Lieber, lege zuvor die zween Groschen an, die Christus gibt (Gesetz und Evangelium), und treibe die Lehre wohl, so wollen wir darnach sehen, was du mehr darlegen oder lehren könnest. Denn diese Uebermaß oder Darlegen über die zween Groschen mag man ohne Fahr und nach der Schrift Meinung also deuten, daß es sei das Zunehmen und Uebung in der Lehre und derselben Verstand; wie St. Paulus 2 Tim. 4, 2. vermahnet: ‚Halte an mit Lesen, mit Vermahnen, mit Lehren; laß nicht außer Acht die Gabe, die dir gegeben ist.‘ Solches warte, damit gehe um, auf daß dein Zunehmen in allen Dingen offenbar sei. Denn je mehr man die Lehre der Schrift treibt und übt, je gelehrter, reicher und gewaltiger man darin wird, wie auch in andern Künsten geschieht. Darum das Darlegen solcher Uebermaß ist, wo man solche Lehre immerfort treibet bei den Leuten, wie einem jeden vonnöthen ist, und darnach er schwach oder stark, mehr Tröstens, Vermahnens zc. bedarf, denn ein anderer.“ (Erl. Ausg. 14, 40. 41.)

Aber auch um des allgemeinen Nutzens der ganzen Kirche willen sollen wir fortstudiren. 1 Cor. 12, 7. heißt es: „In einem jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen.“ Ein Prediger soll auch fortstudiren, um, wenn Gott ihn dazu brauchen will, weiteren Kreisen der

Kirche dienen zu können, an Lehranstalten, als Synodalbeamter, in Kirchenblättern, als Referent bei Synoden und Conferenzen, als treuer Freund und Rathgeber von Pastoren und Gemeinden, die sich vertrauensvoll an ihn wenden, und dergleichen mehr. Wer die Conferenzen zu langweilig und unergiebig, die kirchlichen Zeitschriften nicht zu seiner Zufriedenheit findet, der frage sich: Warum mache ich die Conferenzen nicht interessanter und ergiebiger, warum sende ich nichts ein für die kirchlichen Zeitschriften? Und die Antwort wird lauten: Weil ich nicht fleißig genug studire.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt.)

**Gehört die dem Gesetz bei der Gesetzgebung hinzugefügte Verheißung, daß Gott denen, die ihn lieben, das Halten seiner Gebote aus Darmherzigkeit belohnen wolle bis in das tausendste Glied, in das Gesetz oder in das Evangelium?**

Gott hat sich uns durch Fordern und Gebieten, wie auch durch Verheißungen und Versprechen offenbart. Auch der Teufel sucht ihm hierinnen als Gottes Affe nachzuahmen. Mit der Forderung, von dem verbotenen Baume zu essen und der Verheißung: „Dann werden eure Augen aufgethan, und ihr werdet sein wie Gott“, stürzte er das ganze Menschengeschlecht. So forderte er von Christo: „Bete mich an!“ und versprach: „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Aber was der Teufel fordert, dazu hat er kein Recht, und was er verspricht, kann er nicht geben. Er lügt also, wenn er fordert und wenn er verspricht und offenbart sich durch Beides als der Vater der Lüge. Gott hat dagegen ein unbestreitbares Recht, uns zu gebieten, denn er ist unser Schöpfer und Herr, und was er verheißt, das kann und will er auch geben, denn er ist unser Gott.

Wie es der Satan macht, so macht's auch der Antichrist. Dieser fordert nicht nur allerlei selbsterdachte Werke, wie Fasten, Wallfahrten und dergleichen, als wäre er Gott, sondern verspricht diesen Werken als Verdiensten auch noch die Seligkeit, die Gott allein geben kann. Darinnen liegt das Geheimniß seiner Bosheit, aber auch seiner weltlichen Größe; denn „sich selbst und andern Gebote stellen, neben und wider Gottes Gebote, und damit die Seligkeit verdienen wollen, daß man sie zu halten versucht, ist die Religion aller natürlichen abgöttischen Menschenherzen“. Und welche Secte suchte nicht gerade hierin dem Pabstthum nachzuahmen?

So schrecklich nun Satan lügt und betrügt, wenn er seine Gebote und Verheißungen wider Gottes Gebot und Verheißung stellt, so ist er doch weit gefährlicher, wenn er Christi Werk und Verdienst mit Menschenwerk, das Gesetz und seine Verheißungen mit dem Evangelio und dessen Verheißungen

zu vermischen sucht. Es ist daher die Beantwortung dieser Frage keineswegs theologische Spielerei, sondern gerade so wichtig, als der Unterschied des Gesetzes und Evangeliums wichtig ist.

## 1.

Befehen wir uns nun die Verheißung, so sagt Gott erst, ehe er ein Gebot gibt: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause, geführt hat.“ 2 Mos. 20, 2. Nachdem Gott das erste Gebot gegeben und die Drohung, daß er als ein eifriger Gott die Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied strafen wolle, hinzugefügt hat, so gibt er nun noch diese Verheißung: „Und“ (ich) „thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten.“ B. 6. Diese Verheißung kann nur entweder Gesetz oder Evangelium sein. Denn die heilige Schrift enthält kein Drittes und kennt weder ein evangelisches Gesetz, noch ein gesetzliches Evangelium. Wohl dient eine dieser beiden Lehren der andern, aber nie wird die eine die andere. Nie wird das Evangelium dadurch Gesetz, daß es bei und neben dem Gesetz steht, noch das Gesetz Evangelium, wenn jenes diesem hinzugefügt wird.

Auch das Gesetz hat Gott sowohl durch Drohungen, als durch Verheißungen bestätigt, aber die Verheißungen des Gesetzes sind durch vollkommene Erfüllung bedingt. „Thue das, so wirst du leben.“ Luc. 10, 28. 3 Mos. 18, 5. Zum Thun des Gesetzes gehört aber eine Person, die schon vollkommen heilig ist und Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe und den Nächsten als sich selbst liebt. Luc. 10, 27. Solcher vollkommenen Erfüllung des Gesetzes verheißt Gott nicht nur zeitliche, sondern auch geistliche und ewige Güter. Wer aber auch nur ein einziges Gebot übertreten hat, über den schleudert es seine Flüche. Denn so donnert Gott durch des Gesetzes Drohung über alle Menschen: „Verflucht ist, wer nicht hält alle Worte des Gesetzes, daß er darnach thue.“ 5 Mos. 27, 26. Gal. 3, 10. Damit spricht es allen Menschen allen irdischen, geistlichen und ewigen Segen nicht nur gänzlich ab, sondern auch alle Strafen des Leibes und der Seele für Zeit und Ewigkeit zu, und das so gewiß, als alle Menschen das ganze Gesetz übertreten haben. Aus dem Gesetz und durch das Gesetz kann daher auch kein Christ weder den Segen alles Segens: „Ich bin der Herr, dein Gott“, noch den: „Ich thue Barmherzigkeit“, erwarten und erlangen. Nun hat aber Gott an vielen Tausenden schon diese Verheißung erfüllt. Daher muß diese Verheißung aus dem Evangelio fließen und durch das Evangelium über die gläubigen Christen gekommen sein. Selbst die dem vierten Gebote angehängte Verheißung: „Auf daß dir es wohlgehe und du lange lebest auf Erden“, kann nicht aus der Erfüllung des Gesetzes fließen. Denn wie der, welcher an Einem Gesetz sündigt, das ganze schuldig ist, so

müßte der das ganze Gesetz erfüllt haben, der irgendwelchen Segen eines einzigen nach dem Gesetz erlangen sollte. Auch die Verheißung: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“, hat Gott der Welt nicht gegeben, weil sie das Gesetz erfüllt hatte, sondern um der Verheißung des Weltheilandes willen. Alle die Gnadenbelohnungen guter Werke können nimmermehr aus der Erfüllung des Gesetzes der Christen kommen, selbst eine vollkommene Erfüllung des Gesetzes kann die zugesagte Belohnung nicht wirklich und eigentlich bei Gott verdienen, wie viel weniger eine unvollkommene. Was aber nicht aus dem Gesetz hergeleitet werden kann, das müssen wir aus dem Evangelio fließen lassen, und was aus dem Evangelio fließt, das muß auch evangelischer Natur und von evangelischer Beschaffenheit sein.

Die dem Gesetz vorangestellte Verheißung hat folgende charakteristische Kennzeichen. Erstens schließen die Worte: „Ich bin der Herr, dein Gott“ eine Gemeinschaft Gottes und der Menschen in sich.<sup>1)</sup> Zweitens wird die Verheißung, daß Gott Barmherzigkeit thun wolle, denen gegeben, „die ihn lieben“. Drittens verspricht Gott „denen, die ihn lieben“, was er verspricht, nur aus Barmherzigkeit; denn das Wohlthun nennt er selbst ein „Thun seiner Barmherzigkeit“. Viertens verheißt er wohlthun denen, die seine Gebote halten. Damit knüpft er seine Barmherzigkeit an den Glaubensgehorsam seiner Christen. Fünftens schließt er alle Möglichkeit des Verdienstes aus, denn er will wohlthun „bis in das tausendste Glied“. 5 Mos. 7, 9. Ginge es hier nach Verdienst, so müßte ja ein Mensch tausendfach verdienen können. Wo ist aber solch ein Werk oder Leben, das nicht nur für sich, sondern für tausend Nachkommen verdienen könnte? Daß Gott vielmehr wohlthun will, als strafen, zeigt uns den Reichthum seiner Barmherzigkeit, die alles Verdienst von Seiten des Menschen ausschließt.

Vergleichen wir nun die durch vollkommene Erfüllung bedingte Gesetzesverheißung mit diesen Merkmalen dieser Verheißung, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß sich beide Verheißungen unterscheiden wie Gesetz und Evangelium. 1. Nach dem Gesetz kann Gott keinem Menschen sagen: Ich bin dein Gott, dein höchstes Gut; darnach muß er allen und jedem Einzelnen sagen: Ich bin dein Richter, der dich von mir und zur Hölle verstoßen muß. Die Gnade, daß Gott unser Gott sein will, folgt, wo und wann sie der Herr verheißt, aus dem Evangelio. 2. Daß es Leute gibt, die Gott lieben, in der Welt, die Gott haßt, kommt nicht aus dem Gesetz,

1) Luther: „Er spricht nicht: Ich bin der Herr, euer Gott, sondern dein Gott. Das Wörtlein ‚dein‘, das siehe wohl an; denn es liegt die größte Macht an dem Wörtlein. So sagt er nun: Ich bin der Herr, dein Gott; als wollt er sprechen: Ich will mich euer aller und eines Jeglichen insonderheit annehmen, als wäre nur einer allein und sonst keiner auf Erden.“ (Wald III, 1558.)



sondern vom Evangelio. Denn dieses zeugt die Christen, die allein Gott lieben können. Daher kann auch nur die Verheißung, welche denen gegeben ist, die Gott lieben, in dem Evangelio seinen Ursprung haben. Denn: „die Schrift“, das ist, das in Steine geschriebene und im Alten Testamente ausgelegte Gesetz, „hat alles beschlossen unter die Sünde“, Gal. 3, 22. „Alles“, das ist, alle Menschen (Röm. 11, 32.) und alles, was sie thun und dichten. 3. Das Gesetz kennt auch gar keine Barmherzigkeit. Nach demselben kann Gott nur mit seiner Gerechtigkeit und nach Verdienst mit uns handeln. Auch Christen, die Gott wahrhaftig, obson nicht vollkommen lieben und Gottes Gebote wohl aufrichtig, obson nicht völlig erfüllen, können nur durch Gottes Barmherzigkeit, nie aber durch Gottes Gerechtigkeit irgend eine leibliche, geistliche oder ewige Verheißung erlangen. Alle Barmherzigkeit Gottes hat nur im Evangelio ihren Grund; wenn daher Gott Barmherzigkeit zu thun verheißt, so verheißt er nach dem Evangelio um Christi willen zu segnen. 4. Wenn Gott Barmherzigkeit zu thun denen verspricht, die seine Gebote halten, so bezeugt er damit, daß er nicht von Verdienst, sondern von freier Erweisung seiner Huld und Güte rede. 5. Wenn Gott bis in das tausendste Glied segnen will, so kann solcher reicher Segen unmöglich in dem Gehorsam der Christen, sondern nur in der Barmherzigkeit Gottes seine Ursache haben.

## 2.

Daß diese Verheißung aus dem Evangelio folgt, beweisen wir auch zweitens daraus, daß Gott selbst Satz für Satz dieser Verheißung aus dem Gnadenbunde ableitet und abgeleitet haben will.

Zunächst sehen wir, wie die Worte: „Ich bin der Herr, dein Gott“, Worte des Gnadenbundes sind, den Gott mit Abraham machte und durch die Beschneidung versiegelte. 1 Mos. 17, 7. 8. Daraus folgt, daß sie nicht in der Erfüllung des Gesetzes ihren Ursprung haben, sondern daß Gott sie aus dem Gnadenbunde nimmt und oben über das Gesetz stellt.

Auch die Worte: „Ich thue Barmherzigkeit“ etc., leitet Gott selbst aus dem Gnadenbunde her. Denn so lesen wir 5 Mos. 7, 9.: „So sollst du nun wissen, daß der Herr, dein Gott, ein Gott ist, ein treuer Gott, der den Bund und Barmherzigkeit hält denen, die ihn lieben und seine Gebote halten, in tausend Glied.“ Und nachdem Gott die Drohung angeführt und zum Halten seiner Rechte ermahnt hat, so sagt er B. 12.: „Und wenn ihr diese Rechte höret und haltet sie, und darnach thut; so wird der Herr, dein Gott, auch halten den Bund und Barmherzigkeit, die er deinen Vätern geschworen hat.“ Wenn nun Gott schon dem Abraham vor 430 Jahren und dem Isaak und Jakob diese Barmherzigkeit geschworen hat, nach welcher er wohlthun will bis in das tausendste Glied, wer und was gibt uns ein Recht, unter dem Bund und Barmherzigkeit den 430 Jahre später geschlossenen Gesetzesbund zu verstehen, der von

seiner Barmherzigkeit etwas weiß? Aber, möchte man fragen, wo hat denn Gott den Vätern die Barmherzigkeit zugeschworen? Gott verheißt 1 Mos. 12, 3. Christum, den Samen Abrahams, ganz frei, ohne alle Werke. So sagt er zu Abraham: „Alle Völker auf Erden sollen in dir gesegnet werden“, 1 Mos. 18, 8., und fährt B. 19. fort: „Denn ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des HERRN Wege halten, und thun, was recht und gut ist; auf daß der HERR auf Abraham kommen lasse, was er ihm verheißen hat.“ Zu Isaak sagt der HERR: „Durch deinen Samen sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden.“ 1 Mos. 26, 4. Und er fährt B. 5. fort: „Darum, daß Abraham meiner Stimme gehorsam gewesen ist“ (Cap. 22, 18.) „und hat gehalten meine Rechte und Gebote, meine Weise und meine Gesetze.“ Und hierbei ist nicht zu übersehen, daß auch schon in den Verheißungen, die den Vätern gegeben sind, von einem Halten der Rechte und Wege des HERRN die Rede ist, ebenso wie in der dem Gesetz beigelegten Verheißung die Worte vorkommen: „Denen, die mich lieben und meine Gebote halten“, also in beiden Fällen in derselben Weise die Personen beschrieben sind, die in dem Gnadenbunde stehen und so die Verheißung empfangen, und das sind eben die, welche, wie dies ihr Lebensgehorsam bezeugt, sich im Glauben auf die zugeschworene freie Barmherzigkeit Gottes verlassen.

## 3.

Wie aber die Vergleichung der dem Gesetz hinzugefügten Verheißung mit der Verheißung des Gesetzes selbst uns gezeigt hat, daß jene nicht zum Gesetz gehöre; wie ferner Gott selbst die betreffende Verheißung aus dem Gnadenbunde ableitet und abgeleitet wissen will, so zeigt uns nun auch drittens der Zweck und Nutzen dieser Verheißung, daß sie eine evangelische sein muß.

Vergleichen wir alle die Verheißungen, da Gott den Glaubenswerken der Christen Belohnungen aus Gnaden verspricht, mit der, welche dem Gesetz obenangestellt ist, so läßt sich ein wesentlicher Unterschied gar nicht entdecken. 1. Aller Gnadenlohn guter Werke setzt Gemeinschaft durch den Glauben mit Gott voraus. Erst muß Gott unser Gott sein, ehe wir von ihm erwarten können, daß er jene dem Gesetz angehängte Verheißung an uns erfülle. 2. Der Gnadenlohn guter Werke kann nur den Christen versprochen und gegeben werden, denn diese nur lieben Gott. 3. Die Belohnung guter Werke muß ja auch immer den Werken des Gesetzes folgen, denn wenn Werke nicht nach dem Gesetz gethan werden, so sind es gar keine guten Werke. 4. Es ist auch nur ein Thun der Barmherzigkeit, wenn Gott gute Werke belohnt, denn wenn wir selbst alles gethan haben, so haben wir doch nur gethan, was wir zu thun schuldig sind und müssen bekennen, daß

wir unnütze Knechte sind. 5. schließt auch der Gnadenlohn alles Verdienst aus. Diese Verheißungen des Gnadenlohns betreffen Versprechen leiblicher und geistlicher Güter, und sind überaus herrlich und mannigfaltig.<sup>1)</sup> „Denn die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“

Wenn Gott sich oben über dem Gesetz als der Gott darstellt, der er ist, nämlich als der Gnädige und Barmherzige in seiner Verheißung und als der Zornige in seiner Drohung, so will er damit seinem heiligen Gesetz das rechte Ansehen geben, damit es gehalten werde. Durch die Verheißung will er sein Volk locken zum Gehorsam des Gesetzes, durch die Drohung will er es gegen die angeborene Sicherheit aufschrecken. „Obgleich diese Worte eine Anrede an das jüdische Volk sind, es desto williger zur Erfüllung seiner Gebote zu machen, wie 3 Mos. 11, 45. steht, so gehen doch die Gebote selbst, die das Sittengesetz genannt werden, alle Menschen an.“<sup>2)</sup> Wie Gott durch die Verheißung bei der Gesetzgebung, so lockt er auch durch die Belohnung guter Werke. „Die zeitlichen Verheißungen sind die Nessel und Nüsse, damit Gott seine Kinder lockt.“ (Luther.) So lockt Gott auch uns noch mit zeitlichen, geistlichen und ewigen Verheißungen. Er lockt dadurch zur Verleugnung der Welt und ihrer Lust, Ebr. 11, 26. Matth. 19, 26., zur Barmherzigkeit gegen Nothleidende, Matth. 25, 34—40., zum entschiedenen Bekenntniß Christi, Matth. 10, 32., zur Sanftmuth, Demuth, Friedfertigkeit zc., Matth. 5, 1—9., zur Vergebung der Beleidigungen des Nächsten, Matth. 6, 14., zum Vertrauen auf Gott im Irdischen, Matth. 6, 32. zc. Das alles sind Ermunterungen, Gott nach seinem heiligen Gesetz willig und freudig als Kinder Gottes zu dienen. Nun fordert wohl das Gesetz diesen willigen Gehorsam von allen Menschen, aber willig kann es auch den Christen nicht machen. Es kann das Gesetz wohl die Uebertreter mit Strafen drohen und schrecken, aber dadurch richtet es nur Zorn an. Da alle Menschen das Gesetz übertreten haben und es daher alle verfluchen muß, so kann es unmöglich mit irgend welcher Verheißung locken, das Gesetz des Herrn zu halten. Es verlangt ja solchen Gehorsam, der von vollkommen Heiligen verrichtet wird, wie kann es Sünder locken zum Halten desselben? Darum müssen alle diese Verheißungen, dadurch Gott zum Gehorsam lockt, evangelischer Natur sein und können nur die Christen angehen, die durch Christum mit Gott versöhnt und wiedergeboren sind.

Durch diese Verheißung tröstet Gott seine Christen aber auch gar herrlich im Kreuz und Leiden zur Stärkung ihres Glaubens. Dr. Luther sagt: „Daß Gott will wohlthun bis in das tausendste Glied, das ist eine große, herrliche, tröstliche Verheißung, welche weit übertrifft allen Verstand der Vernunft: dieselbige hält es

1) Martin Chemnitz zählt die Verheißungen des Gnadenlohns zu jedem Gebet in seinen *locis*, pars II, Ausgabe von 1690, auf folio 38—98 auf.

2) Joh. Fr. Burg in der Hirschberger Bibel zu 2 Mos. 20, 2.

weder für recht noch für billig, daß um eines Frommen willen vielen Unverbienten Gutes geschehen soll.“ (Waldh XXII, 619.) Als glaubensstärkende Trostpredigten haben auch die heiligen Männer Gottes die Verheißungen der Belohnung guter Werke gebraucht. Daniel liegt vor Gott in seinem Gebet und trauet allein auf Christi Gerechtigkeit, aber diesen Glauben stärkt er sich doch auch dadurch, daß „der erschreckliche Gott ein Gott ist, der Bund und Gnade hält bis in das tausendste Glied“. Dan. 9, 4. Moses sahe an die Belohnung in der großen Seelengefahr am Hofe Pharaos, Ebr. 11, 26., und dies bewog ihn, die Schmach des Volkes Gottes zu erwählen und die Herrlichkeit der Welt fahren zu lassen. Ebr. 11, 26. wird dies als ein Glaubenswerk gerühmt. Hiiskia hält dem HErrn in seiner Krankheit seinen aufrichtigen Wandel vor, und der HErr bekennt sich dazu als zu einer Glaubensbitte, Jes. 38. David tröstet sich in seinem Gebete damit, daß ihn Gott erhören werde: „Du belohnest die wohl, die deinen Namen fürchten“, Ps. 61, 5. Und wie oft lesen wir, daß die Heiligen Gottes Gott ihren Glaubensgehorsam vorhalten. Sie trösten sich im Kreuz, „daß sie der HErr nach ihrer Gerechtigkeit richte“, Ps. 7, 9., daß sie ihr Herz nicht verdammt, 1 Joh. 3, 7. 19., daß ihre Treue ihnen Zeugniß gibt, daß die Feinde sie aus Bosheit anklagen. Phil. 3, 9. 2 Cor. 11, 18. Und wie herrlich ermuntert Christus seine Jünger zu ihrem schweren Amte durch die Seligpreisungen und Verheißungen in der Bergpredigt. Auch hier macht es Christus wie bei der Gesetzesgebung. Ehe er das Gesetz auslegt, sucht er erst durch Seligpreisen und Verheißungen seine Jünger aufzumuntern, daß sie in Kreuz und Leiden dem HErrn treu dienen möchten. Wie muß das doch auch Christi Jünger aufmuntern und im Gottvertrauen stärken, wenn sie durch die Wüste der Entbehrung des Irdischen hindurch müssen, daß Gott ihnen verheißt, daß er sie im Irdischen segnen wolle, 3 Mos. 26, 1—8. 5 Mos. 30, 9. Cap. 28, 3—14. Ps. 37, 4, 5. Matth. 5, 3—9. 2c. Wie muß das unserer Glaubensschwachheit, die immer etwas sehen will, zu Hülfe kommen in Anfechtungen und Aengsten des Verzagens an unserer Gotteskindschaft, daß Gott uns geistliche Gaben verheißt, die unserm Glaubensgehorsam gegeben sind und dadurch von Gott zu Zeugen und Zeugnissen unsers Glaubens gemacht worden sind. 3 Mos. 26, 3. 11. 12. 2 Cor. 6, 16. Joh. 14, 24. Matth. 6, 14. 2c. So bezeugt die Apologie: „Aber dennoch hat Christus oft die Verheißung der Vergebung der Sünden an die guten Werke angehängt, nicht daß er wolle, daß die guten Werke die Verfühnung seien, denn sie folgen ja der Verfühnung, sondern um zweierlei Ursachen willen. Die eine ist, weil es nothwendig ist, daß die guten Früchte folgen müssen. Man wird daher erinnert, daß das eine heuchlerische und eingebildete Buße sei, wenn nicht gute Früchte folgen. Die andere ist, weil wir äußerliche Zeichen der so großen Verheißung nöthig haben, da das verzagte Gewissen vielfachen Trost bedarf.“ (Müller 134,

lat. Text § 154. 155.) Und wie muß das die Hoffnung der Christen stärken, die ein Christ fort und fort nöthig hat, daß der Herr an unsern Glaubensgehorsam selbst Güter des ewigen Lebens durch Verheißung geknüpft, Matth. 19, 28. 29. 16, 19. Luc. 12, 33. 2c. Das alles sind nur Wirkungen des Evangeliums. Denn das Gesetz, wo es sich auch findet, sowohl im Alten als im Neuen Testamente, übt nur das Amt des Todes, und richtet nie auf, stärkt nie unsern Glauben und Hoffnung im Kreuz, tröstet nie das arme Herz mit der angefangenen Heiligung als Zeugniß des Gnadenstandes. Deshalb schließen wir, daß diese Verheißungen evangelischen Ursprungs und evangelischer Beschaffenheit sind, da „Christus wie in andern Sacramenten, die Verheißung heftet an das äußerliche Zeichen, also heftet er auch hier (Matth. 6, 14.) die Verheißung von Vergebung der Sünde an die äußerliche gute Werk“. (Apol., Müller 134, deutscher Text.) Damit wollen wir freilich nicht sagen, daß sie Evangelium seinem eignen Wesen nach sind, denn das besteht darin, daß es Vergebung der Sünde dem Verlorenen verkündigt, sondern daß diese Verheißung aus dem Evangelio folgt und so zu demselben gehört.

Joh. B. Carpzov schreibt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß Christus auch die Belohnung der guten Werke verspricht und verheißt, Matth. 5. Cap. 10, 24., und daß diese Belohnungen auch mit zum Evangelium gehören, weil sie sich auf die Früchte des Geistes erstrecken, welche nicht durch das Gesetz, sondern durch das Evangelium gegeben worden. Gal. 5, 22. Aber sie gehören nicht zum Wesen des Evangelii, noch verkündigen sie einfach das, was das Evangelium eigentlich ist, sondern sie gehören nur zur Folge dessen, was das Evangelium verkündigt, darbietet und schenkt, nämlich zur Gnade. Obwohl daher diese Verheißungen auch Werken versprochen werden, so sind sie doch nicht anzusehen, insofern sie Werke sind, sondern insofern sie Zeichen sind, die den Glauben und die vor Gott gültige Gerechtigkeit, das Recht des ewigen Lebens, so wie alle erlangten Güter als Folge der Rechtfertigung bezeugen. Daher dieselben auch nicht priore, als wären es die Ursachen, von demselben abhängen und demselben versprochen werden, sondern a posteriore, nicht als Verdienst, sondern aus Gnade und Barmherzigkeit versprochen werden.“ (Isagoge Sym. lib. 856.)

(Schluß folgt.)

## V e r m i s c h t e s .

„Landeskirchliche Versammlung.“ Die große Entrüstungsversammlung gegen die ungläubigen Professoren, wie sie von den vereinigten „Confessionellen“ und „Positiv Unirten“ innerhalb der preussischen Landeskirche seit längerer Zeit geplant und mit großer Wichtigkeit angekündigt worden war, hat am 8. Mai in Berlin stattgefunden und an ihrem Theile wieder gezeigt, daß und warum all dergleichen Geschehen eine Reformation der Kirche so wenig befördert, daß es einer solchen nur

mehr hinderlich wird. Denn man will nicht mehr zurück zum vollen Worte Gottes. Bei aller allgemeinen Gläubigkeit hat man doch zu viel falsche Grundsätze, Mittel und Ziele vor Augen. Die unirte Landeskirche, die Massen des Volks, die „freie Wissenschaft“, das Deutschtum, das Preussenthum, die Ehre bei den Menschen, kurz, allerlei irdische, fleischliche Dinge stehen ihnen viel zu hoch da, als daß sie im Stande sein sollten, Geistliches auch geistlich zu richten. Eine Ansprache des Superintendenten Volkheimer-Weserlingen eröffnete die Vor-Versammlung mit Worten, wie man sie alle Tage im „Reichsboten“ lesen kann. Klagen über den Verfall der Universitäten, Zornesergüsse gegen den immer mehr um sich greifenden Unglauben, Versicherungen, daß man sich den Wunderglauben und dergleichen „nicht nehmen lassen“ wolle, untermischt mit patriotischen Aeußerungen, als: „Luther war der deutscheste Deutsche. Die gläubige Theologie hat Deutschland auch national wiedergeboren. Jeder echte Theologe soll den deutschen Geist wieder zurückführen von allen seinen Abgöttern zu dem lebendigen Gott“, Aeußerungen, deren Zusammenhang mit dem angeblichen Zwecke der Conferenz man nicht verstehen würde, wenn man nicht wüßte, daß diese wie fast alle modernen „kirchlichen“ Bestrebungen mehr das Diesseits als das Jenseits im Auge haben — das war der wesentliche Inhalt der „ergreifenden“ Ansprache. Sodann begrüßte Pastor Köhr-Barmen die Versammlung Namens des „Rheinisch-westphälischen Vereins der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“. Wie dieser Verein sich eigens zu dem Zwecke gebildet zu haben scheint, eine in den Gemeinden vorhandene Neigung zu unterdrücken, welche dem Worte Gottes gemäß die Landeskirche fahren lassen und die lutherische Freikirche bauen möchte, hat dieser Pastor verrathen, indem er sagte: „Es war die allerhöchste Zeit. Hat man doch die Stimmung der Gemeinde also gefunden: ‚Warum quälen sich denn die gläubigen Pastoren so sehr in der Landeskirche, warum treten sie nicht aus, als eine geschlossene Macht? Zehntausende sind bereit, mit ihnen auszutreten!‘ Das ist eine Stimmung, die leider Gottes (!) besteht. Wenn man also nicht in den Kampf getreten wäre gegen die modernen Irrlehren, wäre die größte Gefahr (?) für die Kirche entstanden und viele hätten sich abgewendet. (!) Darum sind wir zusammengetreten, um zu protestiren und gläubige Lehrer zu fordern.“ Voll schwärmerischer Begeisterung forderte der Mann zur „Organisation“ von Kirchlein in der Kirche auf, indem er sagte: „Unsere Bewegung ist schnell gewachsen. Erst waren wir dreihundert, dann fünfhundert, jetzt sind wir über zehntausend! Noch einmal solch eine Vertrauensadresse von zweihundert Theologen — und wir werden es erleben, daß gewaltige Schaaren aufstehen in unsern beiden Provinzen und ihre Stimme erheben werden für den alten Glauben! Davon zeugte auch die imposante Versammlung in Bielefeld, bei der über tausend Freunde des Bekenntnisses vereinigt waren.“ Leider ist heutzutage vielen die Zustimmung großer Massen ein Hauptbeweis für die Wahrheit einer Sache. Die Hauptverhandlungen wurden durch eine Predigt des Superintendenten a. D. Pfarrer Krüdeberg eröffnet. „Nicht zum Angriff, sondern zur Stärkung, zur Vertheidigung sind wir hier zusammengekommen“, führte der Prediger zu Anfang aus. Wir glauben, daß schon damit von vornherein alles verloren ist. Denn es wäre allerdings endlich Zeit, zum Angriff gegen den offenbaren Unglauben überzugehen, nachdem sich genug und übergenug gezeigt hat, daß die „Vertheidigung“ gegen denselben zu nichts führt. „Was uns am meisten mit Betrübnis erfüllt“, so sagte er unter anderm, „ist, daß die Umsturzparteien mit solchem Pohn darauf warten und hinweisen, daß sie nicht mehr nöthig hätten, die Kirche anzugreifen, sondern daß dies schon von denen besorgt würde, welche das Evangelium lehren sollten.“ Dann aber fuhr er fort: „Wir glauben nicht, daß sich diese Erwartung erfüllen würde.“ Warum nicht?

Weil Christi Name und Wort nicht vergehen werde. Ja, das ist wahr, die werden nicht vergehen. Ob aber auch bei uns nicht, das ist die Sache. Und daß das nicht geschehe, dazu ist nicht allein nöthig, theilweise „das Evangelium zu predigen“, sondern zugleich auch, die feyerlichen Menschen zu meiden. Davon ist aber weder hier, noch überhaupt in der ganzen Versammlung auch nur mit einem einzigen Worte die Rede gewesen. Gerühmt wird sodann im Berichte des „Reichsboten“, welchem wir folgen, die „imposante Menge“ der Theilnehmer, zu denen etwa 1500 Herren und namentlich (!) Grafen und hohe Regierungsbeamte gehörten. Der Kaiser selbst war zwar nicht da, doch unterließ es der Vorsitzende, Graf Wartensleben-Genthin, nicht, die Versammlung zu erinnern, daß sie „mit Hoffnung und Vertrauen“ auf ihn zu sehen habe. Wir erwähnen dies nicht als etwas Besonderes, sondern weil es echt staatskirchlich, zumal in Preußen, ist, daß man sich die Kirche und ihr Gedeihen gar nicht ohne die weltliche Obrigkeit und deren höchsten Vertreter denken kann. Merkwürdig ist dabei nur, daß gerade auch die Ungläubigen es in diesem Stücke ebenso machen und alle kirchlichen Parteien den Kaiser und König für sich in Anspruch nehmen. Andererseits wird bei ihnen allen die fehlende Einigkeit in Christo durch die Einigkeit im Kaiser und König ersetzt. Der erste Vortrag über das Thema: „Der Staat und die theologischen Facultäten“ wurde an Stelle des durch Krankheit verhinderten Professors der Rechte Dr. Born-Königsberg von dem Oberverwaltungsgerichtsrath Hahn-Berlin gehalten. Wie seiner Zeit schon der Kofstoder Professor Dieckhoff und mit ihm die „Allgemeine evangelisch-lutherische Conferenz“ zu Schwerin zugestehen mußte, wurde auch hier wieder die Thatsache bezeugt, daß die theologischen Facultäten „Staatsanstalten“ sind. Das Traurigste dabei ist aber das, daß man das Verkehrte hierin, die unheilvolle, schrift- und bekenntnißwidrige Vermischung von Staat und Kirche gar nicht erkennt, sondern, wie auch hier wieder geschah, als etwas ganz Natürliches, als etwas Gutes ansieht. „Staat und Kirche“, so heißt es da, „müssen gemeinsam eintreten für die Erhaltung der höchsten Güter.“ Wie sehr bei einer solchen Auffassung bereits alle Begriffe verwirrt sind und alles Christenthum verloren gegangen ist, trat aber am deutlichsten in dem zu Tage, was Redner als die höchsten Güter ausdrücklich bezeichnete. Er sagte: „In dem furchtbaren Ernst der Zeit muß es dem Staat daran liegen, daß zum Schutz und zur Erhaltung der höchsten Güter: ‚Gott, König, Vaterland‘ die Kirche und ihre Diener in der Rüstung stehen, in welcher sie ihrem Beruf gemäß für diese höchsten Güter wirksam eintreten können einerseits mit den Mitteln der geistigen und wissenschaftlichen Rüstung, andererseits und viel mehr in der Rüstung des Glaubens und des Heiligen Geistes.“ Wenn der alte Nationalismus „Gott, Tugend, Unsterblichkeit“ auf seine Fahne geschrieben hatte, so könnte man solches noch eher als Religion gelten lassen, sofern doch dabei wenigstens noch ein ewiges Leben als das Endziel angesehen wurde, während das moderne „Christenthum“ der „Confessionellen“ und „Positiv Unirten“ in Preußen seinen Endzweck mehr im Diesseits sucht. Das ist der Fluch des Staatskirchentums, daß der Dienst, welchen angeblich der Staat der Kirche leisten soll, ganz von selbst umschlägt in einen Dienst der Kirche gegen den Staat. Auch der eingesandte Vortrag des Königsberger Professors Born ist im „Reichsboten“ abgedruckt worden. Viel Ehre thut derselbe der römischen Kirche an, indem er sehr ausführlich auf deren Ausbildung ihrer Diener eingeht. Als ob diese auch Protestanten irgend etwas angehe. Und dabei weist er gerade das einzig Richtige, was bei ihnen sich noch findet, ab, nämlich die freien Predigerseminare! Er sagt: „Ich hoffe mich im Einverständniß mit allen, oder doch wenigstens den meisten Freunden zu befinden, wenn ich ausspreche: wir wollen nicht eine Vorbildung unferer jungen Theologen, die grundsätzlich gelöst wäre von dem Gesamt-Universi-

täts-Studium, wir wollen keine Predigerseminarien als Ersatz des Universitätsstudiums; die Predigerseminare, die wir wollen und fordern, sollen kein Analogon der tridentinischen Priesterseminare sein. Ich betone es laut und mit Entschiedenheit: so lange es uns nur irgend möglich bleibt, wollen wir den großen historischen Zusammenhang der theologischen Facultäten mit der universitas litterarum, wollen wir den Stolz des ordo theologorum als des ersten der vier großen Universitätsordines behaupten. Wir wollen darin bis zur äußersten Grenze des Möglichen gehen“ zc. In der That: Will man den „Stolz“, an der Spitze der modernen „Wissenschaft“ zu marschiren, und den Ruhm, von deren Vertretern anerkannt zu werden, nicht preisgeben, so wundere man sich doch nicht, wenn man ungläubige Professoren hat. Denn schließlich finden doch nur solche bei der Welt Anerkennung. Die göttliche Weisheit aber ist und bleibt „Thorheit“ bei der Welt. — Auch Professor Jörn, der sich doch mit seinem Vertreter auf der Conferenz nicht zuvor verständigt hatte, bezeichnet in seinem gedruckten Vortrage als „unsere höchsten Güter“, die es zu schützen und zu erhalten gebe, — „Gott, König, Vaterland“. Ob oder welchen Vorzug diese Devise vor der alrationalistischen habe, darüber haben wir uns schon oben ausgesprochen. Den zweiten Vortrag über „Die Kirche und die theologischen Facultäten“ hielt Pastor Kobelt-Kleinstedt, einer der „orthodoxesten Lutheraner“ innerhalb der unirten preussischen Landeskirche. Entsprechend dieser seiner Stellung war denn auch sein Vortrag ein wunderliches Gemisch von Irrthum und Wahrheit. Als „ganz falsch“ wurde es mit Recht schon durch einen den Redner unterbrechenden Zuruf bezeichnet, wenn er erklärte: „Ich bin nicht für eine solche freie evangelische Facultät. . . . Eine theologische Facultät, die den Stempel der Rechtgläubigkeit an der Stirn trägt, erscheint mir als eine Gefahr, sowohl für die Lehrenden als für die Lernenden. Ich bin orthodox bis auf die Knochen, aber es widerstrebt mir, einen Schild zu tragen, auf dem dies zu lesen ist! Die Studenten könnten sich auf einer derartigen Facultät als eine auserlesene Schaar unter den Studirenden halten und wie leicht könnte sich daraus geistlicher Hochmuth entwickeln, besonders heute, wo sich der Methodismus so breit macht.“ Sehr treffend hat hierauf Pastor v. Bodelschwingh in der später nachfolgenden Besprechung an eine „geizige Tante“ erinnert, „die uns immer vor dem Geben gewarnt hat, weil man dadurch hoffärtig werden könnte“. — Gut war aber an dem Kobelt'schen Vortrage, daß er den „Jopf“ des Universitätszwanges abgeschafft wissen wollte und betonte: „Der Staat ist von dieser Welt. Sein Gesetz ist menschlich. Die Kirche kennt nur ein Gesetz, das ewig ist. Ihre Freiheit besteht in der Unterwerfung unter dieses Gesetz.“ So sollte er nur von der Staatskirche sich lossagen. Sonst wird er auch deren „Jopf“ nicht los. Oder fürchtet er auch durch diese Befolgung eines göttlichen Gebotes hochmüthig werden zu können? — Gut war ferner ein Bekenntniß zur alten lutherischen Theologie, indem er sagte: „Diese abgerissenen Redensarten von ‚zurückgebliebenen Vertretern der Dogmatik des 17. Jahrhunderts‘, von Buchstabengläubigen und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr sind, können auf einen vernünftigen, ausgewachsenen Christen keinen Eindruck machen“, und besonders zu der in unsern Tagen so verachteten Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift, indem er sagte: „Und wenn Stöcker siegesfroh verkündigt, daß die Inspirationsstheorie niemand mehr annimmt, und Beyschlag ihn durch ein eigenes Brett dafür lobt, so ist das nur eine picante Verschiebung“ (eine feinere Wendung), „eine vorübergehende Allianz (Verbindung mit den Gegnern), auf welche nichts zu geben ist.“ Dieses letzte Zeugniß Pastor Kobelt's konnte in einer solchen Conferenz natürlich nicht unwidersprochen bleiben. Nach der Pause verlas der Vorsitzende zunächst folgende Erklärung des Vorstandes: „Nachdem in dem letzten Vortrag,



dessen frischer, muthiger Bekenntnisthon in der Versammlung mannigfachen lebhaften Beifall gefunden hat, einige Bemerkungen gefallen sind, durch welche Brüder, mit denen wir eines Glaubens sind, sich verlezt gefühlt haben, sehe ich mich veranlaßt, Namens des Vorstandes unser Bedauern darüber auszusprechen. Insonderheit über das „Wie“ der Inspiration der heiligen Schrift gibt es in unserer Kirche keine bekenntnißmäßige Formulirung. Daß die heilige Schrift von Gott inspirirt ist, das ist Kirchenlehre: wie diese Inspiration zu denken ist, das gehört zu den Theologumenen. Und zur Einigkeit der christlichen Kirche und auch dieser christlichen Versammlung genügt, daß wir auf dem der Kirche gegebenen Worte Gottes fest stehen.“ Mit dieser Erklärung tritt die Berliner Unionsversammlung würdig an die Seite des Breslauer „Kirchenblattes“, der Leipziger Mission, der Luthardt'schen Kirchenzeitung 2c., indem sie alle die heilige Schrift genau so behandeln wie ihre angebliehen Gegner, die Protestantenvereiner, den Herrn Christum, dessen Gottheit sie alle vorgeben, über deren „Wie?“ sie sich nur nicht einig sind. Ueberall dieselbe Falschmünzerei, indem sie hier unter „Gottheit“ etwa eine gewisse „Erhabenheit“, dort unter „Inspiration“ einen gewissen „Einfluß“ Gottes verstehen. Und das soll alles für baare Münze und wahres Christenthum gelten. Ja, mit solchem „Christenthum“ will man die theologischen Facultäten reformiren! Wir meinen, das heiße, mit Stroh gegen Flammen streiten. Pastor Kobelt aber hat die von ihm erkannte Wahrheit offenbar verleugnet, indem er zu der vorstehenden Erklärung des Vorstandes der „Landeskirchlichen Versammlung“ geschwiegen hat. Sollte er etwa auch in einem Thatbekenntnisse die Gefahr „geistlichen Hochmuths“ sehen? Den dritten Vortrag hielt Pastor Möller-Gütersloh über „Die Theologie und die theologischen Facultäten“. Wenn derselbe die letzteren des Irrthums zeigt, „wenn sie den darwinistischen Naturalismus auf das Gebiet der Theologie übertragen“, und den Satz von der Freiheit der Wissenschaft eingeschränkt sein lassen will durch den Satz der Bibel: „Es steht geschrieben“, so bedürfte es freilich eines andern Auftretens, als aus dem Bericht des „Reichsboten“ zu ersehen, um diesen an und für sich wahren Behauptungen einen höheren Werth als denjenigen gewöhnlicher Redensarten zu verleihen. Denn nach dem soeben erst kund gewordenen Standpunkte der Conferenz, wie derselbe dem Wesen der Union, sowie der modernen Offenen-Fragen-Theologie entsprechend ist, dürfen wir derartige Schlagwörter als christliches Bekenntniß nicht ansehen. Zum Schlusse sollte auch noch der unvermeidliche Stöder einen Vortrag über „Das Volk und die theologischen Facultäten“ halten. Zu geschweigen davon, daß von einem Stöder natürlich nicht zu verlangen ist, daß er über ein Thema ordentlich rede (denn die berühmten „Knebelgaben“ pflegen lieber von allen möglichen und unmöglichen Dingen und noch etwas mehr in buntem Durcheinander mit „zündender“ Beredsamkeit zu sprechen) — die innere Unwahrschaffigkeit des Stöder'schen Standpunktes wie desjenigen dieser ganzen Versammlung überhaupt trat auch in diesem letzten Vortrage wieder zu Tage. Denn „aus vollem Brustton der Ueberzeugung“, wie man zu sagen pflegt, wurde da von „Bibel und Bekenntniß“, vom „alten Glauben“ und „alten Gott“ geredet, und doch war das alles nicht so gemeint. Denn so hieß es da: „Wir möchten hier im Namen unsers evangelischen Volkes bezeugen, daß wir an die göttliche Wahrheit der heiligen Schrift noch glauben und im Bekenntniß der Kirche stehen! Ich sage freilich: beschränken wir uns auf das, was feststeht. Wollen wir nur das Göttliche halten, nicht das Menschliche! Die göttliche Autorität der Schrift ist göttlich, die alte Inspirationslehre“ (NB. welche die Schrift selbst lehrt! H—r.) „ist menschlich! Wir können uns und die Kirche nicht engagiren über die Bekenntnisse hinaus. Lassen Sie uns froh sein, wenn wir die Bekenntnisse, ja das Wesentliche (!) der-

selben schützen gegenüber der Kritik, wenn wir das retten, was zur Seligkeit der Seele nothwendig ist.“ Was das Letztere ist, so soll darüber wohl nicht Gottes Wort, sondern Herr Stöder zu befinden haben, der bekanntlich sein Predigtamt hat fahren lassen, um Socialpolitik zu treiben. Und weil Stöder bei dieser Gelegenheit, veranlaßt durch Pastor Kobelt, auch wegen seines die christliche Wahrheit verleugnenden Auftretens auf dem „Evangelisch-socialen Congreß“ vom vorigen Jahre sich zu verteidigen hatte, so that er es, indem er unter „allgemeiner Zustimmung der Versammlung“ sagte: „Das, was man gegen den ‚Evangelisch-socialen Congreß‘ sagt, das kann man auch gegen den ‚Gustav-Adolf-Verein‘ sagen. Ich bin überzeugt: wenn auf jedem Gustav-Adolfest eine aufstehen wollte und die Linke zur Dube rufen wollte, gäbe es in acht Tagen keinen ‚Gustav-Adolf-Verein‘ mehr!“ Summa: Im „Gustav-Adolf-Verein“ arbeitet man mit Ungläubigen zusammen, im „Evangelisch-socialen Congreß“ arbeitet man mit Ungläubigen zusammen, so wird man wohl schließlich auch in der Landeskirche mit denselben ungläubigen Professoren zusammen arbeiten, mit denen man's dort thut, und so kann man ja ruhig alles beim Alten bleiben lassen. Man wird's auch wohl müssen. Denn der Staat und seine Regierung denkt ja nicht daran, etwas zu ändern, kann es auch gar nicht. Fragt man aber: Was sollen denn alle solche Entrüstungsverfammlungen mit ihren „Resolutionen“, „Petitionen“ zc., so scheint es nichts weiter zu sein, als daß eine gewisse kirchenpolitische Partei etwas zu thun haben möchte. Daß wir aber niemandem Unrecht thun, wollen wir noch die Erklärung hinzufügen, daß den in aufrichtiger Meinung für den christlichen Glauben Eintretenden der sie verblendende Teufel etwas zu thun gibt, damit sie nicht auf die Mittel gerathen, durch welche wirklich sein Reich zerstört und die Kirche Christi gebaut würde. Die Resolution der Versammlung, zu deren „Verwirklichung“ ein gewählter Ausschuß „weitere Schritte“ thun soll, lautet: „Die am 8. Mai tagende landeskirchliche Versammlung beschließt: I. In Erwägung, daß die Kirche von den theologischen Facultäten mit Rücksicht auf den Zweck des akademischen Unterrichts, für den Dienst der Kirche vorzubilden, die Vertretung des kirchlichen Bekenntnisses erwarten muß, — daß der heutige Stand der theologischen Facultäten, sofern sie die Autorität des Wortes Gottes untergraben und die Thatfachen des Heils zweifelhaft machen, eine schwere Gefährdung unserer Kirche und unsers evangelischen Volkes ist, fordert die Versammlung vom Staat, bei der Besetzung der theologischen Professuren neben der wissenschaftlichen Befähigung und der venia legendi entsprechende Stellung zum Worte Gottes maßgebend sein zu lassen, und erklärt es für ein Recht der Kirche, auf die Berufung der theologischen Professoren einen wirksameren Einfluß zu haben. II. In Erwägung, daß die Organisation der Universitäten auf dem Princip freier Betheiligung am wissenschaftlichen Unterricht beruht, daß die theologischen Facultäten das Recht zur Theilnahme an demselben durch die Gewährung der Licentiaur und der venia legendi verleihen, erklärt es die Versammlung für eine dringende Aufgabe der kirchlichen Behörden und synodalen Organe, dafür Sorge zu tragen, 1. daß geeigneten Geistlichen der Auftrag gegeben werde, gemäß den akademischen Ordnungen in den Lehrkörper der Universitäten einzutreten und an der wissenschaftlichen Arbeit, sowie am Unterricht der Theologiestudirenden theilzunehmen; 2. daß denselben für die Dauer solcher Dienstleistungen von Seiten der Kirche eine ausreichende Besoldung gewährt werde; 3. daß überall an den Universitäten freie Convicte begründet werden, in denen die Theologiestudirenden wissenschaftlich im Geiste der Kirche gefördert werden und die Convictsvorsteher als künftige akademische Lehrer sich ausrüsten und erproben können.“

(Freikirche.)

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Das deutsche Seminar der General-Synode, welches von Dr. Severinghaus in Chicago vor Jahren gegründet worden ist, hat gemäß dem Beschluß der Wartburg-Synode, daß „der Unterricht im Seminar im Sinne deutscher Intelligenz und Gründlichkeit umgestaltet“ werden solle, E. Hering, „einen auf deutschen Universitäten gebildeten Geistlichen“, als zweiten Professor angestellt. In seiner Inauguralrede, welche der Verwaltungsrath zum Druck beordert hat, gibt nun E. Hering ganz unmißverständlich an, worin die „deutsche Intelligenz und Gründlichkeit“ besteht, womit er und das „Deutsche Seminar“ in Zukunft die lutherische Kirche in America im Allgemeinen und die General-Synode insonderheit zu beglücken gedenken. Der „Z. d. W.“ schreibt hievon also: „Seine — Hering's — Meinung“ ist (S. 11), „daß an dem Bekenntniß unserer lutherischen Kirche so lange nicht gerüttelt wird, bis ein neues seine unzweifelhafte Berechtigung erweisen hat. Ihm steht dieses Bekenntniß nämlich nicht mehr fest. ‚Darwinismus‘ und ‚socialistische National-Ökonomie‘ enthalten ‚Wahrheits-Elemente‘. Diese erscheinen ihm so wichtig, daß er glaubt, ‚die Kirche‘ müsse ‚wie zur Zeit ihrer ötumenischen Synode (?) um Klarwerdung über die allercardinalsten Dinge ringen‘. Da sieht man, was für eine Kirche dieser Herr Professor hat, eine Kirche, in welcher erst gerungen werden muß über die Fragen, ob es einen Gott gibt, eine Ewigkeit zu erwarten sei etc. Er will nämlich nicht gehören zur ‚conservativen kirchlichen Partei, welche festhält am Bekenntniß der Väter, die sich das Leben in Kirche und Staat nicht anders vorstellen konnten, als bestimmt durch die weise Leitung und das in Christo concentrirte, übernatürliche Eingreifen Gottes‘. (S. 11.) Er hält es mit der ‚liberalen Partei der Gegenwart, die das universale Gesetz allmählicher Entwicklung auch auf die Menschheit und ihre Geschichte, mithin selbstverständlich auch auf die Kirche anzuwenden für Pflicht hält‘. (S. 11.) Denn es ‚läßt sich nicht leugnen, daß in dem Geltendmachen der neuen Principien seitens dieser Reformer beachtenswerthe Wahrheiten liegen, die nicht verloren gehen dürfen‘. Es sind nach seiner Meinung solche Wahrheiten, die ‚eine Neu-Construction, Fassung oder Formulirung deselben alten Bekenntnisses‘ herbeiführen müssen. (S. 11.) Aber ‚diese allseitig anerkannte Neu-Construction‘ ist noch nicht ‚gekommen‘. Darum muß man einstweilen vor dem Volke heucheln und die alten Bekenntnisse ihnen gegenüber festhalten, aber auf den ‚Kathedern und in die Hörsäle auch unsers Seminars‘ gehören die ‚gelehrten Fragen der theologischen Schulen‘. (S. 12.) Seine Schüler müssen darum bekannt werden mit den ‚Tendenzen der reformirenden Fortschrittspartei‘ und zu diesem Zwecke ‚Logik und Metaphysik‘ treiben; sie müssen in Betreff der heiligen Schrift ‚jene Wahrheitsmomente‘ auffassen lernen, ‚die als gesicherte Resultate der Forschung, wie ich sagte, nicht verloren gehen dürfen‘. ‚Was ich damit meine, ist ein Zweifaches: Die rechte Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift, und zweitens eine Exegese derselben, die die neuen Forschungs-Resultate im Licht des Heiligen Geistes berücksichtigt.‘ Er will also durch seine Arbeit die alte Lehre von der Eingebung der heiligen Schrift umstoßen, denn er kennt ‚gesicherte Resultate der Forschung‘. Dazu sollen ihm denn Aussprüche von Luther dienen. Aber seine Schüler müssen lernen, vor dem Volk ‚selbst mit den sehr freien und „liberalen“ Aeußerungen unsers großen Reformators Luther über den verschiedenen Werth der einzelnen biblischen Bücher vorsichtig umzugehen.“ — Es ist charakteristisch für die Lehrstellung der General-Synode, daß sie glaubt, in

einem Manne wie C. Hering, der sich bisher in untrübtem Wasser aufgehalten, einen großen Fisch für ihr Seminar gefangen zu haben. F. B.

**Presbyterianer und die Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift.** Auf dem "General Assembly" der Presbyterianer in Pittsburg erklärte Dr. Patton von Princeton, einer von den anerkannten Führern der conservativen Presbyterianer, daß die Kirche zwar an der Inspiration der Bibel festhalten müsse, aber auf Irrthumslosigkeit (inerrancy) derselben nicht bestehen brauche. Es sei genug, wenn man davon überzeugt sei, daß die Bibel die unfehlbare Regel des Glaubens und Lebens und inspirirt sei. Damit sei auch die Frage noch lange nicht entschieden, daß man Beweisstellen aus der Schrift beibringe, um die Inspiration der Bibel darzuthun. Man müsse die Geschichte, die Philosophie und die Kritik zu Rathe ziehen u. — Mit Recht bezeichnet der "Evangelist", ein eifriger Befechter der Briggs'schen Theologie, dies als "a case for discipline", denn mit der Irrthumslosigkeit der Schrift fällt auch die Inspiration und Autorität der Bibel als unfehlbare Richtschnur des Glaubens und Lebens. Inspiration ohne Unfehlbarkeit ist ein unmöglicher, mit einem Widerspruch behafteter Begriff, wie unheilige Heiligkeit, beschränkte Allwissenheit, unbewußte Zweckmäßigkeit und andere mehr. Ist die Schrift nicht irrthumslos, so kann sie auch nicht von dem irrthumslosen Gott inspirirt sein; ist sie aber inspirirt, so muß sie auch irrthumslos sein, und das Wort des Heilandes: Die Schrift kann nicht gebrochen werden, voll und ganz von derselben gelten, es sei denn — was zu behaupten einer Blasphemie und Leugnung Gottes selber gleichkommt —, daß Gott selber dem Irrthum unterworfen wäre. F. B.

**Bekentniß der General-Synode.** Die Constitution der General-Synode enthält das Bekenntniß: "Receiving and holding with the Evangelical Lutheran Church of our fathers, the Word of God as contained in the Canonical Scriptures of the Old and New Testaments, as the only infallible rule of faith and practice, and the Augsburg Confession, as a correct exhibition of the fundamental doctrines of the divine Word, and of the faith of our church, founded upon that Word, all regularly constituted Lutheran Synods, not now in connection with the General Synod, may at any time become associated with the General Synod." Auf der letzten Synode der General-Synode in Hagerstown wurde nun einstimmig der folgende Beschluß angenommen: "Resolved, That in order to remove all fear and misapprehension, this convention of the General Synod hereby expresses its entire satisfaction with the present form of doctrinal basis and confessional subscription, which is the Word of God, the infallible rule of faith and practice, and the unaltered Augsburg Confession as throughout in perfect consistence with it — nothing more, nothing less." — Wer nun aber hieraus den Schluß ziehen wollte, daß die Männer vom Schlage des "Lutheran Observer" oder gar des "Lutheran Evangelist" mit obigem Beschlusse eine Schwenkung zum Besseren gemacht hätten, dürfte sich sehr täuschen. Zwar erklärt der "Lutheran Evangelist" vom 12. Juli, obwohl er seine Unzufriedenheit mit dem Beschlusse in Hagerstown nicht verheimlichen kann: "True to our irenic spirit, we say 'Amen' to everything that promotes righteousness and peace." Wie viel das aber zu bedeuten hat, geht hervor aus dem "Amen", welches Butler auf derselben Seite unter andern auch folgendem Satze gibt: "Since my real mature intelligence has shown to me the true function and utility of religion in human affairs, I have become almost entirely indifferent to theological and even to denominational differences of practice and belief." Das kann doch wohl nichts anderes heißen wollen und können, als daß Butler und seinen Genossen in der General-Synode die Augustana nicht mehr gilt, als das Bekenntniß irgend einer andern Secte auch. F. B.

## II. Ausland.

**Leipziger Mission.** Auch bei dem diesjährigen Leipziger Missionsfest, das am 5. Juni abgehalten wurde, ist in mancherlei Vorträgen und Aussprachen unsere Missionsniederlassung wieder reichlich bedacht worden. In dem Jahresbericht des Missionsdirectors v. Schwarz findet sich folgender Passus: „Schmerzlicher noch als die Lücken, die der Tod in den Kreis unserer Mitarbeiter gerissen hat, empfinden wir das eigenwillige Ausscheiden aus der Arbeit, das ein junger Missionar sich hat zu Schulden kommen lassen. Unserer Mission, welche ihn ausgestattet und ausgesandt und deren Brod er 3½ Jahre lang gegessen, hat er den Rücken gekehrt, gerade als er die tamulische Sprache ziemlich erlernt hatte und nun bald fähig gewesen wäre, in die Arbeit einzutreten; die Fahne, welcher er zwei Jahre zuvor Treue gelobt, hat er im Stich gelassen, indem er uns gerade das zum Vorwurf machte, was allein seinen Eintritt in den Dienst unserer Mission ermöglichte, nämlich das freundliche Verhältniß, in welchem wir zu der lutherischen Kirche Sachsens stehen. Fragen wir aber, was doch seine Laufbahn im Dienste unserer Mission zu einer so kurzen und unbefriedigenden gemacht hat, so lautet die Antwort: Daß er fast von Anfang an das Wort mit Füßen getreten hat: ‚Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz!‘ daß er fast von Anfang an sich verleitete ließ zur Einmischung in Dinge, die ihm nicht befohlen waren, und zu deren Beurtheilung er leider noch nicht reif war. Wir wollen ja gern auch bei denen, welche unsere Mission schädigen und schmähen, entschuldigen und zum Besten lehren, so viel wir können. Wir wollen nicht vergessen, daß einem jungen Missionar große Versuchungen drohen. Er hat viel Wissen einsammeln müssen, um sich für seinen Beruf geschickt zu machen. Und ‚das Wissen‘, sagt der Apostel, ‚blähet auf‘. In der Heimath bewundert man das Opfer, das er bringt, indem er hinausgeht; in den Missionsblättern oder gar in Kirchenzeitungen ist von ihm zu lesen; große Versammlungen lauschen dem Bericht von seinen Erlebnissen — und drüben ist er schon als Europäer ein großer Mann, seine Gemeinden, seine Missionsdiener blicken zu ihm empor, als zu dem, welcher ihr Wohl und Wehe in seiner Hand hält. Ist's ein Wunder, wenn mancher der Versuchung erliegt und läßt sich dünken, er wäre etwas Großes? er könne nun Alles beurtheilen und Jedermann vor seinen Richterstuhl ziehen? Ach, lieben Freunde, die Missionare bedürfen großer Demuth und vieler Fürbitte um Erhaltung in der Demuth, damit sie dieser Gefahr der Selbstgefälligkeit entgehen, die ihrem Geistesauge die Einfalt und ihrer Arbeit den Segen raubt! — Und zum andern wollen wir auch bedenken, daß es wohl begreiflich ist, wenn in unserer Zeit eine Gemeinschaft, welche sich vor anderen des rücksichtslosen Festhaltens an alten Glauben rühmt, eine gewisse Anziehungskraft ausübt. Wie in der Reformationzeit die Ausschreitungen der Schwärmer und Sacramentirer, der Zwickauer Propheten und der Münsterschen Nothe einen Rückschlag herbeiführten und viele zurücktrieben in des Papstes Arme, weil sie fürchteten, die Freiheit eines Christenmenschen, die Luther verkündigte, gebe keinen Halt und ziehe keine Grenze, man müsse eine sichtbare Autorität haben, sonst sinke Alles dahin, was den Vätern heilig gewesen sei. — so geht es jetzt auch. Die Ausschreitungen einer Wissenschaft, welche die großen Thaten Gottes für Märlein und Christi Sacramente für leere Menschenjüdelein erklärt, läßt in vielen Herzen die bange Frage auftauchen: wo will das hinaus? Und Mancher, der mehr um sich herblickt auf Sturm und Wetter, als auf den Herrn, der beiden gebietet; Mancher, der den Grund, der unbeweglich steht, wenn Erde und Himmel untergeht, nämlich das ewige Erbarmen, die Gnade Gottes in Christo Jesu, die das Herz neu, festig und fest macht, selbst noch nicht tief genug erfahren hat, sucht nach einem greifbaren Halt und meint etwa Sicherheit zu finden in einer

Gemeinschaft, die allen ihren Gliedern ein festgefügtcs Lehrsystem zu glauben aufgibt, das keine Frage offen läßt, sondern das fast über alle Dinge im Himmel und auf Erden eine Antwort bereit hat und nur die eine gelten läßt, — aus Gottes Wort, wie sie sagen, aber freilich bisweilen mit einer Art, die Schrift zu brauchen, die es auch rechtfertigen würde, wenn man etwa nächstens einen Glaubensartikel ‚Von den drei Himmeln‘ aufstellen sollte, weil ja St. Paulus einmal davon redet, daß er entzückt gewesen sei bis in den dritten Himmel. Da hat man allerdings eine feste Grenze, denn wer sich ihren Lehrentscheidungen nicht fügt, den schließen sie von der Gemeinschaft der Kirche und des Sacramentes aus und rühmen sich dessen. Aber man hat sie um einen theuren Preis: man ist gefallen in der Menschen Knechtschaft; man ist in Gefahr, die Kirche Augsbürgischer Confession zu zertrennen in eine wachsende Zahl von Secten, denen der Lehrtritt Lebenselement ist, die sich gegenseitig in den Bann thun und sich den lutherischen Namen absprechen, weil ihre Führer sich über dies und das, über das Verhältniß von Kirche und Staat, vom geistlichen Amt und Kirchenregiment, von Kirche und Einzelgemeinde, oder auch über den Widerchrist und das tausendjährige Reich, über die Gnadenwahl oder die Berechtigung, Sins zu nehmen, verschiedene Gedanken machen und ihre Gedanken den Seelen aufzwingen mit Bannen und Dräuen. Aber wir wollen nicht der Menschen Knechte werden, und wollen unsere Missionare nicht dazu machen lassen; wir wollen unsere theure Mission von diesem Padergeiste nicht zertrennen lassen; und vor allen Dingen wollen wir nicht, daß unsere Missionare ihre Zeit vergeuden mit Dingen, zu deren Entscheidung sie nicht berufen sind, sondern daß sie mit aller Treue und Geduld Heiden und Christen unterweisen in dem einfältigen Katechismusglauben, der ihre Seelen selig machen kann. Wir wollen bleiben bei der Weise St. Pauli, an dem sich die Verheißung Christi reichlich erfüllt hat, daß sein Geist seine Jünger in alle Wahrheit leiten würde, und der es dennoch wohl wußte, daß auch sein Wissen und sein Weissagen eitel Stücker sei, hat sich auch nicht ansetzen lassen, durch die vielen Fragen, die ihm noch offen blieben, sondern hat sich genügen lassen an Christi Gnade.“ Dieser Erguß verdient keine eingehende Kritik. Es ist alles eitel Verleumdung, Lüge und Lästerung. Missionar Kellerbauer hat in einem officiellen Schriftstück, welches wir in der letzten Nummer dieses Blattes mitgetheilt haben, über seine Gewissensbedenken, die ihn zum Austritt aus der Leipziger Mission bestimmt haben, sich geäußert. Wer für solche Gewissensscrupel kein Sensorium hat, wer überhaupt für die reine Lehre kein rechtes Gewissen hat, der mag von einem „verirrten Gewissen“ reden. Aber die Gründe des Missionars gänzlich ignoriren und seine Handlungsweise ohne Weiteres, ohne alle Beweise, auf Hoffart zurückführen, wie dies hier geschieht, ist Herzensrichterei von der schlimmsten Art. Der Hohn und Spott, den der Missionsdirector über „das festgefügte Lehrsystem“ Missouris ergießt, trifft im Grund Niemand anders, als den Herrn Christum selbst. Was unsere Synode in den angeführten Punkten, die jetzt als „offene Fragen“ cursiren, lehrt, ist nichts Anderes, als die klare Lehre des göttlichen Wortes, ein Theil der Lehre Christi und seiner Apostel. Und Christus, der Herr, wird schon seiner Zeit seine Ehre suchen. Es ist in obiger Kritik Missouris Alles auf den Kopf gestellt. Gerade die neueren deutschen Theologen setzen und erfinnen Glaubensartikel außer und neben der Schrift, aus ihrem eigenen Ich, verleugnen grundfänglich das apostolische Princip, daß unser Wissen und Weissagen Stücker ist, machen aus dem Christenthum ein vernunftgerechtes System, während wir mit Allem, was wir lehren, uns in den Grenzen der Schrift bewegen und grundfänglich nicht reimen, was sich nicht reimen läßt. Daß die Missourisynode Alle, die nicht in allen Stücken mit ihr stimmen, „in den Bann thue“ und ihre Dogmen „den Seelen mit

Bannen und Drängen aufzwingen“, ist einfach erlogen. Wir haben uns zur Genüge darüber ausgesprochen, was wir vom Bann halten, und warum wir mit Falschgläubigen keine Kirchengemeinschaft halten. Director v. Schwarz macht die blinde Wuth gegen Missouri ganz unsinnig. Unterhalten etwa die ostindischen Missionare und Christengemeinden der Leipziger Mission mit den dortigen englischen Missionen Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft? Und haben sie damit, daß sie dies nicht thun, jene in den Bann gethan? Und es ist gleichfalls nicht aus der Wahrheit, wenn der Director die Leipziger Missionare anweist, ihre Zeit nicht mit Dingen zu vergeuden, die nicht ihres Amtes sind, sondern Heiden und Christen in dem einfältigen Katechismusglauben zu unterweisen. Handelt es sich doch in dem gegenwärtigen Conflict gerade um die einfältige Katechismuswahrheit, die allen rechten Christen gleichsam in Fleisch und Blut eingemipft ist, daß die ganze Bibel Gottes Wort ist. Die Leiter der Leipziger Mission mögen nur fortfahren, mit solchen Waffen die missourische Richtung zu bekämpfen, sie werden damit nicht uns, sondern nur ihren eigenen Seelen und ihrer eigenen Mission Schaden thun. — Aus den Verhandlungen der Generalversammlung führen wir dem Bericht des Leipziger Missionsblattes gemäß nur Folgendes an: „Im Anschluß hieran sprach es Graf Bisthum, einer Anregung aus der Missionsgemeinde folgend, aus, daß es nunmehr nach gewonnener Einsicht in die veröffentlichten Actenstücke und nach Entgegennahme dieser letzten Mittheilungen des Directors Pflicht der Generalversammlung sei, das Collegium und die Missionsynode in Trankebar durch eine bestimmte Erklärung zu stärken, das kirchenspaltende Treiben der Missourier öffentlich zu verurtheilen und die Missourisynode vor Gott und Menschen für allen Schaden, der aus ihrem Missionsunternehmen erwachsen kann, verantwortlich zu machen. In der sich hieran knüpfenden Besprechung betonte der Vorsitzende, daß das Collegium, dem er damals noch nicht angehört habe, nach seinem Urtheil mit aller Weisheit, Milde und Geduld verfahren sei, daß die Ursache des ganzen Streites ein gewisser Independentismus sei, der sich in unsern Tagen besonders bemerklich mache, und daß es ganz falsch sei, die Heilsgewißheit auf eine Theorie von der Inspiration zu gründen, diese ruhe vielmehr auf der Versöhnung Gottes in Christo, wie sie uns in Gottes Wort bezeugt ist. Andererseits wurde geltend gemacht, daß eine derartige Resolution nur Anlaß bieten würde zur Fortsetzung des Streites, der bei der Art, wie man von jener Seite den Streit führe, höchst unerquicklich sei und keinen Segen für unser Werk erwarten lasse. Uebrigens sei das, was uns von Missouri trennt, in dem Jahresberichte des Directors hinreichend gekennzeichnet. Wir müssen es daher für unsere alleinige Aufgabe erkennen, unser Friedenswerk in Frieden zu treiben. Diese Ausführungen fanden die Billigung der Abgeordneten, die sich zu dem Beschlusse vereinigten, auf Grund ihrer Kenntnißnahme von den in letzter Zeit veröffentlichten Actenstücken wiederholt ihr Einverständnis mit dem Verfahren des Missionscollegiums bei Gelegenheit des Ausscheidens der Missionare Kempf, Näther, Mohn und Kellerbauer und ihr volles Vertrauen zu der Missionsleitung auszusprechen.“ Man beklagt sich hier von Neuem über „das kirchenspaltende Treiben der Missourier“. Das ist der alte Vorwurf, den schon Elias aus Ahab's Munde vernahm. Wir entgegnen: Nicht wir sind es, sondern ihr seid es, die ihr mit eurer gottlosen Lehre von der Schrift, überhaupt mit eurer losen Lehre und losen Praxis Israel verwirrt und zertrennt. Der Satz, „daß es ganz falsch sei, die Heilsgewißheit auf eine Theorie von der Inspiration zu gründen, diese ruhe vielmehr auf der Versöhnung Gottes in Christo, wie sie uns in Gottes Wort bezeugt ist“, macht dem Vorsitzenden, dem Präsident des bairischen Oberconsistoriums, Dr. Stähelin, als Theologen wenig Ehre. Ist die Schrift nicht wirklich und wahrhaftig Gottes Wort,

in allen Theilen vom Heiligen Geist eingegeben, so fällt auch das Zeugniß von der Veröhnung Gottes in Christo, so fällt auch die Heilsgewißheit der Christen dahin.

G. St.

**Bairische Pastoralconferenz.** Bei der im Juni d. J. in Nürnberg abgehaltenen allgemeinen bairischen Pastoralconferenz lieferte Gynnasialprofessor Engelhard ein Referat über das Thema: „Der Glaube der Kirche und die Aufgabe der Kritik gegenüber der heiligen Schrift des Alten Testaments.“ Der Referent stellte unter Anderem folgende Behauptungen auf: „Die Kirche kann aber das Alte Testament nicht in Trümmern liegen lassen. Auch in unserer Landeskirche ist Widerspruch gegen die kritische Schule erhoben worden. In der Reihe der Kämpfer steht vorne an Pfarrer Kupprecht. Doch ist mit einem allgemeinen Verdammungsurtheil, mit der Forderung von Absperrungsmaßregeln nichts geholfen. Solche Kampfweise verbietet die einfache Klugheit, die Gewissensfreiheit. Es ist doch festzuhalten, daß es in der Kirchengeschichte keine Verirrung gibt, die nicht irgend ein Stück Wahrheit zu ihrer Berechtigung in sich hätte. Kritik ist wider Kritik zu setzen. Das Recht der Kritik darf nicht beeinträchtigt werden wegen etwaiger Folgen. Dem christlichen Glauben ist Jesus Christus die höchste Autorität. Die Zweifel des Alten Testaments können aber doch nur aus dem Alten Testament gelöst werden. Vielen erscheint es unklug, zuzugeben, daß Jesus das Alte Testament unrichtig beurtheilt habe. Doch ist diese Möglichkeit von der evangelischen Theologie zugestanden, und es ist auch für die Gemeinde nicht unfaßbar, wenn sie sich hält an den Menschensohn, der sündlos, aber nicht allwissend war. Die Kirchenlehre darf keine Schranken bilden für die Prüfung des Alten Testaments. Die Kirche der Reformation sollte wissen, daß die Kritik der Kirche vielmehr immer nothwendig, vorübergehend beschwerlich, niemals schädlich ist. Man rege nur die Gemeinden nicht unnütz auf, besser ist es, von der Herrlichkeit des Alten Testaments zu predigen, als von der Kritik des Alten Testaments. Die Ruhe darf die Wahrheit nicht zum Schweigen bringen. Auch die Noth der jungen Theologen darf das Recht der Kritik nicht schmälern. Die einfache Klugheit, die Liebe zur Wahrheit, die Achtung vor der Gewissensfreiheit, verbietet der Kirche, die Kritik schlechthin zu verbieten.“ Nur zwei Glieder der Conferenz, Pfarrer v. Rejschütz und Conrector Deinger verwahrten sich gegen den Satz, daß wir uns an das Urtheil des Herrn über das Alte Testament nicht gebunden achten könnten. Man sieht, zu welchen Consequenzen die moderne Theorie von der Schrift führt. Ist die Schrift nicht mehr unfehlbar, so muß man auch dem Herrn Christo die Unfehlbarkeit absprechen. Ist die deutsche Christenheit wirklich so blind, daß sie nicht sieht, daß ihre Theologen, auch die sogenannten confessionellen, ihr die heiligsten, höchsten Güter zu rauben im Begriff stehen, Gottes Wort und den Herrn Christum?

G. St.

**Die Trennung von Kirche und Staat** wird von dem deutschen Adelsblatt in entschiedener Weise befürwortet. Es weist darauf hin, daß in Folge der Gebundenheit der Kirche durch den Staat der Atheismus und Materialismus gewaltig um sich greifen, und die Kirche durch ihre eigenen „Diener am Wort“ discreditirt werde. Es „muß doch endlich einmal eine Entscheidung herbeigeführt werden und diese Entscheidung nicht bis zum völligen Ruin der evangelischen Kirche, nicht bis zur völligen Eroberung des evangelischen Volkes durch Atheismus und Materialismus aufgeschoben werden. Und — Hand aufs Herz: wie weit sind wir denn noch von diesem Punkte entfernt? Haben wir denn noch Zeit, lange zu warten, die Frage noch lange offen zu lassen, wo der geoffenbarte Christenglaube im evangelischen Volke allmählich zum Kinderspott zu werden beginnt? Was bedeuten dem gegenüber alle kleinen und kleinlichen Opportunitätszermägungen? Was bedeutet gegen-



über der Frage: ‚Glaube oder Unglaube?‘ ‚Sein oder Nichtsein des evangelischen Christentums?‘ selbst die Möglichkeit der Entstehung mehrerer Freikirchen, ja, was bedeutet dieser höchsten Frage gegenüber selbst die ganze königlich privilegierte preußische evangelische Landeskirche? Steht und fällt denn das Christentum, der christliche Glaube mit dieser ‚Landeskirche?‘ Was ist wichtiger: der Glaube an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, oder das äußerliche Band des Summ-Episcopats, das sich um ein zerbrochenes Gefäß schlingt, durch dessen Risse und Sprünge das heilige Lebenswasser längst in den Sand des Staats-Christentums gelaufen ist. Es könnte die Zeit kommen, wo der Summ-Episcopus freiwillig diese Würde niederlegte, müde, über eine Kirche zu ‚herrschen‘, die sich in Wahrheit längst aufgelöst hat; zu stolz, einen Titel zu führen, der leerer Schall, ohne Macht und Inhalt ist.“

(A. E. L. A.)

**Tezel.** „In der letzten Nummer des historischen Jahrbuchs der Görresgesellschaft — so berichtet das Gemeinde-Blatt — hat der katholische Gelehrte N. Paulus eine Abhandlung über Tezels Ablasspredigt veröffentlicht, welche zu dem Ergebnis kommt, daß Tezel die Lehre: ‚Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt‘, thatsächlich vorgetragen hat. Die Mainzer Instruction berechtige zur Annahme, man habe auf der Kanzel die Lehre vorgetragen, daß die Seele aus dem Fegfeuer fahre, sobald für sie das Geld in den Kasten geworfen werde. Von Tezel selbst berichteten dies mehrere katholische Zeitgenossen. Der Dominicanermönch bezeugte selbst, daß er die Aeußerungen vom Geld im Kasten gethan. Dies Zeugniß sei ganz deutlich in der 56. jener Thesen enthalten, die Tezel am 20. Januar 1518 zu Frankfurt a. D. verteidigte. These 56 lautet: ‚Wer daher sagt, daß die Seele nicht noch schneller auffliegen könne, als der Groschen auf dem Boden der Kiste zu erklingen vermag, der irrt.‘ Diese These ist gegen Luthers 27. gerichtet: ‚Es sei Menschenhand, zu predigen, daß die Seele alsbald auffliege, sobald das in den Kasten geworfene Geld erklinge.‘ Erfreulich ist es, daß der katholische Gelehrte diese Ergebnisse seiner Forschungen rückhaltlos mittheilt und so der Wahrheit die Ehre gibt.“

J. B.

**Thomas Henry Huxley**, der bekannte Anhänger und Verteidiger Darwins, ist dieser Tage kurz nach seinem vollendeten 70. Lebensjahre in London gestorben. In seinem Werke „On the Oceanic Hydrozoa“, welches 1859 erschien, entpuppte er sich als Darwinist. Seine unsinnigen Theorien über den Ursprung des Menschengeschlechts kramte er insonderheit in der Schrift „Man's Place in Nature“ aus. In derselben suchte er nachzuweisen, daß die anatomische Verwandtschaft des Menschen mit Gorilla und Schimpanse viel größer ist, als die zwischen den letzteren und den übrigen Affen. Huxley verstand es in höherem Maße, als seine Genossen Darwin, Lyndall, Spencer, dem kräftesten Unglauben durch klare, lebendige und kräftige Darstellung in weiten Kreisen Eingang zu verschaffen. Ein unglaubliches Blatt rühmt von Huxley: „What Voltaire has been for the eighteenth, Huxley has been for the nineteenth century. He has been the great expounder and interpreter of the non-(anti-?)religious thought of this day. When we contrast the reception given in England to Darwin's 'Origin of Species' less than forty years ago with the actual or recent approach to predominance of the doctrine of evolution among educated men, we can measure the tremendous force of the propagandist agencies which have been operative in the interval. It is no disparagement of his coadjutors to say that Thomas Henry Huxley was the most conspicuous dynamic factor in that amazing transformation of opinion.“

J. B.

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 41.      September und October 1895.      No. 9. u. 10.

---

## Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.

### VI.

(Schluß.)

In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift haben wir gezeigt, daß der Glaube als Tugend oder That des Menschen betrachtet und abgesehen von dem, was er in seinem Correlate besitzt, keinerlei, auch keine theilweise rechtfertigende Würde und Kraft hat. Daraus folgt nun, daß auch der Glaube als bewegende, das Urtheil der Rechtfertigung in Gottes Herzen zu Stande bringende Ursache in der Rechtfertigung nicht in Betracht kommt. Der Glaube ist eben keine dem Verdienste Christi und der Gnade Gottes nebengeordnete Größe, welche Gott zur Freisprechung des Sünders bestimmt, oder bestimmen kann, auch nicht theilweise, complete oder minus principaliter. Wäre die Rechtfertigung die Wirkung der Gnade, des Verdienstes Christi und des Glaubens im Sinne dreier verschiedener bewegender Ursachen, so könnte man auch von einer Rechtfertigung allein aus Gnaden, allein um Christi willen, allein durch den Glauben nicht reden. Man hätte ja in jeder Aussage integrirende Ursachen weggelassen, ohne deren Wirksamkeit das Resultat, die Rechtfertigung, nicht eintreten könnte. Die Waagschaale im göttlichen Gerichte müßte in diesem Fall nicht bloß so weit zu unsern Gunsten sinken, als sie das theure Blut Christi zu senken vermag, sondern auch noch um so viele Haarbret tiefer, als das Gewicht des als Tugend oder Werk betrachteten Glaubens an dem Zünglein der Wage göttlicher Gerechtigkeit anzeigen und dem des Verdienstes Christi hinzufügen würde.

Nun ist es aber falsch und gottlos zugleich (denn es kann nur geschehen zu Schmach dem Leiden und Verdienst Christi, 39, 3), wenn man den Glauben hinstellt als das Complementum, welches das Verdienst Christi und die Gnade Gottes zur Rechtfertigung erst vollwerthig macht und so gleichsam die durch Christi Verdienst und die göttliche Gnade geschaffene Möglichkeit der Rechtfertigung erst zur Wirklichkeit erhebt. Die Apologie läßt darum das Urtheil der göttlichen Freisprechung in keiner Weise und in

keinem Maße, weder zum Ganzen, noch zum Halben, noch zum allergeringsten Theil, veranlaßt und verursacht sein durch das, was der Glaube in sich selber ist, sondern einzig und allein durch das, was er aus der Hand Gottes, dem Evangelio, empfangen hat. Und das Evangelium fordert den Glauben, nicht weil wir das, was noch nöthig wäre, um Gott zur Rechtfertigung zu bewegen, mit dem Glauben leisten könnten und sollten, sondern „biweil wir untüchtige Knechte sind und nicht Verdienst haben“. 145, 215.

Der Glaube schenkt nicht, er läßt sich schenken; er macht die Rechtfertigung nicht, er nimmt sie nur. Das gilt als Axiom in der Apologie. „Denn der Glaub — so heißt es 96, 49 — ist ein solcher Gottesdienst und latria, da ich mir schenken und geben lasse. Die Gerechtigkeit aber des Gesetzes ist ein solcher Gottesdienst, der da Gott anbeutet unser Werke. So will Gott nu durch den Glauben also geehret sein, daß wir von ihm empfangen, was er verheißet und anbeutet.“ Ferner heißt es 95, 48: „Der Glaub ist, daß sich mein Herz desselbigen Schatzes annimmt, und ist nicht mein Thun, nicht mein Schenken noch Geben, nicht mein Werk oder Bereiten, sondern daß ein Herz sich deß tröstet und ganz darauf verlässet, daß Gott uns schenkt, uns gibt, und wir ihm nicht, daß er uns mit allem Schatz der Gnaden in Christo überschüttet.“ Ferner 95, 45: „Aber die göttliche Zusage die beutet uns an, als denjenigen, die von der Sünde und Tode überwältigt sind, Hülfe, Gnad und Veröhnung um Christus willen, welche Gnad niemand mit Werken fassen kann, sondern allein durch den Glauben an Christum. Derselbe Glaub bringet noch schenket Gott dem Herrn kein Werk, kein eigen Verdienst, sondern bauet bloß auf lauter Gnad und weiß sich nichts zu trösten noch zu verlassen, denn allein auf Barmherzigkeit, die verheißet ist in Christo.“ 108, 114. 103, 86. •

Anders freilich stünde die Sache, wenn die Verheißung des Evangelii eine bedingte wäre, und Gott die Leistung des Glaubens als die vom Menschen zu erfüllende Bedingung gesetzt hätte, unter welcher er die Freisprechung desselben erfolgen lassen werde. Dann käme der Glaube als Leistung des Menschen und somit als bewegende Ursache der Rechtfertigung in Betracht und um die Rechtfertigung allein aus Gnaden wäre es geschehen. Dann würde der Mensch etwa zum größeren Theil gerecht in Folge der Gnade und des Verdienstes Christi, zum geringeren Theil aber doch auch in Folge des rechten Verhaltens von Seiten des Menschen durch Leistung des geforderten Glaubens. Dann müßte zum rechtfertigenden Werke Christi tatsächlich wenigstens ein Werk des Menschen, nämlich das des Glaubens, hinzugerechnet werden, um es vor Gott gültig zu machen. Auch abgesehen von seinem Objecte gebührte dann dem Glauben wenigstens das Verdienst, das noch schwankende Urtheil der Rechtfertigung in Gott zum völligen Durchbruch verholfen und somit, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise, verursacht zu haben.

Da nun aber nach der Apologie die göttliche Verheißung eben darum eine gewisse ist, weil sie in keiner Weise eine bedingte, sondern *gratuita promissio* ist und nicht erst nach einer zu erfüllenden Bedingung in Kraft tritt, so ist auch die Anschauung, welche den Glauben auch abgesehen von seinem Correlate wenigstens als theilweise bewegende Ursache der Rechtfertigung betrachtet, falsch. Die Apologie schreibt: „*Promissio non habet conditionem meritorum nostrorum, sed gratis offert remissionem peccatorum et justificationem.* Die Verheißung lautet nicht also, durch Christum habt ihr Gnade, Heil &c., wo ihr's verdient, sondern lauter aus Gnade beut er an Vergebung der Sünde. So sich nu die Verheißung gründet auf unsern Verdienst und auf das Gesetz, so folget, dieweil wir das Gesetz nicht halten können, daß die Verheißung vergeblich wäre.“ 94, 40—42. „Derhalben muß die Gerechtigkeit durch den Glauben kommen, auf daß sie sei aus Gnaden, und die Verheißung fest bleibe. Denn so unser Heil und Gerechtigkeit auf unserm Verdienst stünde, so wäre die Verheißung Gottes immer noch ungewiß und wäre uns unnütz; denn wir können nimmer deß gewiß sein, wenn wir genug verdienen hätten.“ 102, 84. „Die Verheißung wird durch den Glauben empfangen; daß sie aber ohne Verdienst Gnade anbeut, da gehet all unser Würdigkeit und Verdienst unter und zu Boden, und wird gepreiset die große Gnade und Barmherzigkeit.“ 96, 53.

Als bewegende Ursache, sei es als dominirende Hauptursache, *causa impulsiva principalis*, oder als unter- und nebengeordnete Ursache, *causa impulsiva minus principalis*, rechtfertigt sonach der Glaube nicht, sondern als Mittel und Werkzeug, welches die angebotene Gnade ergreift. In der Rechtfertigung handelt es sich eben nicht um des Menschen Geben und Gottes Nehmen, sondern um Gottes Geben und des Menschen Nehmen. Und der Glaube rechtfertigt eben darum, weil er sich die vorhandene, von Christo längst erworbene und im Worte frei und umsonst dargebotene Vergebung oder Rechtfertigung aneignet. Wie die Hand des Bettlers das Geschenk nicht erst macht, sondern die schon vorhandene und dargebotene Gabe nur nimmt, so ist auch der Glaube eben dazu und darum nöthig, nicht damit er die Rechtfertigung erst erwirke und zu Stande bringe, sondern damit er dieselbe empfangen. Empfangen aber kann der Mensch die Vergebung nicht, sein Herz sei denn dabei und nehme durch den Glauben, was Gott in der Verheißung schenkt. Wie darum auf Gottes Seite die Verheißung des Evangelii das *ἔργον δοτικόν* ist, so auf Seiten des Menschen das *ἔργον ληπτικόν* der Glaube. Nach der Apologie ist der Glaube dasjenige, „woburdurch“, „womit“ der Mensch die Verheißung faßt. 108, 113. Per fidem, fide, durch den Glauben werden wir vor Gott gerecht. 113, 26. Damit ist die Bedeutung und Stellung des Glaubens in der Rechtfertigung bestimmt.

Kommt nun nach der Apologie die Rechtfertigung nicht erst durch den Glauben als Wirkung desselben zu Stande, so dürfen wir uns auch das

göttliche Urtheil der Rechtfertigung nicht als auf den Glauben erst folgend und den Glauben als der Absolution und Rechtfertigung vorausgehend denken. Die Rechtfertigung ist eben kein Ding, das durch den Glauben als Ursache derselben producirt würde, sondern ein von Gott dargebotenes Gut, welches vom Glauben ergriffen wird. Es gibt wohl eine Rechtfertigung, welche im Worte dargeboten wird, Glauben fordert und vom Glauben ergriffen wird; aber eine Rechtfertigung und Absolution, welche erst durch den Glauben als Wirkung desselben zu Stande kommt und somit auf den Glauben folgt, gibt es nicht, — kann es nicht geben. Das geht unwidersprechlich aus dem Begriffe des Glaubens selber hervor, der nach der Apologie wesentlich das feste Vertrauen des Herzens ist, daß Gott laut seiner Verheißung im Worte dem Sünder schon vergeben hat und uns der Vater um des Mittlers Christi willen bereits gnädig ist. 128, 117. *Fides statuit nobis Deum placatum esse propter Christum.* 123, 96. 95, 45. 48. Der Glaub siehet auf Gottes Verheißung und ist die Gewißheit, da das Herz gewiß drauf siehet, daß Gott gnädig ist, daß Christus nicht umsonst gestorben sei. Wer aber noch wanket oder zweifelt, ob ihm die Sünden vergeben se i n, der vertrauet Gott nicht und verzaget an Christo, denn er hält seine Sünde für größer und stärker, denn den Tod und Blut Christi. 113, 27. 28. 108, 113. *Sic igitur docemus hominem justificari, quum conscientia, territa praedicatione poenitentiae, erigitur et credit se habere Deum placatum propter Christum.* 138, 171. Hieraus folgt, daß dieser Glaube der Apologie nimmer rechtfertigen könnte, wenn nicht Gott schon vor dem Glauben versöhnt und der Mensch schon vor dem Glauben von Gott im Worte begnadigt, absolvirt und gerechtfertigt wäre. Müßten wir uns das göttliche Urtheil der Rechtfertigung als die aus dem Acte des Glaubens resultirende und die demselben erst folgende Wirkung denken, so wäre der Glaube, den die Apologie lehrt, in Wirklichkeit Selbstbetrug, denn er nähme etwas als schon vorhanden und wirklich an, was doch erst durch den Glauben selber gesetzt würde. Glauben, annehmen, ergreifen, zu eigen machen aber kann man nicht etwas, was erst durch das Glauben und Ergreifen entstehen soll. Folgt darum die Rechtfertigung erst auf den Glauben, als Wirkung desselben, so könnte man auch nicht sagen: Der Glaube ergreift die Rechtfertigung, 40, VI, 2. 123, 96, sondern nur: Der Glaube verdient, oder erwirkt, oder bringt die Rechtfertigung erst zu Stande.

Ja, so wenig ist das Urtheil der Rechtfertigung oder der Absolution als eine Folge des Glaubens anzusehen, daß vielmehr der Glaube eine Folge der Rechtfertigungsgnade ist. Denn eben das Wort des Evangeliums, welches den Sünder rechtfertigt, oder ihm die Vergebung seiner Sünden anbietet, wirkt den Glauben im Herzen des Menschen. Die Kunde von der göttlichen Vergebung ist zugleich auch die glaubensschaffende Kraft im Menschen. In natürlichen Dingen ist das möglich und oft wirklich, daß

sich die Hand des Nehmers mit der des Gebers zu gleicher Zeit erhebt, ja, daß die Hand des Bettlers längst erhoben und ausgestreckt ist, ehe der Geber sich geneigt und seine Hand sich geöffnet zeigt. Im Geistlichen aber ist das anders, denn da muß die göttliche Gabe selber immer erst die Willigkeit zu nehmen im Menschen schaffen. Das Urtheil des Glaubens: „Mir sind meine Sünden vergeben“ geht darum dem göttlichen Urtheil: „Dir sind deine Sünden vergeben“ nicht etwa voraus, sondern folgt demselben, ja, ist durch das göttliche Urtheil im Evangelio erst möglich gemacht. Denn gerade dem Evangelio von seiner Vergebung der Sünden hat Gott die Kraft verliehen, daß es ins Herz des Menschen eindringt und das gläubige: „Mir sind meine Sünden vergeben“ hervorlockt. *Fides concipitur ex evangelio seu absolutione.* 41, XII, 5. 172, 39. Und die Sacramente sind Zeichen und Zeugniß göttlichen Willens gegen uns, unsern Glauben dadurch zu erwecken und zu stärken. 41, XIII, 1.

Daß nach der Apologie das Urtheil der Rechtfertigung weder als zeitliches noch als begriffliches posterius des Glaubens zu denken ist, geht auch aus ihrem Rechtfertigungsbegriffe hervor. Rechtfertigung ist ihr die Zurechnung nicht eigener Verdienste des Menschen, sondern *imputatio alienae justitiae, videlicet Christi, quae aliena justitia communicatur nobis per fidem.* 139, 185. Wir werden gerecht, so Gott uns für gerecht schätzt durch seine Barmherzigkeit. 186, 11. *Justificatio* ist nichts anders als *remissio peccatorum.* 135, 169. *Justificare* significat *reum absolvere et pronuntiare justum.* 139, 185. Zur Rechtfertigung ist Vergebung der Sünden vonnöthen. 100, 75. Ja, Vergebung der Sünden erlangen und haben, dasselbige heißt für Gott gerecht und fromm werden, 100, 76, und Gerechtigkeit erlangen, heißt so viel, als Vergebung der Sünden erlangen. 39, 1. 40, 2. Wie nun das Evangelium die Verheißung von der Vergebung der Sünden ist, so auch die von der Rechtfertigung. Evangelium ist wesentlich Rechtfertigungsbotschaft. *Evangelium proprie est promissio remissionis peccatorum et justificationis propter Christum et praedicat justitiam fidei in Christum.* 94, 43. 44. 138, 171. 119, 46. 177, 61. Der Apologie ist Rechtfertigung somit göttliche Verheißung und Zusage, und zwar nicht in dem Sinne, daß Gott unter gewissen Bedingungen rechtfertigen wolle, sondern so, daß die Verheißung selber die Rechtfertigung ist. *Reconciliatio seu justificatio est res promissa propter Christum, non propter legem.* 119, 61. *Justificatio tantum est res gratis promissa propter Christum, quare sola fide semper coram Deo accipitur.* 123, 96. 178, 63. In demselben Sinne wie die Vergebung der Sünden, so wird auch die Rechtfertigung vom Glauben ergriffen. Nam *remissio peccatorum et justificatio fide apprehenditur.* 40, 2. So folgt allerdings, daß das rechtfertigende Urtheil Gottes immer als das logische prius des Glaubens zu denken ist.

Obwohl nun die Rechtfertigung der Apologie kein physischer oder

medizinaler Act, keine *infusio justitiae* ist, sondern eine richterliche Handlung, in der Gott als höchster Richter das Urtheil der Absolution über den Sünder spricht, so hütet sich doch die Apologie, das Analoge falsch auszudeuten und für das Identische zu setzen. Nicht in jeder Beziehung ist ihr darum die Rechtfertigung einer weltlichen Gerichtshandlung ähnlich. Die Anschauung, welche sich die Rechtfertigung vorstellt als Act, „in quo homines velut coram tribunalī divino sistantur et cognita causa lataque sententia absolvantur“ ist nicht die der Apologie. 139, 184—186. Nach derselben dürfen wir uns den Vorgang der Rechtfertigung nicht so denken, daß Christus die Gerechtigkeit erworben habe, der Glaube sie ergreife und Gott vorhalte und so den zornigen Gott umstimme, daß er ein gnädiger Vater werde und dem Sünder nun das Urtheil der Vergebung spreche. Mit der Annahme der Sühne Christi von Seiten des Vaters ist vielmehr die Rechtfertigung selber schon gesetzt. Und das Evangelium ist ja nichts anderes, als die Verkündigung der Rechtfertigung, daß nämlich Gott der Vater die Sühne Christi an unserer Statt angenommen und uns freigesprochen habe. 138, 171. 319, 46. Das Urtheil des Vaters ist darum dem Sünder nicht erst noch günstig zu stimmen. Er ist ja längst durch Christum versöhnt und dem Sünder a priori geneigt und zugethan. Bloß darum handelt es sich noch, daß sich der Mensch versöhnen läßt mit Gott und Gottes Vergebung und Rechtfertigung im Glauben annimmt.

Jedoch nicht bloß sofern die Rechtfertigung von Gott ausgeht und als sein Gnadenurtheil im Evangelio dem Sünder kund wird und Glauben fordert und hervorruft, sondern auch sofern der Mensch durch dieselbe wirklich gerecht, zu einem Gerechten wird und Vergebung der Sünden hat, indem er sich durch den Glauben die dargebotene Vergebung und Rechtfertigung zweignet, wird dieselbe von der Apologie betrachtet. Obwohl sie sich das Urtheil der göttlichen Freisprechung als dem Glauben vorausgehend und Glauben fordernd und wirkend denkt, so ist ihr doch niemand ein *justus*, er sei denn bekehrt, neugeboren und gläubig. Das freilich nicht darum, weil durch Buße, Bekehrung, Wiedergeburt und Glaube jene Beschaffenheit im Menschen hervorgerufen werde, welche vor Gott als Gerechtigkeit gelte, sondern weil nur so der Mensch Christi Gerechtigkeit erfaßt und sich zu Nuzе macht. 102, 82. 108, 117. Redet man nun von der Rechtfertigung sofern sie von Gott ausgeht und ein *justum pronuntiarī seu reputarī* ist, so ist sie auch — wie wir gezeigt haben — *natura* dem Glauben als dessen Ursache und Object als vorausgehend zu denken, denn menschliches Glauben hat immer göttliches Vergeben und Rechtfertigen zur Voraussetzung. Wird dagegen die Rechtfertigung gefaßt als das wirkliche Heilig-, Gerechtig- und Frommwerden, als das „*ex injusto justum effici seu regenerari*“, so ist der Glaube, wenn gleich nicht zeitlich, so doch *natura* dem Gerechtfsein als vorausgehend zu denken. In der Apologie heißt es hiervon 100, 72. 78: *Sola fides ex injusto justum efficit, hoc*

est, *accipit remissionem peccatorum*. . . . Igitur sola fide justificamur, *intelligendo justificationem, ex injusto justum effici seu regenerari*.

Dem entsprechen nun auch in unserm Bekenntniß die die Rechtfertigung betreffenden phrases loquendi, wenn es in demselben z. B. nicht bloß heißt: Durch den Glauben (*fide, per fidem*) werden wir gerecht, sondern auch: Der Glaube rechtfertigt, oder: Den Glauben will Gott für Gerechtigkeit halten, oder: *Fides est ipsa justitia, qua coram Deo justi reputamur*, oder: Gott rechtfertigt die Gläubigen, oder: Wir werden gerecht um des Glaubens willen, oder: Wir haben einen gnädigen Gott, so wir glauben. 39, 3. 103, 86. 100, 71. 528, 9. 529, 10. 612, 13—15. So redet unser Bekenntniß vom Glauben um der Güter willen, die er hat, und ohne welche er nichts gibt und überhaupt nicht sein kann. Denn losgelöst von seinem Correlate, der verheißenen Vergebung um Christi willen, ist der Glaube ein unvollziehbarer Begriff und in der Wirklichkeit auch nirgends vorhanden. In signo rationis kann man ja freilich unterscheiden zwischen Act und Object des Glaubens, läßt aber in der Wirklichkeit der Glaube die Verheißung von der Vergebung der Sünden um Christi willen fahren, so hat er nicht etwa bloß den Boden unter den Füßen verloren, während er selbst, wenn gleich in der Luft schwebend, noch geblieben wäre, sondern mit seinem Objecte ist der Glaube selber verschwunden. Ohne die im Worte dargebotene Vergebung und Rechtfertigung ist Vorstellung, Entstehung und Bestehen des Glaubens unmöglich. Ganz und gar vom Worte göttlicher Vergebung abhängig, identificirt sich deshalb auch der Glaube völlig mit der angebotenen Gnade. Und wir sagen darum mit Recht: Der Glaube ist unsere Gerechtigkeit zc. und denken dabei an das, was der Glaube im Blute Christi als vollgültige Zahlung für unsere Sünden hat. 139, 186.

Durch den Glauben, *fide, sola fide*, — das ist und bleibt somit auch das eigentliche Stichwort im Artikel von der Rechtfertigung. Es gibt nur eine Rechtfertigung durch den Glauben, eine Rechtfertigung, welche Glauben fordert, Glauben wirkt und einzig und allein durch den Glauben angeeignet wird. Die Aufgabe, welche sich der vierte Artikel, ja, die ganze Apologie gestellt und Melancthon so glänzend gelöst hat: Beweisen, daß der Glaube rechtfertigt und sonst nichts, — das ist ein richtig gestecktes Ziel. Mit der Aussage: Allein durch den Glauben werden wir vor Gott heilig, gerecht und fromm, bezeichnen und markiren wir gerade den Moment, da das göttliche Geben und das menschliche Nehmen zusammenfällt und sich die Gebehand Gottes berührt mit der Nehmehand des Menschen, da das göttliche Schenken zum menschlichen Haben und Besitzen und Genießen wird; gerade den Moment, da es beides vom Himmel schallt und im Herzen und Gewissen des Sünders wiederhallt: Dir sind deine Sünden vergeben, du bist gerecht; gerade den Moment, da das göttliche Ausschütten seiner Gnade und Vergebung im Worte kein Verschütten über das im Un-



glauben kalte und festverschlossene Sünderherz ist, sondern zu einem Einschütten des himmlischen Trostes der Vergebung der Sünden in das lechzende und durch den Glauben weit geöffnete und heilsabgierige Herz des Sünders wird.

„Diese unsere Lehre — so urtheilen wir mit der Apologie, ihre ganze Ausführung der Lehre von der Rechtfertigung betreffend, und schließen damit zugleich unsere Arbeit ab — diese unsere Lehre ist je klar; sie läßt sich auch wohl am Licht sehen und gegen die heilige Schrift halten, und ist auch hie klar und richtig sürgetragen; wer ihm will sagen lassen und die Wahrheit nicht wissentlich verleugnen.“ 119, 64. F. B.

---

### „Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments.“

Dr. August Köhler, Professor in Erlangen, veröffentlichte im Novemberheft des vorigen Jahrgangs der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ einen Aufsatz, betitelt: „Zur Kritik des Alten Testaments.“ Derselbe hat in deutschen landeskirchlichen Kreisen ziemlich Rumor gemacht, hat, wie Köhler selber bemerkt, „die Theilnahme weiterer Kreise gewonnen und theils Zustimmung, theils und noch häufiger schroffe, sogar ‚entrüstete‘ Verurtheilung gefunden“. So sah der Verfasser sich bewogen, ihn in einer Separatausgabe erscheinen zu lassen und einen Anhang „Zur Bertheidigung“ anzufügen. Dem Ganzen gab er den Titel: „Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments.“ Köhler gilt zur Zeit, seit dem Tod Reils und Delitzschens, als der namhafteste alttestamentliche Exeget positiver Richtung. Und so nehmen wir in unserer theologischen Zeitschrift von diesem neuesten Stadium der „positiven“ Kritik des Alten Testaments billig Notiz. Wir können uns hier unmöglich auf die vielen einzelnen Details einlassen, welche Köhler berührt hat und in einem 68 Seiten umfassenden Schriftchen nur flüchtig berühren konnte. Wir wollen nur den Hauptpunkt und Hauptgrund ins Auge fassen, auf welchen in der vorliegenden Broschüre die Berechtigung der Kritik des Alten Testaments zurückgeführt wird.

Köhler nimmt zur Schrift des Alten Testaments eine freie Stellung ein. Was den Pentateuch anlangt, auf den er sonderlich Rücksicht nimmt, so verlegt er die Abfassung desselben mit den meisten neueren Kritikern in die nachmosaische Zeit und läßt ihn auch aus verschiedenen Quellschriften zusammengesetzt sein. Nur einen Theil der gesetzlichen Partieen schreibt er Mose als Autor zu. Während er in seinem „Lehrbuch der Biblischen Geschichte Alten Testaments“ die alttestamentliche Geschichte, auch die im Pentateuch enthaltene, fast durchweg als wirkliche Geschichte, als geschichtliche Wahrheit vorführt, beanstandet er in seiner letzten Schrift die Geschichtlichkeit der biblischen Erzählungen von der Schöpfung, von dem Sündenfall,

von der Sintfluth, von den Großthaten Gottes während der Wüstenwanderung. Er findet in den alttestamentlichen Geschichtsbüchern Ungenauigkeiten, Irrthümer, Widersprüche aller Art, auch heidnisch-mythologische Vorstellungen. Er meint, daß die alttestamentlichen Schriften ebenso entstanden seien, wie andere Schriften auch, er leugnet, daß Gott den Männern, von denen diese Schriften verfaßt sind, das mitgetheilt habe, was sie schreiben sollten und geschrieben haben, und bekämpft nachdrücklich die alte kirchliche Inspirationslehre. Was Köhler bestimmt, sich „so weit von den traditionellen synagogalen und kirchlichen Anschauungen zu entfernen“, darüber äußert er selbst im „Vorwort“ folgendermaßen:

Die Kirche kann bei dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Untersuchung der Frage nach der Berechtigung der Kritik nicht mehr länger aus dem Wege gehen, wenn sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, das mit größerer oder geringerer Kunst ausgebauten System stehe ihr über der geschichtlichen Wahrheit. Verschleierungen der kritischen Probleme nützen nichts, sondern richten nur Schaden an. Denn sie erregen den nicht ganz unberechtigten Verdacht, als habe man nicht den Muth und die sittliche Kraft, der geschichtlichen Wahrheit ins Angesicht zu sehen.

Also „die geschichtliche Wahrheit“ ist das Interesse, welches Köhler mit seiner Kritik und mit seiner Vertheidigung der Kritik vertritt. Gewiß ein löbliches Interesse. Denn wer wollte zu einem theologischen System Vertrauen fassen, welches der geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit widerspricht? Dann aber ist es sicher nur recht und billig, daß wir eben diesen Maßstab an seine eigenen Aufstellungen anlegen. Und so wollen wir etliche Ergebnisse der Köhlerschen Kritik auf ihre „geschichtliche Wahrheit“ hin etwas näher besehen.

Nach welcher Norm unser Kritiker zunächst die geschichtliche Wahrheit der Wundererzählungen der Bibel bemißt, erhellt z. B. aus seinem Urtheil über den biblischen Bericht von der Sintfluth, S. 15:

Nun ist zwar bei Gott kein Ding unmöglich (Gen. 18, 14. Luc. 1, 37.), aber es bedürfte doch der kühnsten Hülfs-hypothesen, um zu begreifen, wie nach dem biblischen Sintfluthberichte Süß- und Salzwasserfische in derselben Fluth ein Jahr lang ausbauern konnten, oder wie der Arche durch ihr einziges allerdings als ringsumgehend zu denkendes, eine Elle hohes Fenster das nöthige Licht und die nöthige Luft für alle ihre Insassen zugeführt werden konnte, oder wie Thiere des Polarkreises und der heißen Zone, wie Eisbär und anthropomorphe Affen, in derselben Temperatur der Arche aushalten konnten, oder wie Noah mit seinen sieben Familiengliedern im Stande war, den Thieren, welche nach 6, 21. auch in der Arche auf Nahrungsaufnahme angewiesen waren, die in ihrer freiwilligen Gefangenschaft nothwendige Pflege angedeihen zu lassen, woher er die Kenntniß der Bedürfnisse jeder einzelnen Thierart entnahm, woher er die Zeit und die Kraft gewann, um ihnen fortwährend das erforderliche Futter und Wasser in ihre Zellen zu bringen und diesen ein ganzes Jahr hindurch die nöthige Reinigung angedeihen zu lassen, wie er das Bedürfniß der Carnivoren nach frischem Fleische zu befriedigen vermochte, und anderes mehr.

Und S. 26 lesen wir :

Die Einzelheiten der Erzählung sind vielfach so unbegreiflich, daß es auch abgesehen von der Verschiedenheit der Quellenströmung, aus der die jetzige Erzählung hervorgegangen, in hohem Grade schwierig ist, sie als treue Wiedergabe des geschichtlichen Vorgangs zu begreifen.

Hier wird also auf echt rationalistische Weise mit der „Unbegreiflichkeit“ gegen das Zeugniß von den Wunderthaten des allmächtigen Gottes operirt. Die Sintfluth erscheint in der Schrift als ein Eingriff des lebendigen Gottes in den Bestand der Welt, in den gewöhnlichen Lauf der Dinge, also als ein Wunder, das heißt als ein Ding, das sich mit dem hausbade-  
nen Menschenverstand nicht begreifen und aus den bekannten Gesetzen der Natur nicht erklären läßt. Soll dieser Maßstab gelten, daß das Ding sich nicht begreifen läßt, so fallen alle Wunder der Bibel, so fällt auch das größte Wunder, die Auferstehung Christi, dahin. Dann ist das ganze Christenthum vor dem Forum „der geschichtlichen Wahrheit“ gerichtet und verurtheilt. Die unbegreiflichen Dinge, die in den Tagen Noahs geschehen, z. B. daß Gott die Thiere in der Arche eventuell auch ohne Licht, in ungewohnter Temperatur, durch ungewohnte Speise am Leben erhalten hat, sind doch wahrlich nicht unbegreiflicher, als daß die Todten auferstehen. Uebrigens geräth Köhler hier in Conflict mit sich selbst. Er erkennt, um dies gleich im Voraus zu bemerken, die göttliche Autorität Jesu an. Jesus aber sagt von einer Fluth, die alle Menschen auf Erden umgebracht hat, Matth. 24, 38. 39. Luc. 17, 26. 27. Eine solche gewaltige Fluth bereitet aber schon allein für sich, von Nebenumständen abgesehen, unserm Begreifen genug Schwierigkeiten. Und indem der Herr nicht nur im Allgemeinen an die Sintfluth, sondern auch an den Eingang Noahs in die Arche erinnert, verweist er offenbar auf den allen Juden wohl bekannten Bericht der Genesis, Cap. 6—8, und drückt demselben also sein Siegel auf.

Wir erkennen auf Grund der Schrift und der Erfahrung eine Geschichte und eine geschichtliche Wirklichkeit an, in welcher der große Gott, der Schöpfer aller Dinge, der mit seinen Creaturen machen kann, was er will, einen Platz hat. Wer eine solche Geschichte desavouirt, von dem nehmen wir nicht den Vorwurf der Ungeschicklichkeit hin, sondern mit dem rechten wir um den Glauben an den lebendigen Gott.

Aber es gibt auch geschichtliche Facta, es gibt Thatfachen, die Jedem, der gesunde Sinne hat, auch ohne daß man Glauben von ihm fordert, zur Evidenz gebracht werden können. Und etliche solche unumstößliche Data möchten wir unserm Apologeten „der geschichtlichen Wahrheit“ recht nahe unter die Augen rücken.

Köhler will allerdings, wie schon bemerkt, die Autorität Jesu aufrecht halten, meint aber, daß Jesus über kritische Fragen, wie über die Entstehung der alttestamentlichen Schriften, sich nie geäußert habe. Er schreibt Seite 6 :

Gleichwohl fehlt es nicht an solchen, welche gegen jedes von den herkömmlichen Anschauungen abweichende Ergebniß der alttestamentlichen Kritik die Autorität Jesu geltend machen, als welcher in diesen Fragen anders geurtheilt habe. Sie üben hierdurch auf ängstliche Gemüther einen um so größeren Schreck aus, je gewisser es dem Christen ist, daß sein religiöses Leben in Jesu Christo gründet, und daher die Autorität Jesu ihm als unverbrüchliche Norm für seine religiöse Glaubensüberzeugung gelten muß. Andere dagegen, welche um der Wahrhaftigkeit willen an jenen Ergebnissen der Kritik glauben festhalten zu müssen, sie aber ebenfalls als mit den Aeußerungen und Anschauungen Jesu in Widerspruch stehend erachten, lassen sich hiedurch mitunter dazu bestimmen, die religiöse Autorität Jesu zu reduciren. Es lohnt sich daher zuzusehen, ob und welche Autorität Jesus in diesen Fragen beansprucht, und welche Stellung daher der Christ, welchem Jesus die höchste und schlechthinige Norm in Glaubenssachen ist, zur historisch-kritischen Untersuchung des Alten Testaments einzunehmen hat.

Es wird weiter ausgeführt, daß Jesus nicht zu dem Zweck in die Welt gekommen sei, „die Menschen über die Dinge des natürlichen Lebens zu belehren, sondern ausschließlich zu dem Zweck, die Sünder zu Gottes Kindern zu machen“, daß es „nicht zu seiner Aufgabe gehörte, die Menschen über den Verlauf der israelitischen Geschichte als solcher oder über die menschliche Entstehung der Quellenschriften, aus denen hierüber Aufschluß genommen werden könne, zu belehren“, und daß er auch factisch „nichts über die schriftstellerische Entstehung des Alten Testaments gelehrt“ habe. In diesem Zusammenhang heißt es S. 13. 14:

Allerdings nennt Jesus den Pentateuch, wo er sich in seinen Reden auf ihn bezieht, das Buch Moses oder kurzweg Mose (Marc. 12, 26. Luc. 16, 29.); aber er thut es nicht, um über dessen Verfasser zu belehren, sondern im Anschluß an die damals übliche Bezeichnung des Pentateuchs. Wie auch diese Bezeichnung entstanden sein mag, und wie immer Jesus über ihren Sinn und ihre Berechtigung geurtheilt haben mag, er konnte sich ihrer bei seinen Beziehungen auf den Pentateuch ebenso anstandslos bedienen, wie auch wir i. B. von dem apostolischen Glaubensbekenntniß und von den apostolischen Constitutionen sprechen, obgleich wir ganz genau wissen, daß weder das eine noch die andern von den Aposteln geschrieben sind; und er mußte sich ihrer bedienen, wenn er nicht entweder seinen Zeitgenossen unverständlich werden oder durch Belehrung über natürliche Dinge die Grenzen seines Heilandsberufs überschreiten wollte. Wer den Pentateuch geschrieben habe, ist nur durch eine historische Untersuchung seines Inhaltes und seiner Form festzustellen, wobei auf das schwerste ins Gewicht fällt, daß er selbst an keiner Stelle, auch nicht Ex. 17, 14. Dt. 31, 9, 34., den Anspruch erhebt, als Ganzes von Moses verfaßt zu sein. Diese Untersuchung zu führen ist hier nicht der Ort.

Gegen diese ganze Darlegung des Sachverhalts, daß man es dahingestellt sein läßt, wie die Bezeichnung des Pentateuchs als des Buchs Moses entstanden und wie Jesus über ihren Sinn und ihre Berechtigung geurtheilt haben mag, daß Jesus sich derselben anstandslos habe bedienen können, auch wenn er der Meinung war, der Pentateuch sei nicht von Mose geschrie-

ben, daß er damit nicht über den Verfasser habe belehren wollen, müssen wir im Interesse der geschichtlichen Wahrheit Bewahrung einlegen. Es ist geschichtliches Factum, welches auch von den negativen Kritikern anerkannt wird, daß die Juden zur Zeit Christi fest glaubten, die Thora Moses sei von Mose geschrieben, und den Titel „Buch Moses“ oder „Mose“ in diesem Sinn verstanden. Vgl. Matth. 22, 24. Ebenso gewiß ist, daß die Jünger Jesu diese Ueberzeugung ihres Volks theilten. Philippus sprach zu Nathanael: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben.“ Joh. 1, 46. Und wenn nun Jesus vom „Buch Moses“ redete, so hat er damit sicher dasselbe sagen wollen, was seine Zeitgenossen und Zuhörer sich bei diesem Ausdruck dachten, nämlich daß das so betitelte Buch von Mose herrühre. Letzteres wird durch anderweitige Aussprüche Jesu, welche Köhler mit Stillschweigen übergangen hat, außer Zweifel gesetzt. Als die Pharisäer ihn fragten: „Warum hat denn Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben“ zc., antwortete er: „Moses hat euch erlaubt zu scheiden von euern Weibern von eures Herzens Härte wegen“, Matth. 19, 8., und hat damit Mose als den Gesetzgeber und auch als den Urheber des geschriebenen Gesetzes gekennzeichnet. Es handelte sich ja hier um eine Stelle aus dem geschriebenen Gesetz. Joh. 5, 45—47. Lesen wir: „Ihr sollt nicht meinen, daß ich euch vor dem Vater verklagen werde. Es ist einer, der euch verklagt, der Moses, auf welchen ihr hoffet. Wenn ihr Moses glaubt, so glaubt ihr auch mir, denn er hat von mir geschrieben. So ihr aber seinen Schriften nicht glaubt, wie werdet ihr meinen Worten glauben?“ Hier sagt Christus von den Schriften Moses, „seinen Schriften“, und meint damit selbstverständlich den Pentateuch. Warum er aber denselben also benennt, erklärt er unzweideutig mit den Worten: „er“, Mose, „hat von mir geschrieben“. Mose hat die Schriften Moses, „seine Schriften“, geschrieben und in diesen Schriften auch von Christo geschrieben. Der Herr verweist damit auf die durch die ganze Thora zerstreuten messianischen Weissagungen. Mose hat geschrieben, von mir geschrieben: so konnte sich Jesus unmöglich ausdrücken, wenn er der Ansicht war, die nach Mose benannten Schriften seien nicht von Mose geschrieben, oder auch, wenn er über die Frage, wer sie geschrieben, überhaupt kein Urtheil abgeben wollte. Kein vernünftiger Mensch, welcher Köhler darin beistimmt, daß das apostolische Glaubensbekenntniß nicht von den Aposteln verfaßt ist, gleichwohl aber sich dieser Bezeichnung bedient, weil jenes Bekenntniß die Lehre der Apostel wiedergibt, aber auch Niemand, welchem der Ursprung des Apostolicums zweifelhaft ist, wird sich so ausdrücken: Die Apostel haben geschrieben: „Und an Jesum Christum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom Heiligen Geist“ zc. Kein Machtspruch, wie der, daß sein Heilandsberuf Jesu verwehrt habe, über den Verfasser des Pentateuchs Belehrung zu geben, kann die sonnenklare Thatsache beseitigen, daß Jesus nach dem Bericht der Evangelien geurtheilt hat, die Bücher Moses seien

von Mose geschrieben, und dieses Urtheil auch kundgegeben und gesagt und gelehrt hat, wer der Verfasser des Pentateuchs war. Wer hier wahrhaftig ist und die einfältigen Worte Christi, wie sie die Evangelien uns überliefert haben, nicht vertuscht und verdreht, kommt nicht um die Alternative herum: Entweder hat Christus Recht gehabt und der Pentateuch ist von Mose geschrieben, oder Mose hat die Schriften Moses nicht geschrieben und Christus hat sich geirrt. Welche Consequenzen sich aber ergeben, wenn man Christum der Irrthumsfähigkeit zeihet, desgleichen wie die vorliegende Beschaffenheit des Pentateuchs dem klaren und bestimmten Urtheil Christi keineswegs widerspricht, darauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort.

In demselben Zusammenhang, S. 14. 15., bemerkt Köhler:

Genau ebenso ist zu urtheilen über Jesu Beziehung auf das Buch Daniel in Matth. 24, 15. Da man die von ihm gemeinte prophetische Schrift nach Daniel benannte, so war die von ihm gewählte Bezeichnung die nächstliegende, wer immer auch der Verfasser sein mag. Selbst die Stellen Matth. 22, 41—46. (Marc. 12, 35—37. Luc. 20, 41—44.) und Act. 2, 24—36. können nicht als Beleg dafür verwendet werden, daß Ps. 110 und Ps. 16 von David geschrieben sein müsse, wenn anders Jesu und Petri Argumentation richtig sein solle. Bei Würdigung dieser Stellen darf die Thatsache nicht außer Acht gelassen werden, daß der Psalter in der Zeit Jesu das Buch Davids genannt (2 Macc. 2, 13.) und daher jede Psalmstelle als ein Wort Davids bezeichnet wurde (vgl. Act. 4, 25. mit Ps. 2, 1. f. Hebr. 4, 7. mit Ps. 95, 7. 8., also mit Stellen aus anonymen Liedern). Der Sinn der Frage Jesu Matth. 22, 41—46. ist daher, wie die gewöhnliche und auch nicht unrichtige Annahme, daß der Messias ein Sohn Davids und somit seines Gleichen sein solle, mit dem unumstößlichen Schriftworte, näher: Psalmworte vereinbar sei, daß er der zur Rechten Gottes erhöhte Herr über alles und über alle sein werde. Der Sinn der Ausführungen Petri Act. 2, 34—36. aber geht dahin, daß das Schriftwort, näher: das Psalmwort 16, 8—11. sich ebensowenig an David, auf den es nach herkömmlicher Meinung zurückgeführt wird, wie an irgend einem andern Menschen vor Jesu erfüllt habe; es sei daher zu folgern, daß es auf die Auferstehung des verheißenen und erwarteten Christus zu deuten sei.

Was die nach Daniel benannte prophetische Schrift anlangt, so gibt sich dieselbe durchweg als Offenbarung Gottes, welche der Prophet Daniel empfangen und niedergeschrieben hat. Wer das Buch Daniel dem Daniel abspricht, der ist, wenn bei ihm Sinn und Gefühl für Wahrhaftigkeit nicht abgestumpft ist, gezwungen, dasselbe einem geriebenen Lügner und Betrüger auf die Rechnung zu setzen, welcher nicht nur mit dem Namen Daniels, sondern auch mit dem Namen Gottes ein frevles Spiel getrieben hat. Und solche impia fraus hätte dann Christus mit seiner Berufung auf die sogenannte Daniel'sche Weissagung sanctionirt. Doch nein, das Zeugniß Christi von dem Buch Daniel stimmt mit dem, welches dieses Buch von sich selber ablegt. Der Ausspruch Christi Matth. 24, 15.: „Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung, davon gesagt ist durch den Propheten Daniel, daß er stehet an heiliger Stätte (wer das liest, merke dar-

auf!)“ läßt schlechterdings kein anderes Verständniß zu, als dies, daß nach dem Urtheil Jesu das, was wir im Buche Daniel lesen, vom Herrn durch den Propheten Daniel geredet ist. Wenn Köhler die Aussage des Herrn über den 110. Psalm Matth. 22, 43—45. darauf reducirt, daß der Messias, der Sohn Davids, im Psalmworte Herr genannt werde, so gestattet er sich wiederum eine Verfehrung der Worte Christi. Wir räumen die Thatsache ein, daß schon in alter Zeit die ersten 72 Psalmen unter den Titel „Gebete Davids“ (Ps. 72, 20.), und daß später sämmtliche Psalmen unter den Titel „Buch Davids“ zusammengefaßt wurden. Solche Bezeichnung hat als a potiore parte gewählte Benennung ihre Berechtigung, da ja David der vornehmste Psalmdichter war. Hieraus folgt aber nicht, daß jede Psalmstelle, z. B. auch jedes Wort aus einem Psalm Asaphs, als Wort Davids bezeichnet werden konnte und bezeichnet wurde. Aus Act. 4, 25. und Hebr. 4, 7. erfahren wir eben, daß der 2. Psalm und der 95. Psalm, die im Psalter als anonym erscheinen, von David herrühren. Noch weniger folgt aus der Benennung des Psalters als des Buchs Davids, daß man von einem Psalm, der nicht davidischen Ursprungs ist, sagen könnte, David habe die Worte dieses Psalms geredet oder geschrieben. Nein, Christus drückt sich, wo er sich auf den 110. Psalm beruft, nicht so aus: Wie wird denn Christus, der Sohn Davids, im Buch Davids Herr genannt? Der Herr markirt vielmehr so bestimmt, wie möglich, die Person Davids und sagt expressis verbis, daß David, dessen Sohn Christus sein soll, daß „David selbst“, Marc. 12, 37., kein Anderer, „im Geiste“, vom Geiste getrieben, oder „durch den heiligen Geist“, „im Psalmbuch“, Luc. 20, 42., eben im 110. Psalm, Christum Herrn heiße, und erklärt damit David für den Verfasser des 110. Psalms. Meyer, welcher sich freilich mit leichtem Herzen über die Autorität Jesu hinwegsetzt, indeß für den klaren Sinn der Worte Jesu noch ein offenes Auge hat, bemerkt zu Matth. 22, 43. ff.: „Jesus geht bei seiner Frage von dem damaligen allgemeinen Zugeständniß aus, daß David Verfasser des Psalms 110 sei, obgleich derselbe nicht von David selbst herrühren kann, sondern nur aus der Zeit Davids und an David gerichtet ist. Daß Jesus selbst jene Voraussetzung getheilt und die Richtigkeit der Ueberschrift des Psalms nicht bezweifelt hat, ist weder mit Deliktsch u. A. zum Erweis der davidischen Abfassung zu gebrauchen, noch auch grundlos in Abrede zu stellen. . . . An eine Accommodation ist schon wegen ἐν πνεύματι nicht zu denken.“ Eine gleiche Bewandniß hat es mit der dritten von Köhler angeführten Stelle Act. 2, 34—36., muß heißen Act. 2, 25—36. Das Résumé, mit welchem Köhler den Sinn der Ausführungen Petri wiedergibt, daß das Psalmwort 16, 8—11. sich ebensowenig an David, auf den es nach herkömmlicher Meinung zurückgeführt wird, wie an irgend einem andern Menschen vor Jesu erfüllt habe zc., spottet aller Kritik. Wie? Das war auch Sinn und Meinung Petri, daß der 16. Psalm nach „herkömmlicher“ Meinung auf David zurückgeführt werde? Aus welchen Textes-

worten entnimmt Köhler diesen Sinn? Oder wenn auch Köhler diese Zwischenbemerkung *ex sua mente* hinzugesetzt hat, so läuft doch seine ganze Beweisführung darauf hinaus, Petrus habe nur die herkömmliche Bezeichnung des 16. Psalms als eines davidischen Psalms recipirt und die Frage, wer in Wirklichkeit der Verfasser dieses Psalms war, auf sich beruhen lassen, sich hierüber gar nicht geäußert, sintemal ein derartiges Urtheil gar nicht zu seinem Apostelberuf gehörte. Eine solche Kennzeichnung der Stellung Petri zu der Autorschaft des 16. Psalms kann man eigentlich gar nicht mehr Entstellung des biblischen Textes Act. 2 nennen, sondern Köhler ignorirt einfach, was und wie Petrus von dem Autor des Psalms redet, schiebt eine Meinung nach seinem eigenen Geschmack ohne Weiteres dem Apostel unter und malt seinen Lesern recht naiv und dreist ein X für ein U vor die Augen. Wir fragen zunächst gar nicht, was Petrus gemeint, sondern was er gesagt hat. Petrus sagt Act. 2, 29—31. *disertis verbis* Folgendes: David, der Patriarch, welcher längst gestorben und begraben ist, dessen Grabdenkmal ihr Bewohner Jerusalems vor Augen habt, der David, der da wußte, daß Gott mit einem Eid ihm zugeschworen hatte, Einen aus der Frucht seiner Lenden auf seinen Stuhl zu setzen, dieser David hat als Prophet die Auferstehung Christi vorhergesehen und von der Auferstehung Christi geredet mit den Worten: Seine Seele ist nicht im Hades gelassen *zc.*, also mit den Worten des 16. Psalms. Was dieser Passus der Rede Petri für einen Sinn habe, das braucht man auch keinem Schulkind erst zu erklären. David, der bekannte König David, und kein Anderer, der Mann, welcher mit obigen Ausagen genugsam identificirt ist, hat jene Worte des 16. Psalms geredet, hat also den 16. Psalm geschrieben. Das ist's, was Petrus meint und sagt. Zum Ueberflus sei noch darauf hingewiesen, daß die Verbindung des Hauptsatzes *ἐλάλησε* *zc.*, V. 31., mit dem Participialsatz *εἰδώς* *zc.*, V. 30., absolut sinnlos, ja widersinnig wäre, wenn dem Petrus der davidische Ursprung des 16. Psalms irgendwie zweifelhaft gewesen wäre. Ein neuerer Ausleger gibt den Gedankenzusammenhang treffend mit folgenden Worten wieder: „Begründet auf diese theure Verheißung durch den Mund Nathans, hat David mit geisterleuchtetem Auge das künftige Heil zuvorgeesehen und im Freudenausblick in das ewige Reich des Gesalbten Gottes geredet von der Auferstehung Christi, nämlich diese Worte (höret sie noch einmal!): daß Seine Seele nicht der Hölle gelassen ist *zc.*“ Das, was David von der Auferstehung und Erhöhung Christi zuvorgeesehen und zuvorgesagt hat, entspricht jener Verheißung, die er von Gotte empfangen, daß ein künftiger Same von ihm auf seinem Thron sitzen solle, und seinem Wissen um diese Verheißung. Die hohe Offenbarung, die David durch Nathan übermittelt worden war, hat in den Worten Davids „Seine Seele ist nicht im Hades gelassen“ *zc.* einen Wiederhall gefunden. In diesen Worten des 16. Psalms hat eben derjenige, welchem jene eibliche Zusage Gottes betreffs seines künftigen Samens, 2 Sam. 7, 12—14., zu Theil geworden,



dem, was er um diese Zusage wußte, Ausdruck gegeben, und diese Zusage ist dem David geschehen und keinem Anderen. Also hat nach Petri Meinung David und kein Anderer die fraglichen Worte geredet. Indeß, was soll man in einer so klaren Sache so viele Worte machen? Wir ziehen aus dem, was wir bisher von der Köhler'schen Apologetik der biblischen Kritik vorgeführt, nur noch dies Facit heraus: Ein Ereget, welcher solche offenkundige Thatsachen, die im Grund indisputabel sind, wie daß nach dem Bericht der Evangelisten Christus die Bücher Mose dem Mose, das Buch Daniel dem Propheten Daniel, den 110. Psalm dem König David, daß Petrus den 16. Psalm gleichfalls David zugeschrieben hat, wegleugnet, ist in Fragen der biblischen Kritik sicherlich kein unparteiischer Schiedsrichter und ist nicht dazu berufen, die geschichtliche Wahrheit gegen die „traditionellen kirchlichen Anschauungen“ ins Feld zu führen. Eine derartige Beurtheilung und Verwerthung biblischer Aussagen flößt zu dem Wahrheitsinn der modernen Kritiker wahrlich kein Vertrauen ein. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt auf Beschluß der Pastoralconferenz von Südost-Missouri.)

## Vom Privatstudium des Pastors.

(Fortsetzung.)

7. Zum Privatstudium soll uns siebentens bewegen die Erwägung des großen Schadens, den wir selbst, unsere Gemeinden, und die ganze Kirche erleiden müssen, wenn das Privatstudium unterbleibt.

Das Fleisch der Pastoren ist gerade so böse, wie das Fleisch anderer Leute. Je weniger wir mit dem Worte umgehen, desto mehr schwindet, verfinstert sich und nimmt die Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten bei uns ab, desto mehr erstirbt unser eigener Glaube, desto mehr entwürdigten wir unser Predigtamt zu einer handwerksmäßigen Lohnarbeit, durch die wir nur unsern Bauch versorgen wollen, desto untüchtiger werden wir, andere zu lehren und zur Seligkeit zu führen. Wenn wir denken, wir brauchten unsern Gemeinden bloß das zu bieten, was wir erlangt haben, wenn wir ins Amt kommen, so werden wir einen erschreckend schnellen Krebsgang antreten. Ein Brunnen, dem das Wasser nicht immer wieder zufließt, trocknet aus. Und wir sind löcherichte Brunnen, Gott fordert, daß wir fortfahren sollen in der Heiligung, und das schließt auch das immer Völligerwerden in der Ausrichtung unsers Berufes in sich. Wir sollen nie mit uns selbst zufrieden sein, sondern vor Verlangen glühen, unsern Gemeinden immer Besseres zu bieten. Dazu treibt schon die Liebe zu Jesu und den uns anvertrauten Seelen. Jesus fragte Petrum: „Simon Johanna, hast

du mich lieb?" Und als der Apostel dreimal betheuerte: „Ja, Herr, du weißest, daß ich dich lieb habe“, befahl ihm der Herr dreimal: „Weide meine Lämmer.“ Wer nicht fortstudirt, sündigt gegen ein klares Gebot Gottes, schadet seiner eigenen Seele, ist lieblos gegen seine eigene Gemeinde und die ganze Kirche, und ladet schweren Zorn auf sich. Er ist untreu. Gerade das Fortstudium gehört mit zu der Treue, welche Gott allein von seinen Predigern fordert. Daher hat eine Gemeinde auch das Recht, von ihren Predigern ein gewissenhaftes Weiterstudium, besonders eine sorgfältige Vorbereitung auf die Predigt, zu verlangen. Vor den Gemeinden ist es bei Visitationen eine wohlberechtigte Frage, ob die Zuhörer auch merken, daß ihre Prediger fleißig studiren, sich treu auf die Predigten vorbereiten und eine Zunahme ihrer Erkenntniß wahrnehmen lassen. Daß Gott den faulen Predigern ernstlich zürne, lehrt Jer. 48, 10.: „Verflucht sei, wer des Herrn Wert lässig thut.“ Gal. 3, 3.: „Im Geist habt ihr angefangen, wollt ihr es denn nun im Fleisch vollenden?“

Sarcerius schreibt: „Es ist eine große Frechheit, Frevelmuth und Vermessenheit, ja, eine schwere Sünde, großes Zornes und Strafe Gottes würdig, ja, eine Verachtung Gottes und seines Wortes und ein Zeichen, daß da keine Furcht Gottes sein muß, wo man Zeit hat, auf Predigten zu studiren (ausnahmsweise Nothfälle rechnet also Sarcerius nicht mit ein), und man auf die Predigt nicht studirt, sondern auf die Kanzel läuft wie eine Sau zum Troge, und ist nicht gesagt, daß einer hierin seine Kunst und Geschicklichkeit, ja Uebung und Erfahrung vorwenden will, denn sei so gelehrt wie du kannst, und habe so lange gepredigt als es immer sein mag, noch will es studirt sein.“ (Citirt im homil. Mag., Juli 1894, S. 210.)

Dr. Walther schreibt: „Es ist wahr: wem unter uns das heilige Predigtamt anvertraut wird, der muß Gottes Wort schon studirt haben; aber wer kann sagen: Ich habe es ausstudirt? Ist es doch ein unausschöpfliches Meer, und wir nicht nur so kleine, sondern auch so löcherichte Gefäße, die, wenn sie nicht fort und fort aufs neue gefüllt werden, nur zu schnell wieder leer sind. Es ist ferner wahr: Wer das heilige Predigtamt übernimmt, der sollte ja freilich schon zu predigen und das Wort zu theilen verstehen. Aber wer ist, der zu sagen wagen will, er verstehe das Wort zu theilen? — Ich sage: Wehe dem, der da sagen darf: Es wird mir das Predigen immer leichter! Wehe dem, der, außer dem Nothfall, ohne die allersorgfältigste Vorbereitung, ohne vorherige tiefe Meditation, ohne vorheriges ernstes Forschen in Gottes Wort etwas hinschreibt und seinem Gedächtniß einprägt, was er dann seiner Gemeinde als eine Predigt vorträgt, oder wohl gar, nach gemeiner Weise zu reden, etwas aus dem Stegreif herausgeschüttet, und zufrieden ist, wenn er nur ohne Stocken reden kann, und von seinen Zuhörern hört, daß er gewaltig gepredigt habe! Selbst ein Paulus erinnert seine Corinther daran, daß er bei seinen Predigten ‚mit Schwachheit und mit Furcht und mit großem Zittern‘ unter ihnen gewesen

sei; und selbst ein Luther bekennt in seinen späteren Jahren, daß ihm das Predigen immer schwerer werde: und wir sollten die sein, denen es immer leichter würde, so daß wir dazu keines täglichen ernstern Forschens bedürften? Ach, meine Brüder, laßt uns bedenken: Die Stunde, während welcher wir auf der Kanzel stehen, ist eine unaussprechlich wichtige Stunde. Von ihr hängt Leben und Tod, Seligkeit und Verdammniß einer ganzen Schaar unsterblicher Seelen ab. Wehe, wehe daher dem Prediger, welcher diese Stunde nicht ausnützt! Wer da nicht mit Mühe und Arbeit und unter innigem Seufzen aus Gottes Wort Erforschtes gibt, wer da nicht das Beste gibt, was er geben kann, wer da leicht fertig und darum leichtfertig ist, — der begeht eine schauerliche Sünde, und ihm wäre besser, anstatt ein Hirte der Schafe Jesu Christi, ein Ruhhirte geworden zu sein. Ach und Wehe auf seinen Kopf immer und ewiglich! Doch ist es ferner wahr: wem unter uns die Hände aufgelegt werden, von dem dürfen wir wohl voraussetzen, daß er schon im Glauben und brünstigen Geiste stehe. Aber wie leicht wird der Glaube schwach! wie leicht das Herz träge, lau und kalt! Darum müssen wir uns immer und immer wieder an dem himmlischen Feuer des Wortes erwärmen und erhitzen. Es ist endlich auch wahr: wer den Hirtenstab ergreifen will, der muß schon das Kampfes Schwert zu führen wissen, und schon mächtig sein, zu strafen die Widersprecher und ihnen das Maul zu stopfen. Aber tritt der Irrthum und die Kezerei nicht in immer neuen Verkleidungen auf? So muß denn ein jeder Prediger unaufhörlich selbst forschen, um der neuen Kriegslist mit neuen Waffen aus der Rüstkammer des Wortes zu begegnen. Wohlan denn, meine Brüder, laßt uns hören und zu Herzen nehmen die Ermahnung des heiligen Apostels: „Halte an mit Lesen!“ Laßt uns die edle Zeit nicht vergeuden in träger Ruhe oder fremdartigen Geschäften, sondern auslaufen in einem unablässigen ernstern heiligen Studium. Es gilt hier nichts Ueringeres, als unsere und unserer Zuhörer Seligkeit. Unsere Speise sei, zu thun den Willen unsers himmlischen Vaters, unsere Freude in dieser Welt die selige Arbeit unsers heiligen Amtes. Lehren wir nicht, so laßt uns lesen.“ (Brosamen, S. 336 ff.)

8. Zum Privatstudium sollen uns achtens bewegen die herrlichen göttlichen Verheißungen.

Will die Kraft erlahmen, wird uns das von Gott geforderte Privatstudium zu schwer, scheinen die Hindernisse unüberwindlich, wir richten die Augen auf die Berge, von denen die Hülfe kommt, und schauen an die Verheißung Gottes: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage!“ Er wird uns nicht verlassen noch versäumen. Er spricht Jes. 40, 31.: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ Und Gott will unsere Treue, unsern Fleiß, auch unser Privatstudium mit Segen krönen. Wir wissen es gewiß aus seinem Wort. Paulus versichert

uns 1 Cor. 15, 58.: „Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des HErrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn.“ Auch wir werden getrost unsern Zuhörern das zurufen können, was Paulus seinen Philippnern, Cap. 2, 14—16., schreibt: „Thut alles ohne Murrelung und ohne Zweifel, auf daß ihr seid ohne Tadel, und lauter, und Gottes Kinder, unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheint als Lichter in der Welt, damit, daß ihr haltet ob dem Wort des Lebens, mir zu einem Ruhme an dem Tage Christi, als der ich nicht vergeblich gelaufen, noch vergeblich gearbeitet habe.“ Die Zuhörer werden unser Ruhm sein, weil wir an ihnen gesegnete Früchte unsers Amtes erleben werden, ja, sie werden unsere Ehre, Freude und Krone sein, wie Paulus seine Theßalonicher, 1 Theß. 2, 19. 20., nennt, und an jenem Tage werden wir die Ernte unsers Amtes, unsterbliche, durch unsern Dienst gewonnene Seelen, zur Rechten Christi finden. Und dann wird Ruhe und ein herrlicher Gnadenlohn erfolgen. 1 Cor. 3, 8.: „Der aber pflanzet, und der da beegüßt, ist einer wie der andere. Ein jeglicher aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit.“ Den Lohn haben wir nicht verdient, aber Gott verheißt ihn aus Gnaden. Er spricht Dan. 12, 3.: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Der HErr wird an jenem Tage zu uns sagen nach Matth. 25, 21.: „Ei du frommer und geziener Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines HErrn Freude.“ Und Matth. 24, 45—47. sagt der Mund der Wahrheit: „Welcher ist aber nun ein treuer und kluger Knecht, den sein Herr gesetzt hat über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit Speise gebe? Selig ist der Knecht, wenn sein Herr kommt, und findet ihn also thun. Wahrlich, ich sage euch: Er wird ihn über alle seine Güter setzen.“

Wir schließen diesen Theil unserer Besprechung mit den Schlußworten der Vorrede Luthers zum kleinen Katechismus: „Darum siehe darauf, Pfarrherr und Prediger, unser Amt ist nun ein ander Ding worden, denn es unter dem Papst war; es ist nun ernst und heilsam worden; darum hat es nun viel mehr Mühe und Arbeit, Fahr und Ansehung, dazu wenig Lohn und Dank in der Welt. Christus aber will unser Lohn selbst sein, so wir treulich arbeiten. Das helf uns der Vater aller Gnaden! Dem sei Lob und Dank in Ewigkeit, durch Christum, unsern HErrn! Amen.“

Wir wollen dem HErrn auch für diese Gnade danken, daß Er uns die rechte Erkenntniß gegeben hat, welch ein wichtiges und nothwendiges Stück des heiligen Predigtamtes gerade das Privatstudium ist, und unsern Dank dadurch bezeugen und bethätigen, daß wir im Privatstudium immer treuer, fleißiger, sorgfältiger und gewissenhafter werden.“

## II. Womit soll sich unser Privatstudium beschäftigen?

Ueber diese Frage ließe sich sehr viel sagen, sie kann aber auch sehr kurz beantwortet werden. Kurz abgemacht ist sie mit der Antwort: „Unser Privatstudium soll sich mit dem beschäftigen, was zur Erreichung des Zieles unsers Predigtamtes gehört, nämlich, uns selbst, und die uns hören, selig zu machen.“ Dieses practische Ziel unsers Privatstudiums ist immer im Auge zu behalten. Nur insofern unser Privatstudium auf dieses Ziel ausgeht, ist es von Gott geboten und gehört es zur Treue im Predigtamte. Lehren aus der Schrift und Wehren aus der Schrift begreift eigentlich alles, was unsers Amtes ist. Daher concentrirt sich unser Privatstudium recht eigentlich auf die heilige Schrift, und beschäftigt sich mit andern Schriften und Büchern nur insoweit, als letztere uns in die Schrift hineinführen und Anleitung zum rechten Schriftverständnis geben. Unter diesen andern Schriften und Büchern stehen obenan, weil sie voll und ganz die reine Schriftlehre darlegen, die Bekenntnisschriften unserer lutherischen Kirche, und sodann die Schriften Dr. Martin Luthers als des von Gott geweißsagten Reformators der Kirche. Wer Tag und Nacht mit der Schrift umgeht, und in den Bekenntnisschriften und in seinem Luther zu Hause ist, der kann nicht das rechte Ziel in der Ausübung seines Amtes verfehlen. Wer aber dieses Ziel, seine und seiner Zuhörer Seligkeit, nicht im Auge hat, der mag Tag und Nacht studiren, der mag allerlei Quellen und Urkunden durchforschen, der mag vielleicht auch sogenannte kirchliche und theologische Studien betreiben und selbst diese Werke schreiben, er treibt dennoch nicht das von Gott den Predigern befohlene Privatstudium. Alle die bisher angeführten Beweggründe zum Privatstudium, welche der Schrift entnommen sind, sollen uns nicht bewegen zu irgend einem beliebigen Privatstudium, sondern zum Studium des Wortes Gottes und zum Gebrauch der einschlägigen Hülfsmittel. Das sollte von vorneherein bei uns Lutheranern feststehen, die wir nichts anderes, als demüthige Schüler der Schrift, von Gott gelehrte Bibelchristen sein wollen und durch Gottes Gnade sind, und um so mehr sollte das bei uns als Grundsatz feststehen, als doch selbst Nichtlutheraner, welche die Theologie als Wissenschaft ansehen, nicht umhin können, das wissenschaftliche Studium der Prediger als ein solches darzustellen, welches vor allem das Wohl der Gemeinde und Kirche im Auge haben müsse. So schreibt z. B. Dr. K. K. Hag en b a c h, Professor der Theologie in Basel: „Auch im Amte soll der Umgang mit der Wissenschaft nicht aufhören. Es ist viel gegen das Verbauern und Versauern der Geistlichen geredet worden. Es gab eine Zeit, wo man mehr gute Bienenväter als Kirchenväter, mehr gute Blumen- und Viehzüchter als gute Menschen-erzieher unter den Geistlichen fand, die besser in der Baumschule als in ihrer Dorfschule, besser in ihren Hausställen als in der Schafshürde Christi bewandert waren. Aber auch mit einseitigen Philologen und Kritikern ist der

Kirche nicht gebietet, ebensowenig als mit belletristischen und selbst theologischen und asketischen Schriftstellern, so lange unter diesen Geschäften die Gemeinde leidet. Ein Pfarrer, der in diesem Sinne nicht ‚ausstudirt‘ hat, sollte lieber nicht Pfarrer sein. Seine Studien sollen, mit einem Worte, nicht getrennt sein von seinem practischen Leben, nicht als *ἀλλότριον* erscheinen, sondern vielmehr dem practischen Leben dienen, das heißt nicht: er soll nur Practisches (Erbauliches) lesen; nein, er darf dem ganzen Entwicklungsgange der Theologie nicht fremd bleiben, weil seine ganze Wirksamkeit mit der Kirche steht und fällt, und diese wieder ihren Sonnenzeiger an der Theologie hat. Aber er studire weder als bloßer Gelehrter noch als bloßer Dilettant, sondern als Pfarrer mit dem Blick auf seine Gemeinde und zugleich auf die Kirche, wovon die Gemeinde doch nur ein Theil ist; seine Gemeinde trage er auf dem Herzen, ihr komme wieder Alles zu Gute, und aus der feinsten Frucht der Wissenschaft wisse er wieder Samen für sein Ackerfeld zu gewinnen.“ (Encyclopädie und Methodologie der Theologischen Wissenschaften, 8. Aufl. S. 439.)

So schreibt ein Reformirter, der die Theologie als Wissenschaft, die Prediger als Lehrer dieser Wissenschaft ansieht. Wie vielmehr sollten wir bei all unserm Studium das practische Ziel unsers Amtes, unsere und unserer Zuhörer Seligkeit, im Auge haben, die wir nach der Schrift die Theologie als den durch fortwährenden Umgang mit Gottes Wort und durch den Heiligen Geist erlangten habitus, Gott und göttliche Wahrheiten recht zu erkennen und zu lehren, definiren, und die wir die Prediger nach der Schrift als Gottes berufene Boten an sein Volk ansehen. Die moderne Theologie ist auch hierin ganz von Gottes Wort abgewichen, daß sie „theologische Studien“ treiben will, welche keinen Bezug auf die Seligkeit haben. Daher kommt es, daß so viele der neueren theologischen Schriften für unser von Gott gebotenes Privatstudium von wenigem, ja zum großen Theil von gar keinem Werthe sind. Darüber schreibt

Lehre und Wehre: „Sonst waren Theorie und Praxis verbunden, jetzt sind sie getrennt. In den Schriften Dr. Luthers und seiner Mitarbeiter kann man kaum eine Seite lesen, auf der nicht die beiden Fragen beantwortet werden: was ist das? und: was nützt das? Dagegen kann man an vielen neueren Schriften herumstudiren und sich bald den Kopf darüber zerbrechen, und muß doch endlich auf die Frage: Was hast du nun von alle dem für einen Nutzen für dein Amt und Christenstand? mit Wehmuth und Unmuth über die verlorene Zeit und Mühe bekennen: Wenig oder gar keinen. Bei den Alten und voran Dr. Luther ist nicht ein Laufen als aufs Ungewisse, nicht ein Fechten als in die Luft, 1 Cor. 9, 26., sondern jeder Gang führet zum gewissen Ziele, jeder Streich trifft den Feind.“ (Jahrg. 6, S. 145.)

Unser Privatstudium besteht auch gar nicht darin, daß wir Vieles betreiben, bald dieses, bald jenes (non multa, sed multum), sondern darin,

daß wir fleißig und eifrig immer wieder dasselbe Wort Gottes durchforschen, und dazu die wenigen wirklich guten und gründlichen Bücher durchstudiren, welche uns am getreuesten in die Schrift einführen und uns zeigen, wie darinnes Jesus als unser und unserer Zuhörer Heil zu finden sei. Die Epigonen der Reformationszeit studirten fleißiger, als wir, ohne die Unmasse von Büchern zu besitzen, die wir heutzutage haben. Sie trieben immer das eine Nothwendige und lehrten es und richteten Großes aus. Je kleiner, aber ausgewählter und dem eigentlichen Endzwecke unsers Amtes entsprechender der Bücherkreis ist, in dem wir uns beim Privatstudium heimisch machen, desto mehr werden wir selbst an rechter Weisheit zunehmen und desto besser werden wir andere lehren können. Das schmetterlingsartige Umherflattern, von einem Buche zum andern, bringt kein gründliches, gediegenes Wissen, am allerwenigsten aber helfen uns zur Ausrichtung unsers Amtes die Schreibefluthen, welche die moderne Theologie über die Menschheit ergießt. Möchten wir alle beherzigen, was so treffend gesagt wird in

Lehre und Wehre: „Sonst hatte man weniger Bücher und ein leichteres Studiren, jetzt macht die Anzahl der Bücher das Studiren immer schwerer. — Es gehört unter die unerkannten Wohlthaten der Reformation, daß dadurch die Kirche von einer großen Bücherlast befreit und dafür mit Luthers und Anderer Schriften gesegnet worden ist, durch welche der Baum der heiligen Schrift wieder Blätter gewonnen und reiche Früchte getragen hat. Sollten sie nicht jetzt noch dieselbe Kraft haben, wenn sie fleißig studirt und benutzt würden? Freilich ist dazu unsere Zeit nicht so günstig, als es die Zeit der Reformation war, indem in unzähligen, besonders seit hundert Jahren erschienenen Büchern das ausgerottet wurde, was Luther gepflanzt hatte, und das wiederum gepflanzt wurde, was er ausgerottet hatte. Während die meisten Bücher selbst aus den letzten Jahrzehnten sammt ihren Verfassern bereits vergessen sind, so gelten von Luthers Büchern immer noch die Worte des ersten Psalms: Seine Blätter verwelken nicht. Die Menge der Bücher, die jetzt zu einem gründlichen und allseitigen Studium der Theologie erfordert werden, ist so groß und nimmt noch dermaßen zu, daß oft schon zum Studium einer Disciplin Methusalahs Alter erfordert würde. Was zur Zeit der Reformation und bald nachher noch einem Schneeballe gleich, das ist jetzt zur Lawine geworden. Wer z. B. nur die Epistel Pauli an die Epheser gründlich und allseitig studiren will, der muß sich erst nach allen Regeln der grammatisch-historischen Interpretation selbständig hindurcharbeiten, dann muß er außer den sogenannten Einleitungsschriften die Commentare über das ganze Neue Testament, von den Kirchenvätern an bis auf die neuesten Ausleger, und zwar um der beliebten Allseitigkeit willen, mit Einschluß der römisch-katholischen und reformirten, vor sich nehmen, deren Anzahl nicht unter hundert sein wird; ist er damit fertig, so muß er dann zu den einzelnen Commentaren über diese Epistel übergehen, deren Zahl sich auch wohl auf hundert belaufen dürfte. Nun geht es erst

an die Erklärungen einzelner Verse, Worte und Abschnitte, die sich in allerlei theologischen Werken und namentlich in unzähligen Dissertationen, in Zeit- und Erbauungsschriften finden, die man mindestens auf zweihundert anschlagen kann. Gesezt nun, daß einer mit dem allen glücklich durchgekommen wäre, denn wirklich durchgekommen ist ja keiner, siehe, da erscheint ein neuer Commentar, der sich bei allen Complimenten gegen die früheren Ausleger auf einen noch nie erreichten Höhepunkt zu stellen weiß. Schnell wird das Buch verschrieben, allein kaum ist der geneigte Leser durch die Prolegomena hindurch, so kommt ihm eine Recension eines noch gelehrteren Mannes zu Gesicht, der unter manchen Lobhudeleien gegen den geehrten Herrn Verfasser sich dennoch, obgleich im allertiefsten Respect, erlaubt, ihm allerlei Mängel nachzuweisen. Kaum hat man sich nun daran gemacht, dies näher zu untersuchen, so fällt einem eine andere Recension in die Hände, die der ersteren im Loben und Tadeln widerspricht. Ach, wie manche haben über ihren vergeblichen Studien Zeit, Kraft und Lust verloren! Sie klagen und seufzen darüber, sie suchen den Grund in ihrem Ungeschick, in ihrem Mangel an Gaben, anstatt in der Art und Weise ihres Studirens. Solchen gebe ich folgenden Rath: Leset vor Allem Luthers deutsche Bibel des Jahres einigemal ganz durch, um sie zuerst historisch ins Gedächtniß zu fassen. Wollet ihr, so legt euch schmale Zettel in eure Bibel, auf die ihr einzelne Stellen zum gelegentlichen Nachlesen in Auslegungen notirt. Nächst dem folget den Rathschlägen, die ihr im ersten Heft des „Lutherophilus“ findet; lasset demnach euer Hauptstudium Luthers Schriften sein, und zwar mit fortwährendem Registriren alles dessen, was in die einzelnen Disciplinen gehört. Bereitet euch auf eure Amtsarbeiten auf ähnliche Weise vor, jedoch so, daß ihr Satz für Satz registrirt. Sammelt euch unter beiden Arbeiten und sonst Notizen über die Gedanken, die durch das Gelesene und Erlebte angeregt werden, und über die Schriften aus alter und neuer Zeit, die zur Beförderung eines fruchtbaren Studiums der Theologie und insonderheit zur Erläuterung und Benutzung der Schriften Luthers dienen, macht euch in Mußestunden mit dem Inhalte derselben bekannt und notirt euch das Wichtigste unter gewisse Rubriken. Lebt euch endlich in der Beurtheilung alles dessen, was ihr leset und höret, nach dem Maßstabe der Lehre und Lehrweise Luthers. Jene zeigt euch das rechte Ziel, und diese den rechten Weg in der Theologie überhaupt und den einzelnen Disciplinen.“ (Jahrg. 6, S. 17 ff.)

Das wäre etwa die kurze Antwort auf die Frage: Womit soll sich unser Privatstudium beschäftigen? Wollen wir aber ausführlicher darüber handeln, so müssen wir zuerst einen Unterschied machen zwischen dem Nöthigsten, dem Nöthigeren und dem Nöthigen, ehe wir auf solche Nebenstudien eingehen können, zu denen nur die Wenigsten unter uns Zeit finden werden, und mit denen sich zumeist nur solche Theologen ausführlicher befassen werden, welche einen besonderen Beruf dazu haben, z. B. Professoren unserer Lehranstalten.



1. Das Nothwendigste: Das Nothwendigste, womit sich unser Privatstudium beschäftigen muß, ist und bleibt die heilige Schrift. Sie ist und bleibt die Quelle unserer Weisheit, die Richtschnur unsers Glaubens und Lebens, aus ihr schöpfen wir Ströme des lebendigen Wassers für uns und unsere Zuhörer, nach ihr können wir unser Amt recht verwalten, aus ihr kommt unsere Predigt, das Hauptstück unsers Amtes. Und zwar sollen wir die Schrift studiren als das Wort unsers Gottes, zu unserm und unserer Zuhörer Heil. So oft wir an das Studium der Schrift gehen, — und das ist das Hauptstudium jedes Tages — sollen wir bedenken, daß Gott uns seine heiligen Geheimnisse darin offenbart. Darum sollen wir Gott jedesmal um die gnädige Mittheilung seines Geistes, der das Herz erleuchtet und lehret, herzlich und flehentlich anrufen. Fleißig gebetet ist halb studirt. Wir kennen Luthers Wort: „Gebet, Meditation und Ansehung machen einen Theologen.“ Vom Gebet beim Studium der Schrift schreibt er: „Erslich sollst du wissen, daß die heilige Schrift ein solch Buch ist, das aller andern Bücher Weisheit zur Narrheit macht, weil keines vom ewigen Leben lehret, denn dies allein. Darum sollst du an deinem Sinn und Verstand stracks verzagen, denn damit wirst du es nicht erlangen, sondern mit solcher Vermessenheit dich selbst und andere mit dir stürzen vom Himmel (wie Lucifer geschah) in Abgrund der Hölle. Sondern knie nieder in deinem Kämmerlein und bitte mit rechter Demuth und Ernst zu Gott, daß er dir durch seinen lieben Sohn wolle seinen Heiligen Geist geben, der dich erleuchte, leite und Verstand gebe.“

So oft wir an das tägliche Schriftstudium gehen, müssen wir unser Gemüth auch in die rechte Stimmung dazu versetzen. Das bloße, gedankenlose Lesen thut es nicht. Das soll uns keine lästige Pflicht, sondern unsere höchste Lust sein, wobei wir uns im Vertrauen auf Gottes Gnade und Beistand von allen Sorgen und quälenden Gedanken, von allen irdischen Dingen losreißen. Der Herr redet dann im Worte zu uns und wir sagen: „Rede, Herr, denn dein Knecht höret.“ Wir sollen uns fürchten vor Gottes Wort, uns unter dasselbe heugen, und unsere Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens. Das Studium der Schrift, als die Hauptsache, das Centrum, um welches sich alles bei einem Theologen dreht, muß in der rechten Gottesfurcht angegriffen werden. Beim Lesen der Schrift sollen wir endlich auch stets den Zweck unsers Berufes vor Augen haben, und bei jeder Stelle uns fragen: Was will Gott dir und den dir anvertrauten Seelen zum Nutzen sagen?

Darüber, daß das Lesen der Schrift das nothwendigste Studium eines Pastors ist und in der rechten Weise angegriffen werden muß, schreibt

Dr. Walther: „Was soll aber ein Prediger lesen, wenn ihm der Apostel in unserm Texte zuruft: ‚Halte an mit Lesen?‘ — Darüber kann kein Zweifel sein. Zwar nennt der heilige Apostel das zu lesende Buch nicht, aber gerade weil er es nicht nennt, ist es um so gewisser, daß er nicht

anderes als das Wort Gottes meint, welches die Bibel, das ist, das Buch' oder 'die Schrift' heißt, weil es eben das Buch aller Bücher ist, das den Namen eines Buches unter allen allein verdient. Doch der Apostel sagt nicht nur: 'Les', sondern: 'Halte an mit Lesen', und gibt hiermit auch erstlich die Zeit an, wann ein Prediger das Wort Gottes lesen solle. Er soll es nämlich hiernach nicht nur dann und wann, sondern unausgesetzt lesen; nicht nur, wie alle Christen, täglich mit den Seinen etwa des Morgens, Mittags und Abends zu seiner und der Seinigen nöthigen Erbauung, sondern, ungehindert durch andere Geschäfte eines irdischen Berufes, allezeit. Jeder Augenblick, den ein Prediger nicht zur Erfüllung einer andern auch heiligen Pflicht nutzen muß, soll dem Treiben des Wortes Gottes gewidmet sein. Ihm gilt, was der Herr zu Josua spricht: 'Laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht.' Das Wort Gottes soll nicht nur die tägliche Speise seiner Seele, sondern gleichsam die Luft sein, die seine Seele unaufhörlich ein- und ausathmet. Ein Theolog soll es daher nicht nur mit dem Buch in seinen Händen, sondern auch mit dem Gedächtniß in seiner Seele tragen, und es so nicht nur, so oft er kann, mit seinen Leibesaugen, sondern auch ohne Unterlaß und allenthalben, wo er geht und steht, mit den Augen seines Geistes lesen. Das ist es vorerst, was der Apostel meint, wenn er in unserm Texte spricht: 'Halte an mit Lesen.' O seliges Privilegium! O köstliches Amt! Hierin liegt aber noch mehr. Mit dem Wort 'Halte an' bezeichnet der Apostel nicht nur das Wann, sondern auch das Wie des Lesens der Schrift. Ein Diener der Kirche soll sie nämlich hiernach recht eigentlich studiren. Schon allen Christen ruft der Herr zu, nicht nur: 'Leset', sondern: 'Suchet in der Schrift.' Und von den Beroensfischen Christen heißt's nicht nur: 'Sie lasen', sondern: 'Sie forschten täglich in der Schrift, ob sich's also hielte.' In einem noch viel höheren Sinne fordert dies der Apostel von dem Diener der Kirche, wenn er ihm zuruft: 'Halte an mit Lesen.' Damit fordert der Apostel ein solches Vertiefen des Predigers in die Schrift, durch welches seine Erkenntniß der Schriftwahrheiten immer reiner, immer klarer, immer vollständiger, immer lebendiger wird; durch welches ihm die Lehren derselben, ihr Zusammenhang, ihr gegenseitiges Verhältniß, ihre rechte Anwendung, die daraus abzuleitenden nothwendigen Schlußfolgerungen und die denselben entgegenstehenden Irrthümer in ihrer Schriftwidrigkeit immer tiefer aufgeschlossen werden." (Brosamen, S. 333.)

Dr. Luther schrieb im Jahre 1542 in der Vorrede zu Johann Spangenberg's Postille über die Sonntags- und Festtags-Evangelien und -Episteln: „Aber gleichwohl sind wiederum etliche saule Pfarrherrn und Prediger auch nicht gut, die sich auf solche und andere mehr gute Bücher verlassen, daß sie eine Predigt draus können nehmen, beten nicht, studiren nicht, lesen nicht, trachten nichts in der Schrift, gerade als müßte man die Biblia darum nicht

lesen. Brauchen solcher Bücher, wie der Formulare und Kalender, ihre jährliche Nahrung zu verdienen, und sind nichts denn Pfittige und Dohlen, die unverständiglich nachreden lernen, so doch unser und solcher Theologen Meinung diese ist, sie damit in die Schrift zu weisen, und zu vermahnen, daß sie denken sollen, auch selbst unsern christlichen Glauben nach unserm Tode zu vertheidigen wider den Teufel, Welt und Fleisch. Denn wir werden nicht ewiglich an der Spitze stehen, wie wir jetzt stehen. Und wie uns unsere Vorfahren haben aufgeerbet dies Geheimniß, wiewohl durch den Pabst greulich vernichtet, so erben wir's ihnen auch auf; und ob sie nicht so viel zu thun haben werden, so werden sie doch eben (wo nicht mehr) so viel zu thun kriegen, dem Teufel widerzustehen und zu wehren, daß er nicht wiederum solche Greuel in die Kirche werfe. Darum heißt's, wache, studire, attende lectioni. Fürwahr, du kannst nicht zu viel in der Schrift lesen, und was du liesest, kannst du nicht zu wohl lesen, und was du wohl liesest, kannst du nicht zu wohl verstehen, und was du wohl verstehest, kannst du nicht zu wohl lehren, und was du wohl lehrest, kannst du nicht zu wohl leben. *Experto crede Ruperto.* Der Teufel ist's, die Welt ist's, unser Fleisch ist's, die wider uns wüthen und toben. Darum, lieben Herren und Brüder, Pfarrherren und Prediger, betet, leset, studirt, seid fleißig. Fürwahr, es ist nicht Faulenzens, Schnarchens und Schlafens Zeit zu dieser bösen, schändlichen Zeit." (Erl. Ausg. 63, S. 371 ff.)

Was Luther den Predigern zuruft, das gilt uns in unserer Zeit noch ganz besonders. Der Secten sind noch viel mehr geworden, die Auflösung aller göttlichen Ordnungen wird immer stürmischer betrieben, die Vorzeichen des jüngsten Tages mehren sich. Die ganze Welt scheint im Taumel des Wahnsinns befangen und vom Teufel besessen zu sein. Wie sollten wir eilen, uns und die uns anvertrauten Seelen zu retten. Wenn man jetzt in unsern Gemeinden öfters klagen hört, unsere Pastoren seien nicht mehr so eifrig, wie die Gründer unserer Synode, so hat diese Klage ihre Berechtigung bei denen, welche nicht so fleißig Gottes Wort studiren, wie jene.

Dr. Luther drang mit solchem Ernst auf das Studium der Schrift als auf das nothwendigste Hauptstudium, daß er den Untergang seiner eigenen Bücher wünschte, wenn ihr Lesen vom Studium der Schrift abhalten sollte. Er schrieb 1539 in der Vorrede zu seinen deutschen Werken: „Gern hätte ich's gesehen, daß meine Bücher allesamt wären dahinten blieben und untergangen. Und ist unter andern Ursachen eine, daß mir grauet für dem Exempel; denn ich wohl sehe, was Nutzen in der Kirchen geschafft ist, da man hat außer und neben der heiligen Schrift angefangen, viel Bücher und große Bibliotheken zu sammeln, sonderlich ohn alle Unterschied allerlei Väter, Concilia und Lehrer aufzuraffen. Damit nicht allein die edle Zeit und Studiren in der Schrift versäümet, sondern auch die reine Erkenntniß göttliches Wortes endlich verloren ist, bis die Biblia (wie dem fünften Buch Mose geschah zur Zeit der Könige Juda) unter der Bank im Staube ver-

geffen ist. Und wiewohl es nützlich und nöthig ist, daß etlicher Väter und Concilien Schrift blieben sind als Zeugen und Historien; so denke ich doch: est modus in rebus, und sei nicht Schade, daß vieler Väter und Concilien Bücher durch Gottes Gnade sind untergangen. Denn wo sie alle hätten sollen bleiben, sollte wohl niemand weder ein- noch ausgehen können für den Büchern, und würden's doch nicht besser gemacht haben, denn man's in der heiligen Schrift findet. Auch ist das unser Meinung gewesen, da wir die Biblia selbst zu verdeutschen anfangen, daß wir hofften, es sollt des Schreibens weniger und des Studirens und Lesens in der Schrift mehr werden. Denn auch alles andere Schreiben in und zu der Schrift, wie Johannes zu Christo, weisen soll, wie er spricht: Ich muß abnehmen, dieser muß zunehmen; damit ein jeglicher selbst möchte aus der frischen Quelle trinken, wie alle Väter, so etwas Gutes haben wollen machen, haben thun müssen. Denn so gut werden's weder Concilia, Väter, noch wir machen, wenn's auch aufs höchste und beste gerathen kann, als die heilige Schrift, das ist Gott selbst, gemacht hat, ob wir wohl auch den Heiligen Geist, Glauben, göttliche Rede und Werk haben müssen, so wir sollen selig werden, als die wir müssen die Propheten und Apostel lassen auf dem Pult sitzen, und wir hienieden zu ihren Füßen hören, was sie sagen, und nicht sagen, was sie hören müssen." (Erl. Ausg. Bd. 1, S. 1 ff.)

Dr. Luther sagte einst: „Das ist mein bester und christlicher Rath, daß man aus dem Bronne oder Quelle Wasser schöpfe, das ist, die Bibel fleißig lese. Denn wer im Text wohl gegründet und geübt ist, der wird ein guter und fürtrefflicher Theologus, sintemal ein Spruch und Text aus der Bibel mehr gilt denn viel Scribenten und Glossen, welche nicht stark und rund sind, und sie halten doch den Stich auch nicht.“ (Erl. Ausg. Bd. 57, S. 7.)

Das Studium der Schrift, soll es uns so leicht Vergeßlichen von bleibendem Werthe sein, muß mit dem Schreiben Hand in Hand gehen. Nulla dies sine linea, kein Tag ohne Zeile!

Auch Dr. Luther erklärte die Arbeit mit der Feder für nothwendig zum ersprißlichen Schriftstudium. In seiner Vorrede zu Wenceslaus Lints Annotation in die fünf Bücher Moses, 1534, schreibt er: „So haben wir auch vom HErrn gewissen Befehl, daß wir die Schrift erforschen sollen. Und St. Paulus Timotheo befiehlt, er soll anhalten mit Lesen. (1 Tim. 5, 13.) Nun kann solch Forschen und Lesen nicht geschehen, man muß mit der Feder da sein und aufzeichnen, was ihm unter dem Lesen und Studiren sonderlich eingegeben ist, daß er es merken und behalten könnte. Und haben ohne Zweifel auf diese Weise die Propheten in Mose, und die letzten Propheten in den ersten studirt, und ihre guten Gedanken, vom Heiligen Geist eingegeben, in ein Buch aufgeschrieben. Denn es sind nicht solche Leute gewesen, wie die Geister und Rotten, die Mosen haben unter die Bank gesteckt und eigen Gesicht gedichtet und Träume gepredigt, sondern sich im Mose

täglich und fleißig geübt: wie er denn auch gar oft und hart befiehlt, sein Buch zu lesen, auch dem König, 5 Mos. 17, 19. und Josua 1, 8.“

Eine Anleitung für Theologen, wie etwa das Schriftstudium vor sich gehen sollte, gibt Caspar Huberinus, ein Zeitgenosse Luthers, erst ein Mönch, dann aber hervorragender lutherischer Theologe, Pastor in Augsburg, geboren den 21. December 1500, gestorben den 6. October 1553. Er schreibt von drei Stufen oder Staffeln des Schriftstudiums: „Die erste ist *lectio*, das ist, daß du fleißig lesest und studirest die heilige Schrift, das goldene Buch, die Bibel. Da gebrauche dein Gedächtniß, auf daß du wissest, wo ein jeglicher Spruch und Historie zu finden sei, in welchem Capitel derselbe eigentlich stehe, auf daß du ein guter Textualis oder Biblicus mögest gerühmt werden. Denn der Herr Christus heißet uns selber die Schrift erforschen und lesen. (Joh. 5, 39. Jes. 8, 20.) Denn dieser Grund muß vor allen Dingen wohl gelegt sein.“

Die Schrift muß also zuerst ihrem Inhalte nach historisch ins Gedächtniß gefaßt werden, und man muß sich in der Schrift auch so heimisch machen, daß man weiß, in welchem Buche, Capitel und Verse die Historien und zum allerwenigsten die wichtigsten Sprüche zu finden seien. Man kann nicht immer, wenn man gewisse Schriftstellen braucht, eine Concordanz bei sich haben. Sehr zu empfehlen ist es hierbei, daß man zu einer guten Ortskenntniß des Schriftinhalts und der hauptsächlichsten Schriftstellen bei seinem Privatstudium stets dieselbe Bibelausgabe gebraucht, da verschiedene angelegte Ausgaben das Gedächtniß leichter verwirren.

Huberinus fährt fort: „Die andere Staffel ist diese: *repetitio*, daß du auf ein Neues die Bibel anfangest zu lesen vom Anfange bis zum Ende nach rechter Ordnung, und daß du immer wieder lesest und täglich im frischen Gedächtniß erhaltest, was du erstlich in der Bibel gelesen hast. Da halte fein klüglich *cum judicio* einen Spruch und Sentenz zum andern. Wo einer den andern erklärt, besser auslegt, gründlicher und deutlicher die Meinung und den Verstand ausdrückt, das zeichne fleißig zusammen und schreib's auch in dein Gedächtniß, das bringt dir vielen Nutzen.“

Hier handelt es sich um das rechte Verständniß der einzelnen Schriftstellen. Und da gilt bei uns nach Gottes Wort als erster hermeneutischer Grundsatz: „Die Schrift ist durch Schrift auszulegen.“ Die Schrift erklärt sich selbst und leidet keine andere Erklärung, als welche dem Glauben ähnlich ist. Wer die Schrift recht studiren will, muß sich einen Commentar anlegen, in welchem er aufzeichnet, welches der Sinn des Heiligen Geistes in jeder Stelle ist, und warum nach der Schrift und dem Zusammenhange der Stelle und nach den Parallelen gerade dies der richtige Sinn sei. Das ist die eigentliche Exegese, die Grundlage des Schriftverständnisses, bei welcher allerdings der Heilige Geist der Ausleger bleibt. Das sollte unsere Hauptarbeit beim Privatstudium sein und bleiben, die Bibel immer wieder exegetisch durchzuarbeiten, Schrift mit Schrift zu vergleichen, und

unsere Sammlung von Commentaren zu den einzelnen Schriftstellen dabei fort und fort zu erweitern und zu ergänzen. Darauf muß die meiste Zeit verwandt werden. Nur der, welchem das Verständniß der Schrift aus der Schrift durch Erleuchtung des Heiligen Geistes aufgegangen ist, kann auch Andern das Verständniß der Schrift eröffnen. Einer unserer Professoren in St. Louis rieth mit Recht seinen Studenten, jeden freien Augenblick ihrer Zeit auf solche ezegetische Durcharbeitung der Schrift zu verwenden. Und diese Arbeit bleibt auch im Amte die grundlegende für alle andern.

Huberinus schreibt weiter: „Die dritte Staffel ist *meditatio*. Da nimm auf ein Neues zum dritten Mal die Bibel vor dich und durchlies sie, jetzt zum dritten mit diesem Fleiß: Da trachte dem rechten Verstand heiliger Schrift nach mit besonderem Ernste, und halte dich wohl und ordentlich an Gottes Wort und die Sprüche heiliger Schrift; da mache dir *locos communes*, gemeine Stellen, als nämlich: ‚Von der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes, von der Furcht, Liebe und Vertrauen zu Gott, von dem Gehorsam, Keuschheit, guten Werken‘ 2c. Da hast du denn deine vorigen Sprüche an der Hand im frischen Gedächtniß und weißest, wohin ein jeglicher Spruch gehört, unter welchem *loco communi* er einzuzeichnen und zu merken sei; da wirfst du denn bald den *canonem theologiae*, das ist, Christum in der heiligen Schrift finden. Denn der ist's, auf welchen alle Schrift deutet, darinnen lernst du den rechten Glauben an Christum.“

Beim unausgefügten Schriftstudium sollen wir uns also einen *index rerum* oder sonstwie geordnete Sammlung der in der Schrift geoffenbarten Sachen, sei es Lehre oder Leben, Predigt oder Amtspraxis betreffend, anlegen, in welcher wir alle Sprüche zusammenstellen, welche als die eigentlichen *sedes* davon handeln, und welche den behandelten Gegenstand beleuchten. Und da die Lehre das Hauptstück ist, aus welcher das Leben fließt, so ist eine aus der Schrift zusammengetragene Darstellung der Lehrartikel, ein *compendium doctrinae*, die rechte Grundlage der *Dogmatik*. Sehr fruchtbringend ist es auch, zuweilen die Schrift mit der bestimmten Absicht durchzulesen, alle Sprüche über eine gewisse Lehre, über welche man unklar ist oder über welche sich Streit erhoben hat, zusammenzutragen und zu vergleichen. — Eine andere segensreiche schriftliche Arbeit beim Studium der Schrift ist die Zusammenstellung dessen, was Gott über die Führung unsers Predigtamtes und unsere Amtspraxis offenbart hat, als Grundlage zur *Pastorale*. — Eine dritte schriftliche Arbeit beim Studium der Schrift, die sich für spätere Zeiten als sehr nützlich erweist, ist die Sammlung von Sprüchen und Schriftgedanken für die Perikopen und Gelegenheitspredigten, also eine Sammlung *homiletischen Materials*. Den Grundstock aller dieser Sammlungen sollte die Schrift bilden, was man sonstwo dafür Brauchbares findet, kann dann dazu eingetragen werden.

Somit ist und bleibt das nothwendigste Stück unsers Privatstudiums das Forschen und Lesen der Schrift. Dasselbe ist unbedingt nothwendig

und kann keinen Tag unterbleiben, es gehört nach Gottes Wort ebensowohl zu unserm Amte und Berufe, als das Lehren und Predigen, ja, ohne dasselbe gibt es keine rechte Vorbereitung auf das Hauptstück unsers Amtes, auf die Predigt. Keine andern Schriften sind der Bibel gleichzustellen, kein anderes Studium ist uns so noth, als das der Schrift. Das ist Gottes klare Lehre, das ist daher auch unser gutes lutherisches Bekenntniß. Wir sagen mit der

Concordienformel: „Wir gläuben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilet werden sollen, sind allein die prophetischen und apostolischen Schriften Altes und Neues Testaments, wie geschrieben steht: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. Ps. 119. Und St. Paulus: Wenn ein Engel vom Himmel käme und predigte anders, der soll verflucht sein. Gal. 1. Andere Schriften aber der alten oder neuen Lehrer, wie sie Namen haben, sollen der heiligen Schrift nicht gleich gehalten, sondern alle zumal mit einander derselben unterworfen, und anders oder weiter nicht angenommen werden, denn als Zeugen, welcher Gestalt nach der Apostel Zeit und an welchen Orten solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden.“ (Müller, S. 518.)

(Fortsetzung folgt.)

(Eingesandt.)

**Gehört die dem Gesetz bei der Gesetzgebung hinzugefügte Verheißung, daß Gott denen, die ihn lieben, das Halten seiner Gebote aus Barmherzigkeit belohnen wolle bis in das tausendste Glied, in das Gesetz oder in das Evangelium?**

(Schluß.)

#### IV.

Um in der Sache recht gewiß zu werden, wird es nöthig sein, einige Einwürfe zu beantworten. Erster Einwand: Es gibt nur Ein Evangelium und dies eine ist ganz und gar nicht von Werken abhängig und hat nichts mit unsern Werken und dem Gesetz zu thun. Dies Evangelium ist „die göttliche Lehre von der gnädigen Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum zum ewigen Leben“. Das ist es seinem Wesen und seiner Beschaffenheit, Natur und Wirkung nach. Antwort: Es ist wahr, es gibt nur Ein Evangelium und dasselbe ist ganz und gar nicht von unsern Werken abhängig, aber es ist nicht wahr, daß dasselbe gar nichts mit unsern Werken und dem Gesetz zu thun habe. Ich glaube nicht nur, daß mich der heilige Geist „durch das Evangelium erleuchtet“, sondern auch, daß er mich durch dasselbe Evangelium „heiligt“, und eine Heiligung ohne Gesetz

und Werke gibt's nicht. Durch das Evangelium vergibt uns Gott nicht nur die Sünde, sondern hilft uns auch von derselben. Es tröstet Christus nicht nur durch dasselbe die verzagten Gewissen, sondern bewirkt auch, indem es tröstet, daß die Getrösteten den Weg seiner Gebote laufen. Ps. 119, 32. So wahr es ist, daß das Evangelium nie von unsern Werken abhängt, so ist es doch nicht zu leugnen, daß unsere Werke vom Evangelium so abhängen, daß der Heilige Geist jedes gute Werk durch das Evangelium wirkt. Wir müssen daher wohl unterscheiden, was das Evangelium in der Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott und was es in den Gerechtfertigten wirkt.

Joh. B. Carpzov schreibt: „Die evangelischen Verheißungen sind doppelter Art. Entweder sie gehören zum Wesen des Evangeliums, welches in der Darbringung des Heils durch Christum besteht, worauf sich der Glaube stützt, oder sie gehören zu den Wirkungen und Eigenschaften des Evangeliums, nämlich zur Erlangung der durch den Glauben hervorbrachten Werke. Ich sage mit Absicht, daß sie zu den Eigenschaften und Wirkungen des Evangeliums gehören. Denn das Evangelium predigt nicht nur die Gnade der Heiligung, sondern verheißt auch denen, die dieselbe recht gebrauchen, Belohnungen. Wie aber diese Gnade nicht zur Rechtfertigung gehört, sondern derselben folgt, so gehört auch die Verheißung der Belohnung, welcher dieser recht gebrauchten Gnade versprochen wird, nicht zur Rechtfertigung selbst, ist aber nothwendig mit derselben verbunden und muß mit derselben unmittelbar zusammenhängend betrachtet werden. Aber beide Verheißungen schließen, weil sie evangelische sind, jedes Verdienst von unserer Seite aus. Sehr gut sagt Chemnitz: Jene andere Verheißung, welche zur Folge der Rechtfertigung gehört, ist nicht gesetzlich, sondern in denen inbegriffen, welche in Christo Ja und Amen sind. Daher die Werke, welchen diese Belohnungen versprochen werden, nicht Mittel oder conditiones sine qua non sind, unter welchen etwas versprochen wird, sondern nur Zeichen und Zeugnisse des Glaubens und des Rechts der himmlischen Erbschaft, welche schon vorher durch den Glauben an Christum angenommen worden ist.“ Isagoge in Symbol. libr. pag. 220.

Zweiter Einwand: Die evangelischen Verheißungen sind freie Gnadenverheißungen, die gesetzlich sind durch Werke bedingte. Eine Verheißung, die durch das Lieben Gottes und das Halten der Gebote Gottes bedingt ist, ist eine gesetzliche. Daher muß auch diese, von welcher wir handeln, eine gesetzliche sein. Antwort: Gewiß, eine Verheißung, die durch das Halten der Gebote Gottes bedingt ist, ist eine gesetzliche; aber die evangelische Verheißung ist nicht nur in der Rechtfertigung, sondern auch in der Heiligung eine freie; da ja der Glaubensgehorsam der Christen jene Belohnung nicht verdient, und die Verheißung derselben nicht verursacht, sondern Gott aus Barmherzigkeit wohlthun will, also auch aus Barmherzigkeit verheißt. So wenig die Verheißung des Evangeliums durch den Glauben bedingt



ist,<sup>1)</sup> oder der Glaube in der Rechtfertigung eine Bedingung ist,<sup>2)</sup> so wenig ist auch der aus Gnaden gewirkte Glaubensgehorsam eine Bedingung der Verheißung. Denn wie das allererste Sehnen nach Gnade, so ist auch das leiseste Verlangen, Gott aus Liebe und Dankbarkeit zu dienen, in jeder Beziehung Gnade. Nicht ein Gebot oder Thun des Menschen an sich macht die Gnade zu einer bedingten, sondern dies geschähe, wenn ein Werk oder Thun des Menschen an die Stelle der Gnade gesetzt oder mit zur Ursache der Schenkung der Gnade gemacht würde. Denn wenn Gott befiehlt: *Taufet!* oder: *Esset und trinket von dem Brod und Wein im heiligen Abendmahl!* so ist das auch ein Thun, und zwar ein solches, ohne welches kein Sacrament da ist, und doch ist dieses das lieblichste Evangelium in der Form des Gebots, weil Gott seine Gnade an die äußerlichen Zeichen geknüpft hat, und dieses Thun nicht an die Stelle der Gnade gesetzt, noch mit zur Ursache derselben gemacht wird. Daher schreibt auch Mart. Chemnitz zu 2 Mos. 20, 5. 6.: „Hier wird geredet von der Barmherzigkeit, 5 Mos. 7, 9. 12., welche Gott den Frommen gewährt, damit er bezeichne, daß diese Verheißung nicht aus Verdienst, sondern aus der Gnade abzuleiten sei.“ *Loci theol.* III, 93. 1690.

Dritter Einwand: Gott stellt bei der Gesetzgebung Verheißung und Drohung zusammen. Da nun die Drohungen gewißlich nicht in das Evangelium gehören, so muß man die Verheißung so auffassen, daß sie der Drohung entspricht. Wer Böses thut, wird bestraft, wer Gutes thut, wird belohnt. So schließt auch die Vernunft und kann sich daher auch gar nicht in das Kreuz der Christen finden. Antwort: Daß Gott bei der Gesetzgebung diese Verheißung ausdrückt, macht sie keineswegs gesetzlich. Bei der Ausföndung der Jünger, das Evangelium in aller Welt zu predigen, fügt Gott auch die Drohung hinzu: Wer nicht glaubt, der wird verdammt. Dadurch wird aber doch keineswegs die Verheißung: „Wer glaubet und getauft wird, der wird selig“, eine gesetzliche. Den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahls fügt Paulus die Drohung hinzu: „Wer aber unwürdig isset, der ist schuldig an dem Leib des Herrn“, und doch wird die Verheißung: „für euch gegeben zur Vergebung der Sünden“, deshalb nicht im Geringsten gesetzlich. Die Drohung entspricht hier nicht der Verheißung, sondern steht derselben entgegen. Es ist gewiß, es steht im Herzen der Menschen geschrieben, daß das Böse bestraft wird und das Gute belohnt werden muß, aber es steht nicht in den Herzen der Heiden, daß Gott aus Barmherzigkeit wohl thun wolle bis in das tausendste Glied, und das ist hier zu beweisen, wenn man diese Verheißung aus dem Naturgesetz ableiten will. Zu der Verheißung 2 Mos. 20, 5. schreibt Joh. B. Carpzov also: „Obgleich die Verheißung 1. dem Gesetz angehängt ist;

1) Lehre und Wehre XIX, 50.

2) Westlicher Synodalbericht 1875, 32.

2. den Drohungen desselben entgegengesetzt wird, und 3. denen verheißen wird, die ihn lieben und seine Gebote halten, so ist sie doch keine gesetzliche, weil, wie Chemnitz bemerkt, geredet wird von der Barmherzigkeit, welche Gott den Frommen gewährt, damit er darthue, daß diese Verheißung nicht vom Verdienst, sondern von der Gnade abhängt. 5 Mos. 7, 12. Dagegen beweist nichts, daß sie dem Gesetz angehängt sind, denn wenn das auch so ist, so ist es doch nur insofern der Fall, als das Gesetz nach dem Fall der Menschen verkündigt worden ist. Gal. 3, 21. „Wenn ein Gesetz gegeben wäre, welches lebendig machen könnte, so käme die Gerechtigkeit aus dem Gesetze.“ Es beweist auch nichts, daß sie den Drohungen entgegengesetzt sind, denn das geschieht nur, da hier deren allgemeines Verhältniß in Betracht kommt, keineswegs aber in spezifischer Weise. Es kann auch nicht dagegen eingewandt werden, daß die Verheißung denen gegeben sei, die Gott lieben und seine Gebote halten. Denn dies ist subjective, aber keineswegs causativer zu verstehen. Es gibt ja Gott nicht deswegen diese Verheißung, weil sie ihn lieben und seine Gebote halten, denn die Belohnung soll ja aus der Barmherzigkeit hervorgehen, darum wird hier nicht die Ursache angegeben, sondern das Subject bezeichnet, welchem Gott aus Gnaden wohlthun will.“ *Isagoge in libr. Symb. pag. 1010.*

Vierter Einwand: Es ist Vermischung von Gesetz und Evangelium, wenn man behauptet, die Verheißung gehöre deshalb in das Evangelium, weil das Lieben und Halten der Gebote dem Glauben folgt. Antwort: Wer nicht nur die Befehreung ihrem allerersten Ursprung und Anfang nach, sondern auch die derselben folgende Heiligung der im Evangelio dargereichten freien Gnade zuschreibt, der verherrlicht nur das Evangelium, wenn er nun auch alle Belohnung des Gehorsams der Christen aus der Barmherzigkeit und dem Evangelio herleitet. Derselbe hebt auch ebensowenig weder das Gesetz auf, noch schwächt es ab. Ja gerade dann bleibt das Gesetz in seiner ganzen Strenge stehen, wenn man festhält, nach demselben gibt's für keinen Sterblichen eine Belohnung im eigentlichen Sinn. Also ist nicht das Vermischung des Gesetzes und Evangeliums, wenn wir bekennen, daß ein und dasselbe Evangelium uns heiligt, welches uns erleuchtet, sondern dies, wenn wir trotzdem der von dem Heiligen Geist aus Gnaden gewirkten Glaubensfrucht einen andern Grund unterschieben wollten als die Gnade Gottes und daher in den Menschen die Ursache verlegen wollten, weshalb Gott den Glaubensgehorsam belohnte.

Fünfter Einwand: Der eigentliche Inhalt des Evangeliums ist Christus und sein Verdienst. Diese Verheißung sagt auch kein Wörtlein von Christo und seinem Verdienste, darum kann sie auch nicht evangelisch sein. Antwort: Nur durch Christum kann Gott einem Volk oder Menschen zurufen: Ich bin dein Gott; nur um Christi willen und wegen dessen Verdienst kann Gott einem Menschen Barmherzigkeit erzeigen und ihn segnen, Eph. 1, 3.; nur durch Christum ist es möglich, daß wir Gott lieben und seine Gebote halten,

denn ohne ihn können wir nichts thun; nur in Christo kann Gott die Nachkommen eines Christen segnen bis in das tausendste Glied, denn in ihm sind schon alle Völker der Erde gesegnet; nur um Christi Verdienstes willen kann Gott die guten Werke belohnen, weil allein um Christi willen Gott, dem Gerechten, die Person gefällt, die diese Werke thut, und weil ferner Christi vollkommener Gehorsam die Schwächen und Mängel desselben zudekt. Der eigentliche Inhalt des Evangeliums ist Christus mit seinem Verdienst, auch dieser Verheißung Grund, Ursprung, Mittel und Ende ist Christus, obmohl der Name Jesus in derselben nicht genannt wird und sie oben über dem Gesetz steht, daher muß auch dieselbe eine evangelische sein.

G. A. M.

(Eingefandt.)

### Kurze Zusammenstellung der Haupteinwürfe gegen die Lehre von der Eingebung der heiligen Schrift.

Es hat bekanntlich in dieser leztbetrübten Zeit sonderlich die heilige Schrift recht erhalten, ein rechter Märtyrer werden müssen. Denn nachdem der böse Geist aus dem Abgrunde bereits alle Lehren der heiligen Schrift, von der Lehre von der heiligen Dreieinigkeit an bis zur Lehre von der Wiederkunft Christi zum Gericht angefochten, entstellt oder gar verworfen hat, versucht er sich auch an der heiligen Schrift selbst; er leugnet die göttliche Eingebung derselben. Seine Berechnung, die ihm nicht trügt, steht darauf: Kann ich den Christen dieses Buch, auf welches sie sich fast mit jedem dritten Wort berufen, ungewiß machen, daß sie an seiner Göttlichkeit zweifeln, so habe ich ihnen damit gleichsam den Boden unter den Füßen weggezogen, sie kommen ins Schwanken, und mein ist der Sieg! Die Bekämpfung des göttlichen Wortes ist allerdings nicht neu, im Paradiese schon nahm sie ihren Anfang mit den Zweifel erregenden Worten der Schlange: „Ja, sollte Gott gesagt haben?“ Wie vollständig ihm diese Versuchung gelang, ist durch den Sündenfall unserer ersten Eltern erwiesen, und in welch namenloses Unglück das ganze menschliche Geschlecht dadurch gerathen ist, erzählt uns die heilige Schrift aller Orten. Das Betrürendste hierbei ist, daß der böse Feind viele getreue Diener zu Werkzeugen hat, die ihm im Kampfe gegen Gottes Wort zur Hand gehen, und zwar, ihres Meisters würdig, mit einer solchen Fluth von Widerspruch, Zweifel, Verdächtigung und Lästerung, daß man nicht recht weiß, wohin der Blick zunächst sich wenden soll.

In dieser Arbeit sehe ich gänzlich von solchen Personen ab, die öffentlich und ohne Scheu sagen: Die Bibel haben die Pfaffen gemacht, es gibt keinen Gott, es gibt keine Vergeltung, keinen Himmel, keine Hölle; denn das ist doch zu grob und plump. Ein Christ, dem es ein Ernst um seine

Seligkeit ist, läßt sich durch solche Leute nicht betrügen. Anders steht die Sache, wenn solche im Kampf gegen die Schrift auftreten, die den Schein der Kirchlichkeit haben, die äußerlich christliches Wesen zeigen, die den Ruf der Gelehrsamkeit besitzen, wohl gar in kirchlichen Aemtern und Würden stehen. Doch sofern solche Personen Kirchengemeinschaften angehören, die in der Lehre nicht richtig stehen, wird ein Christ, der geübte Sinne hat und Glied der rechtgläubigen lutherischen Kirche ist, ein wenig stutzig, er wird sich erst noch besinnen, ob er, was er da hört, annehmen oder verwerfen soll. Gefahr der Verführung ist schon da und sie ist größer als bei den erstgenannten. Nicht wenige sind durch solchen Schein bethört worden; das Schaafskleid betrog sie. Noch größer aber ist die Gefahr, wenn Personen, wie die eben beschriebenen, inmitten der Kirche, die sich lutherisch nennt, gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift streiten. Da der Feind nun nicht mehr außerhalb, sondern innerhalb der Festung sich befindet, ist er viel gefährlicher als alle, die draußen vor der Festung liegen; denn möchten diese immerhin, vom bösen Geist angetrieben, die Mauern bestürmen, so lange die Vertheidiger derselben wie aus Einem Munde die Parole erheben: „Das Wort sie sollen lassen stahn!“ und ebenso das Feldgeschrei: „Gottes Wort und Luthers Lehr vergehet nun und nimmermehr!“ würden die Feinde an der Eroberung der Festung schließlich verzweifeln müssen. Aber der Feind ist mitten in der Festung drinnen, ein unheimlicher Feind, er nennt sich auch lutherisch. Wie nun? Nur getrost, mein lieber Christ, du kennst doch den, von welchem die Schrift sagt: „Herrsche unter deinen Feinden“ (Ps. 110), und ebenderselbe hat die Verheißung gegeben: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“ (Matth. 24).

Die Inspirationsfrage, die Frage von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, ist zu unserer Zeit in vielen christlichen Gemeinden, Ländern und Völkern eine brennende geworden. Sie wird nicht nur in falschglaubigen Kirchengemeinschaften, sondern auch unter denen, die sich lutherisch nennen, nicht nur in Gelehrtenkreisen, sondern auch von sogenannten Laien besprochen. Sie ist daher jedermann sehr nahe getreten.

Die Inspirationslehre ist nicht neu, sie ist schon so alt, als es überhaupt ein Gottes Wort gibt, gleichviel ob geredet oder geschrieben. Doch um das geschriebene Wort Gottes handelt es sich im gegenwärtigen Streit, und zwar hauptsächlich um die Fragen: Gibt es ein geschriebenes Wort Gottes? und wie ist das geschriebene Wort Gottes entstanden? Ist dieses klar gestellt, so ist damit auch das geredete Wort Gottes entweder anzuerkennen oder zu verwerfen.

Im dogmatischen Inspirationsbegriff sind vornehmlich drei Momente enthalten. Die Inspiration ist 1. „eine ganz besondere, von allen sonstigen Thätigkeiten des Heiligen Geistes unterschiedene Thätigkeit“; 2. „ist kraft derselben den Männern, die die heiligen Schriften verfaßt haben, wie sie

geschrieben, sowohl nach Inhalt als auch nach Form (Wörterinspiration) überliefert“, und endlich 3. „empfangen zugleich die Männer Gottes den impulsus ad scribendum, und wenn sie demselben folgten, so war, was sie schrieben, allerdings eine Nachschrift, ein Dictat.“

Es ist versucht worden, nachzuweisen, daß der altkirchliche Inspirationsbegriff ein anderer sei, als der unserer Dogmatiker. Doch das ist nicht gelungen. Das ganze kirchliche Alterthum (Augustin voran) hält an der unbedingten Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift in Folge unmittelbarer Eingebung derselben fest. Dasselbe gilt bekanntlich auch von Luther.

Der Liberalismus, der Geist der Verneinung, sagt ohne Rückhalt: Gott hat nicht geredet, sondern die Menschen haben geredet, getrieben nicht vom Heiligen Geiste, sondern von ihrem eigenen Geiste. Und: Gott hat nicht durch Menschen geredet, während die Schrift 2 Sam. 23, 2. ausdrücklich sagt: „Der Geist des HErrn hat durch mich geredet, und seine Rede ist durch meine Zunge geschehen“; vgl. Symb. Nic.: „Der durch die Propheten geredet hat.“ Aber auch von den liberalen Theologen abgesehen: so viel Theologen so viel Verschiedenheit im theologischen Denken und in ihren Aussprüchen, eine buntscheckige Musterkarte aller möglichen Theorien und Phantasien, die sich überall mit der heiligen Schrift schlecht reimen. Immer mehr kommen diese modernen Theologen auf den alten, vulgären Rationalismus zurück, der Leugnung der Wunder Jesu: Befreiung der Besessenen, Wunderspeisung, Jesu Auferstehung; weil sie Jesu Wort nicht mehr haben, so fallen auch Jesu Werke dahin. Glauben, ja, können diese wohl glauben, daß Gott durch Menschen geredet habe? Daß er rede in seinem Wort? Ihre Vernunft-Weisheit findet ihren adäquaten Ausdruck in der Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“

Ein angesehener Professor sagt, daß die Lehre von der Inspiration, so, wie sie von unsern Dogmatikern ausgebildet worden ist, nicht aus gläubigem Verständniß der heiligen Schrift, sondern aus schlechten, rationalistischen Reflexionen stamme. Diese Lehre, wie sie vorliege, sei Consequenzmacherei aus richtigen, aber falsch gedeuteten Voraussetzungen. Dahin ist es gekommen, daß ein Rationalist den Bibelgläubigen „rationalistische Reflexionen“ beimißt, sich selber aber mit dem Schein der Rechtgläubigkeit umgibt.

Wie die Leugner der Gottheit Christi eine gewisse „Göttlichkeit“ Jesu zugeben, nur nicht im absoluten Sinn, so gibt auch jener Professor sich den Schein, als glaube und lehre er eine gewisse „Inspiration“ der Schrift, nur nicht in „absoluter Fassung“. Man sagt, die absolute Inspiration lasse sich aus der Schrift nicht beweisen. Doch. So lange sie nicht selber sagt, daß Irrthümer in ihr enthalten sind, so lange steht die absolute Inspiration fest.

Ein anderer gelehrter Professor sagt, es sei nicht so zu verstehen als ob die Bibel fix und fertig vom Himmel gefallen wäre. Aber so muß man

es machen, um den christlichen Glauben an die Inspiration der heiligen Schrift lächerlich zu machen.

Lassen wir diesen Herren den Ruf der Gelehrsamkeit; ihnen gegenüber sind unsre Dogmatiker bessere Führer, denn sie ruhen mit ihrem Inspirationsbegriff auf dem Zeugniß der Schrift, welches sie ganz und voll annehmen.

Sehen wir uns verschiedene Ausstellungen, die an der Inspirationslehre gemacht werden, etwas näher an, so finden wir, daß diese Lehre eine Schulfrage genannt wird, die den christlichen Glauben unberührt lasse. Was für ein Glaube das sein mag, der von der Frage: ob die Bibel Gottes Wort sei oder nicht, unberührt bleibt? Der christliche Glaube ist es gewiß nicht; denn dessen Fundament ist einzig und allein Gottes untrügliches Wort. Verliert der Mensch dieses Fundament, so mag er glauben, was er will, sein Glaube ist alsdann allemal eitel. Das geschriebene Wort Gottes ist in der Anfechtung seine Stütze, im Tode sein Trost; verliert er dieses Wort, so verliert er seinen Halt, wankt und fällt. Das Wort Gottes ist des Christen Waffe, mit der er dem Satan entgegenzutreten und ihn bekämpfen soll, wie ihm der Gläubigen Vorkämpfer, Christus, in der Wüste gezeigt; entbehrt der Mensch diese Waffe, wie will er im Kampf bestehen?

Man sagt, es werde nicht genügend zwischen Bibel und Gottes Wort unterschieden. Somit hätten wir Recht und Pflicht, an der Schrift Kritik zu üben, um festzustellen, was Gottes Wort in der Bibel sei oder nicht. Da würde es denn nicht fehlen, daß je länger je mehr Wahrheit abgethan würde, bis überhaupt keine Bibel mehr vorhanden wäre. Umgekehrt wäre es richtiger. Die Bibel soll uns zur Schule führen und überzeugen, daß Bibel und Gottes Wort nicht zu unterscheiden, sondern ein Ding ist.

Den christlichen Glauben von der Inspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift hat man Consequenzmacherei, logischen Eigensinn, Weg der Schlußfolgerungen titulirt und sich hinter die Offene-Fragentheorie zu verschanzen gesucht. Ganz natürlich; denn wo man das Wort Gottes nicht mehr gelten läßt, da kann selbstverständlich nichts anderes übrig bleiben, als lauter offene Fragen. Das haben schon die Herausgeber des Concordienbuches kommen sehen, welche in der Vorrede zu demselben es ausgesprochen haben, „daß endlich die rechte Lehre gar verdunkelt und verloren und auf die nachkommende Welt anders nichts denn ungewisse opinionones und zweifelhaftige disputirliche Wahn und Meinungen gebracht werden“.

Die Inspirationslehre der alten Dogmatiker sei eine zu mechanische, maschinenmäßige. Aber wie kann ein in Gott, dem Herrn, im Glauben und in der Liebe hingeebener Apostel, der nun auch das zu schreibende Wort heiliger Schrift empfängt, zu dem sein Herz Ja und Amen

sagt, eine Maschine genannt werden? Will man eine Lehre widerlegen, so gelingt dies ja freilich am leichtesten, daß man einen Popanz daraus macht.

Man hat Anstoß daran genommen, daß die heiligen Schreiber Werkzeuge des Heiligen Geistes genannt werden. Gottes Werkzeuge waren sie allerdings. Sagt doch Paulus ausdrücklich Röm. 15, 18.: „Ich dürfte nicht etwas reden, wo dasselbige Christus nicht durch mich wirkte.“ Wenn Menschen, namentlich die biblischen Schriftsteller, Gottes Werkzeuge genannt werden, so ist dies nicht in dem Sinne eines toden Werkzeugs oder einer Maschine zu verstehen, sondern so wie sie auch in der Schrift genannt werden: „ausgewähltes Hülfzeug“ oder „Gefäß“. Ist es doch nach Gottes Wort gerade die allerhöchste Ehre und Würde, die ein Mensch erreichen kann, ganz und völlig Gottes Werkzeug zu sein; dagegen Abfall von Gott, wenn man neben Gott selbständig sein will.

Man hat die Erleuchtung der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift wesentlich gleichgestellt. Aber die Inspiration ist mit der Erleuchtung der heiligen Schreiber ebenso wenig in irgend einer Weise zusammenzuwerfen, als die andern Gnadengaben mit dieser gegeben sind. Sie ist vielmehr eine besondere durch den Geist Gottes gewirkte Ausrüstung behufs einer bestimmten Leistung für den Herrn und an der Gemeinde Jesu Christi.

Man hat es so hinzustellen versucht, als ob die Inspiration den Gläubigen darin bestehe, daß die heiligen Schreiber bewußtlose, willenlose Schreiber und keine Zeugen gewesen seien. Das hat jedoch die christliche Kirche nirgend gesagt, sondern nur dieses, daß all ihr Zeugniß nach Form und Inhalt vom Heiligen Geist eingegeben sei, wie die Schrift lehrt, und also des Heiligen Geistes Zeugniß selbst ist. Matth. 10, 20.: „Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.“

Ganz unbefangen spricht ein gelehrter Professor, der auch auf Rechtgläubigkeit Anspruch erhebt, es aus, daß er keinen wesentlichen Unterschied zwischen der Inspiration des Heiligen Geistes und dem allgemein schöpferisch-erhaltenden Wirken Gottes und somit zwischen Natur und Gnade kenne.

Eine nicht wenig beliebte Unterscheidung wird gemacht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in der Schrift, und zwar so, daß nur jenes irthumslos sei. Was gehört nun zu diesem Wesentlichen? Wo ist die Grenze desselben? Hier kann wieder ein jeder seiner eigenen Meinung folgen, und so steht dann nichts mehr fest in der Schrift. Auch will man in der heiligen Schrift, wie sonst in menschlichen Büchern, Haupt- und Nebensachen unterscheiden, jene festhalten, diese unter Umständen preisgeben. Das ist abermal eine falsche Stellung zur heiligen Schrift; sie ist kein menschliches Buch, sondern Schrift von Gott eingegeben und vom Herrn selbst ausdrücklich anerkannt. Darum denn

auch die Schrift an keiner Stelle „gebrochen“ werden kann. Es ist Vermessheit, in der heiligen Schrift solche Unterschiede zu machen, denn nach der Verheißung des Herrn soll sein Wort Himmel und Erde überdauern.

Die Schrift sei Urkunde und Zeugniß der göttlichen Offenbarung in allen Dingen, die das Heil und die Heilsgeschichte betreffen; wenn in chronologischen, geographischen, ethnographischen und dergleichen Dingen Irrthümer mit unterlaufen, so thue dies der Schrift keinen Eintrag. Man könne menschliche Gebrechen in zum Theil gleichgültigen Dingen in der Schrift finden und sie doch als Norm gebende Urkunde göttlicher Offenbarung anerkennen und ein guter Christ sein. Ist das nicht vielmehr Abfall vom Glauben, daß die Bibel Gottes Wort ist?

Manche geben vor, eine wörtliche Inspiration der heiligen Schrift anzuerkennen, aber nicht in solchen Stellen, die für das Heil und dessen Geschichte gleichgültige Notizen enthalten. Was gehört zum Heil und dessen Geschichte? Wer hat darüber zu bestimmen? Andere sagen: Wir glauben nicht, daß es bei der Inspiration des Thomas von Kempen wesentlich und principiell anders hergegangen ist, als bei der des Paulus.

Man sagt auch, der Glaube habe kein Interesse daran, daß die Schrift in allen kleinen Dingen mit sich selbst stimme. Hat nicht der Glaube vor allem ein Lebensinteresse daran, eine im wahren Sinn des Wortes göttliche, irrthumslose Schrift zu haben? Kann er bestehen, wenn er nicht aus voller Ueberzeugung sagen kann: „Dein Wort ist die Wahrheit“?

In Summa: wenn die heiligen Menschen Gottes, die geredet und geschrieben haben, getrieben durch den Heiligen Geist, nichts anderes in ihren Schriften niedergelegt haben als ihre Erleuchtung, wenn ihren Schriften die angedichteten Mängel und Unvollkommenheiten wirklich anhaften, dann hat ihr Wort keinen größeren Werth als dasjenige der Erleuchteten überhaupt und wir haben kein von aller menschlichen Beimischung gänzlich freies Gottes Wort.

Die Beschuldigung ist allerdings erhoben, daß in der Bibel manche handgreifliche Widersprüche enthalten seien, z. B. in Zahlen, Verwechslungen von Namen etc., so daß man sagen müsse: hier ist ein Irrthum oder ein Widerspruch mit früheren Angaben. Johannes, Paulus, Jesus haben geirrt. — Aber sogar in nichttheologischen Kreisen hat man erkannt, wie unberechtigt dies ist, und hat sich daselbst einer Ehrenrettung der Bibel nicht geschämt. Denn nachdem auch die Apostelgeschichte von vielen Theologen im Stich gelassen worden ist, hat der bedeutende Alterthumsforscher Professor Ernst Curtius zu Berlin einen Vortrag über „Paulus in Athen“ gehalten. Darin sagt er unter anderm: „Es ist in den 16 Versen des Textes eine solche Fülle von geschichtlichem Material ent-



halten, es ist alles so prägnant und eigenartig, so lebensvoll und charakteristisch, es ist nichts Redensartliches und Schablonenhaftes darin, wie es der Fall sein würde, wenn jemand eine erdichtete Erzählung vorträgt. Es ist auch unmöglich, eine Tendenz nachzuweisen, welche eine Erfindung irgend wahrscheinlich machen könnte. Man muß in Athen zu Hause sein, um den Bericht recht zu verstehen“ 2c.

Wer an der Inspiration in irgend welchem Maße festhält, muß, wenn ihm die Absicht derselben klar wird, folgerichtig zu der Ueberzeugung kommen, daß keine Angabe der heiligen Schrift etwas thatsächlich Unrichtiges oder einen Irrthum enthalten kann. Ich hoffe zuversichtlich, daß mir aus der heiligen Schrift, die aus den Händen der heiligen Schriftsteller hervorgegangen ist, kein wirklicher Irrthum, das heißt, kein Widerspruch der heiligen Schrift mit sich selber, wird nachgewiesen werden; aber wenn es geschähe, so würde ich ihn sicherlich weit eher auf die Rechnung der Abschreiber, als der Schreiber setzen.

Man gibt Inspiration der heiligen Schrift vor und verwirft doch das, was das Wort „Inspiration“ sagt, nämlich daß die ganze heilige Schrift vom Heiligen Geiste eingehaucht und eingegeben ist. Das ist ein unhaltbarer Widerspruch. Man nennt die Schrift „Gottes Wort“ und glaubt nicht, daß Gott in jedem Wort zu uns redet, daß Gott der eigentliche Verfasser der heiligen Schrift ist. Das ist Falschmünzerei, wenn auch zum Theil unbewußte. Man will Inspiration festhalten und verwirft doch die Verbal inspiration, und sie muß doch gerade das sein, weil die Gedanken nur in Worten ihren Ausdruck finden. Wie viel oft auf ein einziges Wort bei einem in der Schrift geführten Beweise ankommt und wie der Herr und die Apostel auch die einzelnen Worte und Ausdrücke in der heiligen Schrift als von Gott herkommend ansehen, zeigen unter anderm Joh. 10, 34—36. Hebr. 4, 7. 8. 12, 26. 27. Die im jetzigen Text vorhandenen Abweichungen sprechen nicht dagegen, weil es sich bei der Inspiration selbstverständlich nur um den ursprünglichen Text handelt.

Die Schrift als Ganzes enthalte keinen Irrthum, sondern nur im Einzelnen. Das Ganze setzt sich aus den einzelnen Theilen zusammen, und wenn in den einzelnen Theilen Irrthümer sind, so ergibt sich als Summa nimmer ein einheitliches Ganzes. Wenn ein einziges Verschen der Schrift mit Unterbrechung des unmittelbaren Einflusses des Heiligen Geistes geschrieben ist, so ist es dem Satan ein Kleines, das selbe vom ganzen Capitel, vom ganzen Buch, endlich vom ganzen Bibelbuch anzunehmen und folglich alles Ansehen der Schrift aufzuheben. Darum: „Widerstehe den Anfängen!“

Die Schrift ist das Heilszeugniß Gottes nicht nur für die, welche bereits zum Glauben gekommen sind, sondern zunächst und vor allem für solche, die erst zum Glauben kommen sollen. Und diesen wird ein irrthumsvolles Gotteswort schwerlich als ein in sich selbst gewisses Gotteswort er-

scheinen. Wer sind diejenigen, die sich die Geschicklichkeit beilegen, zu richten, was in der Bibel göttliche Wahrheit, und was menschlicher Irrthum ist? Und nach welchem Maßstab wollen sie das Messen vornehmen? Menschen sind fehlsam und ihr Maßstab, die menschliche Wissenschaft, hin-fällig.

Man sagt, die Inspirationslehre finde sich zwar bei unsern Dogma-tikern, aber symbolisch sei sie nicht fixirt, denn die Symbole lehr-ten nicht, daß die Schrift vom Heiligen Geist eingegeben sei. Da täuscht man sich. Ist nicht die Auffassung von der heiligen Schrift als dem un-trüglichen Worte Gottes geradezu die Voraussetzung, auf der alle unsere Bekenntnisse ruhen? Sagen sie denn nicht, daß die einzige Regel und Richt-schnur, nach welcher alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden sollen, allein die prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments sind; daß ihnen die heilige Schrift der Probirstein, der aller-lauterste und reinste Brunnen Israels ist? Das sagen sie, weil ihnen die Schriften der Apostel und Propheten Gottes Wort, die volle, irrthumslose Wahrheit war, und nun haben die symbolischen Bücher die Inspirations-lehre nicht fixirt?

Früher war man der Meinung, es sei orthodox-lutherische, ja allge-mein christliche Lehre, daß die Schrift irrthumslos sei, nun ist es „eine judaistische, gefährliche Irrlehre“, ein „gemeinschädliches“ Unterfangen, zu sagen, sie sei irrthumslos. Das sagt uns, leider! ein Professor, der für seine grobe, grundstürzende Irrlehre, daß die Bibel nicht Gottes Wort sei, den Ruhm der lutherischen Orthodoxie beansprucht. Wenn es nicht schwarz auf weiß gedruckt stände, so sollte man nicht glauben, daß es möglich sei. Zu bedauern sind seine armen Schüler.

Aber ist vielleicht die Bibel in barbarischer, unvollkommener und schlech-ter Sprache geschrieben? Hierauf antwortet der selige Professor Scheibel: „Wenn wir zunächst das Idiom des alten Testaments, also das Hebräische, genau im innern Wesen untersuchen, so zeigt sich darin eine Kraft, der keine morgenländische Schilderung, vielweniger schwache abendländische gleich-kommt; bei der so armen Sprache ferner ein innerer Reichthum der wesent-lichen Begriffe, den selbst Arabiens und Aristoteles' Sprache, daher auch Hegel und Schleiermacher nicht erreicht haben; eine logische Ordnung und Schärfe, die sogar Hiob, David und Jeremias in Schilderungen der tief-ten Angst und bei der Wahl und Stellung jedes Wortes nie verläßt; eine Tiefe der Erkenntniß, die Heraklit, die Plato und Schelling nicht ahneten; sogar eine Feinheit der Worte, wo es darauf ankommt, denen auch die Wendungen der neuesten Politik nicht gleichkommen; eine Schönheit selbst im Ton, Stellung und Wahl der Worte, die das Herrlichste Homers, Shake-speares und Göthes übertrifft, wie wenig auch hierin sonst jene morgen-ländischen Sprachen sich auszeichnen; endlich eine Erhabenheit, die Athen, Rom, Mecca und Weimar nie ahneten.

„Aber vielleicht müssen doch die galiläischen Fischerleute und der cili-  
cische Rabbiner entschieden unsern literarischen Heroen weichen? Doch man  
lese nur schärfer und tiefer, als gewöhnlich; oder hat man wohl schon ge-  
hörig geprüft, wann und warum die Schriftsteller des neuen Testaments  
griechische und hebräische Grammatik wechselnd gebrauchen und das ver-  
meintlich fehlerhafteste Buch des neuen Testaments, die Apokalypse? Man  
wird dann aber finden, daß noch mehr als beim Alten Testament mit der  
Kraft, die sich hier in der einfachsten Erzählung, in brieflichen Herzens-  
ergießungen, in vermeinter Mystik jenes Dichters zeigt, sowie im Reich-  
thum der logischen Schärfe, Tiefe der Ideen, Feinheit der Worte und Dar-  
stellung, ja, Schönheit der Sprache und Erhabenheit: sogar in diesem allen  
Athens und Deutschlands Literatur noch heute von diesem alten Galiläer-  
und Rabbiner-Büchlein besiegt werden. Man prüfe sorgfältig und wahr-  
heitsliebend, und richte.“ So weit Scheibel.

Im Vorstehenden haben wir zur Genüge Ausstellungen an der In-  
spirationslehre gegeben, wie sie etwa in den letzten fünf Jahren gemacht  
und in verschiedenen kirchlichen Zeitschriften mitgetheilt und besprochen wor-  
den sind. Das sind doch höchst traurige und betrübende Zustände inner-  
halb der Kirche, die sich lutherisch nennt. Denn wo überall der Glaube an  
die göttliche Eingebung der heiligen Schrift durch lose Lehrer erschüttert  
wird, da greift die Klage des Psalmisten Platz, Ps. 11: „Sie reißen den  
Grund um, was soll der Gerechte ausrichten?“ Unsere Alten heben in  
dieser Frage immer wieder hervor, daß es sich um das principium et fun-  
damentum theologiae handelt, und es scheint, als wenn auch die Gegen-  
wart ein Bewußtsein davon habe, daß auf diesem Boden, dem der Lehre  
von der heiligen Schrift, schließlich der Kampf zwischen gläubiger und un-  
gläubiger Theologie wird ausgekämpft werden müssen. Auch die Erfah-  
rung lehrt, daß man das Wort Gottes nicht nur theoretisch als solches zu  
lehren, sondern auch behufs Seelengewinnung geltend zu machen hat. Wer  
das: „Es stehet geschrieben“ in Einem Punkte aufgibt, wird's in  
andern nicht leicht festzuhalten vermögen. In einer Gemeinschaft, in welcher  
man über diese Frage in dieser Weise noch disputiren muß, da steht kein  
einziger Glaubensartikel fest, nichts vom Christenthum ist mehr gewiß.  
Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß, als jener Gymna-  
siast, nachdem er sein Abgangsexamen gemacht, befragt wurde, was er studiren  
werde, vielleicht Theologie? zur Antwort gab: „Das wohl kaum.“  
Und warum denn nicht? Antwort: „Ja, wer kann zu einem Studium  
Lust haben, bei dem nichts mehr fest steht? Sie wissen ja selbst. An wen  
und was soll man sich da noch halten?“

Fragen wir: Wie spricht die heilige Schrift selbst sich über ihre Ab-  
fassung aus? Sie gibt Zeugniß von ihrer Inspiration, sie bezeichnet sich  
als Gottes Wort und schreibt alles dem Heiligen Geiste zu. Die Stellen  
der heiligen Schrift, wo ein Ausspruch derselben direct auf Gott zurück-

geführt wird, sind ungemein zahlreich. Sollten demnach unsere alten Dogmatiker Unrecht haben, wenn sie als den auctor primarius den Heiligen Geist selbst bezeichnen?

Was ist denn nun aber die eigentliche Ursache des Widerstandes gegen die alte Lehre von der göttlichen und wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift? Vor Allem die zu dieser Zeit immer stärker werdende erbfindliche Hoffart, die gegen Alles, was von Gott kommt und göttlicher Art ist, sich auflehnt.

„Wo man Gottes Wort lehret und höret, da wohnt Gott, und ist Gottes Haus.“ „Gottes Wort machet einig; andere Lehren zertrennen und machen eitel Kotten.“ Luthers Randglossen. F. H. Tramm.

(Eingekandt auf Verlangen der Creter Specialconferenz von E. Hieber.)<sup>1)</sup>

**Ist Luther mitschuldig an der, schon bei seinen Lebzeiten sich vorbereitenden und nach seinem Tode sofort eintretenden, unheilvollen Vermischung der Kirche mit dem Staat?**

Kirchengeschichtlicher Vortrag.

Bearbeitet, theilweise, nach Sohm in „Lehre und Wehre“ 1893, S. 307 ff.

Ehesachen waren früher in den Händen der weltlichen Obrigkeit, wie man ex codice und novellis Justiniani siehet.<sup>2)</sup> Später brachten die Bischöfe die Ehesachen und die Jurisdiction über dieselben an sich. Einzelne Bischöfe waren Fürsten zugleich, und als solchen kam ihnen die Jurisdiction über Ehesachen von rechtswegen zu.

Die Basis der Rechtsprechung bildete das Kirchengesetzbuch (corpus juris canonici), abgeschlossen 1313. Dieses katholische Eherecht erwies sich für Luther, den Reformator der Kirche, als völlig unbrauchbar.<sup>3)</sup> In dessen hörten die Ehefälle nicht auf und mußten gehandelt werden. Aber von wem? und nach welchem Recht? Das war jetzt die Frage.

Zunächst hatten in Kursachsen die Pfarrer das Stück der bischöflichen Gewalt an sich gezogen, und in „Ehesachen mit Scheiden und sonst gehandelt“. Das wurde durch kursächsische Instruction von 1527 verboten.

Luther verwies alle Ehefälle an die weltlichen Gerichte, wohin sie gehören. Aber den Ehesachen — denn das Eherecht trat als etwas ganz Neues in die weltliche Praxis ein — waren die weltlichen Gerichte nicht ge-

1) Mit einigen Kürzungen aufgenommen. Red.

2) Schmalkalbische Artikel. Anhang.

3) „Es ist nichts Gutes“, sagt er, „in ihren unchristlichen Rechtsbüchern.“ L. W. Altenb. Ausg., Bd. I, S. 544.

wachsen. Um so mehr, weil der Inhalt des Eherechts selber ins Ungewisse gerathen war. Welches Eherecht sollte gelten? Etwa das alte kanonische Eherecht? oder das in wesentlichen Punkten anders lautende Eherecht, welches Luther lehrte? Die Folge war, daß die weltlichen Gerichte sich um Rechtsbelehrung an den Kurfürsten wandten. Dort strömten die schwierigsten Ehesachen aus dem ganzen Lande zusammen. Es war unmöglich, daß der Hof solcher Arbeit gewachsen war.

Luther war es gewesen, durch dessen Einfluß alle Ehesachen an die weltlichen Gerichte verwiesen worden waren. Luthers Idee war, so sah man es an, in der thatsächlichen Ausführung gescheitert.

Zu den Ehesachen gesellten sich die Zuchtsachen. Zuchtsachen wurden früher, nachdem im Papstthum die Gemeinden ihrer Rechte entkleidet waren, von dem Consistorium gehandelt. Das Consistorium hieß (und heißt noch heute) in der katholischen Kirche die vom Bischof eingesetzte geistliche Gerichtsbehörde, welche vor der Reformation, mit weltlichen Zwangsmitteln ausgerüstet, Ehegerichtsbarkeit und Kirchenzucht gehandhabt hatte.

Wie den Ehesachen, so wies Luther auch den Zuchtsachen den ihnen gebührenden Platz an. Er verwies dieselben an die Gemeinden. Er stellte der christlichen Gemeinde als alleiniger und letzter Gerichtsbehörde das Recht des Gerichts in Zuchtsachen wieder zu.

Aber der anfänglich herrschende Mangel an rechter evangelischer Erkenntniß und die später, nachdem der erste Uebelstand einigermaßen gehoben war, als weit größeres Uebel eintretende Saththeit ließen die Gemeinden jener so gesegneten Zeit nicht zu dem zu erstrebenden Mannesalter der Selbständigkeit und Selbstregierung gelangen. Die Saat war zwar aufgegangen, aber der Halm war geknickt.

Von der Kirchenzucht nach Matth. 18 war daher in den Gemeinden im Allgemeinen leider keine Rede. Und doch mußte auch in Zuchtsachen gehandelt werden.

So blieb um dieser Verhältnisse willen nichts übrig, als daß die Pastoren die nöthigste Kirchenzucht durch Uebung der Beichtanmeldungen und der Suspension vom heiligen Abendmahl ausüben mußten.<sup>1)</sup> Die aus dem Papstthum übergetretenen Pastoren waren aber meist selbst mit so großem Mangel an Erkenntniß behaftet, daß sie von den Visitatoren theils abgesetzt, theils angewiesen werden mußten, nach Postillen zu predigen. Was Wunder, wenn solche auch in Behandlung der Zuchtsachen eben kein sonderliches Geschick bewiesen. Ueber dies ereigneten sich, wie allezeit in den Gemeinden, auch sehr schwierige und unklare Fälle, denen selbst die fähigsten Pastoren nicht gewachsen waren.

Das Endresultat gestaltete sich daher bei den Zuchtsachen ähnlich wie bei den Ehesachen, daß man sich allerorts in Wittenberg Rathß erbat und

1) „Lehre und Wehre“, Bd. XVI, S. 14.

die Universität resp. Luther mit Bittschriften um Rath und Gutachten schier überladen war.<sup>1)</sup>

In dieser zweifachen Nothlage der Ehe- und Zuchtsachen — und es war zweifellos, daß eine Nothlage da war — erschien es einer täglich wachsenden Zahl von Männern als die einzige Rettung, zu dem früheren Zustand zurückzukehren und aufs neue kirchliche Consistorien, mit weltlichem Zwang ausgerüstet, als Ehe- und Zuchtgerichte einzusetzen.

Diese Gedanken Melancthons sind es, welche seit etwa 1537 an Stelle der Gedanken Luthers die Führung in der Kirche gewonnen haben. Und diese Gedanken kamen zur Ausführung. Nachdem noch in demselben Jahre 1537 der „große Ausschuß der Landschaft“ zu Torgau beschloffen hatte, die Kurfürsten zur Errichtung von vier Consistorien aufzufordern, verfaßte auf Befehl des Kurfürsten Justus Jonas, als Jurist und Theologe gleich ausgezeichnet, 1538 mit andern Wittenberger Theologen und Juristen ein „Bedenken“ von wegen der Consistorien, so ausgerichtet sollen werden“. Das „Bedenken“ führt unter anderm aus, daß alle Zucht- und Ehefälle, sowie das ganze Gebiet des äußern Kirchenregiments, den Consistorien zu überweisen sei und daß dieselben Befehl und Gewalt haben sollen, rechtlich zu citiren, durch Urtheil Strafe aufzulegen und Execution zu thun. Das Letzte ist die Hauptsache. Als Strafen werden genannt der Bann, Leibes-, Geld- und Gefängnißstrafen. Zur Vollziehung derselben sollen dem Consistorium „eigene Landsknechte“ zugewiesen und „Kerker“ gebaut werden.<sup>2)</sup>

Die Jurisdiction sollte das Consistorium haben aus unmittelbarem Befehl des Landesfürsten; sollte also ein geistliches Gericht mit weltlichen Zwangsmitteln ausgestattet sein. Durch dasselbe richtet und regiert zugleich der Landesherr. Das geplante Consistorium war die erste landesherrliche Kirchenbehörde, das erste ins Leben tretende Organ des landesherrlichen Kirchenregiments. Luther und dem einflußreichen Kanzler Brück blieb das Oberachten über das „Bedenken“ vorbehalten. Es ist Thatfache, daß dasselbe (wahrscheinlich mündlich erstattet) gerade in den wesentlichsten Punkten gegen das „Bedenken“ ausgefallen ist.

Luther stimmte zwar auch für ein Consistorium, aber für ein solches, welches unter Zuziehung von Laiengliedern bestellt werde, um in Kirchenzuchtsachen und schweren Ehefällen den Gemeinden zu dienen, und das representativ anstatt der unmündigen Gemeinden an den Unbußfertigen den Bann vollziehe nach Matth. 18.<sup>3)</sup> Also: ein Kirchengenicht im Sinn

1) „Solche Sachen“ — es handelte sich, wie es scheint, um eine Berufssache, — schrieb Luther 1537 an den Pfarrherrn zu Grimma — „solltet ihr in euren Kirchen selbst ausrichten, denn wir, über das überschüttet, keine Ruhe haben für den Sachen in allen Landen.“ L. W. Altenb. Ausg. VI, S. 1110.

2) Sohm. „Lehre und Wehre“ 1893, S. 313.

3) Es lag Luther eben vor allem und alles daran, die Rechte der Gemeinden zu wahren.

des Evangeliums wollte Luther, ohne allen weltlichen Zwang und Gerichtsbarkeit.<sup>1)</sup>

Im Jahre 1539 hören wir vom Kanzler Brück, welcher die Herstellung der Consistorien betrieb, daß „Doctor Martinus an der Handlung des Consistorii zu Wittenberg ist ein groß Gefallen hat“. Das „ist“ bezeugt den Widerstand, welchen Luther zuvor geleistet hatte.

Er glaubte, daß seine Ausstellungen gegen das „Bedenken“ berücksichtigt und das Consistorium nun nach seinem Sinne eingerichtet worden sei. Darum konnte er sich des Consistoriums sogar freuen. „Die Ehesachen“, sagt er 1539, „stehlen uns die Zeit; doch freue ich mich, daß die Consistorien angerichtet sind, fürnehmlich um der Ehesachen willen.“<sup>2)</sup> Das Consistorium im Sinne des Justus Jonas aber war, wie Luther meinte, endgültig beseitigt worden. Er sollte jedoch bald erfahren, wie sehr er sich irrte.

Ende 1542 kam ein neuer Entwurf der „fürnehmsten Theologen und Juristen“, die Constitution und Artikel des geistlichen Consistorii zu Wittenberg enthaltend, zu Stande. Diese Constitution ist ganz im Sinne des „Bedenkens“ von 1538 gehalten. Melancthon war für dieselbe, wie er für das „Bedenken“ war. Aber ein Mächtigerer, Dr. Martin Luther, war dagegen, und Luthers Widerstreben war es, welches in der ablehnenden Haltung des Kurfürsten zum Ausdruck kam. Inzwischen arbeitete das 1539 ins Leben getretene Consistorium, allen Ueberzeugungen Luthers entgegen, im Sinne Melancthons fort. Es dauerte daher nicht lange, so war Luther mit dem Consistorium in hellem Streit. In der Frage der heimlichen Verlöbniße kam der Widerstreit zum Ausbruch. Das Wittenberger Consistorium, aus Theologen und Juristen zusammengesetzt, erkannte 1543 gemäß dem canonischen Recht in einem praktischen Fall das heimliche Verlöbniß<sup>3)</sup> als gültig an. Luther erkannte dagegen, vornehmlich in einer starken Predigt vom 6. Januar 1544, die Gültigkeit des heimlichen Verlöbnisses sei wider das vierte Gebot und das Urtheil des Consistoriums wider Gottes Wort und darum ungültig. Den Juristen des Consistoriums gab er die Schuld.<sup>4)</sup> „Das ist das Pabst-Recht“, sagte er, „daran sie hangen.“ „Sie halten heimlich Verlöbniß für ein Ding, das man leiden könne, darum müssen sie Gottes Wort auch aufheben, wenn sie nach des Pabsts Canonicen und Satzungen stracks sprechen und urteln wollen.“ „Ich bin zornig und will's auch sein, denn sie greifen mir ja in Gottes Regiment.“ „Wir

1) Sohm. „Lehre und Wehre“ 1893, S. 317.

2) Sohm. „Lehre und Wehre“ 1893, S. 316.

3) Von den Juristen gestützt, wucherten zu stetem Argerniß die heimlichen Verlöbniße fort; wie denn sogar ein Sohn Melancthons ein solches Verlöbniß einging und ein ähnlicher Fall unter Luthers eigenen Hausgenossen vorkam. Gräbner, „Dr. Martin Luther“, S. 509.

4) „Sintemal“, klagte er noch im Jahr 1536, „ich noch bis daher nicht einen Juristen habe, der wider den Pabst in solchen und dergleichen Fällen (Ehesällen) mit mir und bei mir halten wolle.“ L. W. Altenb. Ausg. VI, S. 1060.

müssen das Consistorium zerreißen, denn wir wollen kurzum die Juristen und den Pabst nicht drinnen haben.“<sup>1)</sup>)

Diese Vorgänge in Wittenberg schmerzten Luther tief<sup>2)</sup> und waren unter andern eine Ursache, daß er Wittenberg müde und überdrüssig wiederholt<sup>3)</sup> und auf immer verlassen wollte.<sup>4)</sup> Doch gelang es ihm noch ein Jahr vor seinem Ende, die Juristen zum Nachgeben zu bewegen, und der Kurfürst bot selbst die Hand dazu.

So lange Luther lebte, ist es zur Anerkennung des Landesherrlichen Kirchenregiments nicht gekommen. Aber Luther starb. Mit ihm war der mächtige und beharrliche, aber auch zugleich einzige und letzte Opponent verstummt. Der Löwe war todt. Die Bahn war frei. Der Geist Melancthons und des Kanzlers Brück siegten über den Geist Luthers, und die Aufrihtung des Landesherrlichen Kirchenregiments war besiegelt. Damit war der Grund zu einem tiefen kirchlichen Verderben gelegt. Das Consistorium im Sinne Melancthons war zur Welt geboren. Aber es war ein Kind des Unglaubens.

Der selbe Gedanke, dieselbe Furcht, derselbe Klein glaube, welcher heutzutage in unserm Lande mit tausend und abertausend Bittschriften den Arm des Staates um Hülfe für die Kirche anfleht; derselbe Mangel an Glauben, der in Deutschland lutherische Pastoren sich mit beiden Händen an die Landeskirche, als den letzten Rettungsanker, wimmernd klammern läßt, derselbe Unglaube war nunmehr auch in der Kirche der Reformation groß gezogen worden. Wo bleibt da der Glaube an das Evangelium, als eine Kraft Gottes? Wo das Bekenntniß, daß die Kirche Christi allein durchs Wort regiert werden kann und soll? Wo der lutherische Grundsatz: „Was das Wort nicht ausrichtet, das soll unausgerichtet bleiben“? So war es insonderheit auch der Mangel an Glaubenskraft, der bei Melancthon dahin ausschlug, daß er seine Zuflucht zu dem Consistorium nahm und der Vermischung der Kirche mit dem Staat Vorschub leistete.

Soll noch eine Nutzenwendung sein, so ist es diese: Hüten wir uns, der Kirche, den Gemeinden durch Nebenmittel helfen zu wollen. Machen wir vielmehr Luthers Grundsatz ganz zu dem unsern: „Was das Wort nicht ausrichtet, das soll unausgerichtet bleiben.“ Vertrauen wir fest auf die Verheißungen seines Wortes und auf die Macht, dieselben hinauszuführen, sowohl in unsern eigenen Lebensführungen, als auch im Hinblick auf die Kirche, dann werden wir auch deren Herrlichkeit zuletzt mit Freuden schauen.

1) Sohm. „Lehre und Wehre“ 1893, S. 341.

2) „Auch über das schon jetzt“, schreibt Guerike „Kirchengeschichte“ 5. Aufl. II, S. 207, Anmerkung 3, „immer rücksichtslosere Schalten weltlicher Gewalt in Kirchensachen trug er (Luther) schweren Kummer, und um so schwereren, je unvermeidlicher es erschien.“

3) L. B. Altenb. Ausg., Bb. VIII, S. 501.

4) Meuter, „Luthers Leben“, S. 295.



## Bermischtes.

**Die neuesten Christenverfolgungen in China.** Immer zahlreicher laufen die Meldungen aus China über die ausgebrochenen Verfolgungen ein, sodaß es jetzt möglich ist, ein klareres Bild davon zu geben. Ihren Anfang nahmen sie in der Provinz Szetschuen, und zwar in der dortigen Hauptstadt Tschengtu. Der äußere Anlaß zu diesen Unruhen war dort folgender: Ein in Tschengtu thätiger protestantischer Missionsarzt hatte an einer Chinesin, die im Wochenbett lag, eine Operation vorgenommen. Das Kind kam als kräftiger Knabe zur Welt, doch die Mutter wurde von Tag zu Tag schwächer. Obgleich sie in ihrer Krankheit von dem Missionsarzte behandelt wurde, starb sie doch bald darauf. Der Mann der Verstorbenen sandte nach dem Arzte, und sobald dieser die Frau für todt erklärte, sprang er auf ihn los und klagte ihn an, am Tode seiner Frau Schuld zu sein. Ein Kampf entspann sich zwischen den Beiden, doch gelang es dem Arzte, das Freie zu erreichen; er wurde von dem Manne der Verstorbenen verfolgt, und das laute Geschrei des letzteren brachte sehr bald eine große Menschenmenge zusammen. Einer aus dem Haufen versetzte dem Doctor einen heftigen Schlag, woraufhin der Angegriffene sich zu vertheidigen begann. Dies war das Signal zu dem Worte: „Ermordet den Fremden.“ Da er sein Leben in Gefahr sah, blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Es gelang ihm auch, von einem großen Pöbelhaufen verfolgt, sein Hospital zu erreichen. Ein Theil des Haufens drang in den Hof des Gebäudes ein, doch wurde er wieder von dem Arzte herausgetrieben, der darauf den Thorweg schloß. Da es inzwischen Nacht geworden war, zerstreute sich der Haufen wieder. Die Sache wurde den Beamten gemeldet, die eine Leichenschau an der todtten Frau anordneten, und zwei Tage lang (den 22. und 23. Mai) war der ganze Stadtbezirk in Aufruhr; jedermann ging, um die Verstorbene, welche, wie das Volk behauptete, durch den fremden Arzt umgebracht worden war, zu sehen. Täglich passirten große Menschenmengen das Wohnhaus des Arztes, indem sie laut ausriefen: „Brennt die Häuser der Fremden nieder.“ Dieser Vorfall, der im Munde des Volkes sehr bald mit ungeheuerlichster Ausschmückung seine Kunde machte, fachte die unteren Klassen der Bevölkerung so sehr an, daß sich Haufen bildeten, die Ende Mai die verschiedenen dort befindlichen Missionsanstalten angriffen und demolirten. Während der Demolirung der französischen Missionsgebäude in Tschengtu erbrach die Menge das Grab des vor 70 Jahren von den Chinesen enthaupteten Bischofs Dufresse, welches sich im Garten der Missionsanstalt befindet, und nahm das Gerippe des Märtyrers heraus. Dasselbe wurde dann vom Haufen durch die Straßen Tschengtus getragen, der dabei ausrief, daß dies die Gebeine von Chinesen wären, welche von den Missionaren ermordet worden seien; man hätte sie

in den Kellerräumen der Anstalt gefunden. Dies trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther der Bevölkerung noch mehr gegen die Missionare aufzureizen. Mit Ausnahme des in Tschengtu residirenden römisch-katholischen Bischofs Dunaud wurde glücklicherweise keiner der Missionare körperlich beschädigt. Von Tschengtu aus verbreitete sich dann der Antimissionsaufstand nach andern Ortschaften in Ost-Szetschuen. Sämmtliche protestantische Missionare haben sich seither nach Hankau begeben, wo sie auch eingetroffen sind; die katholischen Missionare sind aber auf ihren Stationen geblieben. Weit ernster war der Aufstand in der Provinz Honan. Die Ruhestörer dortselbst sind die Secte der sogenannten „Vegetarier“. Dieselben waren bisher ohne großen Einfluß und haben erst nach dem Ausbruch des Krieges mit Japan an Kraft und Zahl zugenommen. Schon im August vorigen Jahres griffen sie die Christen in einem Dorfe an, mißhandelten sie und raubten ihnen ihr Eigenthum. Einige Wochen später erlaubten sie sich ein anderes Verbrechen, das jedoch nicht gegen die Christen gerichtet war und daher die Behörden zum Eingreifen bewog. Das war aber das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung gegen die Beamten, die dabei den Kürzeren zogen. Bereits im December vorigen Jahres, als die Secte eine Art Generalversammlung in Kutscheng abhielt, erschien die Lage der zum Christenthum übergetretenen Chinesen sehr bedrohlich, und sie baten den Leiter der englischen Missionsanstalt, den Dr. Stewart, der jetzt ermordet worden ist, sie zu bewaffnen. Der Missionar lehnte jedoch dieses Ansinnen ab und suchte den Christen klar zu machen, daß ein solches Beginnen bei der numerischen Ueberlegenheit ihrer Widersacher für sie ganz nutzlos wäre. Schon zu Anfang dieses Jahres wurde die Zahl der Mitglieder der Secte auf 3000 geschätzt, meist Leute aus den niedrigsten Volksklassen. Da ereigneten sich im Mai dieses Jahres die erwähnten Angriffe gegen die Missionare in Tschengtu, der Hauptstadt von Szetschuen. Man hatte erwartet, daß die Missionare in Folge dessen sich aus der ganzen Gegend zurückziehen würden; statt dessen hatten die protestantischen Missionare nur die eine Provinz mit einer andern vertauscht, während die römisch-katholischen nicht vom Platze wichen. Die fremdenfeindlichen Mandarinen in Peking und in den Provinzen schienen daran wenig Gefallen zu finden. Man schritt deshalb zu einem kräftigeren Mittel gegen die Fremden in der neuen blutigen Verfolgung in Kutscheng in der Provinz Honan, und glaubte um so ungeheurer zu Werke gehen zu dürfen, als der Aufstand in Tschengtu den dabei betheiligten Beamten statt einer Strafe vielmehr Beförderung eingetragen hatte. Wir haben unsern Lesern schon in voriger Nummer einiges von den Greuelthaten in Kutscheng mitgetheilt. Zur Vervollständigung möge noch Nachstehendes dienen. Die Angriffe auf die dortige englische Missionsstation, in welcher meist Frauen thätig waren, wurden von etwa 80 Vegetariern ausgeführt. Die Damen flehten um ihr Leben und waren gern bereit, alle ihre Habe und alle ihre Schmucksachen auszuhandigen;

der Führer der Bande aber befehl, keine Gnade walten zu lassen und die Frauen sofort niederzumachen. So wurden außer dem Missionar Stewart, seiner Gemahlin und zweien seiner Kinder noch sechs Missionarinnen, meistens Töchter englischer Geistlichen, niedergemetzelt. Die übrigen vier Kinder Stewarts und eine Missionarin wurden schwer verwundet; vier Damen konnten gerettet werden. Der ermordete Pastor Stewart war seit 1876 in Diensten der Kirchenmissionsgesellschaft. Er hatte auf dem Trinity College in Dublin studirt. Mehrere Jahre war er Director des theologischen Seminars der Gesellschaft in Futschau. Dann wurde er krank. Erst 1893 ging er wieder, begleitet von seiner Gemahlin, nach China, wo er namentlich unter der Jugend erfolgreich gewirkt haben soll. Wie schutzlos die Missionare in Kutscheng waren, zeigt ein Telegramm der Kirchenmissionsgesellschaft, wonach die zum Schutze der Missionsstation in Kutscheng abgeordneten Soldaten in dieselbe einbrachen und sie plünderten. Unterdessen hat die Verfolgung Fortschritte gemacht. Am 7. August Nachmittags wurden die englischen und americanischen Missionen in Futschau bei Kanton angegriffen und die Hospitäler zerstört. Einige von den Missionaren entflohen nach Schamin, andere verblieben in Futschau. Ein chinesisches Kanonenboot wurde zur Wiederherstellung der Ordnung entsandt. Es geht das Gerücht, daß binnen kurzem alle Missionen der Provinz Kwangtung zerstört und alle Missionare nach den offenen Häfen vertrieben werden sollen. Der Vegetarierbund ist jetzt 12,000 Mann stark, die wohlbewaffnet und organisiert und im Stande sind, den chinesischen Truppen Widerstand zu leisten.

(A. C. L. R.)

## L i t e r a t u r .

**Geschichte der lutherischen Mission** nach den Vorträgen des † Prof. D. Plitt neu herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Otto Hardeband. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme). 1894 und 1895. 2 Theile. 242 und 372 Seiten. Preis: 3 Mk. 50 Pf. und 5 Mk.

Im Jahre 1871 erschien die „kurze Geschichte der lutherischen Mission in Vorträgen“ aus der Feder des damaligen Professors der Theologie in Erlangen, Gustav Plitt. Derselbe war freilich kein in allen Stücken bekenntnistreuer Lutheraner; daß jedoch seine historischen Werke zum Theil recht brauchbar sind, ist bekannt. Dies gilt auch von seiner aus Vorträgen vor Studirenden herausgewachsenen Missionsgeschichte, die wirklich eine Lücke ausfüllte. Es gab vorher keine zusammenfassende und übersichtliche Darstellung der lutherischen Mission. Plitt wies namentlich auch nach, daß der der lutherischen Kirche oft, namentlich auch in neuerer Zeit gemachte Vorwurf, „daß sie die allgemeine Christenpflicht der Mission lange ungebührlich vernachlässigt und dadurch einen bedenklichen Mangel an wahrem Leben bekundet habe“, unbegründet sei. „Dieser Vorwurf beruht zum Theil auf ungenügender Kenntniß der Geschichte, zum Theil auf falscher Beurtheilung der Verhältnisse.“ (1. Aufl. S. 1.)

Dieses Plitt'sche Werk liegt jetzt in zweiter, sehr vermehrter Auflage vor, bearbeitet von dem Diaconus in Zittau, D. Hardeband, dem Nefen des früheren

langjährigen Directors der Leipziger Mission, J. Hardeband, dem diese Neubearbeitung auch gewidmet ist. Hardeband ist durch seinen Beruf als Redacteur der „Blätter für Mission“ schon seit Jahren veranlaßt, sich gerade mit der Geschichte der lutherischen Mission zu beschäftigen, und also mit dem Gegenstand vertraut. Im ersten Theile, der die Geschichte der lutherischen Heidenmission bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zur Darstellung bringt, schließt er sich eng an das Vorhandene an, bietet wesentlich den alten Plitt, nur in anderer Gruppierung, etwas gleichmäßiger gestaltet und in manchen Punkten weiter ausgeführt. Die drei Abschnitte enthalten: „Luthers Auffassung und Erfüllung der christlichen Missionspflicht.“ „Die Anfänge der lutherischen Heidenmission im 16. und 17. Jahrhundert.“ „Die lutherische Heidenmission im 18. Jahrhundert. A. Die ostindische Mission“, wobei das Wirken eines Ziegenbalg, Fabricius, Schwarz u. A. ausführlicher geschildert wird, und „B. Die nordische Mission in Lappland und Grönland.“ Die zweite, größere Hälfte bringt die Geschichte der lutherischen Heidenmission im 19. Jahrhundert (S. 1—234) und die Geschichte der lutherischen Judenmission (S. 235—372). Daß in diesem Theile die Leipziger Mission eingehende Darstellung seitens Hardebands findet, ist erklärlich. Außer dieser kommen in Betracht die Hermannsburger, die Schleswig-Holsteinische, die Neuenbottelsauer, die verschiedenen nordischen Missionen und die americanische Mission. Da nur eine Geschichte der lutherischen Mission geboten werden soll, werden die Berliner und andere Missionsgesellschaften nicht berücksichtigt, was der Verfasser im Vorwort dem bekannten unirten Missionschriftsteller D. Warned gegenüber verteidigt.

Wir können diese Missionsgeschichte unsern Lesern empfehlen. Sie ist fleißig gearbeitet und führt bis in die neueste Zeit. Zu missionsgeschichtlichen Vorträgen ist reiches Material vorhanden, des Interessanten und Erbaulichen ist viel geboten, mit besonderer Ausführlichkeit ist die ostindische Mission behandelt, für die unsere Leser sich besonders interessieren werden, seitdem wir eine eigene Mission in Indien haben. Leider können wir jedoch hiermit nicht schließen, sondern müssen unserer Empfehlung einige Einschränkungen hinzufügen. Daß Hardeband den Eindruck zu wecken wünscht, daß die Leipziger Mission die wichtigste lutherische Mission sei, ist begreiflich. Er wünscht, „daß unsere Leipziger Mission bleibe und immer mehr werde eine heilige Union aller bewußten Lutheraner in den Landeskirchen wie in den Freikirchen, diesseits und jenseits des Oceans“. (II, 47.) Er steht aber auch ganz und gar auf dem in dieser Zeitschrift wiederholt zur Sprache gebrachten Standpunkt der Leipziger Mission. Das zeigt sich bei seiner Besprechung des Austritts der Missionare Zuder, Grubert, Willkomm und Jörn aus derselben im Jahre 1876. Derselbe wird ganz und gar verurtheilt. Auch hier findet sich der Vorwurf, daß die Missionare „das vierte Gebot vergessen“ hätten und die Insinuation, daß dieselben nicht auf den Vorschlag eingingen, ihre letzte Entschliebung noch eine Zeitlang hinauszuschieben, „sei zum Theil wohl mit darauf zurückzuführen, daß ihnen schon vor der Ankunft des Directors“ (Hardeband) „in Indien von dem Leiter der Missouri-Synode in America, Professor Walther, telegraphisch Geld zur Verfügung gestellt war“. (II, 34 f.) Hardeband meint, daß „die Schriften Jorns, des Urhebers der ganzen Bewegung, und leider auch Willkommns beweisen“, daß „aus der Trennung leider offene Feindschaft geworden“ sei. Mögen er und Andere P. Jorns Nothgedrungene Rechtfertigung des Austritts“ zc. gewissenhaft prüfen! Aus der neuesten Zeit gedenkt der Verfasser auch der Missionare Räther und Wahn, welche „entlassen werden mußten, weil sie, im wesentlichen auf missourischem Standpunkte stehend, die Abendmahlsgemeinschaft verweigerten und den Gehorsam grundsätzlich versagten“; doch will er auf den „Grund dieses bedauerlichen Risses“ nicht näher eingehen und verweist auf das Leipziger Missionsblatt, spricht aber in der Befürchtung, daß manche Kreise sich von der Leipziger Mission trennen möchten, die Bitte aus, „ja recht zu prüfen auf beiden Seiten“. (II, 109.) Wir unterschreiben diese Bitte. — Etwas dürftig, auf 19 Seiten ist die „americanische Mission“ behandelt, am besten noch die Indianermission in Michigan, weniger die ostindische Mission der General-Synode und vollends des General-Concils unter den Telugu's. In diesem Abschnitt finden sich auch einige Irrthümer, die wir zurechtstellen. Nicht von „Pastoren der Missouri-Synode ist wieder die Errichtung einer Indianermission in Vorschlag gebracht“, sondern die Synode von Wisconsin, Minnesota und Michigan treibt seit etwa zwei Jahren eine solche Mission. „Darüber, wie weit ein anderer Plan, unter den Regern zu missioniren, zur Ausführung gekommen, haben wir nichts in Erfahrung bringen können.“ Schon seit dem Jahre 1877 hat

die Synodal-Conferenz eine Negermiffion, über deren Zustand die im 17. Jahrgang erscheinende „Missions-Taube“ regelmäßig Bericht erstattet. „Daß die von der Hermannsburger Mission in Neuseeland ausgegebene Arbeit von der Missouri-Synode übernommen und von dieser in Verbindung mit der freikirchlichen Hermannsburger Mission fortgeführt wird“ (II, 233), ist nicht richtig. So ließen sich noch andere Ungenauigkeiten im Einzelnen namhaft machen. Zum Schlusse berichtet Gardeland noch von unserer beabsichtigten Mission in Ostindien, wobei er der bestimmten Hoffnung Ausdruck gibt, „daß das neue Missionsgebiet nicht in der Nähe oder gar innerhalb des alten Arbeitsfeldes der lutherischen Tamulenmission gesucht werde, was wir als eine schwere Versündigung an der Lehre der Schrift und unserer Kirche von dem Verufe ansehen müßten“ (II, 234).

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Annahme des lutherischen Bekenntnisses.** In kirchlichen Blättern, die innerhalb des General Council erscheinen, finden wir in letzterer Zeit wiederholt betont, daß zu einer Einigung der lutherischen Kirche dieses Landes die Annahme sämtlicher Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche verlangt werden müsse, nicht bloß die Annahme der Augsburger Confession. Ist recht geredet! Nur dürfen wir uns nicht einbilden, daß unsere Differenzen erst in der Concordienformel beginnen. Wir sind nicht einig in den einfachsten Katechismuswahrheiten. Schon durch den Wortlaut des kleinen Katechismus Luthers sind alle Punkte entschieden, die gegenwärtig in der lutherischen Kirche Americas streitig sind.

F. P.

**Die americanischen Katholiken und die Besetzung Roms seitens der Italiener.** Wie aus Einem Munde haben die americanischen Katholiken am Gedenktage der Besetzung Roms durch die italienische Armee (20. September 1870) gegen diesen „Act roher Gewalt“ protestirt. Es geschah dies jedenfalls auf Commando von Oben her. Auf diese Weise sollte der Eindruck der Zeitungsberichte über die italienische Jubelfeier verwischt werden. Die „Catholic News“ meldet von New York, daß in allen Kirchen der Erzdiocese und in allen katholischen Anstalten drei Tage lang „für die Wiederherstellung der völligen und unverkürzten Freiheit“ des Papstes gebetet worden sei. Dieses Blatt sagt wörtlich: „Während die Freunde und Anhänger der herrschenden italienischen Macht mit viel Gepränge das silberne Jubiläum des ‚Beeinigten Italien‘ feierten, waren Papst Leos treue Kinder in ihren Gotteshäusern versammelt und flehten zu dem allweisen Herrscher, seinen Stellvertreter auf Erden zu beschützen und ihm die Freiheit wiederzugeben, die er als Haupt der Kirche auf Erden so nöthig hat.“ Die deutschen Katholiken von New York waren in Cooper Union versammelt und nahmen eine Sympathie-Adresse an den Papst an, welche schließt: „Zu deinen Füßen, Allerheiligster Vater, legen wir die Versicherung unserer ehrerbietigsten Anhänglichkeit und kindlichen Gehorsams, unserer unbegrenzten (boundless) Liebe und Zuneigung nieder.“ Der Inhalt der bei diesen Demonstrationen gehaltenen Reden ist ein wunderliches Gemisch von Anmaßung und jämmerlicher Klage. Ein Redner, der Bischof Messmer von Greenbay, Wis., sagte u. a.: „Kom ist nach göttlicher Ordnung die Stadt des Papstes.“ Selbst in dem Falle, daß die Bewohner Roms durch Abstimmung sich gegen die Herrschaft des Papstes erklärten, so müsse der Papst dennoch der Herrscher Roms bleiben. „Die Souverainetät des Volkes verschwindet vor der Souverainetät Gottes.“

F. P.

**Roms Kirchenpolitik in America.** Es ist ganz unverkennbar, wie Rom bei dem americanischen Volke dadurch Boden zu gewinnen sucht, daß es auf die Liebhabereien des Volkes eingeht, wenigstens scheinbar. Römische „Würdenträger“ treten je nach Umständen für Prohibition und was damit zusammenhängt ein. Sie spielen die Toleranten und tragen kein Bedenken, gelegentlich auch mit „Protestanten“ gemeinschaftlich zu beten. Der „Frauenbewegung“ tragen sie dadurch Rechnung, daß sie die Universität in Washington auch Frauen geöffnet haben. Kann man sich nicht accommodiren, so sucht man wenigstens zu temporisiren und Compromisse zu schließen. So in Bezug auf die Logen, neuerdings speciell in Bezug auf die Grand Army. Die Grand Army repräsentirt eine große Macht; mit ihr will Rom es vorläufig nicht verderben. Das „Gemeinde-Blatt“ schreibt in Bezug auf die Behandlung der Grand Army-Frage seitens Roms: „Dem Orden der Grand Army of the Republic wurde seither von vielen römischen Priestern die Anerkennung versagt, weil der Orden eigene Kapläne, und ein besonderes religiöses Ritual und Bekennniß zc. hat, wie viele andere Logen und Orden. Daher wurde bei Leichenbegängnissen den einzelnen G. A. R.-Posten von vielen Priestern der Eintritt in die römischen Kirchen-Gebäude oder in den Friedhof verwehrt, weil die Theilnehmer die Uniform und die Abzeichen des Ordens trugen, und dies für einen Eingriff in die Bestimmungen und Grundsätze der katholischen Kirche erklärt wurde. Die Frage nahm einen derartigen Umfang an, daß die leitenden Beamten und Mitglieder der ‚Grand Army‘ beschlossen, eine Verständigung zwischen dem Orden und der römischen Kirche herbeizuführen, was jetzt durch die Entscheidung des Erzbischofs Rain in St. Louis für seine Diocese geschehen ist. Seiner Entscheidung nach können Mitglieder der G. A. R., welche Begräbnissen beiwohnen, in ihrer Uniform und mit ihren Abzeichen die römischen Kirchen betreten, und mögen die Leichenfeier am Grabe im Einklang mit dem bei ihnen gebräuchlichen Ritual leiten. — Echt jesuitisch und römisch. Was den Herren Ober- und Unter-Päbsten heute und an einem Platz als unrecht und sündlich verboten wird, wird morgen und an einem andern Platz unter ganz denselben Umständen erlaubt, aus Kirchenpolitik. Auf das, was Gottes Wort über Recht oder Unrecht sagt, kommt es den römischen Kirchenpolitikern nicht an; bei ihnen ist nur der materielle Vortheil des römischen Papstthums maßgebend und entscheidend. Ob die Sache Gott zur Ehre und den Seelen zum Heil dient, oder ob die Seelen zur Hölle fahren, kommt bei solchen Kirchenpolitikern nicht in Betracht.“ F. P.

**Methodisten.** Bischof Foster entwirft in seinem „Wegweiser zur Heiligung“ nachfolgendes Bild von der bischöflichen Methodistenkirche: „Hier unter fünf, die in unsern Kirchenbüchern stehen, thun nichts — absolut nichts, um Gottes Sache zu fördern. Die Kirche Gottes liebäugelt heutzutage mit der Welt. Die Glieder der Kirche ziehen sie herunter auf das Niveau der Gottlosen. Bälle, Theater, demoralisirende Kunstgenüsse, gesellschaftlicher Luxus mit seiner loderen Moral machen immer weitere Eingriffe in das heilige Gebiet der Kirche. Dieser zunehmenden Verweltlichung gegenüber wird immer mehr Gewicht gelegt auf das Halten kirchlicher Ceremonien und Feste. Dies ist Satans alter Kniff. Auf diesen Felsen stieß die jüdische Kirche; an diesem Felsen litt die römische Kirche Schiffbruch, und die protestantische Kirche eilt auf demselben Wege ihrem Verderben entgegen. Unsere großen Gefahren liegen, wie wir glauben, in Gleichstellung der Welt, Vernachlässigung der Armen, Substituierung der Form für die Kraft der Gottseligkeit, Hintansetzung der Kirchenzucht, ein Niethlings-Predigtamt und ein verfälschtes Evangelium — in Summa: diese Dinge constituiren unsere moderne Kirche. Daß es mit uns Methodisten dahin kommen und daß Anzeichen davon unter uns sein sollten hundert Jahre, nachdem wir ins Dasein gerufen wurden, scheint fast ein

**Wunder der Geschichte.** Wer kann aber heute um sich schauen und seine Augen gegen Thatfachen verschließen? Früher besuchten die Methodisten die Klasse und legten Zeugniß von ihrer christlichen Erfahrung ab. Heute wird die Klasse von nur sehr wenigen besucht, und in manchen Gemeinden ist sie ganz eingegangen. Es ist eine Seltenheit, daß die Beamten der Gemeinde die Klasse besuchen. Früher konnte fast jeder Methodist beten, zeugen und ermahnen. Heute bekommt man nur wenige zu hören. Früher hörte man Lobpreisungen und Freudenrufe, heute werden solche Kundgebungen heiliger Begeisterung und Freude als Schwärmerei angesehen. Zusammentünfte, in denen der Geist der Welt herrscht, Bazare, Feste, Concerte und dergleichen mehr haben die Stelle religiöser Versammlungen früherer Zeiten eingenommen.“

F. B.

**Oddfellows und Saloons.** Die Großloge des Staates Missouri des Ordens der Oddfellows hat alle Logen des Staates benachrichtigt, daß Saloonhalter, Schankwörter und professionelle Spieler von jetzt ab nicht mehr in den Orden aufzunehmen seien. Die Großloge des Staates Missouri führt hiermit einen Beschluß aus, den die „Souveraine Großloge“ bei ihrer Versammlung in Atlantic City, N. J., gefaßt und zugleich als Amendment der Constitution hinzugefügt hat. Daß die Oddfellows gegen das Saloonwesen Front machen, wird ihrer antichristlichen und staatsgefährlichen Verbindung neuen Halt bei vielen „kirchlichen“ Americanern und bei den sogenannten ehrbaren Weltmenschen verschaffen.

F. B.

**Junge Leute in der Kirche.** Dr. Zglehart behauptet in der „Methodist Review,“ daß der Kirchenbesuch der jungen Leute — er redet natürlich von den englischen Sectengemeinschaften — im Zunehmen begriffen sei. Zwar schwinde der puritanische Sonntag; vielmehr werde der Sonntag mehr und mehr als ein Tag der Erholung angesehen, an dem man Besuche und Ausfahrten mache. „Yet“ — fährt er fort — „young men do attend church, and in increasing numbers.“

F. B.

**Gesetze.** Die „National Divorce Reform League“ berichtete zu Anfang dieses Jahres (siehe „L. u. W.“, S. 87), New York habe die Heirath zwischen Onkel und Nichte und Tante und Nefse verboten. Auf weitere Erkundigung hin erklärt nun aber der Staatssecretär von New York, daß ein solches Gesetz nicht gemacht, auch nicht in Kraft sei.

F. B.

## II. Ausland.

Die diesjährige 19. Synodalversammlung der sächsischen Freikirche fand, wie abgekündigt, und zwar zum ersten Male in Hannover statt vom 17. bis 22. Juli, woran sich dann noch eine Pastoralconferenz am Vormittag des 23. angeschlossen. Außer wenigen durch besondere Umstände Verhinderten waren alle Synodale erschienen, und außerdem hatten wir die Freude, eine verhältnißmäßig große Anzahl von Gästen und Freunden gegenwärtig zu sehen. Erwähnt seien aus der Ehre. Synode von Missouri, Ohio u. a. Staaten die Herren Professor Fürbringer, Missionar Mohn, Pastor Solbrig und Pastor Düver, aus Australien Herr Pastor Harms, aus der Hermannsbürger Synode die Herren Pastoren Wetje, Meyer, Wöhling und Peters; außerdem waren noch manche Gemeindeglieder aus nah und fern anwesend. Von vielen Seiten gingen zugleich Grüße an die Synode ein, unter andern ein längeres von Herrn Pastor em. J. v. Brandt verfaßtes Schreiben der diesjährigen Versammlung des Minnesota- und Dakota-Districts der Missouri-synode, von welchem beschlossen wurde, es im Synodalbericht seinem wesentlichen Inhalte nach abdrucken zu lassen. Neu in die Synode aufgenommen wurden Herr Pastor J. Meldner in Frankenberg und Herr Lehrer Rabe in Niederplanitz. Beim

Eröffnungsgottesdienst hielt der Ehrw. Herr Präses über Marc. 4, 26—29. die Predigt, welche, wie beschloffen, in der „Freikirche“ veröffentlicht werden soll. Hauptgegenstand der Verhandlungen war die Lehre von der weltlichen Obrigkeit auf Grund von Thesen, die Herr Pastor Hübener gestellt hatte. Wohl betrifft diese Lehre, ebenso wie die im vorigen Jahre behandelte Lehre vom Haus- und Ehestande, nicht unmittelbar unser Verhältniß zu Gott und unsere Seligkeit, sondern zunächst dies zeitliche Leben, ist aber dennoch eine an ihrem Orte gar nöthige und wichtige Lehre, die Gott selber in sein Wort gefaßt und uns darin geoffenbart hat. So haben wir auch davon zu halten, nicht was die bloße Vernunft lehrt, nicht was unser durch die Sünde verderbtes Herz meint, nicht was unser Gefühl sagt, sondern was in Gottes Wort geschrieben steht. Und das ist erstlich und vor allen Dingen, daß alle Obrigkeit von Gott ist, nicht bloß in dem Sinne, daß nach Gottes Willen überhaupt im Lande eine Obrigkeit sein soll, eine Regierung, eine Gewalt des Schwerts, sondern auch in dem Sinne, daß Gott es ist, der Könige, Fürsten und Regenten gibt und nimmt, einsetzt und absetzt, für Erhaltung der obrigkeitlichen Gewalt sorgt und diese Gewalt aushtheilt, wem er will und wie er will. Denn er ist und bleibt doch allezeit der oberste Herr und Richter auf Erden, dessen Diener und Werkzeuge allein alle Obrigkeiten und obrigkeitliche Personen höchsten, hohen und niederen Standes sind, der sie auch alle in seiner Hand hat, ihre Herzen lenket wie Wasserbäche, und alle ihre Gedanken, Worte und Werke regieret nach seiner Allmacht. Gott ist es, der Friede im Lande gibt und durch treue Obrigkeit den Schutz der Unterthanen gegen äußere und innere Feinde handhabt, Gott ist es, der zur Strafe über die Sünde eines Volkes auch eine tyrannische, ungerechte Obrigkeit eine Zeit lang schalten und walten und allerlei Aenderungen der Obrigkeit geschehen läßt, ja Gott ist auch der oberste Kriegsherr, der den Fürsten den Muth nimmt, und den Sieg gibt, wem er will. Diese grundlegende Wahrheit von der göttlichen Stiftung der Obrigkeit und seiner allmächtigen, gerechten und allweisen Weltregierung auch im bürgerlichen Leben können wir, zumal in unserer Zeit, nicht genug betonen. Als Christen aber glauben wir, daß das alles im letzten Grunde dienen muß zu unserm Besten, zum Besten seiner Kirche und zum Bau seines ewigen Reiches. Wiewohl aber alle obrigkeitliche Gewalt von Gott ist, so ruht sie doch unter Menschen im letzten Grunde nicht bei einem besonderen, durch Natur und Herkunft bevorzugten Stande, sondern beim Volke. Denn nach dem vierten Gebote fließt alle Obrigkeit aus der Eltern Gewalt, und ohne den Gehorsam der Unterthanen ist überhaupt keine Obrigkeit möglich. Darum sehen wir, wie selbst einst im Volke Israel bei den Richtern und Königen, die Gott unmittelbar zu solchem Amte berief, doch auch die von Gott gewirkte Zustimmung des Volkes nöthig war und dasselbe an der Einsetzung der Regenten seinen Antheil hatte. Denn wohl sind die Obrigkeiten Gottes Diener, aber zugleich auch Diener des Volks, sie sind da nicht um ihrer selbst, sondern um der Unterthanen willen. Und auch diese in heutiger Zeit so vielfach verkannte, ja wohl gar aus Unverstand verabscheute Wahrheit von der Uebertragung der obrigkeitlichen Gewalt durch die Hausväter auf die Regierung müssen wir aufs ernstlichste betonen. Gottes Wort lehrt uns ferner, daß die Obrigkeit eine Ordnungsgewalt ist, daher auch ein jedes Land und Volk seine bestimmte Verfassung hat und haben muß, mag dieselbe nun monarchisch oder republicanisch, aristocratisch oder demokratisch sein, überhaupt Gestalt und Namen haben, wie sie wolle. Ja, gerade auch solche Ordnung ist, freilich nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar, von Gott für die Zeit, wo sie eben als Ordnung besteht, daher es kein Recht der Revolution gibt, weder von unten noch von oben, denn wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen. Endlich zeigt Gottes Wort auch in dieser Hinsicht einem jeden seine Pflicht,



Obrigkeit wie Unterthanen. Die Obrigkeit soll des Volkes Bestes und zeitliche Wohlfahrt mit allem Fleiße suchen; ihre Richtschnur muß dabei, weil es sich eben um zeitliche Dinge handelt, die natürliche Gottesoffenbarung in Vernunft und Gewissen sein, sowie die bestehenden Gesetze, welche das ganze Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthanen regeln. Letzere sind ihrer Obrigkeit herzlich Ehrfurcht, gewissenhafte Entrichtung der Abgaben, willigen Gehorsam (freilich nicht wider Gott) und treue Fürbitte schuldig, Gotte aber Dank für alles Gute, das er durch die Obrigkeit als seine Diener und Stellvertreter in irdischer Wohlfahrt ihnen zu Theil werden läßt. Nach diesen Hauptgesichtspunkten konnten wir, ohne uns in Einzelheiten oder Fragen der Politik zu verlieren, in Einigkeit des Glaubens und brüderlicher Liebe durch Gottes Gnade diese Lehre auf Grund der Schrift miteinander durchsprechen und kein Mißklang durfte unsere Verhandlungen stören. Dafür danken wir Gott und erkennen auch hieraus den großen Segen, den ein durch den Heiligen Geist gewirktes gemeinsames treues Festhalten am Worte Gottes in allen Stücken mit sich bringt. Rüge der Segen dieser Verhandlungen auch durch den hoffentlich bald folgenden Synodalbericht mit seinen reichen und vielen Zeugnissen aus Luthers Schriften sich recht weit verbreiten zu Lehre, Ermahnung und Trost vieler Gewissen. Das ist gewiß der Wunsch aller Theilnehmer unserer Synode. Von geschäftlichen Gegenständen sei erwähnt eine durch die Verhältnisse geforderte Neuordnung unserer Unterstützungssache bezw. der Ausgaben unserer Synodalkasse. Bei der zuletzt stattfindenden Neuwahl der Beamten wurden alle bisherigen mit Ausnahme des Herrn Kassirers Gd. Neldner wiedergewählt. Letzterer, der lange Jahre mit großer Hingebung und Treue seines Amtes gewaltet, hatte dringend gewünscht, ferner dieser Arbeit enthoben zu sein. Die Synode konnte unter obwaltenden Umständen und unter Ausdruck des Dankes für die bisherigen Dienste nicht anders, als diesem Wunsche willfahren, und wählte zum Kassirer Herrn Vorsteher H. Säuberlich in Dresden. Der Synodalsecretär H. Stallmann.

**Ein kirchliches Curiosum.** Das „Kirchenblatt“, das Organ der Breslauer Synode, enthält in No. 17 folgende „Bekanntmachung“: „In Ausführung der Beschlüsse, welche die hochwürdige Generalsynode betreffs des Verhältnisses unserer Kirche zur Leipziger Mission gefaßt hat (Synodal-Beschlüsse 856, 857), haben wir — unter Vorbehalt der uns ebendasselbst aufgetragenen Untersuchung hinsichtlich des hessischen Missionsvereins — an das hochwürdige Collegium der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig das Ersuchen gerichtet, die beiden von der Generalsynode an dasselbe gerichteten Forderungen in brüderliche Ermägung zu nehmen und uns darüber eine Erklärung zu geben. Die Zusage, daß Geistliche der hessischen Provinzialkirche zu Festpredigern auf den Missionsfesten in Leipzig hinfort nicht mehr berufen werden sollen, hat das Missions-Collegium betreffs der dem Marburger Missions-Verein angehörenden Geistlichen zwar nicht geben zu können geglaubt, zugleich aber erklärt, daß es als ‚eine heilige Pflicht erachte, bei der Wahl eines Festpredigers auf berechtigte kirchliche Wünsche und Bedenken alle thünliche Rücksicht zu nehmen‘. Die zweite Forderung dagegen, daß die Missionare und andere Beamte der Leipziger Mission bei den Missionsfesten der hessischen landeskirchlichen Gemeinden nur als Berichterstatter, nicht aber als Prediger und also in solcher Form und Weise auftreten, daß der Unterschied deutlich hervortrete, hat das Missions-Collegium, nachdem es aus dem von seinem Director über unsere Synodalverhandlungen erstatteten Bericht entnommen hat, daß und warum unsere Gemeinden Werth darauf legen müssen, in vollem Umfange erfüllt und die Zusage gegeben, es werde, die beurlaubten Missionare und die Missionsbeamten anweisen, bei Missionsfesten in Hessen keine Predigten zu übernehmen, sondern nur Missionsvorträge oder Berichte,

bei denen sie ohne Amtskleid auftreten'. In Erwägung nun, daß in den Verhandlungen der Generalsynode die zweite Forderung als die praktisch ungleich wichtigere hervortrat, in Erwägung ferner, daß auch in Betreff der Berufung von Festpredigern das Missions-Collegium es als seine heilige Pflicht erachtet, bei der Wahl eines Festpredigers auf berechtigte Bedenken Rücksicht zu nehmen, womit in der Praxis unsern Bedenken Genüge geschieht, sehen wir — hierin übereinstimmend mit der Auffassung unserer diesjährigen Deputirten — in der Stellungnahme des Missions-Collegiums ein die Wünsche der Generalsynode im Wesentlichen befriedigendes Entgegenkommen, welches einerseits in dankenswerther Weise bezeugt, wie sehr es dem Missions-Collegium am Herzen liegt, daß — wie dasselbe betont — ‚unserer Kirche die Möglichkeit der weiteren Mitarbeit an dem gemeinsamen Glaubenswerk der äußerlich so sehr zerspaltenen evangelisch-lutherischen Kirche erhalten bleibe‘, andererseits aber unsern bedrängten heffischen Gemeinden diejenige Beruhigung gewährt wird, deren sie bedurften. Breslau, den 2. August 1896. Das Ober-Kirchen-Collegium der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen. J. Nagel.“ — Also wenn ein Leipziger Missionar, der lutherisch sein will und soll, im Gebiet der unirten heffischen Provinzialkirche im Chorrod eine Missionspredigt halten würde, so wäre das nach dem Urtheil des Leipziger Missionscollegiums und des Breslauer Oberkirchencollegiums Kirchengemeinschaft mit der Union, die nicht zu gestatten ist. Wenn dagegen ein Leipziger Missionar in irgend einer unirten heffischen Gemeinde ohne Amtskleidung einen Missionsbericht oder Vortrag hält, so schließt dies nach der Meinung der beiden genannten Behörden keine Kirchengemeinschaft in sich. *Mundus vult decipi.* G. St.

Der Fall *Visco* ist wieder ein Beweis dafür, wie die landeskirchlichen Regimente menschliche Ordnungen über Gottes Wort setzen und dadurch an der Zerstörung der Kirche arbeiten, die sie bewahren und zu erhalten suchen sollen. Der „Reichsbote“ berichtet darüber unterm 10. August folgendes: „Das Consistorium der Provinz Brandenburg hat bekanntlich den am Waisenhause in Rummelsburg amtierenden Geistlichen Heinrich Visco seines Amtes entsetzt, weil er dies nicht nach den Ordnungen der Kirche verwaltet habe. Prediger Visco hatte nämlich erklärt, sein Gewissen verbiete ihm, das Apostolicum im Gottesdienste zu bekennen. Sein Rechtsanwalt hatte in der Rechtfertigungsschrift vom 4. Februar darauf hingewiesen: ‚Der Angeklagte habe die Thatfache nicht als wahr anerkennen können, daß IESUS der Sohn der Jungfrau Maria sei. Es war ihm unmöglich, diese Thatfache am Altar zu bekennen. Sei es also eine Nothwendigkeit für einen Geistlichen der preussischen Landeskirche, die Lehren des Apostolicums zu glauben, so müsse dem Angeklagten ein Proceß wegen Irrlehre gemacht werden. Werde ihm aber nach Lage der Theologie von der Behörde gestattet, zu lehren, daß IESUS der Sohn des Joseph war, so könne die Behörde von ihm nicht die Recitation eines Bekenntnisses verlangen, von dessen Lehrinhalt in wichtigen Punkten sie den Geistlichen abzuweichen gestatte. Der Angeklagte habe sich aber nicht eines Ungehorsams gegen seine Behörde schuldig gemacht, als er sich weigerte, etwas zu thun, was seine vorgesezte Behörde nicht von ihm hätte fordern dürfen.‘ Das Consistorium hatte diese Beweisführung nicht gelten lassen. Es läge kein Anlaß vor zu einem Verfahren wegen Irrlehre, ‚da amtlich nichts darüber bekannt geworden ist, daß der Angeklagte irgendwie eine von dem Glauben der evangelischen Kirche abweichende Lehre verkündet habe, auch in der unterlassenen Verlesung des Apostolicums allein eine Irrlehre nicht wohl gefunden werden konnte‘. Diese Haltung des Consistoriums wird in der ‚Vossischen Zeitung‘ einer scharfen Kritik unterzogen. Die Thatfache stehe fest, daß Visco gelehrt habe, IESUS sei der Sohn Josephs, nicht aber, wie

das Apostolicum lehre, ‚geboren von der Jungfrau Maria‘; beides sei unvereinbar; sei das erstere, wie es nach der Erklärung des Consistoriums scheinen müsse, keine vom Glauben der evangelischen Kirche abweichende Lehre, so weiche eben das Apostolicum von ihr ab. Sei dies der Fall, so hätte die kirchliche Behörde den Prediger Visco nicht wegen Pflichtverletzung absetzen dürfen, da sie ihn doch nicht zu einem Bekenntniß zwingen könne, das mit der Lehre der Kirche nicht harmonire. So ver falle das Consistorium in seiner ‚schwächlichen Halbheit‘ dem ‚Spott und der Verurtheilung‘ von Seiten der Evangelischen wie der Katholiken.“ — Der „Reichsbote“ versucht nun zwar diesen unwiderleglichen Beweisführungen der Ungläubigen dadurch zu begegnen, daß er sagt, dieselben verstünden das Wesen der Reformation gar nicht und würden laut über „Ketzengerichte“ geschrien haben, wenn das Consistorium Visco wegen Irrlehre abgesetzt hätte. Darin hat er zwar recht, aber er muß doch auch sagen: „Ob dieses (das Consistorium), indem es die materielle Frage, ob Visco von den Lehren der Kirche abweiche, ununtersucht ließ und sich auf den rein formalen Standpunkt stellte, zu prüfen, wie weit Visco den Ordnungen der Kirche nicht gehorsam gewesen sei, — principiell richtig gehandelt hat, wollen wir nicht erörtern.“ Damit gibt er eigentlich zu, daß das Consistorium nicht richtig gehandelt hat. Und das muß jeder schriftgläubige Christ sehen. Denn nicht die Ordnung der Kirche, auch nicht die, daß im Gottesdienst das Apostolicum verlesen wird, sondern die göttliche Lehre ist es, wodurch die Kirche erbaut wird. Wenn ein Kirchenregiment einen Prediger, der offenbar die Grundlehren des Christenthums leugnet, nur dann absetzt, wenn er damit auch eine „Ordnung der Kirche“ übertritt, so setzt es nicht nur die von Menschen gemachten Ordnungen über Gottes Wort, sondern gibt auch Anlaß zur Heuchelei. Wenn ein Prediger, mag er immerhin das Apostolicum nicht glauben, sich nur dazu hergibt, es im Gottesdienst herzusagen, so gilt er für einen tadellosen Diener der Landeskirche. Ist das nicht entsetzlich? Und da wundert man sich noch, daß die Meinung im Volk verbreitet ist, die Pastoren redeten nur so, wie sie müßten, um des Brods willen, seien also Bauchpaffen. Sie werden ja durch solche Handlungsweise der Kirchenregimente gerade dazu erzogen. Daß aber die Kirchenregimente dieser formalen Behandlungsweise den Vortzug geben, hat — in der preussischen Union gerade so wie in der Leipziger Mission — seinen Grund lediglich darin, daß dieselben in der Lehre selbst vom Bekenntniß abirren und unter sich uneinig sind. Die dürfen deshalb Lehrfragen als solche gar nicht behandeln, um sich nicht bloßzustellen. Das ist aber ein Zustand, bei welchem die Pastoren und Gemeinden das Recht und die Pflicht haben, das Aufsichtsamt zurückzufordern und selbst in die Hand zu nehmen. (Freikirche.)

**Aus Mecklenburg.** Die Amtsenthebung des Pastor Müller ist nicht bloß wegen seiner schroffen Verurtheilung der mecklenburgischen Landeskirche geschehen, wie bisher verbreitet wurde, sondern auch wegen seiner Theilnahme an dem Verein für Leichenverbrennung in Berlin. In dem Erkenntniß heißt es: „Der Pastor Müller hat die Pflichten seines Amtes dadurch verletzt, daß er die Einladung des Feuerbestattungsvereins zum Vortrage in öffentlicher Versammlung angenommen hat, obwohl er nach den Statuten, wie aus der ‚Flamme‘ wissen mußte, daß dieser nicht bestrebt war, christliche Interessen zu fördern, und ihm seiner eigenen Angabe nach auch sehr wohl bekannt war, daß der Verein Juden und Heiden zu seinen Mitgliedern zählte. Da er dies alles wissen mußte, so hätte er sich entweder Cautelen geben lassen, oder er hätte die Gelegenheit benutzen müssen, um vor Juden und Heiden von Christo Zeugniß abzulegen.“ Da Pastor Müller jetzt ohne Gehalt ist, hat der geschäftsführende Ausschuß des „Verbandes der deutschen Vereine für Reform des Bestattungswesens und facultative Feuerbestattung“ einen Aufruf zu

seiner Unterstützung erlassen. Innerhalb 14 Tagen sind 3678 Mark für den Gemäßregelten eingegangen. (A. E. L. K.)

**Herrnhuter.** Das Eindringen der modernen Theologie in der Brüdergemeinde und die seltsame Stellung, welche angesehenen Brüder, wie der ehemalige Missionsdirector Burthardt, dazu einnahmen, haben in brüderlichen Kreisen viel Schmerz erregt, was wir auch aus uns zugegangenen Privatmittheilungen entnehmen konnten. Runmehr ist ein öffentliches Glaubenszeugniß aus der Mitte der Brüdergemeinde, unterzeichnet Otto Beck in Herrnhut, vom 16. August veröffentlicht worden, welches gegenüber dem offenen Brief der Brüderdirection und sonstigen Aeußerungen in der Herrnhuter Presse die alte Glaubensstellung zum Worte Gottes entschieden wahrtr. Das Zeugniß hat eine Reihe von Unterschriften in Kleinwelke, Herrnhut, Riesky, Gnadenberg, Neusalz 2c. erhalten, welche bei Aug. Martin in Herrnhut einzusehen sind. Die Unterzeichner wollen in keiner Weise die Lehre von der wahren Gottheit und der wahren Menschheit Jesu den Umtrieben der modernen Theologie überlassen. „Wir können jeden Versuch, die klaren Aussprüche der Evangelisten und Apostel, sowie die Selbstzeugnisse Jesu in irgend welcher abgeschwächten Form zu lehren oder durch schwankende Hypothesen der wechselnden theologischen Richtungen bei Seite zu setzen, nur als eine schwere Verirrung bezeichnen, indem damit die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift überhaupt in Frage gestellt, ja, theilweise geleugnet wird. Eine solche Verirrung ist um so gefährlicher, wenn sie unter dem Schein auftritt, den vom Sagenhaften und von jüdischen Ideen gereinigten wahren historischen Christus ans Licht zu stellen, oder unter dem Vorwand, daß es sich doch mehr um Aneignung des Heils als um die geschichtlichen Thatfachen handle, weil solche Lehren geeignet sind, wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten zu blenden und irre zu führen (Matth. 24, 23. 24.).“ „Wir müssen es ferner als eine Verirrung bezeichnen, wenn die Wahrheit, daß Jesus in allem — ohne die Sünde — uns gleich ward, was sich auf sein Hungern, Dürsten, Leiden, Versuchtwerden 2c. bezieht, so gedeutet wird, als ob auch seine Aussprüche erst von der Kritik auf ihre Richtigkeit geprüft werden müßten, weil er in Manchem in jüdischen Ideen befangen gewesen wäre. In geistlichen und göttlichen Dingen sind uns die Aussprüche dessen, der wie niemand sonst sagen konnte: ‚Ich bin die Wahrheit‘ und ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht‘, durchaus oberste Norm und maßgebend.“ Am Schluß der Erklärung heißt es: „Aus voller Herzensüberzeugung und keineswegs aus blindem Festhalten an überlieferten Ideen und Lehrsätzen, und ebenso sehr aus zum Theil langjähriger Erfahrung auf der Mission oder daheim fühlen wir uns gedrungen, es auszusprechen, daß jedes Nachgeben in diesem Punkte unsere ganze Brüder-Unität und ihre Existenz in Frage stellen würde.“ (A. E. L. K.)

**Die vierzehnte altkatholische Synode** wurde in der Pfingstwoche unter dem Vorsth des Bischof Reinkens in Bonn abgehalten. Nach dem auf der Synode erstatteten Bericht beträgt die Zahl der altkatholischen Geistlichen etwa 60. Auf Bayern treffen acht Geistliche, von denen fünf als Pfarrer wirken. Die Gesamtzahl der Altkatholiken in Bayern beträgt rund 3500. In Passau ist eine neue altkatholische Kirche erbaut worden, in welcher am 14. Juli zum ersten Mal Gottesdienst gehalten wurde. In Preußen gibt es 36, in Baden 37, in Hessen 3, im Ganzen über 90 altkatholische Gemeinden. An sehr vielen Orten wird der Gottesdienst in evangelischen Kirchen abgehalten. Der staatliche Zuschuß beträgt in Preußen 48,000, in Baden 24,000 Mark. (B. a. S.)

**Römisches.** Ein „Billet für die Reise in das Paradies“ wird in dem römischen Wallfahrtsort Gösweinsein bei Muggendorf in Mittelfranken an die Wallfahrer verkauft. Es ist charakteristisch für die Art römischer Unterweisung und Seelen-

führung und hat folgenden Inhalt: „Abfahrt: zu jeder Stunde. Ankunft: wenn es Gott will. I. Klasse (Eitzug) Unschuld und Märtyrerthum oder Befolgung der evangelischen Räte Ordnung, Keuschheit und Gehorsam. II. Klasse (directer Zug) Buße, Gottvertrauen und treue Ausübung der guten Werke, Beten, Fasten und Almosengeben. III. Klasse (gewöhnlicher Zug) Haltung der Gebote Gottes und der Kirche und Erfüllung der Standespflichten. IV. Klasse (äußerst selten) Beteuerung auf dem Sterbebette. Bemerkungen. 1. Retourbillets werden nicht ausgeben. 2. Vergnügungszüge gehen nicht ab. 3. Kleine Kinder, die noch nicht den Gebrauch der Vernunft erlangt haben, zahlen nichts, wenn sie nur im Schooße der katholischen Kirche sich befinden. 4. Die Passagiere werden gebeten, kein anderes Reisegepäck mitzunehmen, als gute Werke, wenn sie nicht den Zug versäumen oder auf der vorletzten Station (Fegfeuer), wo jedes andere Gepäc abgelegt werden muß, einen unliebsamen Aufenthalt nehmen wollen. 5. Auf der ganzen Strecke und auf jeder Station werden Reisende aufgenommen. 6. Jedes Billet muß den Stempel der heiligmachenden Gnade tragen. 7. Jeder Reisende kann während der Fahrt von einer niederen in eine höhere Klasse aufsteigen, hingegen ist das Umsteigen in eine niedere Klasse als lebensgefährlich durchaus verboten.“ (A. E. L. R.) — Unter den römisch-katholischen Lehrern ist der kirchen- und Christusfeindliche Liberalismus jüngst in bemerkenswerther Weise hervorgetreten. Nach einer bisher unwidersprochenen Nachricht hielt der junge Lehrer Adam in Würzburg einen Vortrag, worin er unter anderm sagte: Die Moral Jesu sei heute nicht mehr das Ideal (Vorbild) der Erziehung, sie sei die reinste Lazzaroni-, das ist, Bettler-Moral; mit der Lehre Jesu: „Sorget nicht für den andern Tag“ erziehe man Faulenzler und Taugenichtse, und wenn Jesus sagt: „Schlägt dich dein Feind auf die rechte Wange“ etc., so sei das einfach lächerlich, heutzutage koste die Ohrfeige fünf Mark. Die liberale „Augsburger Abendzeitung“ meint den Redner gleichwohl in Schutz nehmen zu sollen, der eben ein „temperamentvoller“ Herr sei und es nicht so schlimm gemeint habe! Ob derselbe wohl auch Religionsunterricht zu geben hat? — In Lissabon, der Hauptstadt Portugals, fand jüngst ein „internationaler Katholiken-Congreß“ statt. Einer der dabei gehaltenen Vorträge hatte folgenden Gegenstand: „Das römische Papstthum ist der mächtigste Hebel des Fortschrittes.“ Einige Kraftstellen daraus lauteten: „Die Päbste sind immer tugendhaft und demüthig gewesen.“ „Ein einziges römisches Kloster hat mehr für die Civilisation gethan, als die Universitäten von Cambridge und Oxford (in England) zusammengenommen.“ „Das päpstliche Rom war die civilisirteste Stadt der Welt, da gab es keine Prostitution, keine Bettelei, keine Selbstmorde und keine Trunkenheit.“ Das Lügen gehört dort offenbar zum Handwerk; aber so dumm zu lügen, heißt, sein Handwerk schlecht verstehen.

(Freim.)

Der Rückgang des Peterpfennigs ist ein so stetiger, daß der Pabst eine besondere Commission einsetzte, die den Ursachen dieser Verminderung nachforschen sollte. Diese Commission hat gefunden, daß die „Gläubigen“ durch zu viele anderweitige Sammlungen für verschiedenartige kirchliche Zwecke in Anspruch genommen würden, und empfahl Verordnungen gegen diese Ablenkung der katholischen Geldquellen vom römischen Sammelbecken. Man meinte aber in der Rathgeberschaft des Pabstes, solche Verordnungen würden böses Blut machen, und beschränkte sich auf den Beschluß, den Bischöfen die Sache ans Herz zu legen; namentlich daß sie darauf sähen, ob die betreffenden Sammlungen auch wirklich für den jeweilig angegebenen Zweck verwendet würden. Hieran scheint man demnach zweifeln zu müssen. Der Hauptgrund für den Rückgang des Peterpfennigs ist wohl der, daß den Gliedern der römischen Kirche mehr und mehr die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser

Sammlung für den Pabst, des Peterspfennigs, zweifelhaft wird, und zwar je näher dem Sitze des Pabstes, um so mehr. Betrug doch vor einigen Jahren die ganze Summe dieses „Pfennigs“, welche in Rom selbst einging, nur 320 Mark, das macht auf jede der 400 Kirchen Roms 80 Pfennig. Die Bewohner Roms wissen eben besser als z. B. die Deutschen, wie viele Millionen der Pabst alljährlich an Zinsen aus seinem ungeheuren, in der englischen Bank (in London) angelegten Vermögen bezieht. (Freit.)

**Rom und Volksbildung.** Die „Deutsche Ev. Kirchenzeitung“ berichtet: Wie wenig die katholische Kirche da, wo sie die unbeschränkte Herrschaft hat, für die Volksbildung thut, zeigt sich in Portugal. Das Königreich hat etwas über fünf Millionen Einwohner. Von diesen können vierfünftel weder lesen noch schreiben. In der Hauptstadt Lissabon sind von je drei Bewohnern zwei des Lesens und Schreibens unkundig. Solche Zahlen reden.

**Die Marienverehrung in der Gegend.** In einer katholischen Bibelübersetzung, die soeben in Paris erschienen ist, findet sich zu Marc. 16, 9.: „Jesus aber, der auferstanden war frühe am ersten Tage der Woche, erschien er am ersten der Maria Magdalena“ folgende Anmerkung: „Wiewohl unser Evangelium nichts davon sagt, ist es selbstverständlich, daß Jesus Christus zuerst seiner göttlichen Mutter erscheinen mußte.“ Ein neuer Beweis für die Unbefangtheit, mit welcher der Romanismus die heilige Schrift behandelt.

**Römische Schmerzen in Italien.** Die „Deutsche Ev. Kirchenzeitung“ berichtet: Der katholische Priester und Professor Miraglia, ein geborner Sicilianer, hielt im Mai dieses Jahres die Marienpredigten in der Kirche San Sacrino in Piacenza. In diesen trug er sehr vorgeschrittene, von den Lehrern der Kirche sich beträchtlich entfernende Meinungen vor und wagte sogar die Gedanken eines Savonarola zu vertheidigen. Natürlich zogen ihn die höheren kirchlichen Behörden deshalb zur Rechenenschaft, aber der Professor kümmerte sich nicht darum. Er nahm vielmehr, da er zu gleicher Zeit anonyme Drohbriefe erhalten hatte, daraus Anlaß, von der Kanzel aus sich an „diesen Priestern“, denn solche hielt er für die Verfasser und Absender jener Briefe, zu rächen, welche auf ihn neidisch wären. Der Fall wurde noch verwickelter, als ihm nach dem Marienmonat das Predigen in der Kirche San Francesco verboten wurde, denn nun setzten seine Freunde öffentliche Kundgebungen ins Werk, hielten Versammlungen ab und das Bild des rebellischen Priesters wurde in Tausenden von Exemplaren verkauft zc. Durch diese Erfolge ermutigt, ging Miraglia noch einen Schritt weiter: er verklagte einige Priester, weil sie ihn thätlich beleidigt hätten, vor dem Strafgericht. Der Bischof forderte ihn auf, seinen Strafantrag zurückzuziehen und unter allen Umständen sich an den kirchlichen Richterstuhl zu wenden — Miraglia weigerte sich und gründete ein Blatt mit dem Namen „Hieronymus Savonarola“, in welchem er die Heiligkeit des Mönches von Ferrara vertheidigte. Da schleuderte der Bischof gegen Miraglia sowie gegen die Verbreiter und Leser des von ihm begründeten Blattes den Bann und wies die Geistlichen seines Sprengels an, dies in ihren Kirchen den Gemeinden bekannt zu machen. Darauf erklärte Miraglia seinerseits, daß er den Bischof wegen öffentlicher Beschimpfung verklagen werde und mit ihm alle Priester, welche das bischöfliche Schreiben in ihren Kirchen verlesen hätten. Nunmehr hat der Cardinal Rampolla an den Priester Miraglia ein Schreiben gerichtet, in welchem er demselben im Namen des Pabstes befiehlt, jegliche Klage bei den weltlichen Gerichten zurückzuziehen und sich statt dessen, wenn er es für nöthig hält, an den kirchlichen Gerichtshof zu wenden. Außerdem soll er von der Redaction des „Savonarola“ zurücktreten. Man kann gespannt sein, wie dieser Sturm im Wasserglase verlaufen wird. Der Ausgang

wird wohl der Rückzug des Priesters Miraglia sein, und bald wird man von ihm hören, daß er „sich löblich unterworfen hat“ (laudabiliter se subject), wie schon so mancher italienische Priester vor ihm.

**Crispi und das Papstthum.** Die Rede, welche der italienische Ministerpräsident am Garibalddenkmal gehalten hat, ist ein wunderliches Gemisch von Schmeichelei und Drohung. Beides wird bei dem Papst schwerlich viel versangen. Die Rede ist auch wohl nicht auf den Papst, sondern nur auf das italienische Volk berechnet. Crispi sagte nach uns vorliegenden Zeitungsberichten: „Der Gedentag vom 20. September 1870 (Einzug der italienischen Armee in Rom) kann nicht besser gefeiert werden, als durch die Enthüllung des Denkmals Garibaldis, des treuen und ergebenen Freundes Victor Emanuels in Rom. . . Die Feinde der Einheit Italiens möchten das heutige Fest als eine gegen den Papst gerichtete Beleidigung hinstellen; aber der gesunde Sinn des Volkes weist diese Deutung zurück. Sie alle wissen, daß das Christenthum seiner göttlichen Natur nach zu seiner Existenz der Unterstützung der Kanonen nicht bedarf.“ (Diese und alle folgende Belehrungen über die Natur des Christenthums und über das Verhältniß von Kirche und Staat wird sich der Papst verbitten. L. u. W.) Nachdem Redner diesen Gedanken weiter ausgeführt hatte, fuhr er fort: „In der That verlangen unsere Gegner die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Heiligen Stuhles, nicht zum Schutze des Ansehens der Religion, sondern aus menschlichen Gründen. Sie überlegen nicht, daß ein weltlicher Fürst nicht heilig und nicht unfehlbar sein könne. (Ein „geistlicher“ aber auch nicht. L. u. W.) Die durch die Staatsraison als berechtigt erscheinenden materiellen Waffen und gesetzlichen Zwangsmassregeln stören den Frieden der Seele des Halbgottes (!) und rauben ihm sein Ansehen und ersticken jedes Gefühl der Verehrung für den Statthalter Christi auf Erden, der eingesetzt ist, um den Frieden zu predigen und die Kinder Adams durch Gebete und Ablass zu entsündigen. Die Religion ist und soll keine staatliche Function sein. In keinem Staate genos die katholische Kirche eine solche Freiheit und gesetzliche Achtung wie in Italien, das allein unter den Nationen das Beispiel gab, auf alle Befugnisse in kirchlichen Angelegenheiten zu verzichten.“ Nach ausführlicher Begründung dieses Ausspruches bemerkte der Ministerpräsident weiter: „Die von uns verbürgte Geistesfreiheit soll eine Festung sein, in welcher der Papst sich einschließen soll (er will aber nicht, daher der Jammer über den „armen Gefangenen“. L. u. W.) und in welcher er nicht angegriffen werden kann. In diesem Sinne regiert er derart, daß alle Mächte der Erde ihn beneiden können. Auch die protestantischen Herrscher, ja selbst diejenigen, welche nicht an Christus glauben, beugen sich vor ihm und nehmen sein Urtheil achtungsvoll auf.“ (Daran ist leider! etwas Wahres. L. u. W.) „Durch das Maigesetz von 1871 hat Italiens Genie das Problem gelöst, das zu andern Zeiten unlösbar erschienen war. Dem Papste wurde innerhalb des Kreises seines Priesteramtes unbeschränkte Freiheit gesichert, so daß er nur Gott über sich hat und keinerlei menschliche Gewalt an ihn heranreichen kann. Als weltlicher Fürst hätte der Papst eine geringere Autorität, weil er allen übrigen Fürsten nachgestellt wäre und nicht deren erster sein könnte. Alle würden mit ihm kämpfen, wie sie durch Jahrhunderte zum Schaben des Glaubens gekämpft haben. Die geistliche Autorität des unabhängigen Herrschers, zu dem man ihn gemacht, überragt alle. In ihr liegt seine Macht. Die katholische Macht sollte eher für den dem römischen Pontificate erwiesenen Dienst dankbar sein. Nach 1870 vermochte Pius gegen Bismarck zu kämpfen und ihn fühlen zu lassen, wie groß die Macht der geistlichen Waffen sei. Alles dies ist unser Werk, das Werk des Parlaments, des Königs. Ich sage sogar, daß es in Erfüllung des Willens Gottes geschah, wie es des Höchsten Wille war,

daß Italien zu seiner Einheit gelange. (Auf die Belehrung folgt nun die Drohung. L. u. W.) Wir müssen mit Bedauern sagen, daß es nicht an Vermessenen mangelt, welche in Widerspruch mit den ewigen Gesetzen sich Gott widersetzen. Es sind diejenigen, die sich seine Diener nennen. Allein sie werden nicht die Oberhand gewinnen, denn Italien ist sehr stark und seiner zu sehr sicher, als daß es die Anstrengungen der Rebellion fürchten müßte. Sie werden nicht die Oberhand gewinnen, vielleicht aber klug werden. Die Diener des Cultus wissen, daß sie unverletzlich sind, solange sie innerhalb des Rechtskreises bleiben. Sie wissen, daß wenn sie Rebellion gegen die Gesetze predigen, ihr Werk den Anarchisten nützen würde, welche Gott und König verleugnen. Dieses Werk könnte nicht unbekraft bleiben. Stören wir nicht diese Feier, zu der ganz Italien herbeigeströmt ist. Dieser nationale Jubel soll uns an die Pflicht erinnern, die moralischen Siege zu verteidigen, welche durch lange Jahre der Opfer errungen wurden und welche wir späteren Generationen intact übergeben müssen. Dieses Denkmal konnte zu keinem andern Zwecke errichtet werden, als dem, uns die Pflicht zu weisen, die uns von der Vergangenheit auferlegt ist. Es lebe der König! Es lebe Italien!“ Es wird berichtet, daß die italienischen „Liberalen“ diese Rede für ein diplomatisches Meisterstück halten. Vom Gesichtspunkt der Diplomatie aus muß sie auch beurtheilt werden. In Wirklichkeit ist die Verehrung Crispi's für den Papst schwerlich sehr groß.

F. P.

**Aus Italien.** Ein neuer Apostel hat eine Art von Mormonenthum in einer von ihm gegründeten Colonie bei Syrakus eingeführt; täglich strömen ihm Anhänger, Männer wie Frauen, aus den Gemeinden Chiamonte, Licordia, Montessoro und Ragusa zu. Weiber und Männer stellen sich ohne irgendwelche Vergütung freudig in seinen Dienst, arbeiten opferwillig für ihn und bethauern jedem, der sie darum befragt, daß sie bereit sind, für den „neuen Christus“ in den Tod zu gehen. Der Erzbischof von Syrakus, Monsignore La Vecchia, hat den „Apostel“, sowie die Anhänger seiner Colonie bereits excommunicirt; allein diese nehmen keinerlei Notiz von dem Bannfluch. Riggio Sebastiano, der als Ziegenhirt auch unter dem Spitznamen „latti di picuru“ (latti di pecora, Ziegenmilch) bekannt war, erklärt, daß er berufen sei zur Verkündigung einer neuen Lehre, die sich über ganz Sicilien verbreiten werde; seine Formel lautet: „Im Namen des Glaubens Gemeinschaft des Erdreichs und des Weibes.“ Und dieses auf Wohlleben begründete Evangelium findet einen so großen Anhang, daß die Behörden von Syrakus, denen es bisher nicht gelungen, sich des neuen Apostels und seiner Schaar zu bemächtigen, sich bereits um Beistand an die Regierung gewendet haben. (A. E. L. K.)

**Aus England.** Die Tagesziffer der Selbstmorde in London ist jetzt bei zehn angelangt. Die Hälfte der Selbstmörder und Selbstmörderinnen gehört dem jugendlichen Alter an und hat das 18. Lebensjahr noch nicht überschritten. Selbst Kinder von 10—13 Jahren stehen in der Liste. Die erschreckend starke Betheiligung der Jugend an den Selbstmorden wird auch in London auf die mit Schundromanen vergiftete Phantasie der Kinder und jungen Leute erklärt. Die sensationellen und überspannten Pennynovellen bilden eine ganze Literatur für sich und werden von jungen Burschen und Mädchen förmlich verschlungen. Die Verwilderung der Jugend nimmt in so rapider Weise überhand, daß man die einzelnen Fälle, welche die Tagespresse fast täglich berichtet, nicht mehr notiren kann. Ein neuerlicher Fall aber, welcher in dem Londoner Bezirk Plaistow sich abspielte, erscheint um seiner Entsetzlichkeit willen als ein Zeichen der Zeit mittheilenswerth. Dort ermordeten zwei Knaben im Alter von 12 und 13 Jahren Namens Robert und Nathaniel Coombs



ihre eigene Mutter. Der ältere, der beiden Jungen' arbeitet bei einem Plattirer, während der jüngere noch die Schule besucht. Die Mutter hatte den letzteren geächtigt, weil er Schwären gestohlen hatte. Der Knabe erklärte seinem Bruder darauf, daß er seine Mutter erdolchen würde. „Freilich“, setzte er hinzu, „Robert, ich kann es nicht thun, aber wenn ich zweimal huste, thue du es.“ Die Mutter schloß, als Robert wirklich die grausige That vollführte. Die Jungen gingen darauf wohlgemuth nach Lords Cridet Platz. Das nöthige Geld verschafften sie sich, indem sie die Uhr ihres nach Liverpool verreisten Vaters versetzten. Bei seiner Verhaftung gab Robert zu, daß er seine Mutter ermordet habe. Das große Messer, mit dem der Mord verübt wurde, hatten die Knaben am letzten Sonnabend-Abend gekauft. Ehe der Aeltere es seiner Mutter ins Herz stieß, versetzte er ihr mit einem Hammer einen Schlag auf den Schädel. Die Nachbarn sagen, daß die Ermordete durchaus keine schlechte Mutter gewesen sei. (A. C. L. K.)

**Aus Japan.** Eine große japanische Zeitung schrieb kürzlich: „Die 40 Millionen Einwohner unsers Vaterlandes stehen heute auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit als je zuvor. Es gibt wohl keinen Knaben und Mädchen mehr im ganzen Lande, dem die Lehre von der Ein-Ehe nicht bekannt wäre. Unsere Begriffe von Treue und Gehorsam sind reiner als früher. Und forschen wir nach der Ursache dieses großen Fortschritts, so können wir sie in nichts anderem finden, als in der Jesusreligion.“ (P. a. S.)

**Eine völlige Umwandlung der äußeren Verhältnisse in Palästina** scheint die Eisenbahn zu bewirken, wenn man den Zeitungsberichten glauben darf. Der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ wird aus Palästina geschrieben: Die seit dem September 1892 in Betrieb gesetzte Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem hat die Bevölkerung beider Städte schon stark vermehrt, Jaffa hat sich fast in seiner Einwohnerzahl verdoppelt und zählt jetzt über 30,000 Seelen, Jerusalem über 60,000 Seelen. In Jerusalem ist ein ganz neues, vornehmes Viertel entstanden, das, wie durchweg bei Großstädten, im Westen der Stadt liegt, in dem einzelne wie Gesellschaften jeden Fuß Erde mit schwerem Geld aufwiegen müssen. Jaffa befindet sich in ähnlichem Aufschwung, der allerdings durch den Mangel eines guten Hafens etwas beeinträchtigt wird. Die Bahn selbst erfreut sich eines regen Personenverkehrs, sie befördert jährlich über 40,000 Personen, einschließlich der Pilger, die besonders von Rußland auf diesem Wege nach den heiligen Stätten wallfahrten. Der Güterverkehr dient zunächst den örtlichen Bedürfnissen, soll aber auch später dem Welthandel zu Statten kommen. Die Stadt Jaffa erhält durch die Bahn Baumaterial vom Gebirge, das sie bisher auf weiteren Wegen von Plägen der syrischen Küste beziehen mußte. In näherer und weiterer Umgebung der Bahn hat die Aussicht auf leichteren Abatz eine Hebung des Ackerbaues hervorgerufen. Besonders ist durch sie der Handel mit Äpfeln von Jaffa gefördert und mit Gegenständen aus Olivenholz und mit Olivenöl. Von größter Bedeutung ist aber die Verlängerung der Bahn über Jerusalem bis zum Todten Meer, einer Strecke, die gegenwärtig schon fast vollendet ist. Eine Gesellschaft ist jetzt schon damit beschäftigt, das Erdöl, das auf der Oberfläche des Todten Meeres schwimmt, abzuschöpfen und auszuführen. Sie hat zu diesem Zweck Segelschiffe mit der Bahn bis Jerusalem, von da zu Wagen zum Jordan schaffen lassen, von wo sie aufs Todte Meer fuhren.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 41.

November 1895.

No. 11.

## „Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments.“

(Fortsetzung.)

Bei allen Concessionen, welche er der neueren Kritik macht, will Köhler doch das Eine festgehalten wissen, daß man die alttestamentliche Schrift als Wort Gottes gelten lasse. Und hierfür beruft er sich vor Allem auf die Autorität Jesu.

Die Besorgniß, es könne durch Freigebung der Kritik der Nachweis geliefert werden, daß das Alte Testament nicht Gottes Wort sei, beruht auf Unglaube gegen Jesu Wort. Denn wenn Er es uns als solches bezeugt hat, so vermag keine Kritik noch sonst irgend eine Macht den Nachweis zu liefern, daß es dies nicht sei. (S. 65.)

Ich bin mit meinen Gegnern darin eins, daß das Alte Testament als die zwar aus Israel hervorgegangene, aber gottgesetzte Urkunde über den Anfang und den Verlauf derjenigen Geschichte, welche in Jesu Christo ihren Abschluß fand, kraft des Zeugnisses dieses unsers Herrn Jesus Christus Gottes Wort für seine Gemeinde ist und dem mit Heilsverlangen darin forschenden Christen durch den Heiligen Geist als solches bezeugt wird. Eine andere Grundlage für unsern Glauben an das Alte Testament als Gottes Wort und eine sicherere Beglaubigung desselben als solches kenne ich nicht. (S. 59.)

Wer aus hier nicht zu erörternden Gründen mit der urchristlichen Gemeinde davon überzeugt ist, daß Jesus die letzte, vollkommene und abschließende Offenbarung Gottes zu unserm Heile, der absolute Heilmittler ist, für den ist die Autorität Jesu in Dingen des Heiles schlechthin maßgebend. Wenn daher Jesus und im Anschluß an ihn die Apostel die Geschichte Israels als eine Vorbereitung auf sein Kommen in die Welt und die alttestamentliche Schrift als das für die Gemeinde bestimmte Wort Gottes über seine bisherigen Heilsoffenbarungen darstellen, so wird der Christ vermöge seines Glaubens an Jesum dessen gewiß sein, daß dem in der That so ist. Es wird ihm daher keine Darstellung der Geschichte Israels genügen, welche verkennet, daß durch diese Geschichte das Kommen des vollkommenen Heilmittlers in der Person Jesu vorbereitet wurde, oder welche vollends zu dem Ergebnis führt, daß in Jesu die vollkommene Heilsoffenbarung nicht

stattgefunden habe. Desgleichen wird er jedem Resultate kritischer Forschung, welches etwa mit der von Jesu anerkannten Thatsache, daß das Alte Testament das Wort Gottes an seine Gemeinde sei, in unlöslichem Widerspruch stehen sollte, Zweifel entgegensetzen müssen. (S. 7.)

Indeß liegt nun Köhler Alles daran, genau zu bestimmen, in welchem Sinn das Alte Testament, auch nach dem Urtheil Jesu, als Gottes Wort anzuerkennen sei, und in welchem Sinne nicht.

Wollte man dem entgegenhalten, Jesus habe eine Sammlung von Schriften, welche in echt menschlicher Weise entstanden und darum nicht frei von Ungenauigkeiten und Irrthümern sind, und welche in ihrer Geschichtsschreibung da, wo der Natur der Sache nach keine wirklichen Geschichtsquellen benützt werden konnten, sogar unverbürgte und unwahrscheinliche Geschichtsüberlieferungen wiederzugeben keinen Anstand nehmen, unmöglich als Wort Gottes hinstellen können, ohne damit Gott selbst zum Lehrer und Beförderer des Irrthums zu machen, so würde man den Sinn, in welchem er das Alte Testament als Wort Gottes anerkennt, in bedenklichster Weise mißverstehen. (S. 23.)

Wäre das Alte Testament ein Codex dogmatischer Lehren, eine Bekenntnißschrift, so wäre bei Zulassung einer historischen Untersuchung seiner Entstehung und seines Inhaltes allerdings zu befürchten, es könnte durch solche Untersuchung eine Unsicherheit über das herbeigeführt werden, was noch Gültigkeit habe und was eine solche nicht mehr beanspruchen könne. Oder wären die alttestamentlichen Geschichtsbücher ausschließlich eine Darstellung von Heilsthatsachen aus der vorchristlichen Zeit, so wäre in der That die Besorgniß gerechtfertigt, daß durch eine historische Untersuchung einzelne Heilsthatsachen sich als geschichtlich zweifelhaft erweisen könnten. Wie aber jetzt anerkannt, nur leider in der Praxis nicht festgehalten zu werden pflegt, daß das Alte Testament als Ganzes nicht das erstere ist, so sind auch die alttestamentlichen Geschichtsbücher, mit denen wir es hier allein zu thun haben, nicht ausschließlich das letztere. Sie stellen vielmehr dar, wie nach der Ueberzeugung des gläubigen Israel Gott es schon von der Welterschöpfung an auf eine ihm in Gehorsam sich hingebende Menschheit abgesehen hatte, wie er dann, als die Menschheit sich immer mehr von ihm entfernte, ein ihm gehöriges Volk, das Volk Israel, schuf und wie unter seiner Leitung dessen Geschichte verlief bis zu dem Zeitpunkte, wo das Gesetz durch Söra und Nehemia zu der beherrschenden Macht in Israel erhoben wurde. Heilsgeschichte ist diese Geschichte insofern, als uns durch deren Darlegung gezeigt wird, wie nach Israels Ueberzeugung durch Gottes Leitung der Geschichte, seine Offenbarungen und sein außerordentliches Eingreifen in die Geschichte diejenige Gemeinde entstand, welche sich durch ihre Unterwerfung unter den ihr im Gesetze offenbarten Gotteswillen sein sonderliches Eigenthum inmitten der Gott nicht kennenden Völkermult zu sein bewußt war, und welche die geschichtliche Voraussetzung für die in Jesu Christo gegebene volle Heilswerklichkeit bildete. Dadurch aber, daß die in den alttestamentlichen Geschichtsbüchern vorliegende Darlegung hievon durch Israel selbst als die getreueste in seiner Mitte entstandene und als eine schließlich auf Gottes eigene providentielle Fügung zurückzuführende anerkannt wurde, und daß Jesus auch sie zu dem seiner Gemeinde geltenden Worte rechnete und der Apostel auch in ihr eine gottgesetzte Schrift, eine γραφή θεοπνευματος sah, ist

eine schlechthinige Irrthumslosigkeit dieser Geschichtschreibung noch nicht gegeben. Da die alttestamentlichen Geschichtsschreiber ihren Stoff in derselben Weise sich zu verschaffen hatten, wie alle andern Geschichtsschreiber, welche nicht Augenzeugen der Begebenheiten waren, nämlich durch gelehrte Forschung, und da in der heiligen Schrift nirgends gelehrt wird, daß sie durch den Heiligen Geist vor Irrthümern und Fehlgriffen behütet worden seien, so ist die Möglichkeit des Irrthums und Fehlgriffens in dem Verständniß, der Darlegung und Verwendung des aus ihren Quellen gewonnenen Geschichtsstoffes nicht zu leugnen. Eine geschichtliche Untersuchung ihrer Bücher hat darüber zu entscheiden, ob solche Fehlgriffe vorliegen. Und wo sie vorliegen, sind sie um der Wahrhaftigkeit willen offen anzuerkennen. (S. 62. 63.)

Röhler sieht im Alten Testament nur sofern Gottes Wort, als dasselbe Urkunde „der bisherigen Heils offenbarungen Gottes“ ist. Doch auch diese Begriffsbestimmung muß noch weiter restringirt werden. Was die alttestamentliche Geschichtschreibung anlangt, mit der es Röhler in seinem Schriftchen insonderheit zu thun hat, so ist dieselbe nach seiner Auffassung nicht an sich, nicht um der Geschichte willen, die sie darbietet, für Gottes Wort zu achten, sintemal sie viele historische Irrthümer enthält, und sintemal auch gar manche von ihr berichteten Heilsthatsachen historisch zweifelhaft sind. Die „Ueberzeugung des gläubigen Israel“ von Gottes Werken, Führungen, Offenbarungen ist hier maßgebend. Im Grunde ist es „die religiöse Erkenntniß“ der gläubigen Israeliten, welche in der alttestamentlichen Geschichtschreibung, auch in den historisch unverbürgten Erzählungen, einen Ausdruck gefunden hat, was diese Geschichte zu Gottes Wort für die Gemeinde macht. Diese religiöse Erkenntniß soll der Gemeinde zur Belehrung dienen, wie auch zur Richtschnur ihres Handelns und Wandeln. Und dies soll auch Sinn und Meinung Jesu sein, wenn er das Alte Testament, speciell auch die alttestamentlichen Geschichtsbücher für Gottes Wort erklärt.

Dagegen aber bildet die religiöse Erkenntniß, welche etwa durch eine alttestamentliche Geschichtserzählung zum Ausdruck kommt, gleichviel ob diese Erzählung größere oder geringere Zuverlässigkeit beanspruchen kann, nach dem Urtheile des nachprophetischen Israel und nicht minder nach dem Urtheile Jesu einen Bestandtheil dessen, was der Gemeinde fortan nach Gottes providentieller Fügung zur Belehrung und Danachachtung dienen, mithin ihr als sein Wort an sie gelten sollte. Mag daher die Vorstellung, welche Israel nach Gen. 1 von dem Werden der Welt auf Grund der von ihm darüber angestellten Reflexionen hatte, eine naturwissenschaftlich unzutreffende sein, so ist doch in der Darstellung von Gen. 1 die religiöse Erkenntniß des Volkes Gottes niedergelegt, daß der eine außermweltliche Gott alles Seiende geschaffen, daß er es geschaffen durch sein Wort und somit allein durch seine freie Willensentschließung, daß er es nach wohlbedachtem, ordnungsvollem Plane, vom Allgemeineren zum Besonderen aufsteigend, geschaffen hat, daß er es mit Abzielung auf den sein Bild an sich tragenden, persönlichen Menschen und insbesondere die Erde für den Menschen geschaffen hat, daß der Mensch schon bei seiner Erschaffung von Gott als Ahnherr eines von ihm

abstammenden Menschengeschlechtes vermeint war, daß Gottes Schöpferthätigkeit auch wieder ihr Ende erreicht hat und somit für Gott, menschlich ausgedrückt, auf die Zeit der Arbeit eine Zeit der Ruhe gefolgt ist (Hebr. 4, 10.). Mag ferner die Darstellung von Gen. 2 noch so anthropomorphisch gehalten sein, so spricht sich darin doch die religiöse Erkenntniß aus, daß nach Gottes Schöpferwillen der Mensch einzigartig auf Erden dasteht und einen Vorzug vor allen übrigen Wesen der Erde besitzt, daß das Weib sich dem Manne unterzuordnen habe (1 Cor. 11, 7—9. 1 Tim. 2, 12. 13.), daß der Mensch sich bei Strafe des Verlustes seiner Fortexistenz dem Willen Gottes zu unterwerfen habe. Mühen gegen die Geschichtlichkeit der Erzählung von Gen. 3 auch noch so viele Bedenken erhoben werden, jedenfalls ist sie ein Beleg dafür, daß nach Israels religiöser Ueberzeugung der dermalige sündhafte Zustand des Menschen nicht der ursprüngliche und normale, sondern ein erst hinterher durch Verkehrung des menschlichen Willens eingetretener ist, und daß Gott, sobald dieser abnorme Zustand bei dem Menschen eingetreten, züchtigend und rettend eingzugreifen begann. Der Sintfluthbericht der Genesis zeigt bekanntlich so nahe inhaltliche Verwandtschaft mit den Flutherzählungen anderer Völker in dem vorderen Asien und in Europa, insbesondere aber mit dem sumerisch-babylonischen, daß eine gemeinsame Quelle angenommen werden muß; und die Einzelheiten der Erzählung sind vielfach so unbegreiflich, daß es auch abgesehen von der Verschiedenheit der Quellenströmung, aus der die jetzige Erzählung hervorgegangen, in hohem Grade schwierig ist, sie als treue Wiedergabe des geschichtlichen Vorgangs zu begreifen. Gleichwohl prägt sich in dem Fluthbericht die religiöse Erkenntniß Israels aus, daß Gott den Menschen unter Umständen seinen Zorn über die Sünde durch schonungslos dahintrassende Gerichte zu erfahren gibt, und dies gerade zu einer Zeit, wo man sich dessen am wenigsten versteht (Matth. 24, 37—39.), daß seine Gnade aber selbst mitten in den Gerichten über den Seinen schirmend waltet. Und wären selbst alle Erzählungen des Pentateuchs über die Großthaten Gottes während der Wüstenwanderung unhistorisch, so wäre ihnen doch immer noch zu entnehmen, was alles Israel an Nacht- und Gnadenerweisungen seines Gottes auf Grund anderweitig gemachter Erfahrungen für möglich hielt. (S. 25—27.)

Hier drängt sich aber nun die Frage auf: Auf welchem Wege gewinnt man aus dem alttestamentlichen Geschichtsstoff, der mit so vielen unechten und unsoliden Bestandtheilen versetzt ist, die Quintessenz, das ist, „Gottes Wort“ oder die „religiöse Erkenntniß Israels“? Und ferner: Ist alle religiöse Erkenntniß der gläubigen Israeliten für uns Christen noch normativ? Und wenn das nicht der Fall ist, welche Erkenntniß ist dann musterergültig? Köhler beantwortet diese Fragen folgendermaßen:

Was ihm (dem Christen) hier erzählt wird, das wird er allerdings einer doppelten Prüfung unterwerfen, einer Prüfung auf seine Geschichtlichkeit, wobei die Wunderbarkeit eines Vorgangs an und für sich noch kein Indicium gegen die Thatsächlichkeit bilden darf, und einer Prüfung des religiösen und sittlichen Gehaltes des Erzählten, wobei der Inhalt des christlichen Glaubensbewußtseins die Norm bildet. Bei dieser letzteren Prüfung kann er bisweilen in den Fall kommen, das ablehnen zu müssen, was die alttestamentliche Gemeinde auf ihrer niedereren Stufe noch glaubte verherrlichen oder wenigstens

ohne Anstoß hinnehmen zu dürfen, wie z. B. die heimtückische Tödtung Siseras durch Jael (Richt. 4, 17—22. 5, 24—27.) oder Davids grausame Rache an den Moabitern (2 Sam. 8, 2.). Was aber diese Prüfung aushält, dessen freut sich der Christ. (S. 64. 65.)

Hiernach ist es Pflicht nicht nur eines Theologen, sondern überhaupt jedes Christen, die alttestamentlichen Geschichtsbücher einer doppelten Kritik zu unterziehen. Zum Ersten muß er sie auf ihre Geschichtlichkeit hin prüfen und das Historische von dem Unhistorischen absondern. Hat er diesen Proceß vollzogen, dann hat er Kenntniß von den wirklichen Heilsthatsachen und kann daraus Belehrung schöpfen. Zum Andern muß der Christ die vorliegende Geschichte und die religiöse Erkenntniß, welche dieser Geschichte, schließlich auch den sagenhaften Erzählungen zu Grunde liegt, auf ihren religiösen und sittlichen Gehalt hin besehen. Die Norm, nach welcher er zu messen hat, ist sein christliches Glaubensbewußtsein. Hat er so den goldenen Kern aus seiner Schale, auch aus allen Schlacken herausgelaubt, dann freut er sich dieses Ergebnisses und nimmt dasselbe als „Gottes Wort“ hin.

Diese Art und Weise, „Gottes Wort“ aus der alttestamentlichen Schrift zu construiren, ist ein Beweis dafür, daß die modernen Kritiker allen Blick und Sinn für einfache, unzweifelhafte Data, die nicht in ihren Gedankenkreis hineinpaffen, schier verloren haben. Gesunde Kritik respectirt nicht nur die geschichtliche, sondern auch die sprachliche Wirklichkeit. Wenn die alttestamentliche Schrift, wie Köhler zugibt, Gottes Wort genannt wird, so kann dies nach gemeinem Sprachgebrauch nichts Anderes heißen, als daß Gott diese Worte und alle diese Worte, die in dieser Schrift geschrieben stehen, geredet hat, natürlich durch Vermittlung der Menschen, welche diese Bücher geschrieben haben. Sind dagegen die Bücher des Alten Testaments, speciell die Geschichtsbücher, von Irthümern durchwoben, ist nur ein Theil derselben göttliche Wahrheit, so führt derjenige seine Zuhörer oder Leser irre, welcher die alttestamentliche Schrift schlechthin als Wort Gottes erklärt und behandelt. Und wenn man gar die religiösen Uebersetzungen und Erkenntnisse von Menschen, welche Andern nach Gottes Willen „zur Belehrung und Danachachtung“ dienen sollen, „Gottes Wort“ titulirt und dann diese Bezeichnung auf die Geschichtsschreibung überträgt, in welcher solche Erkenntnisse zum Ausdruck kommen, so ist das eine babylonische Begriffs- und Sprachverwirrung. Ferner wird durch jene „doppelte Prüfung“, welche Köhler von jedem Christen fordert, der Begriff „Wort Gottes“ geradezu zerstört. Heißt und ist die Schrift Gottes Wort, dann ist sie auch die oberste Norm und Instanz. Wir beschuldigen mit Recht den römischen Pabst, daß er die Schrift verwirft, derselben ihr göttliches Ansehen raubt, indem er für sich selbst die unfehlbare Auslegung der Schrift in Anspruch nimmt und sich so als Meister und Richter über die Schrift setzt. Aehnlich verfährt aber jeder „Christ“, welcher nach Köhlers Weisung

die Schrift sondirt und nach seinem Verstand von Geschichtlichkeit und nach seinem „christlichen Glaubensbewußtsein“ festsetzt, was und wie viel von der Schrift solide Wahrheit ist. Derselbe erhebt sein eigenes Ich zur höchsten Norm und annullirt die göttliche Autorität der Schrift, und belügt und betrügt sich selbst und Andere, wenn er das Resultat seiner Kritik als „Gottes Wort“ ausgibt. Wer wirklich ein gläubiger Christ ist, hat eine ganz andere Stellung zur Schrift und freut sich der Schrift in ganz anderer Weise, als Köhler angibt. Ein gläubiger Christ spricht, so oft er sich ansieht, in der Schrift zu suchen und zu forschen: „Rede, Herr, dein Knecht höret“, nimmt Alles, was er da liest, als das an, was es wahrhaftig ist, als Gottes Wort und Rede, nimmt seine eigenen Gedanken unter den Gehorsam der Schrift gefangen, nimmt aus der Schrift Alles heraus, was er glaubt, und regulirt sein christliches Glaubensbewußtsein fort und fort nach der Norm der Schrift und nicht umgekehrt, eben weil die Schrift Gottes Wort ist.

Die Spitze und Krone der widersinnigen Aufstellungen Köhlers bildet die Behauptung, auch Jesus habe die alttestamentliche Schrift in dem eben entwickelten Sinn für Gottes Wort angesehen. Er hat sich aber gar nicht die Mühe gegeben, mit den Ausprüchen des Herrn über das Alte Testament, wie sie in den Evangelien vorliegen, sich auseinanderzusetzen. Wir wollen hier nur in Kürze an etliche der bekannten Dicta Christi, die hieher gehören, erinnern. Daraus wird zur Genüge erhellen, wie grob Köhler mit seiner Deutung des Urtheils Jesu der geschichtlichen Wirklichkeit ins Angesicht schlägt. Christus erklärt wiederholt, daß er gekommen sei, Gesetz und Propheten zu erfüllen, daß er mit dem, was er thue und leide, den Zweck verfolge, daß die Schrift erfüllet werde. Matth. 5, 17. Luc. 18, 31. Matth. 26, 54. Luc. 24, 44. 46. Nachdem er von seiner Person ein gewaltiges Zeugniß abgelegt, beruft er sich zur Bekräftigung desselben auf die Schrift. „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget.“ Joh. 5, 39. Er stellt Mose und die Propheten, die Schrift als Gnadenmittel hin, durch welches die Menschen zur Buße, zum Glauben, zum ewigen Leben kommen. Luc. 16, 29. Joh. 5, 39. Mit dem allen erkennt er die göttliche Autorität der Schrift, erkennt er die Schrift als Gottes Wort an. Nun, das gibt im Allgemeinen auch Köhler zu. Aber wie? Galt Jesu nur ein Theil der Schrift oder nur eine aus der Schrift ausgezogene Quintessenz als Gottes Wort? Jesus hat dem alttestamentlichen Canon, dem Gesetz Moses, den Propheten, den Psalmen, Luc. 24, 44., also dem Ganzen der alttestamentlichen Schrift das Siegel aufgedrückt. Wenn Jesus an die Schrift appellirt als an die göttliche Autorität, so meint er die Schrift, wie sie Israel vorlag, die ganze Schrift in ihrem vollen Umfang. Wenn er je nach Bedarf, wie z. B. im Kampf mit dem Satan, einmal dieses, einmal jenes Schriftwort ins Feld führt, so zeigt er damit, daß ihm jedes Schriftwort Gottes

Wort ist. Wenn er die Juden auffordert, die alttestamentlichen Schriften zu durchsuchen und zu durchforschen, damit sie ihn, Christum, daraus erkennen, Joh. 5, 39., so geht er von der Voraussetzung aus, daß Alles, was man in diesen Schriften liest, purlautere Wahrheit ist. Die heiligen Schriften Israels sind ihm identisch mit Gottes Wort. Nach Joh. 5, 38. macht er den Juden den Vorwurf, daß sie Gottes Wort nicht bei sich bleibend haben, weil sie nicht an den glauben, den Gott gesandt hat, und wenn er nun fortfährt: Suchet in der Schrift, die zeuget von mir, so setzt er für den Begriff Gottes Wort den andern gleichwerthigen ein, die Schrift, die heiligen Schriften Israels. Nach Joh. 10, 35. citirt Jesus das Schriftwort Ps. 82, 6., in welchem die obrigkeitlichen Personen Götter genannt werden, und fügt hinzu: „und die Schrift kann nicht gebrochen werden.“ Seine Meinung ist die, daß, weil überhaupt die Schrift nicht gebrochen werden kann, so auch jenes eine Schriftwort, und überhaupt jedes einzelne Schriftwort, da es ja Bestandtheil der Schrift ist, unverbrüchliche Geltung hat. Es ist noch zu beachten, was Hengstenberg hier hervorhebt: „Er beruft sich auf die Unverbrüchlichkeit der Schrift nicht in einer Grund- und Wesenslehre, sondern in einer Nebensache, in Bezug auf eine bloße Ausdrucksweise.“ Jedes Wort, jeder Ausdruck der Schrift ist nach Jesu Urtheil, eben als zur Schrift gehörig, absolut bindend und normativ. Es ist eine sonnenklare Thatfache, die jedem einfältigen Bibelleser in die Augen springt, daß Jesus die ganze Schrift, die Schrift in ihrem vollen Umfang und in allen ihren Bestandtheilen als Gottes Wort erklärt und behandelt hat. Und ebenso unanfechtbar ist die andere Thatfache, daß er die alttestamentliche Schrift nicht deshalb Gottes Wort genannt hat, weil dieselbe von Offenbarungen Gottes berichtet oder die religiöse Erkenntniß des gläubigen Israel zu erkennen gibt, sondern aus dem Grund, weil das, was in der Schrift steht, und eben Alles, was darin steht, von Gott geredet ist. Den Sadducäern, welche die Auferstehung der Todten leugneten, bezeugte der Herr: „Ihr irret und wisset die Schrift nicht.“ „Habt ihr nicht gelesen von der Todten Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott, da er spricht: Ich bin der Gott Abrahams, und der Gott Isaaks, und der Gott Jakobs?“ Matth. 22, 29. 31. Von dem Schriftwort 2 Mos. 3, 6. bemerkt hier Jesus, daß dies den Israeliten von Gott gesagt sei. Also was wir in der Schrift lesen, das sollen wir nach Jesu Urtheil so ansehen, daß Gott selbst dies zu uns geredet hat. Wenn Jesus so nachdrücklich den Begriff „Schrift“ hervorhebt, wenn er dem Satan, der ihn versucht, das „Es steht geschrieben“ entgegensetzt, so bezeugt er aufs deutlichste, daß das, was geschrieben steht, und eben deshalb, weil es geschrieben steht, göttliche Würde und Autorität besitzt. Was geschrieben ist, das gilt eo ipso, das ist gewisse Wahrheit, das hat bindende Kraft, eben weil das alles, was geschrieben steht, aus Gottes Herz und Mund geflossen ist. Und was schließlich die Stellung des Menschen zur Schrift anlangt, so fordert Christus von uns,



daß wir in der Schrift suchen und forschen, nicht zu dem Zweck, um auszufinden, was davon wahr und gültig ist, und was nicht, sondern damit wir den Inhalt der Schrift recht fassen und uns zueignen, damit wir in der Schrift Christum finden und aus der Schrift das ewige Leben gewinnen. Christus will, daß wir Mose und die Propheten hören, der Schrift glauben, unbedingt glauben als der obersten Norm. So urtheilt unser Herr Jesus Christus von der göttlichen Autorität der alttestamentlichen Schrift. Wer das nicht sieht und erkennt, der muß zerrüttete Sinnen haben. G. St.

(Schluß folgt.)

(Eingefandt auf Beschluß der Pastoralconferenz von Säcko. Missouri.)

## Vom Privatstudium des Pastors.

(Fortsetzung.)

2. Das Nöthigere. Doch mit dem Studium der Schrift ist nach Gottes Wort unser Privatstudium noch nicht erschöpft. Gottes Wort weist uns gerade beim Schriftstudium, aus dem alles für unser Amt eigentlich herkommen muß, auf den Gebrauch der Gaben, mit welchen der Heilige Geist treue Kirchenlehrer geziert hat, und auf die Benutzung ihrer Arbeiten hin. Weil wir zu Irrthümern geneigt, an Erkenntniß sehr schwach und mangelhaft, an Vorurtheilen und Lieblingsmeinungen hingegen sehr reich sind, weil uns der klare Ueberblick über die gesammte Schrift fehlt, so sollen wir die fleißigen Vorarbeiten rechtgläubiger Kirchenlehrer auch treulich benutzen. Gott hat nicht umsonst hervorragende Lehrer erweckt, welche der Kirche für alle Zeiten bis zum jüngsten Tage gebient haben. Durch ihren Dienst wird unser Studium erleichtert und gefördert. Paulus sagt 1 Cor. 14, 32.: „Die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan“, das heißt, die Lehrer, welche die Schrift auslegen, richten sich im Gebrauche dieser ihrer Gabe willig nach dem Urtheile anderer rechtgläubiger Kirchenlehrer, welche von Gott mit Schriftauslegung begabt sind. Das gehört zur Demuth, daß man sich nicht für gescheiter als unsere großen, rechtgläubigen Kirchenlehrer hält. Das gehört auch zur christlichen Ordnung, daß keine verschiedenen Meinungen und Redeweisen in der Kirche einreißen, zur Einmüthigkeit des Glaubens, zum Frieden der Kirche. Wo man von der Lehre der Kirche abweicht, entsteht Aergerniß, Zertrennung, Unfriede, und zwar gerade dadurch, daß man etwas Neues, Besonderes, Eigenes, ganz Selbständiges, was noch nie dagewesen war, aufbringen will. Welch ein Jammerbild bieten doch die deutschen Landeskirchen, in denen womöglich jeder Professor der Theologie ein eigenes System und eine eigene theologische Richtung und Schule aufrichten will! Luther macht zu obigem Spruche 1 Cor. 14, 32. die Randglosse: „Etliche meinen, weil sie den Verstand und des Geistes Gaben haben, sollen sie niemand weichen noch schweigen, dar-

aus denn Secten und Zwietracht folgen.“ Nach den rechten Lehrern sollen wir die Ergebnisse unserer Studien prüfen und beurtheilen, namentlich nach den Bekenntnißschriften unserer Kirche und nach Luthers Schriften. Dieselben stehen obenan unter dem Nöthigern, welches nach der Schrift am allermeisten zu studiren ist.

Dr. Walther: „Weit entfernt daher, daß der Apostel mit der Ermahnung: ‚Halte an mit Lesen‘, nämlich in der Schrift, anzeigen sollte, daß ein Prediger sich also keine Zeit nehmen dürfe, auch andere, menschliche Schriften zu lesen, so fordert er ihn vielmehr durch das Wort: ‚Halte an‘ auch dazu auf das ernstlichste auf. Bedenket: deutlich spricht der Apostel an einer andern Stelle: ‚Können sie alle auslegen?‘ Er will sagen: Nein! denn andernwärts setzt er hinzu: ‚Einem wird gegeben durch den Geist zu reden von der Weisheit; dem andern wird gegeben zu reden von der Erkenntniß, nach demselbigen Geist; einem andern Weissagung‘, das ist Schriftauslegung. Nun sagt aber derselbe Apostel, daß die dem Einzelnen geschenkten Gaben gegeben seien ‚zum gemeinen Nuß‘, und St. Petrus schreibt: ‚Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.‘ Sollen aber hiernach die Begabten mit allen ihren Gaben, also auch mit der Gabe der Auslegung, uns dienen, so sollen wir uns auch von ihnen damit dienen lassen. Vergeblich rühmt sich daher der Prediger seines eifrigen Lesens in der heiligen Schrift, welcher dabei seine eigenen Gaben gebrauchen, aber die Schätze der Auslegung, des rechten Schriftverständnisses und des rechten Schriftgebrauchs, unbenutzt liegen lassen will, die Gott schon seiner Kirche in den Schriften eines Augustinus, eines Luther, eines Chemnitz, eines Gerhard und anderer reichbegabter Lehrer geschenkt hat. ‚Halte an, halte an mit Lesen‘, spricht der Apostel und schließt damit den treuen und eifrigen Gebrauch der Hülfsmittel ein, die einem Prediger zu Gebote stehen, die Speisekammern und Waffenlager der Schrift zu erschließen und immer tiefer in sie einzudringen. Der Apostel bezeugt hiermit einem jeden Diener der Kirche, daß er, nachdem er in das Amt zu lehren eingesetzt ist, nun nicht etwa aufhören solle, lernen zu wollen, sondern gerade dann unausgesetzt um so treuer und eifriger fortlernen und fortstudiren müsse in der heiligen Schrift und darum zugleich in allen den Schriften, die den Schlüssel zur Schrift und ihrer Anwendung ihm darreichen. Der Apostel nimmt keinen aus. Mag ein Prediger bereits eines Timotheus Erkenntniß erreicht haben, und wie Apollo bereits ein beredter Mann und mächtig in der Schrift sein, oder schwach an Erkenntniß und Gabe; mag er ein Amt haben in einer Weltstadt oder in einem verachteten Bethlehem; mag die ihm anvertraute Gemeinde eine volkreiche, aus Menschen aller Stände zusammengesetzte, oder eine kleine, aus wenigen einfältigen Seelen bestehende sein; mag er in der Kirche ein hohes oder ein niederes Amt bekleiden: einem jeden ruft der Apostel zu: ‚Halte an mit Lesen.‘“ (Brosamen, S. 334.)

Der guten Bücher, welche uns zur rechten Schriftauslegung, zum rechten Schriftverständniß und zum rechten Schriftgebrauch dienen, gibt es nicht allzuvielen. Die Auswahl ist nicht so groß, als viele meinen. Darum braucht sich niemand durch die Vorstellung, daß er eine große Masse von Schriften durcharbeiten habe, vom Privatstudium der Schriften guter Kirchenlehrer abschrecken zu lassen. Aber das Eine ist auch bei ihnen zu bedenken, daß Gottes Wort über ihnen steht; wo die Kirchenlehrer geirrt haben, sollen wir ihnen nicht unterthan sein.

Dr. Luther in der Vorrede zu Wenceslaus Lints Annotationes in die fünf Bücher Moses, 1543, schreibt: „Daß aber etliche sagen, wiewohl auch Salomo selbst sagt, Ecclesiastes am letzten (Pred. 12, 12.): Des Bücherschreibens ist zu viel, wer kann sie alle lesen? ist recht und wohl geredet; soll aber verstanden werden von meinen und meinesgleichen unzeitigen Büchern, die entweder noch nicht genug gelehrt und erfahren sind, oder nicht den Namen des Herrn (wie Mose), sondern ihren eigenen Namen preisen wollen; nicht dahin sehen, wie die Kirche ihrer Lehre gebeffert oder die Schrift erklärt werde, sondern, wie sie da mögen auf dem Markt feil stehen und gerühmt werden; welchen es zuletzt geht, wie mit dem unzeitigen Obst, welches unter den Bäumen die Säue fressen, ehe es halb reif wird. Wie wir diese dreißig Jahre sehr viel Bücher gesehen, deren doch keins mehr im Gedächtniß oder vorhanden ist; der guten Bücher aber ist noch nie keinmal zu viel gewesen, und noch nicht.“

Und weiterhin sagt Dr. Luther in derselben Vorrede: „Ob aber denselben guten treuen Lehrern und Forschern der Schrift zuweilen auch mit unterfiel Heu, Stroh, Holz und nicht eitel Silber, Gold und Edelgestein bauten; so bleibt doch der Grund da; das andere verzehret das Feuer des Tages, wie St. Paulus sagt (1 Cor. 3, 12. 13.) und Mose (3 Mos. 26, 10.): Ihr sollt von dem Firnen essen (von dem Alten); und wenn das Neue kommt, das Firne wegthun (dem Neuen Platz machen). Denn also thun wir auch mit etlichen Schriften, als Magistri Sententiarum, Augustini, Gregorii, Cypriani, und schier allen Lehrern. Darum ist's recht und wohl gethan, wem die Gnade gegeben ist, daß er sich um die Schrift mit rechtem Ernst annimmt, zu forschen und zu suchen, und was ihm Gott Gutes eingibt, den andern auch durch Bücher mittheilen, und also die Schrift helfen auslegen und die Kirche bessern, nach der Regel 1 Cor. 14, 46. Denn es soll alles zur Besserung der Kirche, das ist, zu Gottes Ehre geschehen, daß wir mit Mose den Namen des Herrn preisen.“

Luther konnte von seiner Zeit, in welcher nach langer Finsterniß das Evangelium wieder auf den Plan kam, mit Recht schreiben, daß die alten Schriften den neuen Platz machen sollten. Von unserer Zeit gilt zumeist das Umgekehrte. Es wäre sehr zu beklagen, wenn unter uns die großen, alten Kirchenlehrer den Schriften der modernen Theologen weichen würden. Dann würden wir bald von der alten, lauterer Wahrheit abkommen.

Dr. Walthers hebt im obigen Citat aus den guten und nützlichen Büchern den gewaltigsten Lehrer zwischen der Zeit der Apostel und der Reformation, den Kirchenvater Augustinus, hervor, und aus der Zeit der Reformation und später Luther, Chemnitz und Gerhard, und wir heben aus unserer Zeit Dr. Walthers selbst hervor. Beim Studiren der Schriften dieser und anderer hervorragender Kirchenlehrer tragen wir, mit der Feder in der Hand, nach und nach in unsern Commentar, in unsere dogmatischen, pastoralen und homiletischen Sammlungen ein, was uns neuen Aufschluß über eine Schriftstelle, eine Lehre, eine Amtspraxis oder Predigtgedanken gibt. So wächst unser Material zum steten Gebrauch, zum steten Nachschlagen und zur steten Verwerthung heran.

Auch bei unserer wichtigsten Arbeit, der Vorbereitung auf unsere Predigten, gilt es, von den Kirchenlehrern zu lernen und ihre Predigten recht zu verwerthen, ohne sie bloß nachzuplappern und dann ihre Arbeit für unsere eigene Arbeit auszugeben. Christian Chemnitz schreibt darüber: „Hier wird gefehlt, erstens in excessu, da einige ganze Predigten abschreiben; zweitens in defectu, da einige die Arbeiten anderer gänzlich verachten und ihre eigenen schwachen Meditationen einzig und allein bewundern. Daher rathen wir erstens, daß man gute Commentare und Postillen zu Rathe ziehe und aus denselben sowohl den richtigen Sinn als auch einen Vorrath von Gedanken entnehme; zweitens, daß man, wo man einen Mangel bei sich spürt, auch etwas freier der Arbeiten anderer sich bediene, was, wie wir meinen, ohne Rüge geschehen kann, bis man selbst einigermaßen erstarbt ist.“

Unter allen Schriften hervorragender Kirchenlehrer stehen für uns die Schriften Dr. Luthers obenan. Luther ist der in der Schrift geweissagte Kirchenreformer, also unser zuverlässigster Kirchenlehrer unter allen, welche nicht unmittelbar, wie die Apostel und Propheten, erleuchtet waren. Der Ausspruch des Altorfischen Professors Dr. Christoph Sonntag († 1717) ist ein lutherisches Sprüchwort geworden: „Quo propior Luthero, eo melior theologus.“ In seinem Pastorale, S. 10 ff., führt Dr. Walthers einen ganzen Kranz von herrlichen Zeugnissen aus Freundes- und Feindesmund dafür an, wie wichtig das Studium der Schriften Luthers sei. Dr. Walthers selbst setzt dann hinzu: „Luthers Werke sind eine fast unerschöpfliche Fundgrube für alle Zweige der Theologie, sie sind eine so reiche Schatzkammer, daß sie wohl allein eine große Bibliothek ersetzen, aber durch keine noch so große Büchersammlung ersetzt werden können.“ Luther, als der von Gott geweissagte und zubereitete Reformator der Kirche, ist durch Gottes Gnade vor Irrlehren verwahrt geblieben, selbst die ihm noch anklebenden Schwächen in seinen ersten Schriften hat er in späteren Schriften selbst zurechtgestellt. Denen, die an Luther zu tadeln finden, antwortet

Lehre und Wehre: „Daß sich heutzutage manche Gelehrte und Ungelehrte für Luthers Meister ansehen, das beweisen die mancherlei tadelnden Urtheile, die gelegentlichen Verdächtigungen und Seitenhiebe, die bei

Unwissenden um so schädlicher wirken, je mehr solche Tadler sich das Ansehen zu geben wissen, als wenn sie sonst die größten Verehrer Luthers wären. Wenn sie mir nachweisen können, daß sie die sämmtlichen Schriften Luthers also studirt haben, daß sie über alles, was zu den einzelnen Disciplinen gehört, Rede und Antwort geben können, wo und wie Luther davon redet, und wenn sie nächstvem darthun, daß sie sich alles das Gute in der Lehre und Lehrweise Luthers, was sie selbst dafür erkennen, möglichst angeeignet haben, so will ich dann auch über Luthers vorgebliche Fehler mit ihnen in Unterhandlung treten und bin aus eigener Erfahrung im Voraus überzeugt, daß sie in den meisten Fällen ihre Urtheile zurücknehmen oder doch mildern und solche Kleinigkeiten als einzelne Sandkörnchen im guten Brode ansehen werden, die man daraus entfernt, ohne sich dadurch den Genuß des Brodes verleiden zu lassen. O wie glücklich wären wir, wenn in den Schriften namentlich der neueren Theologen nicht mehr solcher Sandkörnchen vorkämen, als man etwa in den Schriften Luthers findet.“ (Jahrg. 6, S. 17.)

Wie das fruchtbare Lesen der Schriften Luthers anzustellen ist, darüber ist eine Abhandlung Dr. Walther's in „Lehre und Wehre“, Jahrg. 33, S. 305 erschienen, deren erste These lautet: „Um Lust und Liebe zum Lesen und Studiren der Schriften Luthers zu bekommen, ist vor allen Dingen nöthig, daß man sich lebendig vergegenwärtige, daß Luther nicht zu den gewöhnlichen reinen Theologen zu rechnen ist, sondern der von Gott selbst auserwählte Reformator der Kirche und Offenbarer und Umbringer des Antichrists war. (2 Thess. 2, 8. Offenb. 14, 6. 7).“ — Dr. Walther zeigt dann zuerst, in welcher Reihenfolge Luthers Schriften zu lesen sind, und darnach, wie sie zu verwerthen sind. Besonders wichtig sind die Thesen 13 bis 17, die nicht genug beherzigt werden können. Die 13. These lautet: „Man bemühe sich nicht, Luthers Schriften, die man liest, vollständig zu excerpiren, sondern bemerke nur das, was Einem darin einen wichtigen Aufschluß gegeben hat, sei es in der Exegese, oder in der Dogmatik, oder für die Predigt, oder die Biblische und Kirchengeschichte. Man mache sich Ueberschriften dazu mit genauer Angabe, wo das Betreffende steht und aus welcher Zeit es stammt. Mindestens bemerke man die Stelle, die man nicht vergessen will, durch Unterstreichen derselben, oder durch ein Ausrufungszeichen am Rande und dergleichen, es sei denn der Passus kurz und zeichne sich auch durch herrliche Form aus; dann notire man ihn nach dem Wortlaut. Man sammle sich insonderheit die zahllosen Axiomata, geflügelten Worte, Canones, Sprüchwörter und dergleichen, die oft eine ganze Welt göttlicher Gedanken enthalten. Stellen, in die man sich schlechterdings nicht finden kann, bezeichne man mit einem Fragezeichen, oder schreibe sie auf einen Zettel und bringe sie mit auf die Conferenz.“

Zu dieser These wurden folgende Bemerkungen hinzugefügt: „Das ausführliche Excerpiren Luthers ist nicht besonders fruchtbringend, denn

Luther arbeitet nicht so, daß er in strenger Gedankenreihe vorwärts ginge, sondern stürmt gleichsam en brigade voran. Darum wird man beim Exerciren oft Stellen ausschreiben, die gar nicht von Bedeutung sind, wenn man sie aus dem Zusammenhang nimmt. Man arbeite nach Vorschrift der Theses. Besonders kurze Passus sind oft darum so herrlich, weil bei Luther, wenn er sich in eine Sache hineingelebt hat, Worte und Inhalt wie Leib und Seele sind, die nicht ohne einander sein können. — Durch die Randstriche kann man sich ohne viele Mühe in kurzer Zeit einen großen Schatz sammeln. — Man schone sein Lutherexemplar nicht zu viel. Wer in seinem Leben eine Erlanger Ausgabe verbraucht, hat nichts verschwendet. — Die Stellen, in welche man sich absolut nicht finden kann, enthalten oft die tiefsten theologischen Gedanken. Wenn man auf solche Stellen kommt, soll man nicht ruhen, bis man ihren Inhalt ergründet hat. — Als eine besondere practische Beihülfe zum Lutherstudium ist ein ‚Index Rerum‘ zu nennen.“

Die 14. Thesi lautet: „So oft man auf eine schwierige theologische Frage stößt, suche man mit Hülfe des Spruch- und Sachregisters zu Luthers Werken aus Luther Aufschluß darüber zu erhalten aus allen betreffenden Stellen.“

Bemerkungen dazu: „Das muß man sich zum Gesetz machen. Ein lutherischer Prediger sollte doch wissen, wie Luther über wichtige theologische Fragen urtheilt. Er ist kein Orakel, aber sein Urtheil ist für uns von äußerster Wichtigkeit. Man lese alle Stellen nach, wo er auf den betreffenden Gegenstand kommt. Wer das fleißig thut, wird Luther bald lieb gewinnen und erkennen, daß er keinen besseren Rathgeber finden kann. Wer es nicht thut, nutzt Luther nicht aus.“

Die 15. Thesi lautet: „Man mache sich eine Sammlung solcher Stellen, welche man in seinen Predigten citiren will. Es müssen das aber solche sein, die ebenso wichtig an Inhalt als classisch im Ausdruck sind. Die bloße Berufung auf Luthers Meinung ist gefährlich, indem man damit den Schein erzeugt, man verlange Glauben auf Luthers Autorität hin. Die Sache muß der Prediger schon aus Gottes Wort erwiesen haben, und Luther dann als Zeuge auftreten.“

Bemerkungen hierzu: „Es genügt nicht, daß man bei einer schönen Stelle sich vornimmt, dieselbe zu benutzen, sondern man muß sie ausschreiben, am besten in ein besonders für diesen Zweck bestimmtes Büchlein. Solche Stellen machen einen außerordentlichen Eindruck auf die Leute. Freilich müssen es auserlesene Stellen sein, bei denen Inhalt und Form sich an Verstand und Herz des Zuhörers wenden. Man sollte es mit den Citaten aus Luther machen, wie mit Liebertversen, die man auch nicht eher citirt, bis man den Gedanken auf die Spitze getrieben hat; dann kommt das Citat als kräftiger Abschluß.“

Die 16. Thesi lautet: „Man hüte sich, sich an Luthers einfältiger Sprache, oder an Tautologieen, oder an scheinbaren Widersprüchen zu stoßen.

Luthers Sprache mußte einfältig sein; er war berufen, nicht die gelehrte Welt, sondern das Christenvolk zu reformiren. Die angeblichen Tautologieen sind beabsichtigte Mittel, die Wahrheit dem Leser deutlich zu machen und recht ins Herz zu treiben. Die getadelten Widersprüche sind entweder nur scheinbare, oder erklären sich damit, daß Luther nicht die volle Wahrheit auf einmal wie durch einen Zauberschlag erhalten hat.

Bemerkungen hierzu: „Es ist eine große Blindheit, wenn man sich an Luthers einfältiger Sprache stößt. Was hülfte es dem Volke, wenn es in hohen Worten bekäme, was Luther gibt? Was schadet es aber den Gelehrten, wenn es auch ihnen in einfacher Form vorgelegt wird? Es war Luthers höchstes Princip, daß er verstanden sein wollte. — Durch das öftere Wiederholen derselben Sache (Tautologie) mit etwas andern Worten will er endlich die Wahrheit in Verstand und Herz hineinbringen. Darüber sagt J. J. Ram bach: „Es ist wahr, wenn Luther auf einen wichtigen Punkt kommt, so kann er sich nicht damit begnügen, daß er denselben einmal vorstellt, sondern er pflegt ihn öfters hintereinander zu wiederholen und einzuschärfen; aber eben darin besteht seine Meisterchaft, daß er einerlei Sachen immer mit andern Worten auszudrücken weiß, so daß man also seine Wiederholungen keineswegs für leere und überflüssige Tautologieen halten kann, sondern vielmehr vergleichen muß mit den oft wiederholten Schlägen eines Hammers, dadurch der Nagel desto tiefer in die Wand eingetrieben wird.“ (Vorrede zu Luthers Predigten von der Liebe 2c. über 1 Joh. 4, 16—18.) — Ueber die Widersprüche in seinen Schriften spricht sich Luther selbst aus, Walch XVI, 1119 f.“

Die 17. Thesis lautet: „Man mache es sich zur Regel, jeden Tag etwas in Luthers Schriften zu lesen, und flüchte sich in dieselben sonderlich, wenn man sich trocken, müde, verzagt, traurig, rathlos und elend fühlt, und wähle dann besonders die Briefe zu seiner Aufweckung, Stärkung und Erquickung. Man mache sich mit seiner Lutherausgabe so bekannt, daß man jede Schrift ohne viel zeitraubendes Nachschlagen finden kann.“ Dr. Walther gab den Rath, man solle fleißig bei der Predigtvorbereitung seinen Katechismus treiben, auch die kernigen, einschlägigen Gesangbuchlieder ansehen. Und Luther, welcher von sich selbst bekannte, daß er des Katechismus Schüler bleibe, schreibt: „Die besten und nützlichsten Lehrer und den Ausbund halte man die, so den Katechismus wohl treiben können, das ist, die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser recht lehren. Das sind seltsame Vögel. Denn es ist nicht groß Ruhm noch Schein bei solchen, aber doch großer Ruß. Und ist auch die nöthigste Predigt, weil darinnen kurz begriffen ist die ganze Schrift, und kein Evangelium ist, darin man solches nicht lehren könnte, wenn man nur thun wollte und des gemeinen Mannes annehmen zu lehren.“ (Porta, Pastorale Lutheri, p. 126.)

Zu dem Nöthigeren unfers Privatstudiums gehört aber nicht bloß das Durchforschen der Schriften hervorragender Kirchenlehrer, sondern auch die

Kenntniß und Widerlegung der Irrlehren. Wir sollen nicht bloß lehren, sondern nach Gottes Wort auch wehren. Wir haben nicht bloß für uns selbst und für andere die göttlichen Wahrheiten zu erlernen, sondern müssen auch die denselben entgegenstehenden Irrthümer kennen lernen, um sie strafen und widerlegen zu können, besonders diejenigen Irrthümer, welche in unserer Zeit im Schwange gehen und unsere Gemeinden im hiesigen Lande und unter hiesigen Verhältnissen bedrohen. Das Studium der Streitigkeiten in der Kirche gehört zu dem Nöthigeren, damit wir unserm Amte gerecht werden können. Daß dasselbe zwar nicht auf gleicher Stufe mit dem Schriftstudium steht, aber neben demselben in zweiter Reihe einhergehen muß, sagt

Hartmann in seinem Pastorale Evangelicum: „Keineswegs dürfen wir die Meinung hegen, daß wir bei der Beschäftigung mit den Streitigkeiten uns beruhigen sollten, sondern mit den wissenschaftlichen Studien muß man das Praktische verbinden; das eine arbeitet dem andern in die Hände. Wer sich nicht beider befleißigt, wird dem heiligen Amte nicht gewachsen sein. Jene erleuchten und kräftigen die Erkenntniß und machen einen Pastor stark, diese nähren und üben die Frömmigkeit. Mit jenen stopfen wir den Kezern den Mund, mit diesen erbauen wir das Volk Gottes zur Seligkeit. Beides liegt dem Pastor ob, daß er die Wölfe verjage und die Schafe weide. Jenem dienen die wissenschaftlichen Studien, diesem die praktischen. Durch jene wird ein Pastor gelehrter, durch diese gottseliger. Das Studium der Streitigkeiten machen uns die Kezer nöthig, aber Gott das Studium der Frömmigkeit, als das unerläßlich notwendige. Wenn diejenigen, welche die Grundlehren und fast alles Practische als gewöhnlich, leicht und alltäglich, vernachlässigen und sich indef mit subtileren Fragen und verwickelteren Streitigkeiten abmühen, nachher zum Predigen kommen, gefallen sie sich selbst allerdings nur zu sehr, aber bei allen Verständigen pflegen sie Lächeln oder Mitleiden zu erregen: Lächeln nämlich, wenn sie beim geringsten Anlaß über irgend einen nicht gerade dahin gehörigen Streitpunkt mehr Worte machen als nöthig ist; Mitleiden aber, wenn sie von practischen Dingen reden wollen, und, wie in eine andere Welt versetzt, trocken und langweilig werden.“

Der Nutzen des Studiums der Lehrstreitigkeiten ist vor allem der, daß wir größere Klarheit und Genauigkeit in der Lehrdarstellung erlangen und die uns anvertrauten Seelen immer besser vor Irrthümern warnen, die Feinde der Wahrheit aber immer schlagender zurückweisen können.

Dr. Walther: „Wir leugnen nicht, daß die Kirche gerade von den Kezern, die in ihr von Zeit zu Zeit aufgestanden sind, den großen Nutzen gezogen hat, daß sie gelernt hat, was sie glaubt, immer bestimmter und unzweideutiger auszusprechen. Wie viel bestimmter reden z. B. die rechtgläubigen Lehrer von Christi Person nach den siegreichen Kämpfen mit den Arianern, Semiarianern, Nestorianern und Eutyrianern, wie viel accurater



vom freien Willen nach den pelagianischen und semipelagianischen Streitigkeiten, wie viel klarer von der Rechtfertigung, von Kirche, Amt und Kirchengewalt nach dem großen Reformationskampf wider das Papstthum, wie viel schärfer von den Gnadenmitteln des Wortes und der heiligen Sacramente nach den zurückgeschlagenen Angriffen des Zwinglianismus, Calvinismus, Anabaptismus und verwandter Schwärmerei.“

Was nun speciell unsere Zeit und unsere hiesigen Verhältnisse betrifft, so haben wir zum Studium des Nöthigeren vor allem zu rechnen Dr. Walthers Schriften, unsere Synodalberichte, „Lehre und Wehre“, und den „Lutheraner“. In diesen Schriften haben wir fast alles beisammen, was wir neben Luther gebrauchen. Theils stellen sie uns Luthers Lehre ins klare Licht und führen uns in dieselbe hinein, theils ergänzen sie, was besonders für unsere Zeit zu bedenken ist. In denselben finden wir alle Sprüche, welche sedes doctrinae sind, ausgelegt, alle Schriftlehren klar dargelegt und alle Irrlehren verworfen, die von Gott geforderte Amtspraxis beleuchtet und den siegreichen Kampf gegen alle inneren und äußeren Feinde der Kirche geführt. In diesen Schriften ist der volle Reichthum des Segens aufgespeichert, welchen Gott noch einmal vor dem Ende der Welt über seine rechtgläubige Kirche ausgegossen hat. In diesen Schriften tritt uns die rechte Gestalt der Freikirche in ihrer Einmüthigkeit des Glaubens und der Lehre und in ihrer schriftgemäßen Praxis so einzigartig und herrlich entgegen, daß sich die Kinder Gottes nicht genug darüber verwundern, die Feinde der Kirche aber nicht genug dawider toben können. Diese Schriften bilden für sich eine unersehbare Bibliothek.

(Schluß folgt.)

---

### Die Antwort der Concordienformel auf die Frage, über welche göttlichen Eigenschaften die communicatio idiomatum in Christo sich erstreckt.

Es ist bekannt, daß man in älterer und in neuerer Zeit bei der Darstellung der Lehre von den beiden Naturen in Christo und der Mittheilung der Eigenschaften von mitgetheilten und nichtmitgetheilten göttlichen Eigenschaften geredet hat. Man hat wohl gesagt, der menschlichen Natur Christi seien zwar die transitiven oder operativen Eigenschaften der göttlichen Natur mitgetheilt, die intransitiven oder quiescirenden hingegen nicht, da durch Mittheilung der letzteren, wie der Ewigkeit und Unermesslichkeit, die Wirklichkeit der menschlichen Natur, ihre Menschlichkeit und Creatürlichkeit aufgehoben worden wäre. Macht man nun damit Ernst, daß Gottes Eigenschaften eben Gottes Wesen sind, daß Gottes Wesen nicht theilbar ist, daß wo Gott ist, er eben ganz ist, und bleibt man bei dem Wort Col. 2, 9.,

daß in Christo die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, so wird man auf die Frage, über welche göttlichen Eigenschaften sich die *communicatio idiomatum* in Christo erstreckt, antworten müssen: auf alle. Eine theilweise geschehene Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die menschliche Natur lehren, heißt eine Theilbarkeit in Gott setzen und das Wort Col 2, 9. abschwächen. In diesem Sinne hat denn auch unsere Kirche in ihrem Bekenntniß Stellung zu dieser Frage genommen. Die Concordienformel spricht sich darüber so klar aus, daß man nicht im Zweifel zu sein braucht, was in diesem Stücke lutherische Lehre sei.

Im achten Artikel, der „von der Person Christi“ handelt und besonders die Lehre von der persönlichen Vereinigung und der Mittheilung der Eigenschaften in Christo den vorgefallenen Irrthümern gegenüber ausführt, findet sich die Unterscheidung zwischen operativen und quiescirenden Eigenschaften Gottes nicht. In der Epitome wie in der *Solida Declaratio* werden, nachdem zuerst von der Vereinigung der beiden Naturen in Christo die Rede gewesen und von denselben gesagt ist, daß sie nicht in ein Wesen vermengt sind, nicht die eine in die andere verwandelt ist, „die Eigenschaften göttlicher Natur“ und „die Eigenschaften menschlicher Natur“ aufgeführt. Von den göttlichen Eigenschaften heißt es Epit. Art. VIII, S. 545: „Die Eigenschaften göttlicher Natur sind: allmächtig, ewig, unendlich (*aeternam, infinitam*) nach Eigenschaft der Natur und ihres natürlichen Wesens, vor sich selbst, allenthalben gegenwärtig sein, alles wissen *z.*, welche der menschlichen Natur Eigenschaften nimmermehr werden.“ Und in der *Solida Declaratio*, Art. VIII, S. 676: „Also gläuben, lehren und bekennen wir, daß allmächtig sein, ewig, unendlich, allenthalben zumal, natürlich, das ist, nach Eigenschaft der Natur und ihres natürlichen Wesens für sich selbst gegenwärtig sein, alles wissen sind wesentliche Eigenschaften der göttlichen Natur, welche der menschlichen Natur wesentliche Eigenschaften in Ewigkeit nimmermehr werden.“ Da finden wir also Eigenschaften jener beiden Klassen in derselben Reihe, Allmacht und Allwissenheit, Ewigkeit und Unendlichkeit. Die *communicatio idiomatum* ist dem Bekenntniß nach nicht die Mittheilung nur einer Art göttlicher Eigenschaften, sondern die „wahrhaftige Gemeinschaft der Eigenschaften der Naturen“, wie *Sol. Decl.* Art. VIII, S. 680 f. sagt: „Aus diesem Grunde . . . fließt auch her die Lehre de *communicatione idiomatum*, das ist von wahrhaftiger Gemeinschaft der Eigenschaften der Naturen, davon hernach weiter gesagt werden soll.“ Wäre hier der Ausdruck „Eigenschaften der Naturen“ in beschränktem Sinne zu verstehen, so müßte dies ausdrücklich gesagt sein, nachdem in den oben angeführten Aufzählungen Eigenschaften beider Klassen ausdrücklich genannt sind und also jeder, der das Bekenntniß liest, zu der Annahme berechtigt und genöthigt ist, daß das Bekenntniß, wo es ohne Einschränkung von „den Eigenschaften“ der göttlichen Natur redet, an die genannten Eigenschaften, also auch an die Ewigkeit und Unendlichkeit denke.

Doch das Bekenntniß schränkt die göttlichen Eigenschaften in der *communicatio idiomatum* nicht nur nicht auf eine besondere Klasse ein, sondern sagt auch ganz ausdrücklich, daß bei der Mittheilung der „Majestät“ an „alle Eigenschaften“ derselben zu denken sei, wenn wir Sol. Decl. VIII, S. 690 lesen: „Wir glauben, lehren und bekennen aber keineswegs eine solche Ausgießung der Majestät Gottes und aller derselben Eigenschaften in die menschliche Natur Christi, dadurch die göttliche Natur geschwächt oder etwas von dem Thron einem andern übergebe, das sie nicht für sich selbst behielte.“ Hier soll nicht die wirkliche Mittheilung „der Majestät und aller derselbigen Eigenschaften“, sondern eine verkehrte Vorstellung von derselben, als wäre dieselbe eine Ausgießung, wodurch die göttlichen Eigenschaften von der göttlichen in die menschliche Natur wie Wasser aus einem Gefäß in ein anderes übergangen, abgewiesen werden, und die angeführten Worte sagen deutlich, daß, wo das Bekenntniß von der „Majestät“ redet, an „alle derselben Eigenschaften“ zu denken ist.

Dasselbe geht aber endlich auch daraus hervor, daß das Bekenntniß die Lehre von der *communicatio idiomatum* ganz richtig in dem *locus classicus* Col. 2, 9. niedergelegt findet. So heißt es Sol. Decl. VIII, S. 688: „So halten und lehren wir nun mit der alten rechthgläubigen Kirchen, wie dieselbige diese Lehre aus der Schrift erklärt hat, daß die menschliche Natur in Christo solche Majestät empfangen habe nach Art der persönlichen Vereinigung, nämlich weil die ganze Fülle der Gottheit in Christo wohnt, nicht wie in andern heiligen Menschen oder Engeln, sondern leibhaftig, als in ihrem eigenen Leibe.“ Und Sol. Decl. VIII, S. 681: „Was muß dann das für eine Gemeinschaft der göttlichen Natur sein, davon der Apostel redet, daß in Christo alle Fülle der Gottheit leibhaftig wohne, also, daß Gott und Mensch eine Person ist? Weil aber hoch daran gelegen, daß diese Lehre de *communicatione idiomatum*, das ist von Gemeinschaft der Eigenschaften beider Naturen, mit gebührendem Unterschied gehandelt und erklärt werde, dann die *propositiones* oder *praedicationes*, das ist, wie man von der Person Christi, von derselben Naturen und Eigenschaften redet, haben nicht alle einerlei Art und Weise.“ Und nochmals Sol. Deol. VIII, S. 690: „Dann aus solcher persönlichen Vereinigung kommts, daß Christus auch nach seiner menschlichen Natur spricht, Matth. 28: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Item Joh. 13: Da Christus wußte, daß ihm der Vater alles in seine Hand gegeben hatte. Item Col. 2: In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.“ Hier stellt also das Bekenntniß die Stelle Col. 2, 9. in eine Reihe mit den Worten Christi Matth. 28. und Joh. 13., die davon reden, was Christo in der Zeit, also nach seiner menschlichen Natur (Vgl. S. 686), gegeben oder mitgetheilt sei. Ja die Concordienformel führt die Colosserstelle, und zwar wieder neben dem Spruch Matth. 28, 18., auch gerade zur Wider-

legung des Irrthums an, daß Christus nach seiner menschlichen Natur der Allmacht „und anderer Eigenschaften göttlicher Natur“ nicht fähig sei, wenn wir Epit. VIII, Neg., unter den „widerwärtigen falschen Lehren von der Person Christi“ auch verworfen finden, „wann gelehret wird: . . . 15. daß er nach der menschlichen Natur der Allmächtigkeit und anderer Eigenschaften göttlicher Natur aller Ding nicht fähig sei, wider den ausgedruckten Spruch Christi: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Und S. Paulus: In ihm wohnet alle Fülle der Gottheit leibhaftig, Coloss. 2.“ S. 549. Damit lehrt das Bekenntniß nicht nur, daß Christus nach der menschlichen Natur der ganzen Fülle der Gottheit, aller göttlichen Eigenschaften, in der persönlichen Vereinigung und vermöge derselben fähig sei, sondern es weist damit eben den Einwurf ab, um dessen willen man auch gelehrt hat, daß die quiescirenden Eigenschaften, die Unermesslichkeit und Ewigkeit, von der Mittheilung der Eigenschaften müßten auszuschließen sein, weil sich nämlich dieselben nicht mit der wahren Menschlichkeit der menschlichen Natur Christi vereinbaren lassen.

So entschieden also die Concordienformel die *communicatio idiomatum* sich auf alle göttlichen Eigenschaften erstrecken läßt, so wenig schließt sie eine Unterscheidung der Art und Weise der Mittheilung bei den verschiedenen Arten der göttlichen Eigenschaften aus, die unsere Lehrväter gemacht haben, wenn sie sagen, die operativen Eigenschaften seien unmittelbar oder direct, die quiescirenden Eigenschaften mittelbar oder indirect, nämlich mit den Eigenschaften der ersteren Art mitgetheilt, das heißt, indem die menschliche Natur Christi einer unendlichen Allmacht, einer ewigen Weisheit theilhaftig geworden sei, habe sie die von den genannten und anderen positiven Eigenschaften unzertrennlichen negativen Eigenschaften der Ewigkeit und Unendlichkeit mit überkommen. Auch redet das Bekenntniß S. 686 von „unendlichen Eigenschaften“: „Dann lebendig machen, alles Gericht und alle Gewalt haben im Himmel und auf Erden, alles in seinen Händen haben, alles unter seinen Füßen unterworfen haben, von Sünden reinigen u. sind nicht erschaffene Gaben, sondern göttliche, unendliche Eigenschaften, welche doch nach Aussage der Schrift dem Menschen Christo gegeben und mitgetheilet sind.“ So sagt ja auch sonst das Bekenntniß, daß diese Lehre de *communicatione idiomatum*, das ist von Gemeinschaft der Eigenschaften beider Naturen, mit gebührendem Unterschied gehandelt und erklärt werde, S. 681. Aber ob auch der *modus communicationis* hier und dort verschieden sein mag, so ist doch nach der Concordienformel die Mittheilung selbst nach ihrer Wahrheit und Wirklichkeit in Absicht auf alle göttlichen Eigenschaften fest zu halten. Warum? Nicht darum, weil diese Lehre sich vor der Vernunft rechtfertigen und mit der Vernunft begreifen ließe. Das Bekenntniß weiß wohl, daß „Christus ein Geheimniß in der heiligen Schrift genannt wird“. Sol. Decl. VIII, S. 696. Die Christen sollen nicht „nach ihren Gedanken oder aus ihren eigenen argumen-

tationibus oder Beweisungen abmessen und ausrechnen wollen, was die menschliche Natur in Christo ohne derselben Abtilgung fähig oder nicht fähig könne oder solle sein“, S. 685, „sondern mit den lieben Aposteln einfältig gläuben, die Augen der Vernunft verschließen und ihren Verstand in den Gehorsam Christi gefangen nehmen“, S. 696, und dabei bleiben, „daß solches niemand besser und gründlicher wissen könne, denn der Herr Christus selber; derselbige aber hat solches, so viel uns in diesem Leben davon zu wissen vonnöthen, in seinem Wort offenbaret. Wovon wir nun in der Schrift in diesem Falle klare, gewisse Zeugniß haben, das sollen wir einfältig gläuben und in keinem Weg darwider disputiren, als könnte die menschliche Natur in Christo desselben nicht fähig sein“. S. 685.

A. G.

---

### Vermischtes.

---

**Die Echternacher Springprocession.** Von der Echternacher Springprocession gibt Paul Lindenberg im „Leipziger Tageblatt“ eine eingehende Schilderung, der wir das Nachstehende entnehmen. Wir kamen an immer zahlreicheren Pilgerzügen vorbei um neun Uhr nach Echternach, wo die Predigt noch gar nicht begonnen hatte und uns das wohlverdiente Frühstück trefflich mundete. Während desselben konnten wir aus einer kleinen französischen Flugschrift: „St. Willibrord et la Procession dansante“ unsere Kenntnisse über die seltsamste aller Processionen, die in der ganzen Welt einzig dasteht, bereichern. Der heilige Willibrord, der Gründer der Abtei Echternach, wurde um das Jahr 657 in der englischen Grafschaft Northumberland geboren, ging in seinem 33. Jahre als Missionar nach Holland und begann dort sein fünfzigjähriges Apostelamt, das sich von der Elb- und Rheinmündung bis zu den Ufern der Mosel erstreckte. Später zum Erzbischof geweiht, zog er sich hochbetagt in das von ihm 698 errichtete Kloster Echternach zurück, woselbst er 739 starb und in der Basilika-Krypta beigesetzt wurde. Schon gegen Ende des achten Jahrhunderts fanden Pilgerungen zu seinem wunderthätigen Grabe statt, am zahlreichsten in der Pfingstwoche. Wann jene den Character des Tanzes resp. Springens annahmen, ist nicht bekannt, jedenfalls schon vor dem fünfzehnten Jahrhundert, und alle Verbote nützten bisher nichts — die Pilger hielten am „Springen“ fest. Nun vor den Fenstern unsers Wirthshauses ein hastigeres Zusammenströmen und Sichschaaren Tausender von Männern und Frauen um den neben einem uralten Steinkreuz provisorisch errichteten Altar. Hier ist der Anfang des Städtchens, nur zwei bis drei Häuser, noch auf preußischem Gebiete stehend, während das luxemburgische jenseits der benachbarten, über die Sauer führenden Steinbrücke beginnt. Preußische Gensdarmen sind hier postirt, sie würden sofort jedes „Springen“ auf dieser Seite verhindern.

Jetzt naht die Geistlichkeit, kostbar gestickte Fahnen glitzern im Sonnenlicht, das auch über die goldenen und buntfarbigen Stickereien der Gewänder und Ritzen der beiden die goldenen Krummstäbe in den Händen haltenden Bischöfe, des preussischen Korum und des luxemburgischen Koppes, funkelt; in langem Zuge folgen in weißen Gewandungen und mit Virets auf den Häuptern die zahllosen, von nah und fern erschienenen Priester, theils silberne Crucifige vor sich haltend. Bischof Koppes, wohligh und sehr gesund ausschauend, besteigt den Altar; wenn Kürze den Redner macht, so ist er einer der brillantesten oratorischen Kräfte unsers Jahrhunderts. Wenige Dankesworte an seinen Collegen aus Trier für dessen Erscheinen, wenige Ermahnungen an die Pilger, die sich unterdessen fortwährend bekreuzen und leise Gebete vor sich himurmeln, mit Frömmigkeit die Wallfahrt zum Grabe des heiligen Willibrord anzutreten, der schon so viele Wunder gewirkt, das ist alles. In dichten Schaaren drängen die Massen den Bischöfen und Geistlichen nach, trotz der Tausende aber eine beklemmende Ruhe, ein düsterer Ernst. Auf der Brücke kommt man nicht vorwärts; da plötzlich drüben von der luxemburgischen Seite her zum ersten Male die Musiklänge des „Adam hatte sieben Söhne, sieben Söhne Adam“, ich schwinge mich auf das breite steinerne Brückengeländer — — welch ein seltsamer, tief das Innere erfassender, gleichzeitig ergreifender, und wehmüthig stimmender Anblick: zusammengeballte Menschenhaufen, die sich rhytmisch vorwärts und rückwärts bewegen, immer nach der gleichen Melodie, immer dasselbe Hüpfen und Springen, und nun verschwindet die Spitze zwischen den engen, alterthümlichen Gassen, und neue Schaaren fangen an zu hüpfen und zu springen, und immer länger, länger wird diese auf und nieder und vorwärts und zurück in steten Bewegungen befindliche Kette, und immer dröhnender fallen stets neue Musikcorps ein: „Adam hatte sieben Söhne, sieben Söhne Adam“ — — und ein merkwürdiger Taumel erfasst mich bei dieser Musik und bei diesem Schauspiel inmitten all der lachenden Frühlingspracht, unter diesem azurblauen, golddurchflimmerten Himmel, und ich wünschte mich weit, weit fort in irgend einen stillen Waldeswinkel, wo man nichts von diesem Anblick sieht und nichts von diesen Klängen hört. — — Aber der Eindruck sollte bald noch ein ganz anderer, stärkerer werden. Unser ortskundiger Führer geleitete uns durch Nebenstraßen zur St. Willibrordus-Basilika, einer altersgrauen Kirche, in welcher der Heilige begraben liegt und durch welche die Procession zieht. Unter der Kirche entspringt der viele Gebrechen heilende Willibrord-Brunnen, zu dem zahlreich die Pilger hinein und sein Wasser einschlürfen, denn nun naht der Pilgerzug, an der Spitze die beiden, nach allen Seiten hin ihren Segen spendenden Bischöfe und die Geistlichkeit. Ihnen folgt die Abtheilung der Väter, die nicht oder doch wenigstens jetzt nicht springen, unermülich die Litanei vom heiligen Willibrord vor sich himurmeln: „Heiliger Willibrord, ein Lehrer der Wahrheit“, „Heiliger Willibrord, ein eifriger Ausleger der Lehre Christi“,

„Heiliger Willibrord, ein sanfter Wegweiser der Irrenden“, „Heiliger Willibrord, ein unermüdblicher Arbeiter im Weinberge des Herrn“, und so in unendlicher Mannigfaltigkeit fort und dazwischen stets: „Bitte für uns, heiliger Willibrord, auf daß wir würdig werden der Verheißung Christi.“ Die zu dieser Litanei gespielten dumpfen Musikweisen werden jetzt übertönt durch die flotten Klänge des: „Adam hatte sieben Söhne“ — die Springer nahen, voran die Kinder, zehn bis zwölf bis vierzehn in einem Gliede, sie haben sich die Hände gereicht und vielen von ihnen macht das Hüpfen Vergnügen, sie lachen und gucken freudig auf die gleichfalls nach Tausenden zählenden Zuschauer, anderer Gesichter aber, namentlich unter den Mädchen, sind glühend roth und die Augen leuchten fieberhaft. Dann die Männer, vor jeder Abtheilung ein oft nur aus drei bis vier Mann, zuweilen auch halbwüchsigem Kindern bestehendes Musikkorps, in dem alle Instrumente vertreten sind: Waldhorn, Geige, Flöte, Klarinette und die merkwürdigsten sonstigen Blasinstrumente, hinter der Musik ein oder zwei Vorspringer in Hemdsärmeln, die Röcke über dem Arm: das sind die Fanatiker — sie springen regelrecht, fünf Schritte vor, drei zurück, sie drehen sich dabei um und eifern durch zornige Blicke und drohende Handbewegungen die Saumseligen an, ihrem Beispiele zu folgen, denn die Mehrzahl der Pilger begnügt sich mit einem tanzartigen Vorwärts- und Rückwärtsbewegen, stets dabei die obige Litanei singend. Die meisten der Männer sind schwarz gekleidet, nur ein Theil hat den blauleinenen Kittel an, während die Frauen fast sämmtlich schwarz costümiert sind, Tausende und Abertausende Frauen, denn sie stellen zu den circa fünfzehntausend Wallfahrern fast zwei Drittel. Manche von ihnen siebzigjährig und darüber! Viele durch Taschentücher zusammengebunden, damit sie sich nicht verlieren oder, wenn die Kraft erlahmen sollte, weitergezerrt werden! Denn es sind zwanzig Grad Hitze, die zwischen den Steinmauern der Häuser brütet, durch die endlos, endlos sich der Zug windet bis zur zweiten Nachmittagsstunde! Wie viele der Bauern und Bäuerinnen — denn nur aus diesen setzt sich die Procession zusammen — sind aus ihren Dörfern aus der Eifel und dem Hunsrüd tagelang unterwegs gewesen; hier und da spendet man ihnen während der kurzen Pausen Limonade, Bier, Wein, dann erschallt von neuem die Musik, die nebst dem Tanze in der unaufhörlich selben Melodie und der gleichen Bewegung etwas Fanatisches, Betäubendes, Aufregendes hat, und es geht weiter, weiter, weiter! Alle Spottlust bei uns ist unterdrückt, tiefes Mitleid nimmt ihre Stelle ein! Dort ein erstes Opfer; ein starkknochiger Landmann liegt im Flur eines Hauses, eine fromme Schwester ist rathlos um ihn bemüht, ein Priester steht gleichgültig zu seinem Haupte. Unser Arzt greift rasch ein; er bespritzt den Kopf des Bewußtlosen, den man auf ein Kissen gebettet, mit Eau de Cologne, reißt ihm das Hemd auf und reibt ihn mit frischem Wasser, so daß die Besinnung wiederkehrt. „Nur ohnmächtig“, meint unser Freund, „wir werden noch viele treffen; es kommen

meist vier, fünf, sechs Todesfälle vor, ganz abgesehen von den schweren Erkrankungen.“ Da hatten wir genug, fort, nur fort! Aber wir müssen warten, bis wir die Kette in einem Zwischenraume passiren können. Es ist ein Uhr Mittags, die Sonnengluth unerträglich, der Schweiß perlt von den Stirnen der Männer und Frauen, dunkelroth sind die Gesichter, die Augen Vieler haben einen starren Ausdruck angenommen, die Mehrzahl hat die Arme untereinander geschoben, um beim Wanken nicht hinzustürzen — hier kann man sich die Flagellantenzüge des Mittelalters erklären! Endlich, endlich eine Lücke, und nun fort, so schnell wie möglich, so weit wie möglich, daß uns nicht mehr diese furchtbaren Klänge erreichen, hinüber zur preußischen Seite, wo man nichts mehr hört und sieht von dieser — wie hatte sie Monseigneur Koppes, der nebst seinem hochhehrwürdigen Trierer Bruder und den übrigen Geistlichen nicht ein einziges Mal mitgesprungen ist, vorhin genannt? — von dieser „gottgefälligen, Wunderthuenden Springprocession“!

(E. L. K. 3.)

**Städter über Friedrich Wilhelm IV.** Der Hofprediger a. D. schreibt in der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ vom 19. October: Der unvergeßliche König, dessen hundertjähriger Geburtstag am vorigen Dienstag gefeiert wurde, ist eine der tragischsten Gestalten, die je einen Thron eingenommen haben. Edel, hochgesinnt nach seiner geistigen Anlage, hervorragend durch vielseitige Bildung und wissenschaftliches wie künstlerisches Verständniß, ein frommer Christ und ein Fürst von den reinsten Sitten, ausgerüstet mit dem heiligsten Willen und ganz darauf gerichtet, Vaterland und Monarchie zur Größe zu führen, sah er mitten in seiner Regierungszeit in dem Erdbeben einer elenden Revolution, der ersten in Preußen, alle seine Absichten zusammenbrechen und starb umbunkelten Geistes. Die Empörung seines geliebten und für treu gehaltenen Volkes hat er seit ihrem Ausbruch nie überwunden. So kann die höchste menschliche Begabung in der Regierung eines Volkes in schwerer Zeit versagen, und wie das Beispiel Kaiser Wilhelms I. beweist, ein schlichter, klarer, energischer Geist den herrlichsten Ruhm eines großen Fürsten erringen. — Durch manche Geschichtswerke und Veröffentlichungen des letzten Jahrzehntes ist das Bild Friedrich Wilhelms IV. immer deutlicher vor unsere Augen getreten; darin stimmen alle Schilderungen überein, daß nie ein König edler gesinnt war, aber ebenso auch darin, daß selten eine schwankendere Hand das Steuerruder des Staatsschiffes hielt. In diesem umfassenden Geist lebten alle bewegenden Gedanken des Jahrhunderts; aber sie glichen jenen Engelköpfen auf den Bildern des fünfzehnten Jahrhunderts, die nur Flügel, aber keine Füße haben. Die Ideen des Königs gingen in die Höhe, fanden aber den Grund und Boden nicht, auf dem sie zur Verwirklichung gelangen konnten. Nach den gewaltigen Erfolgen des Jahres 1866 hat Kaiser Wilhelm in einem eigens inspirirten Aufsatz einer Berliner Tageszeitung seinem Bruder ein köstliches Denkmal gesetzt. Er wollte die Zeugen einer großen und erfolg-



reichen Geschichte daran erinnern, daß in dem Herzen des unglücklichen Königs die Keime des Geschehenen gelegen hatten: eine Rundgebung, die beide Fürsten in gleichem Maße ehrt. Uns Männern der Kirche steht Friedrich Wilhelm IV. besonders nahe. Er war nicht nur ein gläubiger und tief sinniger Christ, sondern auch ein kundiger und forschender Theologe. An seinem Hofe fand man hohe und niedere Beamte, Männer und Frauen, die es mit leuchtenden Augen verkündeten, daß sie ihr Christenthum ihrem geliebten Königspaaire verdankten; denn Königin Elisabeth, die viel verkannte, war aufrichtig evangelisch wie ihr Gemahl. Aber aus diesem engeren Kreise des häuslichen und Hoflebens führte den König seine christliche Anschauung weit hinaus. Nicht nur die preussische und deutsche Geschichte, die ganze Weltentwicklung sah er im Lichte des Reiches Gottes. Wie er dies auffaßte, offenbarte sich besonders in seinen Anschauungen über Unabhängigkeit und Freiheit der Kirche. Ein starkes und schönes Wort aus seiner Feder steht an dem Kopfe unserer Zeitung.<sup>1)</sup> Die Freunde und Anhänger kirchlicher Selbständigkeit werden immer wieder auf Friedrich Wilhelm IV. zurückblicken und schmerzlich bedauern, daß unter ihm der Schritt nicht gethan wurde, der heute unter der constitutionellen Monarchie so viel schwerer geworden ist. Aber es war auch mit des Königs kirchenpolitischen Gedanken wie mit seinen politischen Plänen. Er berauschte sich in seinen wundervollen Reden, aber fand die Stunde der That nicht; — er verstieg sich zu immer reicheren Combinationen, aber die klare Gestaltung der Gedanken, die zu ihrer Realisirung unentbehrlich ist, blieb aus. . . . Nur auf einem Gebiete, dem des kirchlichen Lebens selbst, im Kirchenbauen und Anstaltengründen hat der königliche Geist Großes und Dauerndes vollbracht. Er war ein Freund kirchlicher Architectur und ein Mann der inneren Mission. Mit tiefer Bewegung liest man in dem Schriftchen, das ein Christ und Patriot zur Säcularfeier des Königs herausgegeben hat, von den mächtigen Anregungen, die dieser Missionar auf dem Throne gab und empfing. Mit den beiden Anfängern großer kirchlicher Werke, Fliedner und Wichern, stand er in gleich engem Verkehr. Das Diaconissenwesen erweckte seine ganze Liebe, und das Diaconissenhaus Bethanien, das er als eine Centralstelle der Diaconie für die gesammte evangelische Landeskirche dachte, ist ein Monument dieser Liebe. — Auch zu Wichern hatte er ein nahes Verhältniß. Zu der Gründung des Johannesstifts, des Rauhen Hauses von Berlin, hat er mit Herz, Wort und That treu mitgewirkt und die Gefangenenspflege durch Brüder der inneren Mission in dem von ihm gebauten Zellengefängniß von Moabit ist ein Vorgang, der uns noch jetzt mit Bewunderung erfüllt, freilich nicht ohne den begleitenden Schmerz, daß eine Bureaucratie, die lieber mit gedienten Unterofficieren als mit Missionaren arbeitet, den

1) „Was thut unsere Kirche? Sie ist gebunden an Händen und Füßen. Der Schlüssel der Freiheit fehlt ihr.“

königlichen Gedanken zuerst eingeschränkt, dann vernichtet hat. — In all diesem Thun war Gottes Wort der Leitstern des Königs. Daß jede Schule im Lande die Hirschberger Bibel empfing, war sein eigenstes Werk. Und als an seinem Geburtstag im Revolutionsjahre die Kuppel der Schloßcapelle vollendet wurde, leuchtete von oben auf die Hauptstadt, die noch immer in Zuckungen lag, der Spruch hernieder: „Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi.“ Unter diesen Gottesgedanken haben sich alle Gedanken Friedrich Wilhelms IV. gestellt: das war seine unvergängliche Bedeutung.

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Die diesjährige Dankfagnungsproclamation des Präsidenten Cleveland hat den folgenden Wortlaut: „Die beständige Güte und Langmuth des Allmächtigen, welche dem americanischen Volk auch während des nun vollendeten Jahres zu Theil geworden sind, fordern zu aufrichtiger Anerkennung und demüthigem Dank auf. Zu dem Ende daher, daß wir uns danterfüllten Herzens zum Preise der liebevollen Fürsorge unsers himmlischen Vaters vereinigen mögen, bestimme ich (appoint and set apart), Grover Cleveland, Präsident der Vereinigten Staaten, daß Donnerstag, der 28. Tag des gegenwärtigen Monats November, als ein Tag der Dankfagnung und des Gebets von allen unsern Mitbürgern gefeiert werden möge. Laßt uns an diesem Tage unsere gewöhnliche Beschäftigung bei Seite legen und an unsern gewohnten Plätzen des Gottesdienstes zusammenkommen, um dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben zu danken für die reichen Erträge, welche unserer Arbeit auf dem Felde, wie auf den Handelsmärkten zu Theil geworden ist, dafür, daß Friede und Ordnung überall im Lande geherrscht, Pest und schweres Unheil uns verschont haben, und für die sonstigen Gaben, mit welchen wir freigebig überhäuft worden sind. Und mit unserer Dankfagnung laßt uns die demüthige Bitte an den Herrn verbinden, die Herzen unsers Volkes so zu ihm zu neigen, daß er uns als Nation nicht verlasse, noch vergesse, sondern weiter uns seine Gnade und seine schützende Fürsorge zu Theil werden lasse, uns auf dem Pfade nationaler Wohlfahrt und nationalen Glückes führe, uns mit Aufrichtigkeit und Rechtshaffenheit begabe und in uns patriotische Liebe zu den freien Institutionen lebendig erhalte, welche uns als nationales Erbe übergeben worden sind. — Laßt uns ferner auch am Tage unserer Dankfagnung besonders der Armen und Bedürftigen gedenken und durch Wohlthätigkeit die Aufrichtigkeit unserer Dankbarkeit beweisen. — Zum Zeugniß dessen habe ich meine Unterschrift hierunter gesetzt und das Siegel der Vereinigten Staaten beifügen lassen. — Gegeben in der Stadt Washington am 4. November im Jahre des Herrn 1895 und im 120. Jahre der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Grover Cleveland.“

Die Uneinigkeit in der „Vereinigten Norwegischen Kirche“. Dem „Gemeindeblatt“ entnehmen wir Folgendes: „Die Vereinigte Norwegische Kirche (Schmidt'sche Partei) tagte zu St. Paul, Minn. Der Streit in ihrer Mitte ist noch nicht beseitigt

worden, sondern hat sich verschärft. Darüber schreibt das R.-Bl.: „Es handelt sich um die Uebergabe des Augsburg-Seminars in Minneapolis an die Vereinigte Synode, welche von dem Board des Seminars, mit den beiden Professoren Sverdrup und Ostedal an der Spitze, beharrlich verweigert wird, während die Uebergabe alles Eigenthums der 1890 sich einigenden Theile der norwegischen Kirche an den neugebildeten Kirchenkörper ein Theil des Uebereinkommens war. Hinter den Leitern des Augsburg-Seminars stehen 13 Gemeinden, die keine andere Anstalt als dieses Seminar unterstützen wollen. Sverdrup und Ostedal wurden auf der diesjährigen Versammlung um ihres unordentlichen Treibens willen nicht als Delegaten angenommen; überhaupt wurde dieser Partei das Stimmrecht in der Versammlung entzogen, bis sie sich entschließt, das Seminar zu übergeben. So ist die Partei zu entscheidendem Handeln genöthigt. Eigentliche Lehrdifferenzen liegen nicht vor, sondern der Grund der Verweigerung der Uebergabe des Seminars scheint darin zu liegen, daß diese Professoren und ihr Anhang Gegner einer gelehrten Ausbildung der Diener am Wort sind.“ — Die Vereinigte Norwegische Synode zählt 342 Pastoren, von welchen 1083 Gemeinden mit 104,851 Seelen bedient werden. Präses derselben ist Rev. G. Hoyme von Eau Claire, Wis.“ Kürzlich wurde berichtet, daß Prof. Lund von der „Vereinigten Synode“ bei der Versammlung des General Council als „Besucher“ zugegen war, der Uebereinstimmung seines Kirchenkörpers mit der Lehrstellung des Council Ausdruck gab und eine nähere Verbindung in Aussicht stellte.

**Dr. J. G. Morris** ist am 10. October auf seinem Landsitz in Lutherville bei Baltimore, wo er den Sommer zu verleben pflegte, im hohen Alter von 92 Jahren gestorben. In der General-Synode, der er nahezu 70 Jahre lang angehört hat, galt Dr. Morris nicht nur als einer der bedeutendsten Männer, sondern auch als Befürworter und Beförderer eines entschiedeneren Lutherthums, wie er denn noch jüngst bei der Grundsteinlegung des neuen Seminargebäudes zu Gettysburg durch ein öffentliches Zeugniß gegen die lagere Richtung den Unwillen vieler auf sich geladen hat. Er konnte mit warmen Worten den Standpunkt der Missouri-Synode als den allein echt lutherischen anerkennen, und daß es ihm Freude machte, „Lutheraner“ und „Lehre und Wehre“ zu lesen, hat er uns selber ausgesprochen. Leider ist aber Dr. Morris im Grunde doch über den unionistischen Gesammtcharacter der General-Synode nicht hinausgekommen. Er hatte in die Schäden, an welchen das Kirchenthum, dem er angehörte, chronisch krankt, so tiefe Blicke gethan wie wenige seines Schlages. Er war mit der verborgenen Geschichte der kirchlichen Bewegungen und Machenschaften in den östlichen Synoden vertraut wie wohl kaum ein Zweiter. Aber der Strom, dessen Tiefen und Untiefen und Krümmungen und Ufergelände ihm nicht verborgen waren, war ihm zu stark und zu lieb, als daß er sich hätte aus demselben herausbegeben auf Höhen, die ihm zu steil und rauh erschienen, zu denen ihm nur wenige, denen er nahe stand, gefolgt wären, und auf denen er sich erst noch gründlich hätte acclimatificiren müssen.

A. G.

**Verhandlungen über die Gemeindefschule bei den Unirten.** Die Unirten in St. Louis haben begonnen, in einer allgemeinen Versammlung die Gemeindefschulfrage zu besprechen. Folgende Thesen liegen der Besprechung zu Grunde: 1. Die Gemeindefschule ist Sache der ganzen Gemeinde. 2. Die Gemeindefschule ist ein notwendiger Factor in der Erziehung des Kindes, das zu einem ordentlichen Bürger und zu einem intelligenten Christen heranwachsen soll. 3. Es ist Pflicht einer jeden Kirche, welche die Kindertaufe pflegt, für eine christliche Schulung der Kinder zu sorgen. 4. Die Gemeindefschule bedarf der pekuniären Unterstützung so gut wie die öffentlichen Schulen. Für die Unterhaltung derselben hat die Gemeinde zu

forgen. 5. Abgaben an die Gemeinde- resp. Schulkasse dürfen kein Grund sein, ein Kind des Gemeindefreies vom Schulbesuch abzuhalten. (Dunkel! Soll vielleicht heißen, daß die Kinder armer Eltern, die Gemeindeglieder sind, nicht von der Gemeindefschule auszuschließen seien. L. u. W.) 6. Die Vergünstigung des freien Schulbesuchs von Seiten aller Kinder des Gemeindefreies kann mit dem Hinweis auf unsere christlichen und socialen Verhältnisse nicht begründet werden. Zur Begründung dieser These führt der Referent an: a. Die Christen unserer Zeit sind nicht so arm, das beanspruchen zu können. b. Unsere Gemeinden sind nicht so reich, dies auf die Dauer aushalten zu können. c. Troß des darin enthaltenen Missionsgedankens wird durch diese Einrichtung dem schon allzu stark ausgeprägten Wunsch, die Religion und was damit zusammenhängt, möglichst billig zu haben, nur Vorschub geleistet. d. Weil die Einrichtung einem letzten verzweifelten Versuch, die Schule zu heben, sehr ähnlich sieht, wenn sie nicht mit demselben identisch ist. Der Fehlschlag möchte rettungslos den Tod der Sache zur Folge haben. e. Wird jede Gemeinde, die nicht über ausgezeichnete Finanzquellen verfügt, Gefahr laufen, dem Zug der Zeit, auf alle mögliche Weise Mittel zum Unterhalt der Kirche und Schule aufzubringen, nachzugeben und dadurch den ausgestreuten guten Samen mit dieser Unkrautsaat wieder zu ersticken. 7. Wir schließen uns den Empfehlungen des Districts an: Den Gemeindegliedern gegen entsprechende Erhöhung ihres Beitrags in die Gemeindefkasse die Vergütung des freien Unterrichts der Kinder in der Gemeindefschule zu gewähren. — Im Bericht über die Verhandlungen heißt es: Die fünf ersten Thesen wurden angenommen; über die sechste kam es noch nicht zum Abschluß, und es wird daher die Fortsetzung in der nächsten Sitzung stattfinden. — Gegen die Erhebung eines Schulgeldes läßt sich principiell nichts einwenden. Die Eltern sind es ja, welche zunächst für die Schulung ihrer Kinder zu sorgen und die Kosten derselben möglichst zu bestreiten haben. Diesem Verhältniß entspricht die Zahlung eines Schulgeldes seitens der Eltern. Andererseits ist die Schule auch Gemeindefschule. Das Lehren des Wortes Gottes in der Schule ist, weil es über das Hausvateramt hinausgeht, Gemeindefache oder, was dasselbe ist, ein Theil des öffentlichen Predigtamts. Sodann benützt die Gemeinde die christliche Schule ja als Missionsmittel. Wenn daher die Gemeinde, von diesem Gesichtspunkt aus, ihre Schule zur Freischule macht, so ist dagegen principiell sicherlich auch nichts einzuwenden. Ja, die Gemeinde sollte das Schulgeld sofort fallen lassen, wenn sie Aussicht hat, durch diese Maßregel mehr Kinder für ihre Schule zu gewinnen. Die Mission sollte einer christlichen Gemeinde über alles gehen. Finanziell unmöglich dürfte die kirchliche Freischule nur wenigen Gemeinden sein. In der Regel gibt Gott der christlichen Gemeinde auch so viel irdisches Gut, daß sie ihren Missionsberuf ausrichten kann. Jedenfalls ist es für die ganze Gemeinde leichter, die Schule zu erhalten, als wenn die christlichen Eltern, die doch meistens nur einen Theil der Gemeinde bilden, dies durch Zahlung eines Schulgeldes thun sollen. Was die Finanzlage unserer Gemeinden betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Gemeinden nicht arm sein können, wenn die Christen, die die Gemeinden bilden, nicht arm sind. Thatsächlich macht sich freilich das, was ein Widerspruch in sich selbst ist, hin und wieder geltend. Aber dieses Mißverhältniß ist durch die anhaltende christliche Ermahnung zu beseitigen. Die Ermahnung „durch die Barmherzigkeit Gottes“ ist wie die Quelle aller guten Werke, so auch eine ganz „ausgezeichnete Finanzquelle“. Zu verwerflichen Mitteln, um Geld für Kirche und Schule aufzubringen, wird eine Gemeinde nur dann greifen, wenn bei ihr nicht mehr, oder noch nicht das Evangelium die treibende Kraft im Gemeindeleben ist. — Schließlich bemerken wir nur noch, daß nach den innerhalb unserer Synode ge-

machten Erfahrungen die Einrichtung der kirchlichen Freischule nicht in allen Fällen den Schulbesuch gesteigert hat. Eine Gemeinde sehe ihre localen Verhältnisse an und handle demgemäß. Nur sehe sie zu, daß nicht die Geldfrage den Ausschlag gebe, wenn ihre Glieder wohl im Stande sind, die Schule zu erhalten.

F. P.

**Zur Sprachenfrage.** Die reformirte Central-Synode hat sich über die Sprachenfrage ausgesprochen, indem sie folgende Sätze bei ihrer Sitzung annahm: 1. Die Central-Synode ist nicht gegen den rechtmäßigen Gebrauch der englischen Sprache in unsern Gemeinden. 2. Wir sehen es aber als einen unberechtigten Eingriff in unsere Gemeindeangelegenheiten an, wenn von Außerhalbstehenden die Einführung der englischen Sprache forcirt wird. 3. Wenn gesagt wird, daß die deutschen Prediger sorglos sind oder sein können betreffend ihrer jungen Leute, so weisen wir solche Beschuldigung entschieden zurück. 4. Ebenso weisen wir die Beschuldigung zurück, wenn gesagt wird, daß unsere deutschen Prediger die Schuld tragen, wenn englische Missionen nicht gedeihen. 5. Endlich ersuchen wir den um unsere Kirche so vielfach verdienten Herrn Dr. Hütenif, in seinem neuen Eifer für die Einführung der englischen Sprache sich zu mäßigen, da die einzelnen Prediger mit ihren Gemeinden allein berechtigt und befähigt sind zu urtheilen, welche Sprache sie gebrauchen sollen.

**Die Conventiou der Episcopalen** tagte in Minneapolis. Der Gegensatz zwischen Oberhaus (House of Bishops) und Unterhaus (House of Deputies) trat auch bei dieser Versammlung hervor. Die Bischöfe wollten die hierarchische Verfassung nach dem Muster der englischen Staatskirche noch weiter ausbauen, und zwar durch Creirung von Erzbischöfen und Ernennung eines Primas; das Unterhaus stimmte die betreffende Vorlage nieder. Ueber das stehende Thema "Christian Unity" wurde berichtet, daß sich die andern protestantischen Kirchengemeinschaften auf episcopale conditio sine qua non, das „historische Episcopat“ nicht einlassen wollten. So beschloß man, wiewohl unter lebhaftem Protest einiger Glieder der Versammlung, die Frage vorläufig fallen zu lassen.

F. P.

**Die Katholiken und religiöse Versammlungen.** Bekanntlich haben in den letzten Jahren katholische Würdenträger bei verschiedenen Gelegenheiten gemeinschaftlich mit Protestanten religiöse Versammlungen gehalten. Ueber diese Praxis hat der Pabst kürzlich sein Urtheil abgegeben. Er sagt, daß „diese gemischten Versammlungen bis jetzt mit klugem Schweigen geduldet worden seien“, es sei jedoch „rätlich“, daß die Katholiken in Zukunft nur getrennte Versammlungen hielten. Doch sollen zu öffentlichen Versammlungen der Katholiken Protestanten Zutritt haben, Fragen stellen und sich belehren lassen dürfen.

F. P.

**Cardinal Satolli.** Der Pabst hat America abermals eine Gunst erwiesen. Er hat den „apostolischen Delegaten“ Satolli zum Cardinal ernannt. Cardinal Gibbons von Baltimore hat den Auftrag erhalten, Satolli die rothe Karrenkappe, gewöhnlich Cardinalsshut genannt, aufzusetzen.

F. P.

## Ausland.

**Die Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin** ist am 21. October eingeweiht worden. Sie ist in Form eines lateinischen Kreuzes mit kurzen Armen gebaut und in frühgothischem Stil gehalten. Die Kosten belaufen sich ausschließlich der Baustelle, welche der Kaiser schenkte, auf etwa 620,000 Mk., wovon 170,000 Mk. auf den inneren Ausbau kommen. An den Geschenken für innere Ausstattung hat sich

der Kaiser mit der Ueberlassung von Kanonenmetall zu den vier Glocken theilhaftig, das Chorfenster ist von dem Kaiserpaar, Prinz und Prinzessin Heinrich gestiftet; Altarbibel, Kelch und Kircheniegel von der Kaiserin, die rothsamtmene, reich in Gold gestickte Altarbekleidung von der Großherzogin von Baden. Auch sonst wurden viele Privatstiftungen gemacht; so schenkte Commerzienrath Dippe die Orgel und dessen Frau die Kanzel etc.

(A. G. L. R.)

**Katholiken und Protestanten in München.** Die Zunahme der Protestanten in München beträgt nach den Berichten römischer Blätter innerhalb der letzten fünfzehn Jahre 122%, die der Katholiken nur 68%. In den Volksschulen sind 85% katholisch, 12% protestantisch; in den Mittelschulen ist das Verhältniß schon 70% zu 23%, und in den höheren Töchterschulen überwiegt das protestantische Element mit 42% gegen 32%. Auf sieben Ehen trifft eine gemischte; im Civilstande ist jede sechste Ehe eine gemischte, beim Militär jede vierte. Die Kinder aus solchen Ehen werden meist protestantisch erzogen. Im Cadettencorps, dem die Officiere meist ihre Söhne zuführen, ist fast die Hälfte der Zöglinge protestantisch. In den hohen Beamten- und Officierkreisen ist die gemischte Ehe mit protestantischer Kindererziehung an der Tagesordnung.

(A. G. L. R.)

**Missionen.** Die Norddeutsche Mission hat im letzten Jahre 144,586 Mt. eingenommen und 144,255 ausgegeben; doch konnten die alten Schulden (über 50,000 Mt.) noch nicht abgetragen werden. Fast die Hälfte der Einnahmen, 70,606 Mt., kam aus Bremen. Hamburg steuerte circa 15,000 Mt., Oldenburg dieselbe Summe, Hannover 10,900 Mt. Die Mission zählt im Eohealande jetzt drei Haupt- und 22 Außenstationen, 16 Missionare, sechs einzelstehende Frauen und 43 eingeborne Gehülfen. Erswert wird die Arbeit durch politische Verwickelungen, besonders aber durch die eingedrungenen römischen Missionen und die Wesleyaner. — Die Neukirchener Mission hat im Rechnungsjahre 1. Juni 1894/95 eingenommen 79,402 Mt. und 60,748 Mt. ausgegeben. Dieselbe hat in Java sechs und in Ostafrika fünf Missionare; im Missionshause waren im Juni dieses Jahres 17 Zöglinge. — Die Schleswig-Holsteinische Mission hat im Jahre 1894 circa 96,000 Mt. eingenommen, so daß sämtliche Schulden bezahlt werden konnten. Die Seelenzahl der fünf Stationen in Indien ist im Wachstum begriffen. Die Gemeinde Kotapad stieg von 57 auf 111 Seelen. Die Gesamtzahl der Taufen betrug 102.

(A. G. L. R.)

**Die Uebertritte von Katholiken zum Protestantismus** mehren sich in Frankreich. In einer katholischen Gemeinde des Südens hat der Priester von seiner Kanzel erklärt, er sehe sich innerlich genöthigt, zur evangelischen Kirche überzutreten. Fast die ganze Gemeinde ist ihm gefolgt. Trotz aller Bemühungen der Jesuiten ist es bis jetzt Rom nicht gelungen, jenen verlorenen Posten wieder zu behaupten. Vor einigen Tagen hat der genannte Priester, Jaques Bonhomme, auch in der Nähe seiner Gemeinde Vorträge gehalten. In Saint-Genis d'Herezac versuchte es ein Sendbote der Jesuiten, ein Abt, die Versammlung zu stören und den früheren katholischen Priester lächerlich zu machen. Jaques Bonhomme erwiderte seinem Gegner mit solcher Schlagfertigkeit, daß die Versammlung ihm einstimmig Beifall pflichtete und den anderen auspuffte. In Clermont-Ferrand sind durch die rastlose Arbeit von Pastor Delattre fünfzig katholische Familien evangelisch geworden und haben sich der dortigen freien Gemeinde angeschlossen. In Bourg de Bost sind ebenfalls kürzlich fünfzig Katholiken übergetreten.

(A. G. L. R.)

**Die Methodisten in Rom.** Die Methodisten haben in Rom am 20. September ihre neue Kirche geweiht. Ganz allmählich ist die Methodisten-Sache dort gewachsen.

Seitdem im December 1872 der erste Methodistenprediger in Italien seinen Einzug hielt, hat sich das Werk daselbst, wenn auch langsam, so doch Beständig erweitert und zählt gegenwärtig 31 Stationen und 24 Prediger. Das Hauptaugenmerk wurde auf Rom gerichtet und frühe daselbst eine Kirche gebaut. Diese lag in einem sehr geschäftsreichen Stadttheil, was oft störend auf die Gottesdienste einwirkte, da der große Verkehr zu viel Lärm verursachte. Inzwischen wurde auch ein Knabeninstitut errichtet, das Predigerseminar in die Hauptstadt verlegt, sowie eine Buchdruckerei in Betrieb gesetzt. Da die verschiedenen Localitäten nur theilweise ihrem Zwecke genügten, beschloß man, ein passendes Gebäude zu errichten und sämtliche Anstalten in demselben unterzubringen. Am 30. Mai 1891 wurde in schönster Lage der Stadt ein Bauplatz von 93 bei 155 Fuß erworben. Im Juli 1893 wurden die Arbeiten begonnen, 1894 durch Bischof Vincent der Grundstein gelegt und am 20. September 1895 durch Bischof Fitz-Gerald die Kirche eingeweiht.

(A. C. L. R.)

**Der Pabst und die romfahrenden katholischen Herrscher.** Die katholischen Herrscher, welche Rom besuchen wollen, befinden sich in einer schwierigen Lage. Sie dürfen nicht bei dem italienischen Hofe vorsprechen. Einen Besuch im Quirinal würde der Pabst als eine Anerkennung des status quo, nämlich der Einverleibung Roms in die italienische Monarchie ansehen. Diese Anerkennung will sich der Pabst allenfalls an einem protestantischen Herrscher, z. B. an Kaiser Wilhelm, nicht aber an einem katholischen Nachhaber gefallen lassen. Unterbleibt aber dem Wunsch des Pabstes gemäß der Besuch am italienischen Hofe, so ist das eine schwere Beleidigung des Königreichs Italien. Was nun thun? Die katholischen Fürsten müssen, wenn sie Verwickelungen vermeiden wollen, von Rom fern bleiben. Schon der beabsichtigte Besuch Dom Carlos' von Portugal hat diesen Herrscher in einen schweren Conflict mit der italienischen Regierung gebracht. Darüber berichten die Zeitungen: „Die Angelegenheit des beabsichtigten Besuchs des Königs von Portugal in Rom hat jetzt zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Italien und Portugal geführt, denn ein solcher Abbruch ist es, wenn der italienische Gesandte in Lissabon der portugiesischen Regierung erklärt hat, er werde sich auf die Erledigung der laufenden Geschäfte beschränken, bis die portugiesische Regierung die Unabhängigkeit ihrer Politik wieder erlangt habe. Was dies sagen will, ist klar genug. Die portugiesische Regierung hat im Quirinal amtlich mittheilen lassen, daß der König von Portugal nur Besuche nach Rom kommen werde, hat aber auf Einsprache des Pabstes diese Zusage wieder zurücknehmen müssen. So groß die Freude in Neu-Rom war, als man erfuhr, ein katholischer König werde endlich den Muth haben, mit der Fiction der päpstlichen Gefangenschaft zu brechen und zugleich beiden Souverainen Roms, dem weltlichen und dem geistlichen, Besuch abzustatten, so groß war und ist jetzt der Aerger darüber, daß nichts daraus wurde. Der Pabst hat bekanntlich der portugiesischen Regierung erklären lassen, der König werde die Thüren des Vatican verschlossen finden, wenn er den Quirinal besuche, worauf König Carlos versuchte, einen Besuch seines Onkels in Monza zu Stande zu bringen, was König Humbert jedoch ablehnte. Darauf ließ Dom Carlos seinen Besuch überhaupt absagen; die Folge davon war, daß die italienische Regierung ihre freundschaftlichen Beziehungen zur portugiesischen Regierung abbrach. Im liberalen Lager Italiens findet diese Energie der Regierung natürlich großen Beifall, und man muß sagen, daß es eines energischen Actes bedurfte, um das Ansehen der italienischen Regierung aufrecht zu erhalten gegenüber dem Verfahren Portugals, das sich als eine schwere Beleidigung Italiens darstellt. Herr Crispi hat es mit dürren Worten in Lissabon sagen lassen, daß Italien keinen Gesandten brauche in einem Staate,

der sich unter päpstliches Curatel gestellt hat. Die portugiesische Regierung hat ihr Verfahren damit entschuldigt, daß sie fürchtete, der Nuntius würde abberufen, wenn Dom Carlos seine ursprüngliche Absicht ausführe. Jetzt hat sie dafür den Abbruch der Beziehungen mit Italien und mag zusehen, ob sie sich dabei besser stellt. Es gibt ja in Portugal Liberale und Republikaner genug, die ein Wort zu der Sache zu sagen haben und gewiß auch sagen werden.“

F. P.

**Die Römischen unter sich.** Erst vor kurzem kam es bei einer Procession zu Ferrol in Spanien zu einer förmlichen Schlacht. Es entstand nämlich unter den Theilnehmern an der Procession Streit über die Ehre, wer das Bild des Schutzheiligen tragen solle. Man kämpfte mit Messern, Stöcken und Revolvern, bis vierzig Vermundete, einschließlich des Priesters, am Boden lagen. Nun wird der „Kölnischen Zeitung“ aus Cadix Folgendes berichtet: Die Jesuiten haben in Cadix die sogenannten „Rosarios de la Aurora“ wieder eingeführt. Wer diesen hauptsächlich aus Mönchen, Geistlichen, Seminaristen, einigen Fanatikern und vielen alten Frauen bestehenden Processionen, die singend und Gebete sprechend die Straßen durchziehen, jemals begegnet ist, wird sich eines unangenehmen Gefühls nicht haben erwehren können. So geht es auch einem großen Theil der (katholischen) Bevölkerung in Cadix, und als nun am vorletzten Sonntag auch die Dominicaner einen solchen Umzug zu veranstalten suchten, stieg der Unwille der Bevölkerung so, daß der Zug von allgemeinem, betäubendem Pfeifen empfangen und begleitet wurde. Da man, anstatt auseinanderzugehen, nichtsdestoweniger weiter zog, so kam es bald zu Thätlichkeiten. Steine, Flaschen, faule Früchte und Kartoffeln flogen hin und her und aus den Fenstern wurde Wasser zur Abkühlung auf die Streitenden gegossen; Laternen und Standarten gingen in Trümmer, kurz, es ereigneten sich wieder die bekannten Scandalsscenen, deretwegen an vielen Orten diese Processionen geradezu untersagt sind. Das Volk schrie dazu aus Leibesträfen: „Wir wollen kein Rosenkranzbeten, wir wollen Arbeit!“ Eine große Anzahl von Personen wurden verwundet, einige ziemlich schwer. Der Bischof zog sich endlich mit seinen Getreuen in die Kirche zurück und kündigte ihnen hier von der Kanzel herab an, daß er trotz alledem seinen Willen durchsetzen und am nächsten Sonntag eine neue Procession veranstalten werde. Die Gendarmerte stellte schließlich die Ordnung wieder her; doch wird sie also voraussichtlich am kommenden Sonntag von neuem zu thun bekommen, denn ein großer Theil der Bevölkerung hält, wie gesagt, diese Kundgebungen auf der Straße für nicht zeitgemäß und verweist sie in die Kirchen.

F. P.

**Die kirchenpolitische Gesetzgebung in Ungarn** ist nach langen Kämpfen und Verhandlungen zum Abschluß gekommen. Wir entnehmen darüber den Zeitungsberichten: Das Magnatenhaus hat die letzte Vorlage, betreffend die Freiheit der Religionsübung, die ihm zum vierten Male zur Berathung unterbreitet wurde, mit einer Mehrheit von sieben Stimmen angenommen. Immer kleiner ist die gegenwärtige Majorität geworden, bis sie sich schließlich in eine Minderheit verwandelte. Das geschah durch die wiederholte Ernennung neuer liberaler Pairs, aber auch durch das Fernbleiben einiger clericaler Hofbeamten, die früher die Opposition verstärken halfen; die liberalen Magnaten waren vollzählig auf ihrem Platze. Die Verhandlungen waren sehr kurz; die Opposition sah das Ergebnis voraus und ergab sich in ihr Schicksal. Von den vollzählig anwesenden Cardinälen und Bischöfen ergriff kein einziger das Wort, um gegen die „Entchristlichung des marianischen Königreichs“ zu sprechen, sondern sie überließen diese Aufgabe dem Grafen Ferdinand Zichy, dem weltlichen Führer der clericalen „Volkspartei“. Der Hauptstein des Anstoßes für die Clericalen ist der Paragraph 22 des Gesetzes, der die



Bestimmungen für den Uebertritt enthält, also diesen Uebertritt ausnahmslos, somit auch für Christen, die zum Judenthum übertreten wollen, gestattet. Graf Zichy beantragte die Streichung dieses Paragraphen, da er das Dogma der katholischen Kirche verletze; das Land, das eine solche Bestimmung annehme, sei nicht mehr christlich. Der Cultusminister Wlassics führte dagegen kurz aus: Wenn dies wahr sei, so gebe es in Europa keinen einzigen christlichen Staat mehr, denn überall sei der Confessionswechsel und auch der Uebertritt zum Judenthum gesetzlich erlaubt; sogar in dem Lande, in dem man den Grafen Zichy im Interesse der Christenheit so oft wirken sehe, sei die betreffende Bestimmung Gesez. Das Judenthum sei bereits eine gesetzlich anerkannte Religion; man könne ihr also nicht weniger Rechte einräumen, als andere Religionen sie haben. Es wäre doch sonderbar, wenn man z. B. zum Muhammedanismus übertreten könne, aber zum Judenthum nicht. Der Antrag auf Streichung lehre seine directe Spitze gegen das Judenthum; die Regierung halte dagegen an dem Paragraphen entschieden fest, damit die Gleichberechtigung der jüdischen Religion ausdrücklich in dem Geseze ausgesprochen und jeder Zweifel ausgeschlossen sei. Das Magnatenhaus lehnte sodann den Antrag Zichy's ab, ebenso den weiteren Antrag Zichy's, daß Jemand, der vom Christenthum zum Judenthum übertritt, seine unmündigen Kinder nicht in die neue Religion solle übernehmen können. Sodann wurde die Vorlage als ein Ganzes ohne weitere Debatte angenommen.

**Die Protestanten in Kroatien.** Der „A. G. L. K.“ wird aus Kroatien berichtet: Der Besuch des Kaisers und Königs Franz Josef I. am 14., 15. und 16. October d. J. in Agram bedeutete für die dortigen Protestanten einen hellen Lichtblick in ihren sonst trüben und schwierigen Verhältnissen; in all dem Druck, dem sie in Folge Mangels einer interconfessionellen Gesezgebung ausgesetzt sind; in all dem Haß, den sie von Seiten der römisch-katholischen Mitbürger als Protestanten und als Deutsche erdulden müssen. Die Huldigungsdeputation der Protestanten Kroatiens, bestehend aus dem Presbyterium der Agramer evangelischen Gemeinde, wurde an vierter Stelle, gleich nach dem Clerus der griechisch-nichtunirten Kirche empfangen, während noch vor sieben Jahren (1888), gelegentlich der Anwesenheit des Kronprinzen Rudolf, den Vertretern des Protestantismus eine Stelle unter den „Vereinen und Corporationen“ angewiesen worden war. Zwar mußte dem nationalen Chauvinismus auch bei dieser Gelegenheit ein Opfer gebracht werden; die Anrede an den Kaiser, der selbst nicht kroatisch spricht, mußte kroatisch gehalten werden! Die deutsche Antwort des Kaisers aber war ungemein huldvoll, ja sie zeichnete sich dadurch sogar vor den Antworten aus, welche der katholische und griechisch-nichtunirte Clerus auf seine Anreden erhielt. Der Kaiser besuchte auch die „Christuskirche“, bei welcher Gelegenheit er sich eingehend über die Verhältnisse der Gemeinde erkundigte, die schließlich noch dadurch einen Beweis der kaiserlichen Huld erhielt, daß ihr Pfarrer, Lic. theol. Dr. Kolatschek, zur Hofstafel geladen wurde, nach welcher der Kaiser den Pfarrer wieder durch eine Ansprache auszeichnete. Mit um so größerer Befriedigung dürfen die Protestanten Kroatiens auf die Königstage zurückblicken, als diese für sie ohne jeden Mißklang verliefen, während die unter dem gleichen Drucke stehenden Griechisch-Nichtunirten zum Gegenstande von Straßendemonstrationen gemacht wurden, ihnen Kirche und Haus beschädigt, und sogar der als Gast anwesende Patriarch Brankovitsch insultirt wurde.

**Neurologisches.** Am 11. September starb im Alter von 56 Jahren Kirchenrath Johannes Nagel aus Breslau. — Am 11. October starb im Alter von 92 Jahren zu Baltimore P. Dr. J. G. Morris, ein bekanntes Mitglied der Generalsynode.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 41.

December 1895.

No. 12.

## „Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments.“

(Schluß.)

Wie auf Jesum, so beruft sich Köhler für seine Theorie von „Gottes Wort“ auch auf die Autorität der Apostel. Er bemerkt z. B. S. 7, daß im Anschluß an Jesum auch die Apostel „die alttestamentliche Schrift als das für die Gemeinde bestimmte Wort Gottes über seine bisherigen Heils-offenbarungen darstellen“. Aber wenn die Apostel bezeugen, daß Gott durch den Mund seiner heiligen Propheten geredet habe, z. B. Act. 3, 21., wenn sie, wo sie Sprüche des Alten Testaments citiren, statt der Schrift Gott selbst als Subject der Rede einsetzen, z. B. Gal. 3, 16., so erklären sie damit, daß Alles, was im Alten Testament geschrieben steht, von Gott selbst geredet sei, selbstverständlich indirect, durch seine Organe, die Propheten.

Von Interesse ist, wie Köhler den apostolischen Ausspruch 2 Tim. 3, 16. behandelt. Wir verweisen auf folgende Ausführungen:

Ueber diese Anschauungen gehen auch die Apostel nicht hinaus. Mit Unrecht beruft sich die Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts auf 2 Petr. 1, 21. und 2 Tim. 3, 16. Die erstere Stelle gehört augenscheinlich gar nicht hierher: sie handelt nicht von der Entstehung der alttestamentlichen Schrift oder einzelner ihrer Theile, sondern von der Entstehung der Weissagungen der Propheten, und zwar ganz abgesehen von deren schriftlichen Fixirung. Dagegen setzt die letztere Stelle allerdings voraus, daß jede einzelne Schrift des Alten Testaments *θεόπνευτος* sei, und weist darauf hin, daß sie um dieser ihrer Eigenschaft willen auch nützlich sei zur Lehre und ähnlichem. *θεόπνευτος*, verschieden von *ἐμπνευστος*, heißt: von Gott gehaucht, durch Gottes Hauchen, das ist, durch seine einem Hauche gleichende, für das Auge nicht wahrnehmbare Wirksamkeit ins Dasein gesetzt. Wird das Wort von etwas gebraucht, das selbst nicht sinnlich und körperlich von Art ist, wie die Weisheit oder der Traum, so ist damit zugleich von selbst gegeben, daß es ausschließlich der unsichtbaren Wirksamkeit Gottes sein Dasein verdankt. Wird es dagegen von etwas ausgesagt, bei dessen Hervorbringung, wie z. B. bei der Hervorbringung einer Schrift, augenscheinlich und unverkenn-

bar auch Menschen thätig waren, so ist mit diesem Worte darauf hingewiesen, daß das Betreffende nicht etwa, wie man nach sonstiger Analogie annehmen möchte, ausschließlich menschlicher Thätigkeit, sondern zugleich auch Gottes unsichtbarer Wirksamkeit sein Dasein verbante. Der Apostel setzt also in der Gewißheit der Uebereinstimmung mit der Anschauung der christlichen Kirche 2 Tim. 3, 16. voraus, daß die alttestamentlichen Schriften neben ihrem unverkennbaren, nicht anzuzweifelnden und nicht angezweifelten menschlichen Ursprung einen göttlichen haben, daß ihre Entstehung im letzten Grunde auf Gottes Wille und Absicht zurückzuführen ist. In welchem Verhältnisse dabei der göttliche Wille der Entstehung dieser Schriften zu der schriftstellerischen Thätigkeit der sie producirenden Menschen stehe, ist durch das Prädikat *θεόπνευστος* in keiner Weise angedeutet. Aufschluß ist hierüber nur zu entnehmen aus ihrer objectiv vorliegenden und leicht erkennbaren Beschaffenheit. (S. 9. 10.)

Nach dem bisher Dargelegten bedarf es nicht erst des Aufwandes einer großen und tiefen Gelehrsamkeit, sondern nur eines achtamen und unbefangenen Blickes auf die klar vorliegende Beschaffenheit der alttestamentlichen Geschichtsbücher, wie er selbst dem einfältigsten und schlichtesten Christen eignen kann und sollte, um zu erkennen, daß sie, und zwar nicht nur die Darstellungen der späteren israelitischen Geschichte, sondern auch der Pentateuch und sogar die in ihm enthaltene Darstellung der Urgeschichte, in derselben Weise entstanden sind, wie die menschlichen Schriften zu entstehen pflegen. Daß dies auch von den prophetischen Schriften gilt, wurde oben wenigstens angedeutet. Unschwer läßt es sich nicht minder von den poetischen und didactischen Schriften nachweisen. Trotzdem aber, daß diese Schriften in solch echt menschlicher Weise entstanden sind, werden sie von Jesu und den Aposteln in Uebereinstimmung mit ihren israelitischen Zeitgenossen als das Wort Gottes an seine Gemeinde und mithin als gottgesetzte (*θεόπνευστοι*) betrachtet und behandelt. Ueber die Frage, aus welchen Gründen Israel ihnen diese Dignität zuschrieb, fehlt es — von der Thora im Pentateuch abgesehen — an einer sicheren Ueberlieferung. Eine solche findet sich auch nicht in den Schriften des talmudischen Judenthums. Gleichwohl kann der Grund in nichts anderm gesucht und gefunden werden, als in ihrer Herkunft und insbesondere ihrem Inhalt. Die Schriften des Alten Testaments sind sämmtlich aus dem israelitischen Volke hervorgegangen, also demjenigen Volke, auf welches Gott seit der Zeit Abrahams seine speciellen Offenbarungen beschränkte, und in welchem sein Geist in bis dahin einzigartiger Weise waltete. Und sie handeln sämmtlich von der Gemeinde Gottes, sei es daß sie zeigen, in welcher Weise Gott sich nach Israels Ueberzeugung eine ihm gehörige Menschheit auf Erden beschaffte und auf welchen geschichtlichen Wegen er sie zu dem von ihm gesetzten Ziele hinleitete, sei es daß sie die Worte des Zuspruchs wiedergeben, durch welche Gott sein Volk vor religiösen und sittlichen Abwegen warnte, es zur völligen Hingabe an ihn zu bestimmen suchte und es immer von neuem der von ihm zu beschaffenden Heilsvollendung vergewisserte, sei es daß sie die Erkenntnisse, Gefühle und Stimmungen darlegen, von welchen Israel oder der einzelne Israelit jeweils auf Grund ihres in der damaligen Menschheit einzigartigen Verhältnisses zu Gott durchdrungen waren. Indem diejenigen Israeliten der späteren Zeit, welchen ihre Zeitgenossen das feinste Verständniß für die Geschichte und Religion Israels zuerkannten, und deren Urtheil hierüber für sie selbst und ihre Nach-

kommen maßgebend war, diese Schriften — die Frage nach dem Abschluß der Sammlung der Ketubin kann hier unerörtert bleiben — unter Anschluß anderer, welche ebenfalls in Israel entstanden waren und sich ebenfalls auf das Verhältniß Israels zu seinem Gotte bezogen, und in dem Bewußtsein, daß ihre Gegenwart gleichwerthige Schriften zu produciren außer Stande sei, für heilige Schriften erklärten, gaben sie der Ueberzeugung Ausdruck, daß in ihnen die getreueste Darstellung der Thaten und Offenbarungen Gottes, sowie der getreueste Ausdruck des äußeren und inneren Lebens Israels als des Volkes Gottes zu finden, und darum aus ihnen die sicherste Belehrung über Gottes Heilsplan, seine Anforderungen und seine Verheißungen, dergleichen die sicherste Kenntniß der edelsten Blüthen, welche das vom Geiste Gottes genährte religiöse Leben Israels zeitigte, zu entnehmen sei. Die Sammlung dieser Schriften galt ihnen mithin als eine Darstellung oder Urkunde der bisherigen Offenbarungen Gottes und der von ihnen ausgegangenen Wirkungen. Da nun für die Gemeinde mindestens von der Zeit an, wo sie das Bewußtsein hatte, daß ihr nicht mehr wie in der Vorzeit außerordentliche Offenbarungen zu Theil wurden, das Bedürfniß nach einer solchen Urkunde bestand, um durch stete Normirung daran ihr religiöses Leben in Uebereinstimmung mit den früheren Offenbarungen Gottes zu erhalten, so mußte sie es als eine providentielle Fügung Gottes ansehen, daß diese Schriften entstanden und zu einer Sammlung vereinigt worden waren. In welcher Weise freilich Gottes Vorsehung bei ihrer Entstehung und Zusammenfügung zu einem Schriftganzen wirkte, ist für den Menschen unerforschlich; er wird sich auch in dieser Beziehung bei der Thatsache bescheiden müssen, daß Gottes Wege nicht unsere Wege und seine Gedanken nicht unsere Gedanken sind. (S. 21—23.)

Da nun aber die alttestamentlichen Schriften unbestreitbar und unbestritten durch menschliche Vermittelung entstanden sind, so erhebt sich die Frage, wie können sie trotz ihrer Entstehung durch Menschen Gottes Wort sein. Die alten Dogmatiker beantworteten diese Frage durch Aufstellung ihrer Inspirationsstheorie. Im Gegensatz hiezu erklärte ich in meinem obigen Aufsatz: Die alttestamentlichen Geschichtsbücher — denn um diese handelt es sich ausschließlich in dem gegenwärtigen Streite — sind zwar zum Zwecke der Fortpflanzung der Kunde von den Thaten und Offenbarungen Gottes in der Urzeit und in der Geschichte des von ihm erwählten Volkes durch fromme, von dem unter ihrem Volke wirkamen Geiste Gottes beseelte Israeliten in derselben Weise geschrieben, wie menschliche Geschichtsbücher geschrieben zu werden pflegen; daß sie aber geschrieben wurden und auf uns kamen, war Gottes providentielle Fügung, die wir wie alle göttliche Providenz nach Art und Weise nicht näher zu begreifen und zu beschreiben vermögen. Als durch Gottes Fügung entstandene nennt sie der Apostel gottgeschaukte, das ist, gottgesetzte, θεοπνευστοι. Da sie durch fehlsame Menschen geschrieben und überliefert wurden, so ist ihre Darstellung des Geschichtsstoffes, wie eine geschichtliche Untersuchung darthut, weder vollkommen noch auch nur fehlerfrei; da es aber Gottes Wille war, daß sie als Darstellungen seiner Heils offenbarungen und Großthaten in der Vorbereitungszeit geschrieben wurden und auf uns gekommen sind, wie nicht bloß das gläubige Israel erkannte, sondern auch der Herr und seine Apostel bezeugen, so haben wir ihnen unsere Kenntniß von der göttlichen Heilsverwirklichung in der vorchristlichen Zeit zu entnehmen. (S. 59. 60.)

Die im Obigen enthaltene Ausdeutung des Begriffs γραφή θεόπνευστος beweist wiederum, wie die neueren Kritiker, welche für die Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit mit solcher Emphase in die Schranken treten, im Grunde sich nur für ihre eigenen subjectiven Vorstellungen und Vorurtheile ereifern. Dieser Eifer macht sie blind für das, was wirklicher Thatbestand ist, daß sie das Blaue am Himmel nicht sehen, daß sie den klaren Sinn einfältiger Bibelworte nicht fassen und verstehen oder nicht verstehen wollen. Die Erklärung von θεόπνευστος „von Gott gehaucht, durch Gottes Hauchen, d. i. durch seine einem Hauche gleichende, für das Auge nicht wahrnehmbare Wirksamkeit ins Dasein gesetzt“ ist in der That ein exegetisches Meisterstückchen. Wenn der Hauch mit dem Auge auch nicht wahrnehmbar ist, so ist damit doch wahrlich nicht gesetzt und gegeben, daß man überhaupt jedwede unsichtbare Wirksamkeit Gottes ein Hauchen Gottes nennen könne. Alles, was auf dem Gebiet der Schöpfung sich regt und bewegt, verdankt sein Leben und seine Bewegung der unsichtbaren Wirksamkeit Gottes. Alles Gute, was sich in den Christen findet, ihr Glauben, Lieben, Hoffen, alle christlichen Tugenden, ist Gottes Werk und Wirkung, und zwar sinnlich nicht wahrnehmbare Wirkung Gottes. Welcher vernünftige Mensch würde aber in diesen Fällen von einem Hauchen Gottes reden? Und wenn dann Köhler das göttliche Hauchen, das unsichtbare Wirken Gottes, welchem die alttestamentlichen Schriften ihr Dasein verdanken, näher dahin bestimmt, daß diese Schriften aus dem israelitischen Volk, in welchem Gott sich bezeugte und Gottes Geist waltete, hervorgegangen seien und von den bisherigen Offenbarungen Gottes und ihren Wirkungen, ihrer Einwirkung auf das religiöse Leben Israels handeln, so ist das ein loses Spiel mit Worten und Begriffen. Auf diese Weise kann man aus Allem Alles machen. Dann wäre jedwede Schrift eines von Gott erleuchteten Mannes, jede christliche Schrift eine inspirirte Schrift. Denn dieselbe ist auch auf dem Boden der Gemeinde Gottes erwachsen und sagt auch von göttlichen Dingen und Gedanken. Die Vertauschung des Begriffs „von Gott gehaucht“ mit dem andern „von Gott gesetzt“, von „Gott gewirkt“ ist ein Quidproquo. Und vollends die Definition: „Als durch Gottes Fügung entstandene nennt sie (die alttestamentlichen Schriften) der Apostel gottgehauchte, d. i. gottgesetzte, θεόπνευστου“ ist ein non plus ultra von Willkür. Was hat „Gottes Hauchen“ mit „Gottes Fügung“, mit der unerforschlichen „Providenz Gottes“ zu schaffen? Unter Gottes Providenz steht Alles, was ein Christ denkt, beplant, redet, schreibt, thut, erlebt. Ist das alles deshalb inspirirt? Eine derartige Vergewaltigung der Sprache richtet sich selbst. Rein, mit dem Wort θεόπνευστος ist eine ganz besondere, einzigartige Thätigkeit und Wirksamkeit Gottes, die sonst nicht ihres Gleichen hat, angezeigt. Bei griechischen Profanscribenten erscheinen als Objecte der θεόπνευστος nur solche Begriffe, wie Träume, Weisheit, Reden, Redengüsse (ὄματα). In solcher Verbindung hat der Ausdruck θεόπνευστος Sinn und Verstand. Die Rede

eines Menschen nennt man mit Fug und Recht auch Hauch, Hauch der Lippen. Reden, Worte sind aber Vehikel der Gedanken. In und mit seinen Worten haucht der Mensch auch seine Gedanken aus. Es entspricht dem allgemeinen Sprachgebrauch, wenn man sagt, daß aus dem Mund eines Menschen Weisheit ausgeht, daß von seinen Lippen Weisheit fließt. Und diese Bezeichnung wird nun auch auf Gott übertragen, bei dem sie selbstverständlich θεοπροφητείας zu verstehen ist. Es ist ein Hauchen Gottes, wenn Gott redet und seine Gedanken, seines Herzens Meinung kundgibt. Will aber Gott, was er im Sinn hat, Menschen mittheilen, so wird das Hauchen eo ipso zu einem Einhauchen, die spiratio zur inspiratio. Wenn daher von Träumen, Weisheit, Reden gesagt wird, daß sie von Gott gehaucht sind, so ist die Meinung, daß Gott den betreffenden Personen, welche Träume haben, Weisheit besitzen, fließende Reden halten, eben diese Vorstellungen, welche die Träume erwecken, diese ihre Weisheit und ihre Reden eingehaucht, durch geheime Einsprache ihnen solche Gedanken und Worte ins Herz und auf die Lippen gegeben habe. Hieraus ergibt sich von selbst, warum die alttestamentlichen Schriften θεόπνευσται genannt werden. Diese Schriften bestehen, wie alle Schriften, aus Worten, und diese Worte sind Träger von Gedanken. Und Gott ist es eben, aus dessen Mund, Sinn und Herz diese Worte und Gedanken hervorgegangen sind. Menschen haben diese Schriften geschrieben. Aber Gott hat diesen Menschen das zugehaucht und eingehaucht, was sie geschrieben haben, Gott hat ihnen eben diese Worte und mit den Worten den Sinn, den sie in sich schließen, eingesprochen, eingegeben, an die Hand gegeben, zu dem Zweck, daß sie das, was sie im Geist vernahmen, aufschreiben sollten, ihren Zeitgenossen und den Nachkommen zur Lehre, Strafe, Mahnung, zum Trost und zur Erbauung. Es heißt: „Alle Schrift von Gott eingegeben.“ So weit die Schrift reicht, so weit erstreckt sich auch die Theopneustie. Alles, was geschrieben steht, ist von Gott gehaucht, eingegeben, kein Tüttelchen ausgenommen. Und ist es von Gott eingegeben, so ist es auch alles lauter und wahr, gut und heilsam, ohne Makel und Tadel, ohne Fehl und Irrthum. Dies und nichts Anderes besagt der Ausdruck πάντα γραφή θεόπνευστος und kann nichts Anderes meinen. So hat die Christenheit von Anfang an von der Inspiration der Schrift geurtheilt, geglaubt und gelehrt. Das ist die Meinung jedes einfältigen, schlichten Christen, wenn er von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift redet. Auch die alten Rationalisten haben durchweg eben diesen Sinn mit dem Terminus Inspiration verbunden und waren so ehrlich, offen zu bekennen, daß ihre Anschauung von der Schrift und deren Entstehung eine ganz andere sei, als die St. Pauli und die der christlichen Kirche. Diesem Inspirationsbegriff St. Pauli widerspricht aber keineswegs „die objectiv vorliegende und leicht erkennbare Beschaffenheit“ der Schrift. Daß die Schrift, wie sie vorliegt, offenbare Irrthümer und Widersprüche enthalte, leugnen wir freilich mit Entschiedenheit. Daß hin-

gegen die Schriften Alten und Neuen Testaments die Eigenthümlichkeiten ihrer menschlichen Autoren in der mannigfaltigsten Weise wiederpiegeln, hat noch kein Vertreter der kirchlichen Inspirationslehre bestritten. Gott, der Heilige Geist, hat eben, da er Propheten und Aposteln das inspirirte, was sie schreiben sollten und geschrieben haben, diese heiligen Menschen Gottes, wie sie waren, mit ihren Characterverschiedenheiten, mit ihren verschiedenen Sprachidiomen, mit ihrem Wissen, mit ihren Kenntnissen und Forschungen, mit ihrer geistlichen Erkenntniß und Erfahrung, mit ihren subjectiven Gefühlen, Empfindungen, Stimmungen in seinen Dienst genommen. Wir brauchen uns jetzt hierüber nicht weiter zu verbreiten. Mit dem Begriff und Wesen der Theopneustie, sowie mit der Frage, wie die vorliegende Beschaffenheit der Schrift damit stimmt, und mit den angeblichen Widersprüchen und Unrichtigkeiten in der Schrift, die man gerade neuerdings geltend gemacht, hat sich diese unsere theologische Zeitschrift schon früher eingehend beschäftigt. Vergl. „Lehre und Wehre“, 1886, S. 161. 205. 249. 281. 313; 1892, S. 289. 321. 353; 1893, S. 33. 65. 97. 134. 198. 265.

Wie grob die neueren Kritiker ihrem eigenen Princip, „der geschichtlichen Wirklichkeit“, ins Angesicht schlagen, ergibt sich auch noch aus folgendem Umstand. Köhler perhorrescirt an seinem Theil „die innerhalb der lutherischen Kirche besonders während des 17. Jahrhunderts ausgebildete Theorie, daß den heiligen Schriftstellern Alles, was sie niederschrieben, auch das ihnen von anderwärts her bereits Bekannte, selbst historische, chronologische, genealogische, astronomische, physische und politische Thatfachen, unmittelbar von Gott durch seinen Heiligen Geist mitgetheilt worden sei, und somit jedem Worte unbedingte Zuverlässigkeit zukomme“. S. 7. 8. Durch die ganze moderne Schriftkritik, und gerade die sogenannte positive, zieht sich das Axiom, daß man in der Schrift zwischen Nebendingen, Nebenumständen, den Dingen des natürlichen Lebens und der Hauptsache, den Dingen, die Glauben und Seligkeit betreffen, scheiden und unterscheiden müsse, und daß nur in letzterer Beziehung die Schrift unbedingt glaubwürdig und zuverlässig sei. Es ist, als ob diese modernen Schriftgelehrten die heiligen Schriften nie gelesen hätten. Jeder einfältige Bibelleser empfängt aus allen Büchern der Bibel den unwiderstehlichen Eindruck, daß hier Alles aus Einem Gusse ist, daß Nebendinge und Hauptsachen hier nicht nur aufs engste mit einander verwoben sind, sondern erstere auch letzteren dienen, daß auch die sogenannten geschichtlichen, naturgeschichtlichen, geographischen, astronomischen Notizen zu dem Einem Hauptzweck der Schrift in Beziehung stehen, daß wir hier durchweg auf geheiligtem Boden wandeln. Die Sonderung des profanen von dem heilsgeschichtlichen Schriftinhalt, die auch practisch absolut undurchführbar ist, ist ein *πρωτον δευδευς* der neueren Schrifttheologie.

Wir wollen schließlich Köhlers Urtheil über die Stellung Luthers zu

der Inspiration der Schrift einer kurzen Prüfung unterziehen. Dasselbe lautet S. 30 folgendermaßen :

Aber nicht nur die gegenwärtige lutherische Theologie . . . verwirft die Inspirationsstheorie der alten protestantischen Dogmatiker, sie ist auch nicht die Luthers. So unbedingt Luther die Heilige Schrift als Gottes Wort anerkennt, eine ebenso große Freiheit nimmt er für die Beurtheilung und selbst die Verwerfung ihrer einzelnen Theile in Anspruch, eine Freiheit, die manchem modernen Lutheraner recht bedenklich erscheint. Die Schrift ist ihm Gottes Wort, weil und insoweit sie Christum treibt; insoweit sie aber nach seiner Einsicht Christum nicht treibt, lehnt er ihre einzelnen Bestandtheile in einer Weise ab, die mit den Lehren der späteren Dogmatiker von der *suggestio rerum et verborum* schlechterdings unvereinbar ist. Die Stellen sind bekannt. Aber es dürfte für den gegenwärtigen Streit nicht belanglos sein, sie sich in ihrem Wortlaute noch einmal vorzuführen. (S. 30.)

Und nun citirt Köhler S. 30—37 drei Gattungen von Aussprüchen Luthers. Zum Ersten solche, in denen Luther die biblischen Bücher darnach bemisst, wie weit sie Christum treiben und predigen, und diejenigen Bücher die besten nennt, welche den Glauben, Christi Werk und Verdienst am meisten austreichen, als da sind Johannis Evangelium, St. Pauli Episteln, St. Peters erste Epistel. Aber es kommt Luther nicht in den Sinn, den andern heiligen Schriften, welche nicht in demselben Maße Christum treiben, den göttlichen Ursprung und göttliche Autorität abzuspochen. Es war eben nicht die Absicht des Heiligen Geistes, in allen Büchern und Theilen der Schrift Alles zu lehren. Der Geist Gottes hat in der Belehrung, die er uns durch Propheten und Apostel gegeben hat, Wichtiges und minder Wichtiges verbunden, und auch das scheinbar Geringfügigste dient unserm Glauben. Zum Andern führt Köhler *Dicta* Luthers an, in denen derselbe sich beklagt, daß der biblische Text durch spätere Abschreiber, „durch etliche Klügel“ verderbt worden ist. Was thut das aber zur Sache? Daß die Schreiber der biblischen Bücher Alles vom Heiligen Geist empfangen und daher nie geirrt haben, das lehrt die Schrift. Daß jedoch auch die Abschreiber inspirirt gewesen und vor Irrthum bewahrt geblieben seien, davon sagt die Schrift nichts. Das behaupten darum die heutigen Vertreter der kirchlichen Inspirationslehre ebensowenig, wie die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts. Zum Dritten beruft sich Köhler zum Beweis für den freieren Standpunkt Luthers auf dessen Urtheile über die Briefe des Jacobus und Judas, den Hebräerbrief und die Offenbarung St. Johannis. Aber die sogenannten deuterokanonischen Schriften des Neuen Testaments hielt Luther, wenn er sich abfällig über sie äußerte, eben nicht für kanonisch. Und das sind doch zwei ganz verschiedene Fragen, die Frage nach der Entstehung der kanonischen Bücher und die Frage nach dem Umfang des Kanon. Was wir von der göttlichen Eingebung und Irrthumslosigkeit der Schrift sagen, das bezieht sich selbstverständlich nur auf die kanonischen Schriften Alten und Neuen Testaments. Wie man sich auch zu den deuterokanonischen Büchern



des Neuen Testaments stellen mag, so thut dies dem Glauben an die Inspiration der Schrift nicht im mindesten Eintrag.

So wird in den von Köhler beigebrachten Aeußerungen Luthers die Frage nach dem Ursprung und der Glaubwürdigkeit der Schrift mit keiner Silbe berührt, und so kann man damit auch nicht beweisen, daß Luthers Anschauung von der Schrift mit der Lehre der späteren Dogmatiker von der *suggestio rerum et verborum* unvereinbar sei.

Nur Ein Citat scheint den Punkt zu treffen, um den es sich hier handelt. S. 31 bemerkt Köhler: „Nicht minder scharf urtheilt Luther über das Buch Esther in *De servo arbitrio*, wo es heißt: *Esther quamvis hunc (scil. librum) habeant in canone, dignior omnibus me iudice qui extra canonem haberetur.*“ Er sieht es offenbar als eine ausgemachte Sache an, daß dieser Ausspruch Luthers dem kanonischen Buch Esther gelte, hat es aber nicht der Mühe werth geachtet, jenen Satz, welcher so isolirt sich gar nicht verstehen läßt — was soll das *dignior omnibus*? — im Zusammenhang zu befehen. Luther bezieht sich in dem Abschnitt, welcher mit der Bemerkung über Esther abschließt, auf eine Aeußerung des Erasmus über das Buch Sirach. Erasmus schreibt § 8 seiner Diatribe: „Ich glaube nicht, daß Jemand wider das Ansehen dieses Buchs (Weisheit Sirachs) etwas einwenden werde, welches zwar nach des Hieronymus Zeugniß vorzeiten bei den Hebräern nicht für kanonisch gehalten worden ist, welches aber die christliche Kirche mit allgemeinem Beifall in ihren Kanon aufgenommen hat. Ich sehe auch keine Ursache, warum die Hebräer dieses Buch von ihrem Kanon haben wollen ausgeschlossen haben, da sie doch die Sprüche Salomonis und das Hohelied, ein Liebeslied, in denselben aufgenommen haben. Denn was sie bewogen habe, daß sie die zwei letzten Bücher Esra, die Historie von der Susanna und Daniel und vom Drachen zu Babel, das Buch Jubith, Esther und einige andere nicht in ihren Kanon aufgenommen haben, sondern unter die sogenannten Hagiographa (d. i. Apokryphen) gezählt, kann man leicht errathen, wenn man nur diese Bücher mit Bedacht liest. Allein in diesem Buch (Sirach) ist dem Leser nichts Derartiges zuwider.“ St. Louiser Ausg. XVIII, S. 1612. 1613. Hier redet Erasmus von einem Buche Esther, welches die Hebräer nicht in ihren Kanon aufgenommen, sondern zu den Apokryphen gezählt haben, meint also offenbar nicht dasjenige Buch Esther, welches die Hebräer in ihren Kanon aufgenommen haben, sondern eine apokryphische Schrift Esther, das ist die griechisch geschriebenen, apokryphischen Zusätze zu dem kanonischen Buch Esther, welche von Hieronymus ausgeschieden und als besonderes Schriftstück an das Ende des kanonischen Buchs Esther gesetzt sind. Und nun erwidert Luther dem Erasmus: „Ich könnte freilich dieses Buch (Sirach) mit Recht verwerfen, doch nehme ich es einstweilen an, damit ich nicht in die Frage hineingezogen werde und die Zeit darüber verliere, welche Bücher in den Kanon der Hebräer aufgenommen seien, gegen den Du ziemlich bissig

bist und ihn verspottest, indem Du die Sprüche Salomonis und das Hohelied, ein Liebeslied, wie Du es mit zweideutiger Stichelei nennst, vergleichst mit den beiden Büchern Esra, Judith, der Historie von Susanna und dem Drachen und Esther. Obgleich sie dies im Kanon haben, so wäre es nach meinem Urtheil doch mehr werth als alle, daß es außerhalb des Kanon gehalten würde.“ St. Louifer Ausg. XVIII, S. 1763. Es ist außer Frage, daß Luther bei „Esther“ dieselbe Schrift im Sinne hat, wie Erasmus, eine apokryphische Schrift. Er stellt ja, wie Erasmus, Esther in Eine Linie mit andern Apokryphen und macht es Erasmus zum Vorwurf, daß er zwei kanonische Bücher, die Sprüche Salomonis und das Hohelied, apokryphischen Büchern, wie Esther, vergleicht, gleich schätzt. Von eben diesem Buch Esther, dem apokryphischen Seitenstück zu dem kanonischen Buch Esther, merkt Luther an, daß dasselbe, wenn sie, die Papisten, es auch in ihrem Kanon haben, nach seinem Urtheil doch nicht zum Kanon gerechnet werden sollte, viel weniger noch, als alle die andern, zuvor genannten apokryphischen Bücher, welche die lateinische Kirche sämmtlich in ihren Kanon aufgenommen hatte. Das absprechende Urtheil Luthers über Esther in den Tischreden, auf welches Köhler auch noch hinweist, beziehen wir, wenn es anders echt ist, mit Fug und Recht gleichfalls auf die apokryphische Schrift Esther, fintemal Esther neben dem zweiten Buch der Maccabäer erwähnt wird. Daß Luther auch sonst zwischen dem kanonischen Buch Esther und den apokryphischen Zusätzen zu unterscheiden wußte, zeigt seine „Vorrede auf die Stücke Esther und Daniel“: „Hier folgen etliche Stücke, so wir im Propheten Daniel und im Buch Esther nicht haben wollen verdeutschen. Denn wir haben solche Kornblumen (weil sie im hebräischen Daniel und Esther nicht stehen) ausgerauft; und doch, daß sie nicht verdürben, hie in sonderliche Würzgärtlein oder Beete gesetzt, weil dennoch viel Gutes und sonderlich der Lobgesang Benedicite drinnen gefunden wird.“ Erl. Ausg. 63, S. 107.

Was Köhler aus Luther citirt, trifft nicht den *status controversiae*. Dagegen hat er diejenigen Aussprüche Luthers, welche wirklich zur Sache gehören, ganz mit Stillschweigen übergangen. Luther bezeugt aufs deutlichste, daß die heilige Schrift, und zwar die ganze heilige Schrift, vom Heiligen Geiße geredet, geschrieben, gemacht, in Buchstaben gefaßt ist, daß der Heilige Geiße durch die Propheten und Apostel geredet, geschrieben, daß er den Propheten und Aposteln Alles, was sie geschrieben, eingegeben hat. „Die heiligen Menschen Gottes haben geredet aus Eingebung des Heiligen Geistes. Daher singet man in dem Artikel des Glaubens von dem Heiligen Geiße also: der durch die Propheten geredet hat. Also gibt man nun dem Heiligen Geiße die ganze heilige Schrift.“ „Darum sind diese Worte Davids auch des Heiligen Geistes, die er durch seine Zunge redet.“ „So haben wir hier abermal zwei unterschiedliche Personen, den Vater und den Sohn; so ist der Heilige Geiße ohne das da, der solchen Psalmen vom Vater

und Sohn mit ihren Worten eingeführt, gemacht und geredet hat.“ „David will's nicht leiden, daß man sollte ihm die Worte zuschreiben. Es sind lustige, liebe Psalmen Israels, spricht er, aber ich habe sie nicht gemacht, sondern der Geist des Herrn hat durch mich geredet.“ „So ist der Heilige Geist da, der es durch Daniel redet. Denn solch hoch, heimlich Ding könnte Niemand wissen, wo es der Heilige Geist nicht durch die Propheten offenbart; wie droben oft gesagt, daß die heilige Schrift durch den Heiligen Geist gesprochen ist.“ „So ist der Heilige Geist auch da, als der rechte einige Gott, der durch David und alle Propheten mit uns Menschen redet.“ „Wohlan, St. Johannes fähet sein Evangelium also an: Im Anfang war das Wort ꝛc. Dies sind St. Johannis, oder vielmehr des Heiligen Geistes Rede.“ Erl. Ausg. 37, S. 11. 12. 15. 16. 31. 40. „Die heilige Schrift ist Gottes Wort, geschrieben, und, daß ich's also rede, gebuchstabet, in Buchstaben gebildet.“ „Gott aber ehret und segnet die, welche mit St. Peter bekennen, Christus sei des lebendigen Gottes Sohn, und die Schrift sei von dem Heiligen Geist geschrieben.“ Erl. Ausg. 52, S. 298. 299. „Römer 15. Was aber vorhin geschrieben ist ꝛc. Das ist: Der Heilige Geist wollte gerne schreiben und lesen, wenn er könnte Leser und Hörer haben. Durch die Propheten hat er uns geschrieben; da man das nicht verstehen konnte, oder nicht lesen wollte, da fing er selbst an durch die Apostel uns zu lesen und zu lehren, daß wir's ja sollten verstehen.“ Erl. Ausg. 52, S. 382. Moses fons est, ex quo prophetae sancti et apostoli quoque sapientiam divinam spiritus sancti beneficio hauserunt. Sentiamus igitur hunc psalmum ab ipso spiritu sancto factum et nobis propositum esse. Erl. Ausg. Opp. lat. 18, S. 265. 270. „Was nun in den Propheten geschrieben und verkündigt ist, sagt Petrus, das haben nicht Menschen erfunden, noch erdacht, sondern die heiligen, frommen Leute haben's aus dem Heiligen Geist geredet.“ Erl. Ausg. 52, S. 234. „Solches muß allein die heilige Schrift thun, von Gott selbst eingegeben und gelehret.“ Erl. Ausg. 52, S. 390.

Ebenso fest, wie der göttliche Ursprung, steht Luther die absolute Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift. Er urtheilt und lehrt, daß jeder Tüttel, jeder Buchstabe der Schrift unverbrüchliche Geltung hat, daß sich in der Schrift keinerlei Irrthümer finden, keine Widersprüche, auch nicht in den geringfügigsten Dingen. „Der Heilige Geist ist kein Narr noch Trunkenbold, der Einen Tüttel, geschweige Ein Wort sollte vergeblich reden.“ W. III, S. 2804. Vorher citirt Luther mehrere Bibelsprüche, auf die er eben diesen Kanon anwendet. „Und gilt unsere Schrift so viel, als ihre (der Juden); sintemal kein Buchstabe in der Schrift vergeblich ist. Daß sie aber unsere Schrift wollen deuten, das gestehen wir nicht zu; und sie haben es auch nicht Macht noch Recht, denn es ist Gottes Schrift und Gottes Wort, die kein Mensch deuten soll noch kann.“ Erl. Ausg. X, S. 1018. „Deshalb sollen wir lernen, die Majestät und das Ansehen des Wortes

groß und herrlich zu machen. Denn es ist nicht etwas Geringses, wie die Schwärmer heutzutage meinen, sondern ein Tüffel ist größer, als Himmel und Erde. Deshalb nehmen wir hier durchaus keine Rücksicht auf die Liebe oder christliche Einigkeit, sondern gebrauchen schlechterdings des Richtstuhls, das heißt, wir verfluchen und verdammen Alle, die auch nur im Geringsten die Majestät des göttlichen Wortes verkehren oder verlegen.“ St. Louiser Ausg. IX, S. 655. „Ich verwerfe sie (die Lehrer der Kirche) nicht, aber dieweil Jedermann wohl weiß, daß sie geirrt haben als Menschen, will ich ihnen nicht weiter Glauben geben, denn sofern sie mir Beweisung ihres Verstandes aus der Schrift thun, die noch nicht geirrt hat.“ W. XV, S. 1758. „Das hat den guten Mann Dekolampad betrogen, daß Schrift, so wider einander sind, freilich müssen vertragen werden und ein Theil einen Verstand nehmen, der sich mit dem andern leidet; weil das gewiß ist, daß die Schrift nicht mag mit ihr selbst uneins sein.“ St. Louiser Ausg. XX, S. 798. „Es ist unmöglich, daß die Schrift wider sich selbst sein sollte; ohne allein, daß die unverständigen, groben und verstockten Heuchler so dünket.“ St. Louiser Ausg. IX, S. 356. „In der Schrift stimmt das Borige mit dem Letzten.“ St. Louiser Ausg. I, S. 654. In der Auslegung der Genesis, zu 11, 11., bemerkt Luther: „Hier entsteht auch noch eine andere Frage: Wie Arphaxad zwei Jahre nach der Sintfluth gezeugt sei, dieweil er der dritte Sohn Sems ist? wie Mose im vorigen Capitel, B. 22., angezeigt hat.“ Er zeigt dann, wie Andere diesen scheinbaren Widerspruch ausgeglichen haben, und welches seine Meinung ist, und schließt diese Frage mit den Worten ab: „Aber, wie gesagt, wird dadurch unser Glaube nicht gefährdet, wenn wir solches gleich nicht wissen. Denn das ist gewiß, daß die Schrift nicht lüget.“ Also das ist nach Luthers Urtheil gewiß, daß die Schrift auch in solchen äußerlichen Dingen, wie in chronologischen Notizen, nicht irrt und lügt. St. Louiser Ausg. I, 713. 714. Vergl. auch S. 721. Köhler schreibt S. 34 im Anschluß an die bekannten Worte Luthers: „Hier wirst du die Windeln und die Krippen finden, da Christus innen liegt“ zc.: „Zu diesen geringen Windeln und Krippen rechnet Luther ohne Zweifel auch die Irrthümer, welche in den heiligen Schriften vorkommen.“ Der Satz wird richtig, wenn man ihn just in das Gegentheil umsetzt: Bei diesen geringen Windeln und Krippen denkt Luther sicher nicht an etwaige Irrthümer der Bibel. Hebt er doch auch in demselben Zusammenhang hervor, daß diese geringen Worte der Schrift eitel Worte der göttlichen Majestät, Macht und Weisheit sind.

Wir könnten diese Zeugnisse Luthers von dem göttlichen Ansehen der Schrift leicht verzehnfachen, ja verhundertfältigen. Im Grund bedarf es gar keiner Citate. Wer mit Luthers Schriften, insonderheit seiner Schriftauslegung einigermaßen vertraut ist, der weiß, wie oft er, was er aus der Schrift anführt, direct dem Heiligen Geist zuschreibt, und daß er jedes Schriftwort als ein Wort ansieht und behandelt, das Gott zu uns geredet

hat, und an welches wir daher unbedingt gebunden sind. Die Köhler'sche Darlegung der Stellung Luthers zur Schrift ist eine Verfälschung der Lehre Luthers, wie sie nicht krasser und gröber gedacht werden kann. Und wir haben nun Beweises genug, wie die neueren Kritiker mit „der geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit“ umspringen.

Wahrlich, es ist ein Sieg und Triumph der alten kirchlichen Inspirationslehre, wenn sie mit derartigen Mitteln und Waffen belämpft wird.

G. St.

(Eingefandt auf Beschluß der Pastoralconferenz von Edoß-Missouri.)

### Vom Privatstudium des Pastors.

(Schluß.)

3. Das Nöthige. Zum Nöthigen des Privatstudiums sind diejenigen Hilfsmittel zu rechnen, deren wir bedürfen, um dem Nothwendigsten und Nöthigeren unsers Studiums möglichst gerecht zu werden. Obenan steht die

**Sprachwissenschaft.** Ein Theologe sollte den Grundtext der Schrift, wenn irgend möglich, lesen können und dazu die hebräische und griechische Sprache fleißig treiben. Zum Lesen fast der meisten älteren hervorragenden Kirchenlehrer ist die lateinische Sprache nothwendig.

Scheele in seiner „Trunkenen Wissenschaft“, S. 11, schreibt: „Ich schließe mit meinem Caeterum Caeterum: Täglich die heilige Schrift, zuerst im Grundtexte, dann in Luthers Uebersetzung!“

Luthers Uebersetzung der heiligen Schrift in die deutsche Sprache ist ein so herrliches, unübertreffliches Meisterwerk, daß das Verständniß der Grundsprachen zum Studium der heiligen Schrift für die eigene und für die Seligkeit anderer nicht unbedingt nothwendig ist. Aber wem Gott die Gunst und Gelegenheit gegeben hat, die Grundsprachen zu erlernen, der sollte ja recht dankbar dafür sein und diese Gabe nicht verachten und verschütten, sondern die Schrift auch fleißig in den Grundsprachen lesen und namentlich bei der Vorbereitung auf seine Predigten den Grundtext ansehen, in welchem die göttlichen Wahrheiten ursprünglich niedergelegt sind. Hieraus tritt uns der Sinn des Heiligen Geistes am klarsten entgegen. Wer der Grundsprachen nicht mächtig ist, muß und kann ja freilich zu den Erklärungen rechtgläubiger Kirchenlehrer greifen, welche die Schrift aus dem Grundtexte erklärt haben. Aber die eigentliche Auslegung und Erklärung der Schrift kommt aus dem Grundtexte. In August Pfeiffers „Thesaurus hermeneuticus“ lautet der 24. Canon: „In Erklärung jeder Schriftstelle muß auf den Originaltext zurückgegangen werden.“ Man kann wohl auch ohne Kenntniß der Grundsprachen selig werden und andere zur Seligkeit führen, aber ohne Hilfe der Grundsprachen würde die Wahr-

heit nicht so klar hervorgehoben und der Irrthum nicht so entschieden zurückgewiesen werden können, als dies aus dem Grundtexte geschieht.

Dr. Luther sagt in seiner Schrift an die Rathsherrn aller Städte Deutschlands: „So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart laßet uns über den Sprachen halten; denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwei Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in die hebräische, das Neue in die griechische; welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Worte erwählet hat, sollen auch wir dieselben vor allen andern ehren.“

In derselben Schrift sagt Luther: „Item, St. Augustinus selbst muß bekennen, wie er schreibet de doctrina Christiana, daß einem christlichen Lehrer noth ist über die lateinische auch die griechische und hebräische Sprache. Es ist sonst unmöglich, daß er nicht allenthalben anstoße; ja noch Noth und Arbeit da ist, ob einer die Sprachen wohl kann.“

Von sich selbst sagt Luther in derselben Schrift: „Das weiß ich aber wohl, wie fast der Geist alles allein thut, wäre ich doch allen Bischen zu ferne gewesen,<sup>1)</sup> wo mir nicht die Sprachen geholfen und mich der Schrift sicher und gewiß gemacht hätten. Ich hätte auch wohl können fromm sein und in der Stille recht predigen“ (das kann also auch ohne Kenntniß der Sprachen geschehen), „aber den Pabst und die Sophisten mit dem ganzen antichristlichen Regimente würde ich wohl haben lassen sein, was sie sind. Der Teufel achtet meinen Geist nicht so fast, als meine Sprache und Feder in der Schrift. Denn mein Geist nimmt ihm nichts, denn mich allein; aber die heilige Schrift und Sprachen machen ihm die Welt zu enge und thun ihm Schaden in seinem Reiche.“

Den Waldensern in Böhmen schrieb Luther 1523 eine Schrift vom Anbeten des Sacraments des heiligen Leichnams Christi. Darin sagt er: „Und zwar, wenn ich's bei euch erlangen könnte, wollte ich bitten, daß ihr die Sprachen nicht also verachtet, sondern, weil ihr wohl könntet, eure Prediger und geschickte Knaben allzumal ließe gut lateinisch, griechisch und hebräisch lernen. Ich weiß auch fürwahr, daß wer die Schrift predigen soll und auslegen, und hat nicht Hülfe aus lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, und soll es allein aus seiner Muttersprache thun, der wird gar manchen schönen Fehlgriff thun; denn ich erfahre, wie die Sprachen über die Mäßen helfen zum lautern Verstand göttlicher Schrift. Das hat auch St. Augustinus gefühlet und gemeinet, daß in der Kirche sein sollen, die auch griechisch und hebräisch können, zuvor die das Wort behandeln sollen, denn der Heilige Geist hat in diesen beiden Sprachen das Alte und Neue Testament geschrieben.“

Luther, der das Studium der Grundsprachen so dringend anrath, war aber weit entfernt, dasselbe zu dem Nöthigsten zu rechnen. Er schreibt

1) „allen Bischen zu ferne sein“ = eine Sache nicht ausführen können.

doch auch gegen Erasmus, der sich auf seine Sprachkenntnisse viel zu Gute that: „Ich sehe, daß deshalb noch niemand ein weiser Christ ist, weil er ein Grieche oder Hebräer ist, wie auch der selige Hieronymus mit seinen fünf Sprachen nicht an den einsprachigen Augustinus herangekommen ist.“ (An Joh. Lange, bei De Wette, Briefe, Bd. 1, Br. 29, S. 52.)

Es versteht sich ja von selbst, daß wir uns vor allem in die Sprache hineinarbeiten und in derjenigen Sprache heimisch sein müssen, in welcher wir das Wort zu verkündigen haben, in unserer Muttersprache. Auch das gehört zum Privatstudium, daß wir uns zum allerwenigsten durch das Lesen guter Muster und Vorbilder in derselben vervollkommen. Da aber die Sprache der Schrift und der Kirche zum Theil ganz andere Begriffe und Ausdrücke hat, als die Sprache der Welt, so dürfen unsere Muster nicht sowohl weltliche Autoren, wie Schiller und Göthe sein, sondern vor allem die deutsche Bibel, und die Schriften dessen, der sie übersezte, Luthers, ferner die Predigten eines Gerhard, eines Walthar und anderer reiner Kirchenlehrer.

Logik folgt dann als die nächste Hülfswissenschaft, die wir beim Privatstudium nicht bei Seite liegen lassen dürfen. Die Gesetze des Denkens, die Verknüpfung der Gedanken, die Zergliederung des Stoffes, der Aufbau der einzelnen Stücke zum Ganzen, dies alles ist für unser Amt unerlässlich. Aber sie ist nur Gehülfin und Handlangerin, die Vernunft kann in geistlichen Dingen nichts erfinden, sie hat es nur mit gegebenen Dingen in der Theologie zu thun, mit lauter in der Schrift schon niedergelegten, offenbarten und ewig bestehenden Wahrheiten, an denen sie nicht rütteln und ändern kann. Sobald die Vernunft durch logisches Denken die Schriftwahrheiten, auch nur der Erklärung halber, mit menschlichen Gedanken durchsetzen, vermischen, ändern, die großen, göttlichen Geheimnisse auflösen will, wird sie die alte, böse Wettermacherin, gegen welche Luther so gewaltig zu Felde zog. Die Vernunft hat ihre Grenzen, in jeder offenbarten, göttlichen Lehre, über die sie nicht hinausgehen kann. Bei jeder offenbarten göttlichen Lehre kommt ein Punkt, an welchem das göttliche Geheimniß angeht, das geglaubt und in Demuth angenommen werden muß, an dem aber alle Vernunft und alles logische Denken zu Schanden wird. Das lautet freilich den neueren Theologen sehr unwissenschaftlich.

Rhetorik ist ferner für einen Prediger nothwendig, der Gottes Wort öffentlich vortragen soll, das heißt, Kenntniß der Gesetze der Redekunst und Predigt. Aber auch alle Redekunst steht nur da als Gehülfin, sie nützt nichts im Predigtamte, wo sie nicht lediglich dazu dient, die gegebenen Schriftwahrheiten darzustellen. Die einfachsten Regeln für den Prediger als Redner saßt Luther in die Worte zusammen: „Ein Prediger soll ein dialecticus und rhetor sein, das ist, er muß können lehren und vermahnen. Wenn er nun von einem Dinge oder Artikel lehren will, soll er erstlich

unterscheiden, was es eigentlich heißt; zum andern definiren, beschreiben und anzeigen, was es ist; zum dritten soll er die Sprüche aus der Schrift dazu anführen und damit beweisen und bestärken; zum vierten mit Gleichnissen schmücken; zuletzt die Faulen vermahren und munter machen, die Ungehorsamen, falsche Lehre und ihre Stifter mit Ernst strafen. Also doch, daß man sehe, daß es aus keinem Widerwillen, Haß und Reib geschehe, sondern allein Gottes Ehre und der Leute Nuß und Heil suche.

„Und also geht es fein auf einander; wenn Einer erstlich ein guter textualis und darnach ein dialecticus und rhetor ist, so kann er auf vorhergehendes ernstliches Gebet, und wenn er fleißig studiret, mit Hülfe und Regierung Gottes des Heiligen Geistes wohl ein guter und munterer Prediger werden. Die aber diese Ordnung umlehren und sich dünken lassen, weil sie ihre artes studirt haben, so wollen sie doch wohl predigen, wenn sie gleich nicht viel in der Bibel lesen, die sollen dem feinen artigen Gleichnisse Herrn D. Lucä Osiandri nachdenken, der in praefatione libelli de ratione concionandi also schreibt: Qui rerum sacrarum cognitione destituitur, et ex artibus dicendi conciones formare praesumit, non dissimilis mihi videtur aurifabro, qui artem quidem scite fabricandi probe teneat, et omnibus necessariis instrumentis sit instructus, sed interim neque aurum habeat, neque argentum.“ (Conrad Porta, Pastorale Lutheri, p. 59.)

Am meisten haben wir uns bei unserer öffentlichen Predigt der Einfältigkeit und Verständlichkeit zu befehligen, nach dem Vorbilde des Herrn Jesu, der meistens Gleichnisse aus dem alltäglichen Leben nahm, welche Jung und Alt verständlich waren. Paulus bekennet seinen Corinthern 1 Cor. 2, 4.: „Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit“, und 1 Cor. 9, 22.: „Den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne.“ Das Phrasengeklänge, die schwülstige Sprache, das Bestreben, nur den sogenannten Gebildeten zu predigen, wie es in so vielen neueren Predigtbüchern hervortritt, sollte fern von uns sein.

Porta in seinem Pastorale Lutheri hat treffliche Winke Luthers über die rechte Rhetorik zusammengestellt, S. 60 ff., aus denen wir folgende hervorheben wollen:

„Um die arme Jugend und den unverständigen gemeinen Mann ist es zu thun, da muß man sich herunterlassen. Also thut der Herr Christus, der gehet nicht anders daher, denn als hätte er mein Martinchen, Paulchen und Magdalenchén vor sich. Wenn er aber kommt zu den Pharisäern, so gibt er ihnen einen Schnitzer.“

„Ein Prediger soll also geschickt sein, daß er fein einfältig und richtig lehren könne die Aßbarnen und Ungelehrten, denen es gar viel mehr am Lehren, denn am Ermahnen gelegen ist. Wir sollen Säugammen sein, gleichwie eine Mutter ihr Kindlein säuget; die pappelt und spielt mit ihrem



Rindlein und schenket ihm aus dem Busen, da bedarf sie denn keines Weins noch Malvasiers zu; denn wir nicht Schenken oder Kretschmare sind. Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volk, das sie nicht achten; denn mit hohen prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zerbricht mehr, denn es bauet. Viel mit wenig Worten fein kurz anzeigen können, das ist Kunst und große Tugend. Thorheit aber ist's, mit vielen Reden nichts reden. Darum sagt St. Petrus wohl: Seid begierig nach der vernünftigen lautern Milch, als die jetzt gebornen Rindlein, auf daß ihr durch dieselbige zunehmet."

„Nem sollst du in öffentlichen Predigten nicht hebräische, griechische oder fremde Sprache gebrauchen, denn in der Kirche oder Gemeinde soll man reden, wie im Hause daheim, die einfältige Muttersprache, die jedermann versteht und bekannt ist; denn sehet, wie kindisch Christus redet in Gleichnissen. In Kirchen soll keine Pracht noch Ruhm gesucht werden, da soll es schlecht einfältig und recht zugehen."

„Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren Dingen und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht fassen. Es kommen in die Kirche arme kleine Kinder, Mägdelein, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts davon, und wenn sie schon sagen: Ei, er hat löbliche Dinge gesagt und eine gute Predigt gethan; da man sie aber fragt: Was war es denn? so sagen sie: Ich weiß es nicht. Man muß den armen Leuten weiß weiß, schwarz schwarz sagen, aufs allereinfältigste, wie es ist, mit schlechten deutlichen Worten, sie fassen's dennoch kaum. Ach wie hat doch unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrte; von Weinstöcken, von Schifflein, von Brunnen gebraucht er Gleichnisse, alles darum, daß es die Leute verstehen, fassen und behalten können."

Geschichte ist endlich nothwendig für unser Privatstudium, nicht nur die biblische Geschichte, die wir so wie so beim Forschen der Schrift immer besser kennen lernen, auch nicht bloß die Dogmengeschichte, die zur Kenntnißnahme der Lehrstreitigkeiten schon erforderlich ist (und die wir nicht, wie Neuere, als historische Fortentwicklung der einzelnen Lehren, sondern als die Geschichte ansehen, wie die ewigen göttlichen Wahrheiten aus allen Kämpfen immer siegreich hervorgegangen und immer klarer und bestimmter ans Licht getreten sind), sondern auch die eigentliche Kirchengeschichte, besonders in ihren wichtigsten Perioden, einschließlich der Monographien über hervorragende Kirchenlehrer, welche uns in besonderem Grade nützlich und förderlich sind.

Bei allen diesen nothwendigen Studien unsers Privatstudiums ist aber zu bedenken, was Dr. Walther sagt: „Für so nothwendig wir die Wissenschaft, insonderheit die Sprachwissenschaft, die Logik, die Rhetorik und die Geschichte zur Erforschung des Inhalts der heiligen

Schrift ansehen, so wollen wir doch nichts von einer Wissenschaft wissen, welche der Schrift gegenüber, anstatt Magd und Schülerin zu sein, die Hausherrin und Meisterin spielen, anstatt nur zur Auffindung der in der Schrift enthaltenen Wahrheit behülflich zu sein, über dieselbe zu Gericht sitzen und entscheiden, anstatt sich selbst aus der Schrift zu berichtigen, die Schrift aus sich corrigiren will, anstatt in ihrer Sphäre zu bleiben, die zufällig auf ihrem Gebiete geltenden Gesetze zu allgemeinen erheben und dieselben auch dem Schriftgebiete aufnöthigen will.“

In den falschen Kirchen verwirft man rechte Lehren, weil sie mit der Vernunft nicht stimmen; so bei den Reformirten die Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahle. Da setzt man die Vernunft zur Meisterin über die Schrift. Die Philosophie hat je und je sich bemüht, christliche Wahrheiten aus menschlichem Verstande herzuleiten, und sich damit über die Offenbarung erhoben. Alle die modernen theologischen Systeme und Schulen sind philosophischer Schwindel. Wie hat man die Geschichte, geschichtlichen Boden, geschichtliche Entwickelung gemißbraucht, um Duldung von Irrlehren, Verechtigung falscher Unionen dadurch zu begründen! Mit dem allen bleiben wir unverworren, alle Gelehrsamkeit der Welt soll uns nicht ein Tüttelchen der Schriftwahrheiten verkümmern.

Dr. Walther sagt weiter: „Mag die Wissenschaft noch so zuversichtlich die Resultate ihrer Forschungen für absolut gewisse Wahrheiten ausgeben, so halten wir doch nicht sie, wohl aber die Schrift für infallibel. Widersprechen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung der klaren Schrift, so ist es uns daher von vorne herein gewiß, daß sie nichts sind, als gewisser Irrthum, selbst wenn wir nicht im Stande sind, ihn als solchen anders als mit Berufung auf die Schrift nachzuweisen. Die heilige Schrift steht uns aber auf alle Fälle fest, wie groß auch immer der Conflict sein mag, in welchen wir bei dieser Annahme mit den Ergebnissen der Wissenschaften gerathen.“

Das ist durch Gottes Gnade unsere Stellung zur Schrift, um welcher willen unsere Synode als „das infallible, hochmüthige, rechthaberische Missouri“ verschrien ist.

Zu dem Nothwendigen, das wir im Privatstudium betreiben müssen, gehört auch, weil wir Aufseher der Schulen sind, so viel Kenntnißnahme aus dem Erziehungswesen und christlicher Pädagogik, als zu unserm Amte erforderlich ist. Ebenso müssen wir auf die herrschenden Zeitströmungen des öffentlichen Lebens, insofern sie auf die uns anvertrauten Seelen einwirken, Acht geben, und uns um die Nationalsünden bekümmern, um unsere Christen mit Gottes Wort vor dem Einflusse derselben zu bewahren. Ueberhaupt müssen wir offene Augen haben für alle Ereignisse in kleineren und weiteren Kreisen und uns üben, dieselben nach Gottes Wort zu beurtheilen. Aber das soll uns feststehen, daß alle unsere Arbeit auf unser und unserer Zuhörer Heil gerichtet sei.

Gott gebe uns um Jesu Christi, Seines lieben Sohnes willen, daß wir fleißig das studiren, was Er uns geboten hat, und daß unser Studium dazu diene, den Glauben, die Liebe, die Hoffnung des ewigen Lebens, Geduld, Sanftmuth, Demuth, Selbstverleugnung, wahre Gottseligkeit und alle Tugenden in unsere und unserer Zuhörer Herzen hineinzusetzen, das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit, zu erlangen, und einst mit vielen uns anvertraut gewesenen Seelen vor dem Throne des Lammes ewig zu triumphiren! Amen.

### Woher nimmt die Kirche theologische Professoren?

Mit dieser Frage beschäftigt sich ein Schreiber in der Stöcker'schen „Kirchenzeitung“. Die Behandlung dieser Frage ist durch das in Preußen umgehende Gerücht veranlaßt, daß der Cultusminister gerne mehr „positive“ Männer in theologische Professuren berufen würde, wenn — sie nur zu haben seien. Sie seien aber nicht zu haben, weil, was „positiv“ sei, der nöthigen wissenschaftlichen Tüchtigkeit ermangele. In seiner Verlegenheit habe der „Herr Minister“ schon zum Auslande seine Zuflucht genommen. Aber auch im Ausland sei der begehrte Artikel fast nicht aufzutreiben. Die theologischen Lehrer seien nun einmal heutzutage von der „Kritik“ nicht bloß angehauch't, sondern beherrscht. In dieser Verlegenheit will der Schreiber in der „D. E. Kirchenzeitung“ dem Cultusminister zu Hilfe kommen und ihm die rechte Bezugsquelle für theologische Professoren aufzeigen. Er sagt: „Lehrer für die positive Theologie sind reichlich vorhanden, nämlich unter den Pastoren.“

Warum in der Regel die theologischen Lehrer aus den Reihen der Pastoren genommen werden sollten, führt der Schreiber weiter also aus: „Es ist ein Fehler, daß diejenigen Theologen, welche die academische Laufbahn betreten wollen, sobald sie sich den Licentiatentitel erworben haben, frisch darauf an der Hochschule dociren und Lehrer von zukünftigen Pfarrern sein dürfen, während sie selbst noch in keinem Pfarramt gestanden und aus eigener Erfahrung gelernt haben, was zu einem Pfarrer gehöre, und was die Gemeinden von ihren Pfarrern zu fordern und zu erwarten haben. Es ist ein Fehler, daß solche jugendliche Gelehrte über Katechetik und Homiletik und Exegese vortragen sollen, obschon sie im Unterrichten und Predigen erst eine ganz geringe Erfahrung gesammelt haben. Und wie sollen sie ihre Studenten zu tüchtigen Seelsorgern heranbilden, sie, die Jahrzehnte hindurch fast nur verstandesmäßig gebildet wurden und das menschliche Herz, das trohige und verzagte Ding (Jer. 17, 9.), günstigsten Falles nur an sich selbst, aber noch nicht an einer großen Zahl von Gemeindegliedern kennen gelernt haben? Man stellt doch sonst die Lehrer an den Volks- und höheren

Schulen erst dann an, wenn sie eine Zeit lang praktisch thätig gewesen sind und sich leiblich bewährt haben, aber an die evangelischen Universitätsprofessoren, deren Amtsthätigkeit doch wahrlich nicht geringer anzuschlagen ist, stellt man diese Forderung nicht! Das ist gewiß nicht richtig, das ist ein großer Fehler. Würden die jungen Gelehrten erst eine Zeit lang als Schulmeister, Pfarrer und Seelsorger zu wirken haben, so würden sie sich gar bald davon überzeugen, daß man in der Volksschule und unter der Kanzel von der Entstehung des Pentateuchs und von der Echtheit des Galaterbriefes nichts hören will, und daß am Kranken- und Sterbebette das neue Dogma oder die religionslose Moral nicht tröstet und daß alles in so langer Zeit und mit so viel Mühe erworbene gelehrte Wissen dem Pfarrer nicht entfernt so viel nütze, als die Kernsprüche der Bibel und die altbekannten Lieberverse, und daß man selbst im Glauben und in der Liebe festgewurzelt sein müsse, wenn man andere zu dem in der Liebe thätigen Glauben führen und darin fördern wolle. Und wenn dann ein solcher Pfarrer aus eigener Erfahrung gelernt hat, was der Christenmensch für sich selbst und was der zukünftige Geistliche für seine Gemeinde vorzugsweise brauche, dann wird er auch als Universitätslehrer gar manches als Lebenssache behandeln oder links liegen lassen, was ihm während seiner Lehrzeit als die Hauptsache gegolten hatte, und wird als Examinator seine Prüflinge nicht leiblich nach dem Maß ihrer Kenntnisse beurtheilen. Aus diesen Gründen bin ich der Meinung, daß die Männer, welche dereinst eine theologische Universitätsprofessur bekleiden wollen, in der Regel (Ausnahmen sind unter gewissen Voraussetzungen<sup>1)</sup> selbstverständlich zuzulassen) zuvor . . . ein Pfarramt verwaltet haben sollten.“

Nachdem der Schreiber sich noch einige Vorschläge darüber erlaubt hat, wie man die theologischen Professoren unter den Pastoren suchen und finden könne, fährt er fort: „Auf eins möchte ich zum Schluß noch aufmerksam machen, wovor man sich bei der Professorensuche hüten muß und was das Finden so außerordentlich erschwert, ja fast unmöglich macht, das ist die Forderung, daß der zu ernennende Docent schon Hervorragendes und von dem gewöhnlichen Herkommen Abweichendes oder Neues vorgetragen habe. Im Gegentheil, wir wollen keine Athener sein, die darauf aus sind, immer etwas Neues zu sagen oder zu hören (Apost. 17, 21.), sondern es kommt darauf an, daß die Wahrheit gesagt wird und daß sie in schlichter und überzeugender Weise gesagt wird. . . Neue Menschenfündlein halten die Wahrheitsprobe nicht aus. Also: man verlange von den zu erwählenden Professoren zunächst nichts Neues oder gar viel Neues, sondern die Gabe, das bewährte Alte klar und schlicht und schön und herzendringend vorzutragen; und um

1) Zu diesen Voraussetzungen gehört vor allen Dingen lebendiges Christenthum und geistliche Erfahrung. Wer sein eigenes Herz recht kennt, kennt dann auch die Herzen Anderer.

dies zu können, dazu braucht man kein hervorragendes Genie zu sein, sondern — eine etwas mehr als mittelmäßige Begabung vorausgesetzt — nur fleißig zu beten und zu arbeiten. — Und solche Leute sollten unter den Pastoren nicht zu finden sein? O gewiß, sogar in Menge. Denn nur die productiven Talente sind selten; solche aber, welche reproduciren, sogar gut reproduciren, zusammenfassen und gestalten können — und solche werden vorzugsweise gebraucht — sind häufig zu haben. Es kommt nur darauf an, sie zu suchen und zu rufen aus der Zahl der Pastoren. Sind dieselben auch nicht sofort große Gelehrte, einen Vorzug werden doch die meisten von ihnen vor jenen jungen und alten gelehrten Herren voraus haben, der zwar nur ein formaler, aber doch hochschätzbarer ist: sie werden nicht, wie so viele dieser steifen Herren, so widerwärtige Perioden dreheln und zusammenschachteln, welche einem den Genuß so manches theologischen Buches geradezu verleiden (Vgl. Hitzig, alttestamentl. Theol. Seite 11: ‚Bemerken Sie, meine Herren, Prof. C. in G. ist eingesperrt worden, weil er auf die Preußen geschimpft hat. Das geschah ihm ganz recht; denn wenn er es um sonst nichts verdient hätte, so hat er es wegen des schlechten Deutsch verdient, das er schreibt.‘), sondern sie werden, weil sie gewohnt waren, vor dem schlichten Volke und zu Kindern zu reden, schlicht und einfach reden.“

So weit der Schreiber in der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“. Man wird ihm in seinen Ausführungen, so weit sie gehen, beistimmen müssen. Was er ausführt, ist selbstverständlich. Was ist natürlicher, als daß die Kirche die Lehrer für ihre zukünftigen Pastoren aus den Leuten nimmt, die das Pastor sein aus eigener Erfahrung kennen und daneben nach ihrer Begabung Hoffnung geben, daß sie auch Andere die Tüchtigkeit, das Amt des Neuen Testaments zu führen, lehren können.

Aber man gibt sich drüben einer Täuschung hin, wenn man meint, man könne das zu Tage liegende Professorenübel dadurch heben, daß man die theologischen Professoren künftighin vorzugsweise aus den Pastoren nimmt. Der eigentliche Schade liegt viel tiefer. Wird der nicht gehoben, so werden die theologischen Lehrer, auch wenn sie anfänglich besser standen, immer wieder degeneriren. Die Belege dafür liegen vor, auch gerade im letzten Jahrzehnt. Auch die Berufung der Professoren durch „die Organe der Kirche“, anstatt durch die Staatsministerien, wird keine wesentliche Aenderung bringen. Der eigentliche Schade liegt da, daß man in dem modernen Christenthum der Universitäts-theologie eine ganz falsche Aufgabe zugewiesen hat, nämlich die Pflege einer autonomen, über der Autorität der Heiligen Schrift stehenden „theologischen Wissenschaft“.

Die Irrthumslosigkeit der Heiligen Schrift hat man preisgegeben. Selten findet sich selbst unter den „positiven“ Pastoren noch Jemand, der die Inspirationslehre im Sinne der Heiligen Schrift festhielte. Man hat

es verlernt, sich in allen geistlichen Dingen auf die Heilige Schrift als die alles entscheidende Autorität zu berufen. Statt dessen verehrt man die „theologische Wissenschaft“. Sie allein soll einigermaßen im Stande sein, zwischen Wahrheit und Irrthum in der Schrift zu scheiden. Sie hat die Aufgabe, die christliche Lehre vor der großen Weisheit unserer Zeit zu entschuldigen, gelehrter ausgebrückt: „wissenschaftlich zu rechtfertigen“, die „innere Nothwendigkeit des christlichen Glaubens aufzuzeigen“ zc. Zu diesem Zweck hat man die theologischen Professoren mit den verderblichen Privilegien ausgestattet. Auch die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“ hat wiederholt gesagt, man müsse der „wissenschaftlichen Theologie“ eine „gewisse Freiheit der Bewegung“, eine gewisse „Lehrfreiheit“ gestatten. Das heißt doch, ins Deutsche übersetzt, man dürfe die „theologische Wissenschaft“ nicht so strenge an die Heilige Schrift als die einzige Quelle und Norm des christlichen Glaubens binden.

Ist es zu verwundern, wenn man sich bei dieser Stellung zur „theologischen Wissenschaft“ ein Professorengeschlecht großgezogen hat, das sich schier als Mittler zwischen Gott und den Menschen aufspielt, das die Kritik der „Laien“ und aller „nicht berufsmäßig mit der Theologie befaßten“ Personen nicht leiden will, das sich der Kirche gegenüber auf den Staat stützt zc. Selbst das Periodendreheln und Periodenzusammenschachteln, worüber der Schreiber in der „Kirchenzeitung“ klagt, ist nicht sowohl auf eine Bosheit seitens der „jungen und alten gelehrten Herren“, als vielmehr auf die falsche Stellung zurückzuführen, die man der „wissenschaftlichen Theologie“ zuweist. Wer die biblische Wahrheit mit der Weisheit dieser Welt „vermitteln“ will, muß sich fortwährend in Halbheiten und logischen Widersprüchen bewegen. Um aber diese jämmerliche Sachlage möglichst zu verdecken, gibt es kaum ein besseres Mittel, als sich in „wissenschaftlichen“ Redewendungen, in verwickelten Gedankengängen, Satz- und Periodenbauten zu ergehen.

Kurz, will man dem Professorenübel, unter dem man gegenwärtig in Deutschland seufzt, gründlich wehren, dann nehme man vor allen Dingen wieder die rechte Stellung zur Heiligen Schrift ein. Man gebe alle Versuche, die kirchliche Inspirationslehre wissenschaftlich zu „reconstruieren“, auf und bringe wieder zur Geltung, daß die Heilige Schrift das durchaus unfehlbare, klare Wort Gottes ist, das alles richtet, aber von Niemand gerichtet werden darf, auch nicht von „wissenschaftlichen“ Professoren der Theologie. Man lerne wieder, daß die höchste Kunst in der christlichen Kirche die ist, Gottes Wort, wie es in der Heiligen Schrift geoffenbart vorliegt, lauter und rein, ohne Zusatz und ohne Verstümmelung, zu verkündigen, und daß die besten theologischen Lehrer die sind, die den ganzen „wissenschaftlichen Apparat“ und alles „gelehrte Wissen“ dazu verwenden, tüchtige Prediger des Wortes Gottes zu bilden.

F. P.

## B e r m i s c h t e s .

**Luthers Aufenthalt in Leipzig.** Ueber Luthers Aufenthalt in Leipzig ist im Allgemeinen wenig bekannt, weshalb die nachfolgenden Notizen nicht ohne Interesse sein werden. Luther war zum ersten Male 1512 in Leipzig, um die Doctoratsunkosten beim kurfürstlichen Rentmeister zu holen. Während der Leipziger Disputation wohnte er bei dem berühmten Augenarzte Dr. Stromer, dem Erbauer und damaligen Besitzer von Auerbachs Hof. Als er im April 1521 nach Worms zog, spendete ihm die Stadt Leipzig, welche er auf seiner Reise dorthin berührte, einen Ehrentrunck und gab ihm ein Geschenk von 36 Groschen. Im December 1521 kehrte er heimlich mit einem Knechte zu Pferde im Gasthause zu den drei Schwänen am Brühl ein und herbergte acht Tage darauf, als er von Wittenberg zurückkehrte, ebendasselbst. Am ersten Pfingsttage 1539 predigte er in der Thomaskirche über Apost. 2, 1—13. Sonst ist er nicht wieder nach Leipzig gekommen.

(Sächsisches Kirchen- und Schulblatt.)

**Zur Beurtheilung des Papstthums.** In seinem Rundschreiben über das Rosenkranzgebet sagt der Papst: „Die mächtige und gnädige Helferin des christlichen Volkes; die jungfräuliche Gottesmutter, verdient es, daß wir sie sowohl mit täglich herrlicherem Lobe erheben, als auch mit lebhafterem Vertrauen anrufen. Einen vermehrten Grund des Vertrauens und Preises bietet die Menge der Wohlthaten, die durch sie dem allgemeinen Wohle fortgesetzt zufließen. Besonders in diesen für die Religion so schweren Zeiten sehen wir denn auch, wie es die Katholiken nicht fehlen lassen in der Liebe und Verehrung der seligsten Jungfrau. Das beweisen die zahlreichen Vereinsgründungen unter ihrem Schutze, die herrlichen ihr gewidmeten Kirchen, die gesteigerte Pflege der Wallfahrten zu ihren bevorzugten Heiligtümern, die ihr zu Ehren abgehaltenen Versammlungen und anderes der Art, was für die Zukunft die besten Aussichten eröffnet.“ Dazu bemerkt das „Sächs. Kirchen- und Schulblatt“ etwas matt: „An die Stelle Gottes des Allmächtigen und seines Sohnes unsers Heilandes wird hier Maria gestellt. Das erste Gebot: ‚Du sollst nicht andere Götter haben neben mir‘ wird völlig verachtet, indem die Gottesmutter als Helferin des christlichen Volkes angepriesen wird. Es kann einem leid thun um die röm.-kath. Kirche, in der so viele schöne Kräfte sind, daß von ihrem Haupte ihr immer wieder dieses Widerchristenthum geboten wird, und zugleich einem großen Theil unsers deutschen Volkes. Man sollte da immer wieder zeugen und sich nicht damit begnügen, daß es Luther vor 300 Jahren einmal gethan hat. Wir sind in diesem Gegenzeugniß jetzt viel zu matt. Daß der Evangelische Bund auf seiner Hauptversammlung in Zwickau gerade gegen diese so grauenvoll das erste Gebot mit Füßen tretende Encyclica protestirt hat, ist nur erfreulich.“ Man wird über ein mattes Gegenzeugniß nicht hinauskommen,

so lange man, wie hier geschieht, das Papstthum für eine Gemeinschaft mit gutem Kern und einzelnen bösen Auswüchsen hält. Im Papstthum ist der Kern verkehrt und rottesfaul, weil durch die ganze große Maschinerie der kirchlichen Lehren, Ordnungen und Gebräuche die Werklehre eingeschärft und das Evangelium verworfen wird. Die einzelnen Christen, welche sich noch unter dem Papstthum finden, sind da wie die Gefangenen in einem fremden Lande. Aber das moderne Lutherthum hat viel zu viel Werklehre in den eigenen Abern, als daß es über die Werklehre des Papstes recht ergrimmen könnte.

F. P.

**Bismarck über das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler.**  
 In einer Ansprache an die Zöglinge des Lüneburger Lehrerseminars hat Bismarck den deutschländischen Lehrern kürzlich „das Gebot der Liebe“ mit folgenden Worten eingeschärft: „Vergessen Sie dabei“ (bei der „Rechtspflege“) „nicht, daß selbst das königliche Recht der Begnadigung auf Sie im Schulzimmer übergeht, und lassen Sie diesem immer eine starke Vertretung gegenüber dem Bedürfnisse der Gerechtigkeit, und demjenigen, Strafe zu üben. Es ist im Verkehr mit Kindern in dieser Beziehung leichter, als es später mit erwachsenen Kindern zu sein pflegt. Vergessen Sie nie, daß im Kinde eine scharfe Beobachtungsgabe liegt, die sich allerdings nicht öffentlich dem Lehrer gegenüber ausspricht, aber dann, wenn sie allein unter sich sind, oder in Gesellschaft anderer. Wenn man da zuhört, so ist man oft erstaunt über den natürlichen Einblick in die menschliche Natur, den die Kinder in der Beurtheilung ihrer Eltern und Lehrer entwickeln. Ich will damit nur sagen: Kommen Sie Ihren Zöglingen nicht mit dem vorherrschenden Gefühle der amtlichen Stellung und Würde, sondern mit dem vorherrschenden Gefühle der Liebe zu den Unmündigen entgegen. Ich bin gewiß, daß Sie damit Erwidern finden werden bei den meisten Kindern, und daß Sie sich dadurch Ihr Geschäft wesentlich erleichtern werden, wenn Sie in den Kindern dieses Gefühl erwecken, daß die Liebe, und ich will sagen: die Achtung, eine gegenseitige ist zwischen Eltern, Lehrern und Schülern. Im Kinde steckt doch ein Mensch, ein Gottesgeschöpf, das seinerseits Anspruch auf Achtung wegen seiner Schwachheit und Hülflosigkeit hat und auch im Herzen im freundlichen Sinne behandelt werden sollte. Ich möchte sagen, wie der Mann gegenüber der Frau rücksichtsvoller, höflicher ist, gerade weil er der Stärkere ist. Dieses Verhältniß der Ueberlegenheit ist zwischen Lehrer und Kind noch in größerem Maße vorhanden. Aber gerade in dieser Ueberlegenheit liegt auch für ein edel denkendes Herz das Interesse für den Schützling, der ihm anvertraut ist. Also möchte ich Ihnen nur ans Herz legen: Seien Sie freundlich und wohlwollend. Für Eltern ist dies kein Verdienst, denn bei ihnen ist es Liebe für das eigene Fleisch und Blut, auch ein Ausfluß des Egoismus. Für den Lehrer aber erfordert es einen gewissen Kampf mit dem Selbstgefühl über das, was er



kann und weiß und geleistet hat, um in die amtliche Stellung, die er bekleidet, zu kommen — eine Ueberwindung dieses Selbstgefühls, um in dem kindlichen Elemente eine Pflanze zu erkennen, die besser gedeiht, wenn sie sanft behandelt wird. Also das Gebot der Liebe möge Sie leiten bei Ihrem Berufe!“

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Streit über die Lehre von der Befehrung.** Das „Gemeinde-Blatt“ berichtet: Innerhalb der alleinstehenden sogenannten Hauge's norwegischen ev.-luth. Synode von America droht ein Lehrstreit auszubrechen und zwar über die Lehre von der Befehrung. Der Pastor Meland verklagte den theologischen Professor Bergslond wegen falscher Lehre, und es wurde deshalb eine Extra-Synodal-Sitzung Ende October d. J. in der Gemeinde des Präses Utheim in Lac qui parle County in Minnesota abgehalten. Bei der Versammlung führte Pastor Meland seine Klage dahin aus, daß Prof. Bergslond in der Synode eine neue Lehre einzuführen suche. Derselbe führe nämlich neue, in der lutherischen Kirche nicht anerkannte Ausdrücke, wie z. B. „Wahlfähigkeit des Menschen“; oder: „Das erste Ziel der vorbereitenden Gnade sei es, dem Bewußtsein des natürlichen Menschen die Möglichkeit nahe zu legen, etwas anderes zu wählen, als was die selbstsüchtige Natur anzeige“, — „diese Anerkennung zu geben, stehe in des Menschen Freiheit“, u. A. m. Der Professor schreibe durch seine Ausdrücke dem natürlichen, unwiedergeborenen Menschen Fähigkeiten zu, die dieser nicht hat, und hege eine unlutherische Auffassung vom natürlichen Verderben des Menschen. — Prof. B. suchte die Anklage als unbegründet und aus Mißverständnis seiner Ausdrücke entstanden abzuweisen. Indeß widersprach er sich öfter, und meinte auch unter anderem, sobald ein Mensch Gottes Wort höre, stehe es in des Menschen Macht, das Wort zu verwerfen oder sich davon beeinflussen zu lassen. Wenn die Gnade auf die Herzen eindringe, so wirke dieselbe, und dann liege eine Wahl des Menschen vor, er habe die Wahl, die Gnade Gottes anzunehmen, oder zu verwerfen. Die „Alten“, führte er aus, kommen in Verlegenheit, weil sie festhielten, daß Gott keinen Menschen zwingen, sich zu befehren, und daß doch andererseits der Mensch das Gute nicht wähle, ehe er befehrt sei. Mit dieser Lehre der Alten sei die Sache nicht erklärt. — Dem Professor geht es aber, wie es immer geschieht, wenn man über die Schrift hinausgeht, und Sachen und Vorgänge erklären will, die die Schrift nicht erklärt. Es geräth übel. So weit das „Gemeinde-Blatt“. Die „Alten“ waren sich klar bewußt, daß sie bei ihrer Stellung „die Sache nicht erklärten“. Dabei kamen sie aber durchaus nicht in Verlegenheit. Es ist nicht nur für die Christen insgemein, sondern auch für gelehrte Theologen eine ganz ehrenhafte Position, wenn sie nicht mehr erklären, als Gottes Wort erklärt. Ein rechter Theologe muß nicht nur reden, sondern auch zu rechter Zeit schweigen können, nämlich da, wo Gottes Wort schweigt. Vgl. Concordienformel XI, § 68, S. 717. So lange ein Theologe diese Kunst des Schweigens noch nicht gelernt hat, mangelt ihm noch ein wesentliches Stück der theologischen Ausbildung. Die Erklärungssucht der Theologen hat von jeher das Unheil in der Kirche angerichtet. J. P.

**Die Sprachfrage bei den Reformirten.** Die Sprachfrage hat in der Generalsynode der reformirten Kirche zu Verhandlungen Anlaß gegeben, die allem Anschein nach aus dem Umstande hervorgegangen sind, daß die deutschen Gemeinden, namentlich die Jugend derselben, als das Missionsfeld der englischen Missionsgemeinden derselben Kirche angesehen und ausgenützt wird, und daß die deutschen Gemeinden und Pastoren sich einen derartigen Eingriff in ihr Arbeitsfeld und in ihren Bestand nicht stillschweigend gefallen lassen wollen. Die Ref. Kztg. berichtet darüber Folgendes: In der Sitzung am Donnerstag-Nachmittag lenkte Pastor J. Bachmann die Aufmerksamkeit der Synode auf einen Artikel, der in der August-Nummer des *Missionary Guardian* und andern englischen Blättern erschienen war unter dem Titel "German English Work". Es wurde angedeutet, daß der betreffende Artikel den Thatsachen widerspreche, eine charakterisch äbige Reflexion (?) auf die deutschen Prediger in großen Städten und eine indirecte Schädigung und Geringschätzung der theologischen Anstalt der deutschen Synoden — das Missionshaus — enthalte. Der Artikel wurde vorgelesen und die Synode ersucht, Stellung zu der Sache zu nehmen. Die Angelegenheit wurde einem besonderen Ausschuß überwiesen, zu welchem der Präsident die Pastoren B. S. Stern, C. Baum, und E. Schmidt und die Aeltesten H. Knierim und Geo. Heber ernannte. Dieser Ausschuß unterbreitete am Samstag-Nachmittag folgenden Bericht: „Ihrem Ausschuß wurde der Auftrag erteilt, Ehrw. Synode Vorschläge zu unterbreiten bezüglich eines gewissen Artikels, der in der August-Nummer des *Missionary Guardian* unter der Ueberschrift 'German English Work' erschienen ist. Wir empfehlen Ehrw. Synode, dem *Missionary Guardian* und solchen kirchlichen Blättern, in denen besagter Artikel erschienen ist, folgendes in englischer Sprache mitzutheilen: Unsere Aufmerksamkeit wurde auf einen Artikel in der August-Nummer des *Missionary Guardian* betitelt 'German English Work', gelenkt, der auch in andern Blättern unsrer Kirche erschienen ist. In diesem Artikel werden die deutschen Prediger unsrer Kirche, die in den großen Städten unter der deutschen Bevölkerung arbeiten, in falschem Licht dargestellt, die, weil sie unwillig oder unfähig sind, die englische Sprache in ihre Gottesdienste einzuführen, gleichgültig und unbekümmert ihre jungen Leute sich an englische nichtreformirte Gemeinden verlieren lassen. Es wird ferner in diesem Artikel insinuiert, daß die deutschen Prediger in großen Städten aus unlautern und selbstfüchtigen Beweggründen der Gründung von englischen Missionen feindselig gesinnt sind und Schwierigkeiten in den Weg legen, daß die jungen Leute in ihren Gemeinden von einer englischen reformirten Gemeinde nichts wissen, noch wissen wollen — und ähnliche Angaben. — Wir möchten hiermit ernstlich gegen die unwahren Anschuldigungen protestiren, die in diesem Artikel und ähnlichen seiner Art erhoben sind. Wir warnen unsere Brüder im englischen Theil unserer geliebten Kirche, solchen Angaben, die eine Saat des Mißtrauens zwischen dem deutschen und englischen Theil der Kirche auszustreuen geeignet sind, Glauben zu schenken. Wir versichern sie, daß wir der Einführung der englischen Sprache in unsern Gottesdiensten nicht feindselig gesinnt sind, sondern dieselbe überall befürworten, wo sie dazu dient, die jungen Leute in treuer Verbindung mit der Gemeinde und der Kirche zu erhalten. Ebenso versichern wir, daß wir der Gründung englischer Missionen in unsern großen Städten gerne Vorschub leisten, und wir befürworten sie überall, wo die englischredenden Missionare nicht in den Irrthum verfallen, die Jugend der deutschen Gemeinden als ihr hauptsächlichstes Missionsgebiet zu betrachten. Mögen unsre Brüder im englischen Theil der Kirche gewiß sein, daß wir ihre und unsere Arbeit als eine betrachten und daß wir kein größeres Verlangen haben, als in brüderlicher Liebe und Eintracht mit ihnen am Aufbau des

Reiches Gottes und unserer geliebten reformirten Kirche zu arbeiten, wie immer dies am erfolgreichsten geschehen könne, sei es in deutscher oder in englischer Sprache.“ Pastor J. S. Stepler unterbreitete folgendes Substitut, welches Annahme fand: „Da besagter Artikel nebst andern ähnlichen Inhalts geeignet ist, die Arbeit in manchen unsrer Gemeinden zu stören und zu schädigen, so sei beschloffen, unsre Stellung darüber und dagegen zu definiren, wie folgt: 1. Die Central-Synode ist nicht gegen den rechtmäßigen Gebrauch der englischen Sprache in unsern Gemeinden. 2. Wir sehen es aber als einen unberechtigten Eingriff in unsere Gemeindeangelegenheiten an, wenn von Außerhalbstehenden die Einführung der englischen Sprache forcirt wird. 3. Wenn gesagt wird, daß die deutschen Prediger sorglos sind oder sein können betreffs ihrer jungen Leute, so weisen wir solche Beschuldigung entschieden zurück. 4. Ebenso weisen wir die Beschuldigung zurück, wenn gesagt wird, daß unsre deutschen Prediger die Schuld tragen, wenn englische Missionen nicht gedeihen. 5. Endlich ersuchen wir den um unsere Kirche so vielfach verdienten Herrn Dr. Rüttenid, in seinem neuen Eifer für die Einführung der englischen Sprache sich zu mäßigen, da die einzelnen Prediger mit ihren Gemeinden allein berechtigt sind, zu urtheilen, welche Sprache sie gebrauchen sollen.“ (Theol. Zeitschrift.)

## II. Ausland.

Die achte „allgemeine lutherische Conferenz“ tagte vom 1. bis 3. October zu Schmerin. Ausführlicheren Bericht, beziehungsweise Beleuchtung, wie sonst, wolle man von uns diesmal nicht erwarten. Wo es galt, Irrlehren zu bekämpfen und das unlutherische Wesen dieser orthodox sein wollenden Partei innerhalb der sogenannten lutherischen Landeskirchen aufzudecken, haben wir die Mühe nie gescheut, Wahres und Falsches sorgsam zu scheiden und damit zugleich, unserer Gewohnheit nach, unsern Lesern zur Lehre und Wehre nach Kräften zu dienen. In diesem Falle jedoch würde es nicht allein eine höchst unerquickliche, sondern auch, wie uns scheinen will, unfruchtbare Arbeit sein, im einzelnen nachzuweisen, wie der Referent über das Hauptthema („Der Werth der Bibel für die Kirche, für unser Volk und für den einzelnen“), ein Mann, zu welchem wir früher in großer persönlicher Verehrung hinaussahen, und mit ihm die ganze, große Conferenz von über 600 Theilnehmern — geheuchelt hat. Wir wollen ja gern annehmen, daß unter dieser großen Zahl manche gewesen sein mögen, welche den Vortrag des Herrn Consistorialrath Dr. Polstorff gar nicht verstanden haben und wirklich der Meinung geblieben sein mögen, es sei in demselben ein ehrliches, klares und entschiedenes Bekenntniß zur heiligen Schrift abgelegt worden. So wären dieselben den 200 Mann zu vergleichen, die mit Absalom gingen und wußten nichts um die Sache. Ihre Blindheit wäre aber um so eher zu entschuldigen, als wirklich der Polstorff'sche Vortrag den Schein eines Eintretens für die göttliche Eingebung und das Ansehen der heiligen Schrift erwecken konnte, weil er eben darauf angelegt war, und der Vortragende es verstanden hatte, seine Meisterchaft in der Anwendung diplomatischer Kunst und Fabricirung einer alle Theile befriedigenden Unionsformel zu beweisen. Das Thema entstammte jenem Vortrage von Luthardt, in dem dieser noch jüngst seine rationalistische Inspirationslehre auseinandergesetzt hatte. Wer etwas näher mit den Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß Polstorff in der Theorie ein ausgesprochener Gegner Luthardts wie der gesammten, in der „Allgemeinen lutherischen Conferenz“ herrschenden Richtung der Erlanger Schule ist. So hat er denn auch in diesem Conferenzvortrage in nicht zu verkennender, ja zum Theil in nahezu mustergültiger Weise gegen diese Richtung Stellung genommen, z. B. wenn er sagt, daß, alles zu-

sammengefaßt, die Frage sei: „ob künftig der autonome Subjectivismus oder die autoritative Schrift in der Kirche die Herrschaft haben soll?“ Dabei aber hat er es, mitten unter den Anhängern dieser Schule stehend, verstanden, dieselben vollständig zu täuschen, indem er, durchweg eine hochwissenschaftliche und darum nicht allen sofort verständliche Form wählend, durch beständige Hervorkehrung eines gemeinsamen Gegenfases gegen die Kittschl'sche Schule diese als die eigentlichen und einzigen Gegner, die Anhänger der Erlanger (Hofmann-Frank'schen) Schule aber als seine Freunde, Brüder und Kampfgenossen bezeichnete, also daß der ganze Vortrag, der, wenn er ehrlich gemeint wäre, seinem Inhalte nach zum Theil als vortrefflich bezeichnet werden könnte, durchaus den Character der Doppelzüngigkeit an sich trägt, insofgedessen auch eine abweichende Meinung nicht laut geworden ist, da eben allen der Vortrag als eine ausgezeichnete Unionsformel angepaßt zu sein schien. Aus diesem Grunde aber widersteht es uns, auf denselben näher einzugehen. Sagen aber mußten wir dies, so schwer es uns auch wird und so leid es uns auch thut. Denn nachdem diese Conferenz, eine Richtung derjenigen, welche nun bereits seit Jahrzehnten einen förmlichen Sturm auf gegen die heilige Schrift unternommen hatten, sich nun den heuchlerischen Schein gegeben hat, als seien sie die Leute, welche für das Ansehen derselben einzutreten hätten, durften wir nicht schweigen. Denn es erschien uns als Pflicht, solche Heuchelei aufzudecken, welche noch dazu darauf berechnet war, dem einfältigen Christenvolke etwas vorzumachen. Eben dies aber erscheint uns als das Traurigste, was es in der christlichen Kirche überhaupt geben kann. So widersteht es uns aber auch, auf diese Conferenz diesmal näher einzugehen. Indem wir, der furchtbaren Tragweite des von uns erhobenen Vorwurfes voll und klar bewußt, uns bereit erklären, erforderlichenfalles auch einen ausführlicheren Beweis anzutreten, bitten wir unsere Leser, sich für jetzt wenigstens an diesen allgemeinen Bemerkungen und einer erneuten Warnung vor jener falschmüthigen Richtung genügen zu lassen, mit dem herzlichsten Wunsche und Gebete, daß der treue Gott doch uns allen Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Herzens und Mundes allezeit geben und erhalten wolle.

(H—r. Freikirche.)

Die „*Evangelische Allianz*“ wider die „*moderne Theologie*“. Der Vicepräsident des deutschen Zweiges der evangelischen Allianz, der Berliner Pastor E. Baumann, hat sich in einem am 16. October d. J. in Kassel gehaltenen Vortrage wider die „*moderne Theologie*“ gewendet. Wir heben aus dem Vortrage das Folgende hervor: „Eines der allerwichtigsten Gebiete des Allianzlebens ist die Mitarbeit an den Glaubenskämpfen unserer Zeit. Zwar hat die Allianz kein eigenes dogmatisches oder theologisches System aufgestellt, noch will sie solches aufbauen; aber sie hält fest an den neun biblischen Consensuspunkten, mit welchen sie ebensovienig Partei nimmt für eine der historischen Confessionen, als sie bewußt Front macht gegen toden Dogmatismus und gegen unbiblischen Rationalismus. Sie liebt also eher die Vermittelung unter positiv Gläubigen als Dogmenstreitigkeiten unter den Jüngern Jesu. Sie identificirt sich am wenigsten mit politischen Parteien. Ist es doch Thatsache, daß sie in England der liberalen, in Deutschland der conservativen Politik näher steht, ohne sich aber hier wie drüben in politische Streite einzulassen. — Von jenen neun Punkten erwähne ich heut nur die drei, welche von der modernen Theologie am meisten in Angriff genommen sind, nämlich Punkt 1. die göttliche Eingebung, Autorität und Zulänglichkeit der heiligen Schrift, Punkt 3. die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur in Folge des Sündenfalls, Punkt 5. die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben. — Es konnte nicht ausbleiben, daß die modernen Theologen sich gelegentlich gegen diese Allianztheologie ausgesprochen und ihr den Vorwurf der Romantik und schleiermachenden Mystik

gemacht hat. Wir aber meinen, daß, wenn man dem Christenthum den Schleier der heiligen Mysterien abreißt und das Element biblischer Mystik nimmt, ein wesentlicher Bestandtheil seines Wesens verloren geht. Sonst könnte Christus nicht beten, ich danke dir, Gott, daß du es den Klugen dieser Welt verborgen hast und den Unmündigen geoffenbarest. Nicht zu Gerichte sitzen über Christi Worte, nicht sie sondern und sichten, um in selbstherrlicher Kritik jene zu verwerfen, diese zu billigen, sondern sitzen zu den Füßen Jesu und seiner ganzen Rede zuhören, das sollten auch Professoren thun, so lange sie noch christliche Theologen und nicht bloß Philosophen und Philologen sein wollen. Sind doch Männer wie Julius Müller, Tholuck, Nitsch warme Freunde der Allianz gewesen, ohne der Wissenschaft das Geringsste zu vergeben. Und die Allianz weiß sich von jeher frei vom Verdacht der Feindschaft gegen Wissenschaft und freimüthige Wahrhaftigkeit. Darum kann sie auch nicht gewaltsame Reaction gutheißen, sondern den Kampf der Geister im Vertrauen auf den Heiligen Geist Gottes sich selbst entscheiden lassen. Sie macht nur einmüthig Front in allen ihren Gliedern, Front vornehmlich gegen die Begriffsveränderungen, die sich die neueste Theologie erlaubt hat. Gewiß hegen wir keine grundsätzliche Fehde gegen Wissenschaft als solche; aber wenn die Wissenschaft zu sogenannten gesicherten Resultaten kommt, die die Gemeinde der Gläubigen nicht mehr brauchen kann, dann müssen wir, wenn wir auch nicht Professoren sind noch sein wollen, gerade im Namen der Wissenschaft um Revision und Läuterung der erkenntniß-theoretischen Principien wie der gegebenen Constructionen dringend bitten. — Es muß uns mit banger Sorge erfüllen, wenn der Begriff der Sünde gewandelt, abgeschwächt und der Weltfreundschaft zu Liebe seines vollen Ernstes entkleidet wird. Es kann und wird nicht ausbleiben, daß die Reinheit der christlichen Ethik darunter leidet, eine Gefahr, die wir längst in praxi bei kirchlichen Vertretern der neuen Theologie beobachtet haben. Mit dem ersten biblischen Begriff der Sünde kann man nicht so weltfreundlich sein, wie es in der Tendenz der modernen Theologen liegt, und darum — scheint es — muß der alte Sündenbegriff energisch abgewandelt werden. — Es kann ferner nicht ausbleiben, weil der Inhalt des christlichen Glaubens — wenigstens seiner geschichtlichen objectiven Gestalt nach — mehr oder weniger indifferencirt wird, daß der Glaubensbegriff ein ganz anderer wird, als er bisher war. Kein Moderner kann leugnen, daß Rechtfertigung, Erlösung, Veröhnung ihnen einen ganz andern Sinn gewonnen haben, als sie bisher hatten, und wir müssen den schmerzlichen Eindruck gewinnen, daß mit dieser Wandlung des Sinns auch der bisherige biblische Gehalt jener Worte verloren gegangen ist — eine Umdeutungskunst, die den Eindruck der Unwahrhaftigkeit macht. — Es ist endlich vielen Gläubigen schwer, zu hören, wie die moderne Gottesgelahrtheit von der Bibel spricht. Unter den Secirmessern der Kritik zerfällt die einheitliche göttliche Theologie der ganzen Schrift in eine Unmenge zeitgeschichtlicher sehr irrsamer Theologien der Menschen, ohne daß es gelingt, die Theile wieder zum Ganzen zu fügen. Was bleibt nun von objectiver göttlicher Inspiration des Schriftwortes? Mit welchem Gewissen tritt man bei solchen Ansichten — die Bibel in der Hand — vor die Gemeinde? Nein, diese Bibelbehandlung, die nur den Menschenfinn herausklügelt oder höchstens noch einen religiösen Doppelsinn für die Gläubigen zuläßt — diese Inspirationsatheorie, die den Menschen nur von seinen subjectiven Glaubensregungen inspirirt sein läßt, können wir nicht brauchen, und deshalb sei es uns erlaubt, den alten Inspirationsbegriff so lange zu behalten, bis uns ein besserer als der moderne gegeben wird. Erscheint uns der neue doch als ein Nothbehelf und Berlegenheitsbegriff, um die neuere Theologie noch nothdürftig unter das Dach der Bibel, als des Wortes Gottes, zu retten. — Nein, bleiben wir dabei, daß Worte

wie dieses“ (blos Worte wie dieses?): „Gott hat den, der von keiner Sünde auflaute, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, verboten und inspirirt sind und durch Offenbarung der objectiven Wahrheit dem subjectiven Glauben den seligmachenden Inhalt geben.“ So muß auch die „Evangelische Allianz“ um ihre neun Artikel kämpfen. Warum nun nicht um den ganzen christlichen in der Heiligen Schrift geoffenbarten Glauben kämpfen, wie doch den Christen befohlen ist? F. P.

**Theaterbesucher „christlichen Bekenntnisses“ in Deutschland.** Diese wunderliche Klasse von Leuten ist in Noth, wie aus der folgenden Zuschrift, die sich in der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ findet, hervorgeht: „Als man die Nothwendigkeit der Verlegung des Bußtages aus dem Monat Mai in den November zu begründen hatte, wurde geltend gemacht, im Mai habe dieser Feiertag seinen alten Character ganz verloren und diene weiten Kreisen nur zu Vergnügungen und Lustbarkeit. Der Winter-Bußtag scheint aber seinem Vorgänger ähnlich werden zu wollen. Die Kapelle des königlichen Opernhauses setzt ihren dritten Symphonie-Abend zum Staunen vieler Abonnenten auf den diesjährigen Bußtag, am 20. November, fest, um denselben unter anderm mit der Aufführung des ‚Till Eulenspiegel‘ würdig zu begehen. Allerdings fließt der Ertrag jenes Concerts dem Pensionsfonds des königlichen Orchesters zu, aber damit wird die Wahl jenes Tages für die Besucher christlichen Bekenntnisses“ (Theaterbesucher „christlichen Bekenntnisses“!) „denn doch noch nicht gerechtfertigt. Auch für die Aufführung ihres Schluß-Concertes weiß die königliche Kapelle seit einigen Jahren keinen besseren Tag ausfindig zu machen, als den Abend des Gründonnerstag oder den Sonnabend der Charwoche, und diesen zur Aufführung der neunten Symphonie Beethovens zu benutzen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß an dem ersten Festtage zu Weihnachten und Ostern keine Theater-Vorstellung stattfand, und daß man diese Tage zu Concerten strengeren Stils benutzte; uns will scheinen, an diesem Tage käme Beethovens neunte Symphonie mit Schillers ‚Lied an die Freude‘“ (!) „ganz anders zur Geltung, als es in den letzten Jahren geschehen ist. — Daß auch die Kunstleistungen unserer übrigen Theater in der Reichshauptstadt gerade in den Zeiten christlicher Festtage zu allerlei Betrachtungen Anlaß geben könnten, erwähnen wir nur beiläufig.“ Was in aller Welt haben Christen mit dem Theater zu schaffen! Theaterbesucher „christlichen Bekenntnisses“ liebt sich beinahe wie ein Scherz, und doch ist die Zuschrift ernstlich gemeint. Das ist traurig. F. P.

**Die Parteikämpfe innerhalb der preussischen Landeskirche** — schreibt die hiesige unirte „Zeitschrift“ — werden zwar nicht so bald aufhören, aber es scheint doch eine zeitweilige Abkühlung zu kommen. Die Forderungen der rechtsstehenden Parteien konnten ja nicht alle erfüllt werden, aber der Kultusminister hat wenigstens gethan, was er konnte, um dieselben zufriedenzustellen. Es sind einige theologische Facultäten durch Männer dieser Parteien verstärkt worden. In Bonn ist in Folge dieser Verstärkung die Zahl der Docenten in der theologischen Facultät auf zwölf gestiegen, während die Zahl der theologischen Studenten zwischen achtzig und neunzig sein soll. Allerdings hat auch der vielgenannte Reinhold seine Berufung nach Bonn dem Bestreben zu verdanken, die Facultät im Sinne des lutherischen Confessionalismus zu verstärken. Die „Evang. Kztg.“ gesteht das ohne Rückhalt ein, wenn sie sagt: „Haben wir doch z. B. auch mit dem Licentiaten Reinhold, dem wir unsererseits die Wege mitgegeben haben, eine so üble Erfahrung gemacht.“ — Reinhold hat eben „umgelernt“. Man hat deshalb Männer, die schon in reiferen Jahren stehen, berufen. Bei diesen ist die Wahrscheinlichkeit des „Umlernens“ bedeutend geringer als bei jüngeren Kräften; aber unmöglich ist das „Umlernen“

auch bei ihnen nicht, wie sich das bei Franz Delizsch gezeigt hat, der noch im Dreifsenalter seine Ansichten über Entstehung und Zusammensetzung des Pentateuch ganz bedeutend umgebildet hat.

Aus Berlin. Der frühere Candidat der Theologie, Theodor v. Wächter, hat sich in Berlin niedergelassen und dort am 11. November eine „erste social-christliche Versammlung“ abgehalten, zu welcher er Tags zuvor „alle Hungernnden und Frierenden, alle mit leiblicher, geistiger und sittlicher Noth kämpfenden“ in einem Aufruf eingeladen hatte. Er forderte in dem Aufruf alle „ernsten Christen jeder Confession“ auf, sich zu einer social-christlichen Versammlung zusammenzuschließen, um „mit den Forderungen eines wahrhaft socialen Christenthums gegenüber dem Glaubens-, Moral- und Besitzpharisäerthum heutigen Kirchenthums“ Ernst zu machen. Mit Bezug auf diese Einladung gab der „Vorwärts“ den Genossen, besonders den jüngeren, den „dringenden Rath, sich von Wächter und seinem Treiben streng fern zu halten“, da der Genannte in einer früheren Flugschrift den Segen des wahren Christenthums gerühmt und bekant habe, daß er „nicht im Politiker, sondern im Theologen seinen künftigen Beruf“ sehe. Trotz der Warnung des „Vorwärts“ kam eine aus mindestens 2000 Personen bestehende Versammlung, darunter meist Socialdemocraten, an dem betreffenden Abende zu Stande. v. Wächter erklärte im Eingang seiner Rede: „Ich habe Sie zu einer Versammlung eingeladen, in welcher vor allem die aus der ehrbaren und gerechten Welt Ausgeschlossenen das Wort haben sollen; ich selbst gehöre zu diesen.“ Nach weiteren persönlichen Bemerkungen erklärte er sich gegen das heutige Kirchenthum: Unser heutiges Kirchenthum und die meisten der Geistlichen fallen unter den Begriff der Pharisäer, zu denen Jesus sagt: Ihr kommt nicht in das Reich Gottes, und die hinein wollen, die laßt ihr nicht hinein. Unser ganzes Kirchenthum habe eine gewisse Unwahrhaftigkeit zur Grundlage. Auf den Hochschulen lernen die Studenten den Unglauben, und wenn sie die ungläubige Theologie im Examen nicht kennen, fallen sie durch; wenn sie dieselbe aber später im geistlichen Amt predigen, fliegen sie hinaus (Heiterkeit und Beifall). v. Wächter will ein „allgemeines Brudervereich“, in welchem jede persönliche Einzelnoth aufhöre und buchstäblich das Christuswort befolgt wird: „Wer zwei Röcke hat, gebe dem einen, der keinen hat.“ Die an den Vortrag sich anschließende Besprechung verlief sehr stürmisch. Einer der Redner nennt das Auftreten v. Wächters „Flunkerei und Heuchelei“; er solle lieber zur Heilsarmee gehen. Ein anderer trat für den „lebendigen Gott“ ein: „die Socialdemocratie hat mir nicht geholfen, aber der lebendige Gott“. Er wurde niedergebrüllt und mußte abtreten. Der Buchhändler Hoffmann, socialdemocratischer Agitator, meinte: „Ein echter Pfaffe lasse das Heucheln nie. v. Wächter sei nur der vollen Parteitrippe wegen zur Socialdemocratie gekommen. Er sei ein confuser Kopf, der die Massen irreführt. Wenn es nicht böser Wille ist, dann ist es mindestens Confusion. Hütet euch vor den neuen, modernen Gauklern! Wäre v. Wächter ein wahrer Christ, dann würde er sich still zurückziehen in seine Klausur und Buße thun.“ Schließlich erklärte sich die Versammlung in ihrer Majorität gegen v. Wächter. Das ist der tragische Ausgang eines vom modernen Zeitgeist irregeleiteten Theologen.

(A. G. L. K.)

Die Gohner'sche Kolonialmission begeht in diesen Tagen ihr 50jähriges Jubiläum. Missionar Hahn, der 25 Jahre im Dienste dieser Mission steht, sagt in seinem Jubiläumsbericht: Als 1845 die Brüder unter den Kols ihre Arbeit begannen, war nur ein Betsaal vorhanden, heute sind fast 200 Kirchen und Kapellen zu zählen. Auch der Mangel an Missionaren ist gehoben; heute stehen 26 im Dienst, denen 300 eingeborene Helfer und 18 eingeborene Pastoren behilflich sind. In Ranchi, der

Hauptstation, sind eine Hochschule und ein Predigerseminar errichtet. Die meisten Theile der Bibel sind von den Missionaren in die Kolsprache übersetzt worden, ebenso der Katechismus. Auch ein Liederbuch in Kolsprache ist geschaffen worden. Drei Krankenhäuser unterhält die Gofner'sche Mission. 1885 begann sie mit fünf Kranken; jetzt hat sie durchschnittlich täglich 360 Ausfähige, Epileptische und andere Kranke in Pflege, außer den 3000, die von ferne kommen und sich von den Missionsärzten behandeln lassen. So hat denn die Mission schon reiche Früchte gebracht. 83,000 Heiden hat sie in ihrem 50jährigen Bestehen in die christliche Kirche aufgenommen. Allerdings waren und sind viele irdisch gesinnt und fielen wieder ab. Aber auch an vielen treuen Christen hat es nicht gefehlt, wie die Schaaren der um ihres Glaubens willen verfolgten, gefolterten und getödteten Heidenchristen beweisen. Es hat der Mission in dieser langen Zeit natürlich auch an schweren Kämpfen nicht gefehlt. So erfuhr sie im Jahre 1868 einen schweren Schlag durch Mißthelligkeiten unter den Missionaren. Englische Regierungsbeamte hatten einige derselben aufgefordert, sich der anglicanischen Kirche anzuschließen. Sie hatten dazu politische und kirchliche Gründe. Die renitenten Missionare versuchten nun, nachdem sie dem Vorstand zu Berlin den Gehorsam verweigert hatten, die Gemeinden ebenfalls zur anglicanischen Kirche zu ziehen. Diese Wunde brennt noch heute der Mission im Herzen. Schwieriger waren die Kämpfe mit den Jesuiten, die mit Gelbmitteln missionirten. Triumphirend berichteten sie nach Belgien, daß 2000 Kols sich aus der Finsterniß der ketzerischen Religion zum Lichte des „wahren Glaubens“ gewendet hätten. Heute aber ist das Ansehen der römischen Kirche dort gesunken. Auch auftauchende, sich gegen die Mission wendende Secten sind wieder in Nichts zerfallen.

(A. G. L. R.)

Die Stationen der Berliner Ostafrikanischen Missionsgesellschaft sind jetzt nach den beiden Sprachgebieten, in denen sie gelegen sind, in zwei Conferenzzreise getheilt worden. Alljährlich werden sich die auf ihnen stationirten Missionare zu einer Conferenz vereinigen, in welcher die Aufgaben und Nöthe des Gebiets zur Sprache kommen sollen. Zu dem Bezirk, welcher die Küste um Usaramo umfaßt, und in dem Kisuheli gesprochen wird, gehören die Stationen Dar-es-Salaam, Tanga, Kisserawa und Maavromango. Der andere Conferenzzreis, in dem die Sprache der Waschamba, das Kischambaa gesprochen wird, wird von drei Usambara-Stationen, Hohenfriedberg, Bethel und Wuga, gebildet. Sobald sich die Mission in Usaramo erweitert und vertieft hat, werden sich die Missionare unter den Wasaramo besonders zu vereinigen haben, so daß das Berliner Gebiet dann in drei Conferenzzbezirke zerfällt. Alle drei Jahre soll eine Generalconferenz der Missionare aller Stationen zur Besprechung der allgemeinen Aufgaben und Nöthe der Mission stattfinden.

(D. G. R.)

Uebertritt zum Protestantismus. Kürzlich trat in Rom ein jüngerer Theologe, de Lorenzi, geboren 1863, seit drei Jahren Professor der Dogmatik, zum Protestantismus über. Noch am 30. Juli hatte ihm der Cardinal Parochi ein schmeichelhaftes Zeugniß ausgestellt. In seinem Schreiben vom 5. October an das Committee der freien evangelischen Kirche Italiens, in welchem er um Aufnahme bat, sagt er u. a. : „Der Schreiber bekennt, er habe seit Langem sich in der Finsterniß hin und her schwanken sehen und früher nie die Ruhe des Geistes und den Frieden des Herzens gekostet, welche doch das Unterpfand der Kinder Gottes sind; auch sei es ihm nie geglückt, die Augen nach dem Lichte der Wahrheit zu öffnen, bis sie ihm vom Heiligen Geist gezeigt wurde. Da erst fühlte er, wie sich in sein Herz die Freude ergoß, die dem eigen ist, der sich frei und von aller Claverei erlöst weiß,



durch das Blut des unbefleckten Lammes. Da empfand er aber auch stark als seine Pflicht, sich mit allen seinen Kräften dem Kampf gegen jene Irrthümer zu widmen, welche er wissentlich oder unwissentlich gelehrt hatte.“ (D. E. R.)

**Spanien.** Das 25jährige Jubiläum der deutsch-evangelischen Mission in Spanien, welche dort von Pastor Fliedner betrieben wird, gibt der ultramontanen Presse Anlaß, die Berichte Fliedners einer Kritik zu unterziehen. Die „Germania“ erklärt sie zumeist für übertrieben und unwahr und läßt sich von ihrem „in den höchsten Kreisen in Spanien verkehrenden Gewährsmann“ Folgendes schreiben: „Es gibt kein freieres Land in religiöser Hinsicht wie das hiesige; obwohl die katholische Religion Staatsreligion ist, wird doch niemand wegen seines andern Glaubens behelligt.“ Daß die „Germania“ dies selbst glaubt, trauen wir ihr doch nicht zu. Denn, um nur etwas Neuere zu erwähnen, es kann ihr doch nicht der Scandal bei der altkatholischen Bischofsweihe in Madrid ganz verborgen geblieben sein. (A. E. R.)

**Nochmals die Römischen unter sich.** Wie theilten schon in dem vorigen Heft dieser Zeitschrift mit, wie die Römischen in Spanien sich gelegentlich der Processionen bekämpfen. Aus Portugal wird Folgendes berichtet: Die Jubiläumsfeier des heiligen Antonius von Padua sammt dem damit verbundenen internationalen Katholikencongreß ließ in Lissabon den bei den Römischen so sehr gesuchten Glanz vermiffen. Die Betheiligung der Ausländer war eine sehr schwache; der Congreß zählte nicht mehr als fünf ausländische Mitglieder, und von den ausländischen Parlamentariern, deren Erscheinen angekündigt war, hatte sich kein einziger eingefunden. Der Congreß hat während seiner fünftägigen Dauer ein ziemlich stilles Dasein geführt. In der Bevölkerung fand er sowie die arrangirten Festlichkeiten sehr schwache Theilnahme, ja von einigen Seiten sogar lebhaften Widerspruch. Die Republicaner hielten, während der Congreß tagte, ein „antijesuitisches Meeting“ ab, und eine größere Anzahl von „Freidenkern“ unternahm eine Wallfahrt zum Grabe der Frau Sara da Mattos, welche angeblich vor vier Jahren von einer Klosterfrau vergiftet worden sein soll. In der oppositionellen, zumal in der republicanischen und anarchistischen Presse wurden die Festlichkeiten mit Schmähungen überhäuft; die Früchte blieben denn auch nicht aus, indem die öffentlichen Aufzüge in den Straßen durch eine aufgeheßte Menge erhebliche Störungen erlitten. Ein Fackelzug wurde durch das wilde Gebahren eines Haufens von Leuten, welche unter Gejohle die Lampions und sonstigen Beleuchtungsgegenstände auslöschten und zerstörten, vollständig vereitelt. Ein zweiter Fackelzug machte durch die äußerst geringe Zahl der Theilnehmer und zumal durch deren höchst fragwürdiges Aussehen einen so kläglichen Eindruck, daß er gewiß besser unterblieben wäre. Die peinlichsten Scenen ereigneten sich gelegentlich der großen Antoniusprocession. Eine Gruppe von Leuten stieß antikirchliche und republicanische Rufe aus und verteilte Schriften ähnlichen Inhalts, darunter eine Nummer des in Lissabon erscheinenden anarchischen Blattes „Propaganda“. Als die Polizeiorgane zur Verhaftung der ärgsten Schreyer schritten, entstand im Publicum eine arge Panik, bei welcher viele Personen Verletzungen, darunter auch manche schwere, erlitten. Eigenthümlicher Weise war die Municipalgarde, die doch zu helfendem und beruhigendem Eingreifen berufen gewesen wäre, eifriger als alle andern auf die Flucht aus dem Gedränge bedacht. Die Procession konnte nach einer halben Stunde, mit zerrissenen Fahnen und sonstigen beschädigten Emblemen, fortgesetzt werden.